eingeſtanden, aber feſt und entſchieden hatte er jede Mitſchuld der Gräfin abgeleugnet. Sie war nur von ihm getäuſcht worden, ſie ſelber war ganz unſchuldig und arglos!

Aber dieſe Caſſette mit zwanzigtauſend Ducaten, welche man bei ihr gefunden, dieſe Caſſette zeugte wider die Gräfin Baillou. Graf Podſtadzky hatte ihr ſtets nur Bankozettel gegeben. Woher alſo, da ſie geſtanden, daß ſie bei ihrer Ankunft in Wien gar kein Vermögen beſeſſen, woher hatte ſie die bedeutenden Summen genommen? Man hatte der Gräfin, welche noch immer verhaftet war, dieſe Frage vorgelegt, und ſie hatte ohne Zaudern erwidert: die Hälfte dieſer Summe habe ſie am Spieltiſch und aus den Geſchenken ihrer reichen und vornehmen Anbeter gewonnen, die andere Hälfte aber verdanke ſie der Freigebigkeit des Oberſten von Szekuly, der ihr eines Tages dieſe Summe geſchenkt habe.

Aber man wußte, daß Herr von Szekuly kein perſönliches Vermögen beſaß, und alſo nicht im Stande ſei, ein Geſchenk von zehntauſend Gulden zu machen. Und dennoch geſtand der Obriſtlieutenant ohne Zaudern, wenn auch tief erbleichend ein, daß die Gräfin Baillou wirklich dieſe Summe von ihm empfangen habe.

Von einem entſetzlichen Verdacht geleitet, unterſuchte man jetzt die in ſeinen Händen und unter ſeiner Aufſicht befindliche Regimentskaſſe, und — ſtatt der ſechszigtauſend Gulden, welche in derſelben enthalten ſein ſollten, fand man dieſelbe leer.

Herr von Szekuly geſtand, daß er dieſes Geld der Kaſſe entnommen habe, in dem guten Glauben, es in kürzeſter Zeit durch den Verkauf von wichtigen Papieren erſetzen zu können.

Wo waren dieſe Papiere? Man fand ſie nicht, und Herr von Szekuly weigerte ſich ſtandhaft, irgend eine weitere Auskunft darüber zu geben. Er allein war der Schuldige, Er hatte die ſechszigtauſend Gulden der Kriegskaſſe entwendet. Man ſolle ihn alſo verhaften und ihn beſtrafen nach der Schwere des Geſetzes.

Der Obriſtlieutenant von Szekuly, der ungariſche Baron, der Verwandte der vornehmſten ungariſchen Magnaten ward verhaftet und des gemeinen Diebſtahls unter den erſchwerendſten Umſtänden angeklagt.

Und jetzt, ſagte man, waren die beiden Erkenntniſſe des Hofgerichts

~~UNS. 35 d. 13~~
Vet. Ger. III. B. 462

Presented by the
Misses Fitz Gerald

PROUDFOOT BINDER 73 GEORGE ST EUSTON SQA.

Kaiſer Joſeph der Zweite

und

ſein Hof.

Von

L. Mühlbach.

Dritte und letzte Abtheilung:

Kaiſer Joſeph als Selbſtherrſcher.

Erſter Band.

Sechste Auflage.

Berlin, 1860.

Druck und Verlag von Otto Janke.

Digitized by Google

Kaiſer Joſeph

als

Selbſtherrſcher.

Von

L. Mühlbach.

Erſter Band.

Sechste Auflage.

Berlin, 1860.

Druck und Verlag von Otto Janke.

Digitized by Google

TAYLOR INSTITUTION
LIBRARY
14 JUL 1952
UNIVERSITY OF OXFORD

Erſtes Buch.

Der baieriſche Erbfolgekrieg.

I.

Der Tod des Churfürsten von Baiern.

In den Galagemächern der kaiserlichen Hofburg zu Wien bewegte sich eine glänzende, von Brillanten, Ordensbändern und Sternen funkelnde Gesellschaft auf und ab. Nicht allein der ganze hohe Adel Wiens, sondern die Aristokratie der ganzen österreichischen Monarchie war an diesem Abend in der Hofburg erschienen, um der Kaiserin Maria Theresia und dem erst kürzlich von seiner Reise heimgekehrten Kaiser Joseph ihre Huldigung darzubringen. — Es war der 1. Januar des Jahres 1778, und da der Neujahrstag der einzige Galatag war, den Kaiser Josephs neue Verordnungen dem Kaiserhofe gelassen hatten, so beeilte sich Jedermann, diesen Tag zu benutzen und sich im reichsten Costüm und allem Schmuck der Brillanten und Orden darzustellen.

Die Kaiserin Maria Theresia war wie immer in ihren dunklen Trauerkleidern geblieben, und die große Einfachheit ihres dunkelgrauen langschleppigen Gewandes, das durch keine Verzierung, keinen Schmuck gehoben ward, contrastirte seltsam zu den schimmernden Gewändern, den Blumenguirlanden, den funkelnden Brillanten der übrigen Damen. Aber dennoch, trotz ihrer Einfachheit und ihrer unscheinbaren Gewänder, erkannte man in dieser hohen, stolzen Gestalt, welche da umgeben von den kaiserlichen Prinzessinnen die Säle durchschritt, die Kaiserin, die gebietende Frau. Niemand außer ihr trug das Haupt so erhoben und aufrecht, keine andere Frau hatte einen so flammenden, gebieterischen Blick. Maria Theresia war noch immer die Kaiserin und Herrin, aber — sie war eine alte Frau geworden.

Das Alter hatte mit unerbittlichem Finger seine geheimnißvolle Runenschrift durch das einst so strahlende und schöne Antlitz der österreichischen Kaiserin gezogen, und die Sorgen und Mühen ihres sechs-

zigjährigen Lebens waren auf ihrer hohen umwölkten Stirn verzeichnet. Und nicht blos das Alter und die Sorgen hatten das Antlitz der Kaiserin verändert, sondern ein schlimmer Unfall hatte die letzten Spuren einstiger Schönheit, welche Alter und Sorgen vielleicht noch geschont hatten, zerstört. Maria Theresia war, von dem Preßburger Schloß herabfahrend, umgeworfen und so ungestüm gegen einen Stein geschleudert worden, daß sie leblos und blutend neben demselben liegen blieb. Der harte Schlag hatte besonders ihr Antlitz getroffen, das aus mehr als einer, von dem spitzigen Gestein verursachten Wunde blutete, und diese verharrschten, gerötheten Wundennarben entstellten ihr Gesicht und nahmen selbst ihrem Lächeln den Zauber, den es bis dahin trotz ihres Alters immer noch besessen. — Außerdem hatte auch die schöne, hoheitsvolle Gestalt der Kaiserin sich verändert, die schlanke Taille, die ebenmäßige Fülle war untergegangen in der Ueberfülle des Fleisches, und nur langsam, schwerfällig und keuchend bewegte diese colossale, ungewöhnlich corpulente und fette Gestalt der Kaiserin sich jetzt durch die Säle, in welchen sie einst, umstrahlt von Jugend, Schönheit, Glück und Liebe, an der Seite eines angebeteten Gemahls leicht und anmuthig dahingeschwebt war.

Nur Eines war unverändert geblieben an der Kaiserin, das waren ihre Augen, diese großen, brennenden Augen, welche im raschen Wechsel bald aufleuchteten im Blitz der Heiterkeit und des Wohlwollens, bald sich verfinsterten zu flammenden Zornesblicken.

Aber heute war in diesen großen, kühnen Augen der Kaiserin weder Heiterkeit noch auch Zorn oder Unmuth zu lesen, sie blickten vielmehr trübe und gedankenvoll bald im Saal umher, oder hefteten sich zerstreut und theilnahmlos auf die Karten hin, welche die Kaiserin, die sich eben an den Spieltisch gesetzt hatte, in ihrer Hand hielt. Zuweilen schweiften ihre Augen mit einem raschen, forschenden Blick zu ihrem Sohne, dem Kaiser, hin, der neben ihrem Stuhl stand und sich lebhaft und angelegentlich mit einigen Cavalieren unterhielt. Das heitere, blühende Aussehen des Kaisers, seine unbefangene, sorglose Miene schienen alsdann Maria Theresia zu beruhigen, sie wandte sich jetzt mit mehr Aufmerksamkeit den Karten zu und folgte mit theilnahmsvoller Lebhaftigkeit dem Gang des Spiels, das sich eben zu ihren Ungunsten zu entscheiden schien.

In dem großen von Gold und Spiegeln funkelnden Saal war jetzt eine allgemeine Stille eingetreten, denn gleich der Kaiserin hatten auch die Prinzessinnen sich zum Kartenspiel niedergelassen, und zwischen den vier Spieltischen bewegte sich die übrige Gesellschaft nur langsam und vorsichtig umher, und stand in einzelnen Gruppen leise flüsternd da, um das Spiel der Kaiserin nicht zu stören.

Maria Theresia, wie gesagt, war jetzt ganz und gar mit ihren Karten beschäftigt, und in dem Eifer dieser Beschäftigung bemerkte sie gar nicht, daß sich soeben einer der Kammerherren dem Kaiser genähert und ihm leise einige Worte gesagt hatte. Diese Worte schienen aber auf den Kaiser einen tiefen Eindruck zu machen, denn er hatte sich sofort mit raschen Schritten entfernt und durch eine Seitenthür den Saal verlassen.

Niemanden indessen war dieses Fortgehen des Kaisers aufgefallen, denn Joseph, welcher niemals spielte, pflegte, sobald die Kaiserin allabendlich sich an den Spieltisch gesetzt hatte, sich in seine Gemächer zurückzuziehen, und Niemand zweifelte, daß er auch an dem heutigen Galatage dieser Gewohnheit gefolgt sei, welche ihn heute überdies von dem lästigen Zwange der Etikette befreite.

Auch die Kaiserin Maria Theresia, welche eben bei einem flüchtigen Umblicken die Entfernung des Kaisers bemerkt hatte, schien dieselbe ganz ordnungsmäßig zu finden, sie spielte ruhig weiter und wandte sich dabei mit scherzenden Worten über ihr unglückliches Spiel an den Oberhofmeister von Dietrichstein, der jetzt neben ihren Stuhl getreten war.

Aber in diesem Moment öffnete sich da drüben die Seitenthür, und der Kaiser trat wieder in den Saal ein. Sein Antlitz war bleich und erregt, seine Augen flammten, seine Lippen zuckten vor innerer Bewegung, und mit hastigen Schritten näherte er sich dem Spieltisch der Kaiserin.

Maria Theresia hatte ihn nicht bemerkt; sie hatte eben den Grafen Dietrichstein beauftragt, statt ihrer die Karten zu vertheilen, und lehnte sich, das Ende der Vertheilung erwartend, in ihren Fauteuil zurück. In diesem Augenblick stand der Kaiser hinter ihr, und sich zu seiner Mutter niederneigend, flüsterte er hastig einige Worte in ihr Ohr.

Maria Theresia zuckte zusammen, und die Karten, welche sie eben vom Spieltisch genommen, entsanken ihrer Hand. Mit ungewöhnlicher

Leichtigkeit und Hast erhob sie sich von ihrem Lehnsessel, und ohne ihren Mitspielenden nur ein Wort der Entschuldigung und des Bedauerns zu gönnen, verließ sie den Spieltisch und schritt rasch, kaum sich lehnend auf den Arm des Kaisers, durch den Saal dahin nach jener kleinen Seitenthür, durch welche Joseph eingetreten war.

Dieses Fortgehen der Kaiserin war so schnell, so unerwartet geschehen, daß nur der kleinste Theil der Gesellschaft dasselbe bemerkt hatte; selbst die Erzherzoginnen, deren Tische umringt waren von Damen und Cavalieren, hatten nichts davon geahnt und spielten ruhig und gelassen weiter. Aber wie der Kaiser sich seiner Mutter genähert und ihr einige Worte zugeflüstert hatte, so näherte sich jetzt den Prinzessinnen der Oberhofmeister Graf Dietrichstein und flüsterte ihnen einige Worte zu. Sofort ließen die Prinzessinnen die Karten fallen, nnd sich von ihren Sitzen erhebend, verließen auch sie ohne Entschuldigung und ohne Gruß den Saal, um sich zurückzuziehen.

Staunend und verwundert schaute die zurückgebliebene Gesellschaft einander an, und leise flüsterte hier und dort Einer dem Andern in's Ohr: etwas Außerordentliches muß geschehen sein! Ein unerwartetes, folgenreiches Ereigniß muß eingetreten sein, sonst würde die Kaiserin nicht auf so ungewöhnliche Art sich entfernt haben!

Aber worin konnte dies Ereigniß bestehen? War es die Aussicht auf einen nahen Krieg, welche des Kaisers Antlitz so aufleuchten machte in Freude und Stolz, war es eine Todesbotschaft, welche der Kaiserin Augen so umdüsterte und eine trübe Wolke auf ihre Stirn hernieder-senkte?

Niemand wußte dies zu sagen; in sich gekehrt, verstimmt und sorgenvoll der Zukunft entgegenblickend, zog die glänzende, auserlesene Gesellschaft, welche einige Minuten zuvor noch mit so heiteren, glückstrahlenden Gesichtern sich um die kaiserliche Familie gedrängt hatte, sich zurück, und das Rollen der Wagen, das bald darauf sich von dem Hof der Burg vernehmen ließ und wie ein langanhaltender, grollender Donner die jetzt vereinsamten, glänzenden Säle durchhallte, verkündigte, daß das Galafest beendigt sei und die Hofgesellschaft nach Hause eile, ihre Brillanten und glänzenden Gewänder abzulegen.

Während dies in den Empfangssälen geschah, hatte Maria Theresia, wie gesagt, auf den Arm ihres Sohnes gestützt, sich durch die Seiten-

thür in das anſtoßende Gemach begeben. Sie durchſchritt es raſch und trat mit Joſeph in das nächſte Zimmer ein.

An der Thür deſſelben trat ihr Fürſt Kaunitz entgegen, dicht eingehüllt in einen bis auf die Füße herabwallenden Pelz, die Hände und Arme verſteckt in einem Muff, den er zum Schutz gegen die Kälte, welche immer in den Wohnungen der heißblütigen Kaiſerin zu herrſchen pflegte, ſorgſam bis zu ſeinen Lippen emporgehoben hatte.

Die Kaiſerin erwiederte ſeinen ehrfurchsvollen Gruß nur mit einem raſchen Kopfneigen und ſchritt vorwärts zu dem Fauteuil hin, der da neben dem runden Tiſch in der Mitte des Zimmers ſtand. Athemlos, erſchöpft von dem raſchen Gang, mehr noch von der inneren Aufregung, ließ Maria Thereſia ſich in den Lehnſeſſel niedergleiten und warf keuchend und nach Athem ringend ihr Haupt zurück an die hohe Lehne des Stuhls. Schweigend und mit ernſten Mienen ſtand der Kaiſer ihr gegenüber, und auf einen Wink ſeiner Hand ſchritt Fürſt Kaunitz mit ſeiner gewohnten langſamen und ernſten Würde zu ihnen heran.

Maria Thereſia heftete auf ihn ihre großen Augen, in denen ein trübes Feuer glühte. Sage Er, Herr Fürſt, ſprach ſie dann hochaufathmend, iſt's wirklich wahr, was mir der Kaiſer ſagt, iſt der Churfürſt von Baiern wirklich geſtorben?

Ja, Majeſtät, der Churfürſt Maximilian Joſeph herrſcht nicht mehr in München, er hat es auf immer verlaſſen, ſagte Kaunitz feierlich. Hier iſt die Depeſche, die unſer Geſandter in München ſofort nach dieſem Ereigniß an mich hat abgehen laſſen. — Er wollte der Kaiſerin das Papier überreichen, ſie lehnte es indeſſen mit einer raſchen Handbewegung ab. Bin jetzt nicht aufgelegt, die Depeſche zu leſen. Gebe Er ſie meinem Herrn Sohn hin, daß der ſie leſe, und hab' Er die Güte, nur raſch zu erzählen, wie Alles ſich ſo ſchnell und unerwartet begeben hat?

Des Fürſten Stirn bewölkte ſich, und die Lippen feſt aufeinander preſſend, reichte er die Depeſche dem Kaiſer dar. Joſeph nahm dieſelbe, und indem ſein Auge den trüben, angſtvollen Blicken des Fürſten begegnete, flog ein ſanftes Lächeln über des Kaiſers Antlitz hin.

Ich bitte Ew. Majeſtät, den Herrn Fürſten von dieſer Erzählung zu entbinden, und ſie mir zu übertragen, ſagte der Kaiſer faſt bittend. Se. Durchlaucht iſt ohne Zweifel auch ein wenig erſchöpft von dem

Weg hierher, und da er die Depesche bereits kennt und gelesen hat, so ist es nicht nöthig, daß er ihr noch einmal zuhört. Ew. Majestät werden daher gewiß erlauben, daß der Fürst sich dort drüben auf dem Fauteuil, der in der Fensternische steht, ein wenig niederlasse, und es dort abwarte, bis ich Ew. Majestät mit dem Inhalt der Depesche bekannt gemacht habe.

Die Kaiserin nickte hastig Gewährung, und der Fürst, dessen Stirn sich jetzt wieder aufgeklärt hatte, wandte sich ab und schritt nach dem von Joseph bezeichneten Lehnstuhl hin, der an der äußersten Ecke des großen Gemaches und weit genug entfernt stand, um den Fürsten nicht zu zwingen, das zu hören, was der Kaiser mit seiner Mutter zu sprechen hatte.

Joseph schaute sinnend und lächelnd der hohen, steifen Gestalt des alten Fürsten nach, und erst als dieser sich langsam auf dem Fauteuil in der Fensternische niedergelassen und die schweren seidenen Vorhänge hinter sich zugezogen hatte, so daß er ganz und gar hinter denselben verschwunden war, wandte Joseph sich wieder der Kaiserin zu.

Verzeihen Ew. Majestät, sagte er leise, aber Sie wissen ja, welch einen Abscheu der Fürst vor einigen Worten und Ideen hat, und daß er es nicht vertragen kann, wenn man zu ihm vom Tode und von den Blattern spricht. Beide Worte aber sind der Hauptinhalt dieser Depesche, deshalb bat ich Ew. Majestät, dem Fürsten zu erlauben, daß er sich ein wenig zurückziehen dürfe.

Es war schön von Dir, mein Sohn, daß Du nicht vergaßest, was mir in der Aufregung des Momentes entfallen war, rief die Kaiserin hastig. Aber Du sagst, es sei in dieser Depesche von den Blattern die Rede? Ist denn der Churfürst Maximilian Joseph an den Blattern gestorben?

Ja, Majestät, an den Blattern, wie seine Schwester, meine unglückliche Gemahlin Josepha, sagte der Kaiser ernst.

Seltsam, flüsterte Maria Theresia sinnend. Die Josepha hat mir oft erzählt, daß ihr Bruder die bestimmte Ahnung habe, er werde eines Tages an den Pocken sterben, und daß er deshalb mit ängstlicher Sorgfalt sich vor jeder Ansteckung zu sichern trachte.

Ew. Majestät sehen also, daß man sein Geschick ahnen und wissen, und ihm doch nicht entrinnen kann. Das Schicksal zeichnet dem Men-

schen seinen Lebensweg vor, und er muß ihn wandern, ob er ein Fürst oder ein Bettler sei! Der Churfürst ahnte, daß er an den Blattern sterben werde, er suchte sorgfältig sich vor jeder Ansteckung zu sichern, und er ist doch an den Blattern gestorben!

Die Kaiserin schüttelte sinnend ihr Haupt. Und wie ist denn die Krankheit zu ihm gekommen? fragte sie.

Durch Ansteckung, Majestät; Sie sehen wohl, Niemand entrinnt seinem Schicksal. Eine junge Dame, Frau von Riva, die Tochter des churfürstlichen Oberhofmarschalls, war zum Besuch nach München gekommen, und logirte bei ihrem Vater im Schlosse selbst. Dort überfiel sie diese unheilvolle Krankheit, die man indeß dem Churfürsten sorgsam zu verbergen suchte. Er hatte in der That keine Ahnung davon, daß der Feind, dem er so angstvoll auszuweichen strebte, bereits mit Posaunenschall in sein Schloß eingeschritten sei, und er war in heiterster Stimmung in Gesellschaft einiger Freunde beim Billardspiel beschäftigt, als der Oberhofmarschall, welcher eben von dem Krankenbett seiner Tochter kam, zu ihm in das Zimmer eintrat. Der Churfürst spielte ruhig weiter; auf einmal aber sah man ihn erbleichen und schwanken, und mit dem Ruf: „Eine Person hier im Zimmer hat die Blattern, ich fühle es!“ sank er ohnmächtig zusammen. Man trug ihn sofort auf sein Lager, und den Bemühungen seiner Aerzte gelang es, ihn nach einigen Stunden wieder zum Leben zu erwecken, aber bald darauf zeigten sich auch schon die Symptome dieser fürchterlichen Krankheit, welcher der Churfürst nach wenigen Tagen der Qualen erlegen ist.*) Das, Ew. Majestät, ist der Inhalt dieser Depesche, welche Graf Hartig sofort nach dem Ableben des Churfürsten an Kannitz abgesandt hat. Befehlen Ew. Majestät, daß ich die Depesche vorlese?

Nein, mein Sohn, ich danke Ihnen, sagte die Kaiserin trübe. Wir wissen, was uns zu wissen nöthig ist. Der Churfürst ist todt, der Sohn meines Feindes, welcher mir einst mein Erbe entziehen wollte und mit mir als Kaiser Karl VII. um meine Lande und um meine Kaiserkrone kämpfte, er ist todt, und seine Herrlichkeit ist in Staub zerfallen, wie die Herrlichkeit seines Vaters.

---

*) Wraxall: Memoirs of the Courts of Berlin, Vienna etc. Vol. I. Seite 306.

Ja, er ist todt, der Churfürst Maximilian Joseph, sagte Joseph ernst, der Bruder meiner Feindin, welche zwei Jahre lang den harten Kampf der Ehe mit mir gekämpft hat, ist heimgegangen zu seiner Schwester, der Kaiserin Josepha, zu seinem Vater, dem Kaiser Karl, denen Beiden die Kaiserkrone von Deutschland das Haupt so schwer niedergebeugt hat, daß der Tod allein es wieder aufzurichten vermochte. Ich habe es Josepha, so lange sie lebte, niemals verzeihen können, daß sie meine Gemahlin geworden und mich mit der Schmach dieser schauerlichen Ehe belastet hatte; jetzt aber in dieser Stunde vergebe ich es ihr, vergebe ihr alles Leid, das ich durch sie erduldete, denn in dieser Stunde reicht mir die todte Kaiserin aus dem Grabe den Brautschatz dar und ernennt mich zu ihrem Erben. Dieser Brautschatz heißt Baiern, und wir müssen uns beeilen, ihn anzunehmen, bevor Andere uns zuvorkommen.

Die Kaiserin erbebte und heftete ihre großen Augen mit einem Ausdruck des Schreckens und der Furcht auf das strahlende Antlitz ihres Sohnes.

Will mir der Herr Kaiser ein Gegenstück liefern zu der unglücklichen Theilung Polens? fragte sie hastig. Hab' noch auf meiner Seele und meinem Gewissen diese Last der polnischen Erbschaft liegen, die wir auch ohne Testament und Recht an uns genommen, kann's noch immer nit verwinden, daß ich, blos weil wir die Stärkeren und Kräftigeren waren, dem kleineren unglücklichen Nachbarn Polen nahmen, was sein war, und was er nur nit festhalten konnte, weil seine Hände schwach und fieberkrank waren. Werd' aber nimmer meine Einwilligung geben, daß wir abermals so handeln und uns bereichern auf Kosten eines schwächern Nachbarn. Lasse der Herr Sohn sich das gesagt sein, und versuche Er nit wieder, mich zu Seinem Willen zu bekehren, denn ich sag Ihm, diesmal wird es Ihm nicht gelingen, und mein' doch, daß ich noch immer die Kaiserin bin, und daß Mein Wille allein mein Land lenkt und regiert.

Der Kaiser verneigte sich. Ew. Majestät müssen mir das Zeugniß geben, daß ich niemals gewagt habe, mich gegen den gebieterischen Willen meiner Kaiserin aufzulehnen, sondern mich demselben immer in Demuth und Gehorsam unterworfen habe. Aber, da wir jetzt mit dem Inhalt der Depesche fertig sind, werden Ew. Majestät wohl erlauben,

daß ich den Fürsten aus seinem Versteck hervorhole, damit er Theil nehme an unserer Berathung?

Maria Theresia nickte leicht mit dem Kopf, und indem der Kaiser rasch das Zimmer durchschritt, schlug er die Vorhänge zurück, hinter welchen der Fürst sich verborgen hatte, um nichts von der fürchterlichen Unterredung zu vernehmen.

Kommen Sie, Durchlaucht, flüsterte Joseph leise und hastig. Helfen Sie mir die Kaiserin überzeugen, daß Baiern unser werden muß. Ich fürchte, es wird einen harten Kampf geben.

Bei welchem wir indeß siegen werden, sagte Kaunitz gelassen, sich von seinem Sitz aufrichtend und dem Kaiser folgend, der sich jetzt wieder seiner Mutter näherte.

Maria Theresia schaute Beiden mit finsteren Blicken und einem trüben Lächeln entgegen. Seh's wohl an Euren Gesichtern und an Euren Mienen, daß Ihr Beide einig seid, sagte sie hastig, daß der Kaiser und der Fürst zwei Bundesgenossen sind, welche es sich vorgenommen haben, meinen Widerstand zu besiegen. Ja, Ihr seid Eurer Zwei, und ich, — ich bin allein, bin immer allein, seit mein schöner und lieber Kaiser Franz mich verlassen hat, bin immer einsam und allein, und muß meinen Willen durchfechten gegen Euch Zwei, oder muß nachgeben wider meinen Willen. Es ist aber nicht rühmlich, denk' ich, sich Zwei gegen Einen zu stellen, und sollt' eigentlich vermeinen, daß des Fürsten Platz an meiner Seite ist, und nit da drüben bei dem jungen Kaiser, der es macht, wie alle Nachfolger es ihren Vorgängern thun, der mir opponirt, und meint, daß er Alles besser weiß, als seine Kaiserin und Mutter. Sag' Er doch, Herr Fürst, will er mir auch opponiren und wider mich sein? Will Er auch Seine Kaiserin verlassen und ihr die Treue brechen?

Es lebt Niemand auf der Welt, welcher sagen kann, daß Fürst Kaunitz ihm die Treue gebrochen hat, sagte Kaunitz feierlich. Ganz Europa weiß, daß Kaunitz ein Mann von Wort und von Ehre ist, und geleistete Versprechen niemals zurücknimmt. Ich habe Ew. Majestät eines Tages geschworen, daß ich mein ganzes Leben und die ganze Kraft meines Geistes und meines Kopfes dem Dienste Oesterreichs weihen wolle, und ich werde mein Wort treulichst erfüllen, es sei denn, daß Ew. Majestät mich meines Schwurs entbinden und mich gehen heißen.

Ach, das heißt, Er droht mir schon wieder mit seiner Amtsniederlegung? rief die Kaiserin heftig. Er will sich wieder einmal zurückziehen, wenn ich Ihm nit beistimme und will nit mehr mein Minister bleiben, wenn ich Meinem Willen und nit dem Seinen folge. Laß Er es sich aber gesagt sein, daß die Maria Theresia fest entschlossen ist, bis an das Ende ihres Lebens die regierende Kaiserin zu sein, und daß weder ihr Mitregent, noch ihr Minister sie daran hindern sollen. Und jetzt, da Ihr Beide das wißt, jetzt laßt uns frei und offen mit einander reden, und uns zu einer Staatsconferenz mit einander vereinigen. Ich ersuche den Kaiser, hier an meiner Seite Platz zu nehmen, und Er, Herr Fürst, wird die Güte haben, sich mir da gegenüber zu setzen. Mag Ihm gern Aug' in Auge schauen, in Seinem Antlitz lesen, ob sein Herz wahr und aufrichtig meint, was die diplomatischen Lippen sprechen. Und jetzt, da wir Alle unsere Plätze eingenommen, jetzt ersuche ich zuerst den Herrn Kaiser, mir grade und offen seine Meinung zu sagen, und was Er meint, das wir zu thun haben bei diesem unerwarteten Ableben des Churfürsten von Baiern?

Grade und offen denn, rief Joseph rasch, ich meine, daß wir sofort unsere Regimenter marschiren lassen müssen, um Baiern, welches jetzt, nach dem Aussterben des Wilhelminischen Mannesstammes, zum Mindesten ein eröffnetes Reichslehen ist, zu besetzen, und es dem Hause Oesterreich, welches unbezweifelte Rechtsansprüche auf dieses Reichslehen hat, zu erhalten.

Hat Oesterreich wirklich unbezweifelte Rechtsansprüche an das Churfürstenthum Baiern? fragte Maria Theresia mit erzwungener Ruhe.

Der Kaiser sah seine Mutter mit staunenden und fragenden Blicken an. Haben Ew. Majestät nicht die Gnade gehabt, die Schriften und Actenstücke zu lesen, welche unsere Geschichtsschreiber und Historiographen auf meinen Wunsch verfaßt haben, und welche ich die Ehre hatte, Eurer Majestät zu übergeben?

Ich habe sie gelesen, sagte die Kaiserin traurig, ich habe diese Documente gelesen, aus welchen man zu beweisen sucht, daß Oesterreich wohlbegründete Ansprüche an Niederbaiern habe, weil Kaiser Siegmund im Jahre 1419 seinen Schwiegersohn Albrecht von Oesterreich damit belehnt habe. Ich haber ferner gelesen, daß Oesterreich Ansprüche habe auf die schwäbische Reichsherrschaft Mindelheim, worauf Kaiser Matthias

schon im Jahre 1614 dem Erzhause die Anwartschaft gegeben, und welche nachher, als der Churfürst von Baiern 1706 in die Acht fiel, auch wirklich vom Kaiser von Oesterreich in Besitz genommen ward. Hab' ferner all die Actenstücke gelesen, welche beweisen, daß die Oberpfalz mit allen ihren Grafschaften jetzt nach dem Absterben der Wilhelminischen Linie offenes Reichslehen ist, welches der deutsche Kaiser als Reichseigenthum beanspruchen müßte.

Und alles dies hat Ew. Majestät nicht von der Gültigkeit und dem Recht unserer Ansprüche auf Baiern überzeugt? fragte der Kaiser.

Alles dies hat mich nicht überzeugt, daß wir berechtigt und gezwungen sind, aus eitler Habgier und übermüthiger Herrschaft uns Länder zuzueignen, welche nicht nach unbestreitbarem Erbrecht uns zufallen, und deren Besitz wir vielleicht nur mit Gewalt der Waffen und mit Strömen von Menschenblut erzwingen könnten.

Deren Besitz uns aber eins der schönsten Länder Deutschlands zu Eigen gäbe, rief Joseph feurig, deren Besitz Oesterreich seinem großen Ziel, ein deutsches Kaiserreich zu werden, immer näher führen würde. Wenn die Pfalz, wenn Schwaben und Niederbaiern unser ist, dann fließt die Donau nur noch durch Oesterreichische Lande, dann ist unser der Handel der Levante, dann bis zum schwarzen Meer hinab trägt die Donau unsere Handelsschiffe, und eines Tages wird auch der Bosporus sich uns öffnen, und Constantinopel sich gefallen lassen müssen, ein Hafen für Oesterreichische Schiffe, ein Stapelplatz für Oesterreichische Waaren zu werden. Wenn Baiern unser ist, gehört bald ganz Süddeutschland unserm Hause an, denn wie von einem Magnet angezogen werden auch Würtemberg und die kleinern Lande und Grafschaften uns anheimfallen und sich zu Eins verschmelzen mit unserm Oesterreichischen Kaiserstaat, welcher alsdann als ein einiges großes Deutschland dem nordischen Preußen gegenübertreten und fragen wird: ob Preußen den Muth habe, sich loszusagen von Deutschland und allein dazustehen, oder ob es die patriotische Seelengröße hat, aufzugehen in dem großen Ganzen, und das Preußenthum aufzugeben, um Deutschland anzugehören? Oh, ich beschwöre Ew. Majestät, wollen Sie jetzt nicht wanken und zaudern, unser Recht anzuerkennen, und die Hand auszustrecken nach dem, was unser ist. Wollen Sie auch bedenken, daß Baiern selbst uns mit angstvollen hoffenden Blicken entgegenschaut, daß es zittert vor den Erban-

sprüchen des Churfürsten Carl Theodor von der Pfalz, welcher der einzige noch lebende Erbnachfolger des verstorbenen Churfürsten ist. Baiern weiß, daß es von diesem Mann nichts zu hoffen hat, daß er ihm nicht Glück, Wohlstand und die Aussicht auf eine dauernde Dynastie mitbringt, sondern daß er einziehen wird in sein neues Erbe Baiern, umgeben von seinen Maitressen, welche einen ganzen Schwarm natürlicher Kinder mitbringen. Baiern weiß, daß Carl Theodor zu deren Bereicherung, da er ein zärtlicher Vater ist, die baierischen Lande aussaugen und plündern wird, um seinen Kindern, denen er keine Krone, keine Ehre und keinen Namen geben kann, mindestens Geld und Besitz zu hinterlassen. Oh, wollen sich Ew. Majestät also des unglücklichen Baierns erbarmen, wollen Sie es erretten aus den Händen der Wüstlinge, der Pfaffen und Finsterlinge, welche das Ohr Carl Theodors umlagern und mit ihren unzüchtigen Liedern und ihrem frommen Geplärr ihn betäuben und verwirren, daß er ein willenloses Werkzeug in ihren Händen wird. Ew. Majestät haben die Jesuiten aus Ihren Landen verjagt, vollenden Sie jetzt Ihr Werk, verjagen Sie dieselben auch aus Baiern, wo sie Zuflucht und Schutz gefunden haben, und wo sie herrschen würden, wenn Carl Theodor von der Pfalz der Nachfolger des verstorbenen Churfürsten werden könnte. Haben Sie Mitleid mit dem unglücklichen Baiern, erlösen Sie es von den Wirren und neuen Unruhen und Erbfolgestreitigkeiten, die es unvermeidlich bedrohen, wenn der entnervte, kraftlose, alternde Carl Theodor sterben würde und Baiern abermals nach einem Nachfolger zu suchen hätte.

Nun ich mein' doch, daß der Nachfolger für Carl Theodor nit so schwer zu finden ist, und daß der Herzog Carl von Zweibrücken wohl bereit ist, sein Erbe in Anspruch zu nehmen, rief Maria Theresia heftig. Wenn's aber wahr ist, was der Kaiser sagt, wenn die guten Baiern wirklich so gar groß Verlangen hegen, unsere Unterthanen zu werden und sich Oesterreicher zu nennen, so mögen sie doch den Muth haben, das frei und offen zu bekennen und uns zu ihren selbstgewählten Herrschern auszurufen. Denn ich sag's und wiederhol's, ich will's nit machen, wie der König von Preußen einst uns gethan, will nit aus meinen Archiven alte vergilbte Documente hervorsuchen, und damit beweisen, daß das Land, was seit Jahrhunderten Andere besitzen, eigentlich Mein sei, will auch nit für zweifelhaft Recht das Blut meiner

Unterthanen vergießen, und mit frevlerischen Händen die Fackel des Kriegs entzünden, daß er abermals den Wohlstand meines Landes und das Glück meiner Unterthanen in Asche lege. Hab' damals aus tiefster Seele und bester Ueberzeugung den König von Preußen einen bösen und ungerechten Mann genannt, weil er also gethan, will jetzt nit thun, wie er gethan hat, und nit an Baiern handeln, wie er an Schlesien gehandelt hat.

Und also soll Oesterreich diese Erbschaft verlieren, welche ihm gebührt, auf welche es ein unbestreitbares Recht hat? rief Joseph schmerzvoll. Also soll ich abermals verdammt sein, mit unthätigen Händen, in müßiger Ruhe von ferne und im Dunklen zu stehen, während die Weltgeschichte mit ehernem Schritt durch Deutschland dahin schreitet, und ihre spähenden Blicke umherirren läßt nach einem Mann, der Deutschland liebt, der den Muth hat, es groß, mächtig und einig machen zu wollen, und ohne Scheu vor dem Gerede der Welt den Augiasstall der deutschen Reichskammer zu reinigen, all das kleine Gewürm und Geschmeiß, welches sich da fest genistet, zu verjagen, und die kleinen Kronen einzuschmelzen, auf daß daraus die einige große Kaiserkrone Deutschlands hervorgehe? Oh, sagen Ew. Majestät nicht, daß ich diesen schönsten Traum meines Lebens wieder aufgeben muß, daß es mir nicht vergönnt sein soll, zu thun, was ich muß und kann, dem armen Deutschland seine Einheit und Kraft wiederzugeben, und ihm in Wahrheit ein Kaiser zu sein. Nehmen Sie Ihr Wort zurück, Majestät, sagen Sie nicht, daß Sie Baiern aufgeben wollen, weil es möglich sei, daß man unsere Rechte auf Baiern bezweifeln kann. Und wären unsere materiellen Rechte noch zweifelhafter, als sie es sind, so haben wir dennoch moralische und politische Rechte auf Baiern, welche Jedermann anerkennen wird und muß, moralische Rechte, denn wir bringen Baiern zum Ersatz für einen despotischen, wollüstigen Herrscher, dessen Ohr von Jesuiten, Maitressen und Wucherern belagert wird, das edle, keusche und uneigennutzige Regiment einer tugendhaften Kaiserin, welche den Baiern statt der Finsterniß das Licht, statt der Heuchelei die Wahrheit, statt des Despotismus die Freiheit geben will. Wir haben politische Rechte auf Baiern, denn die alten Erbverträge unseres Hauses scheinen in ahnungsvoller Weisheit den Moment vorhergesehen zu haben, wo Oesterreich nach Innen so groß, sicher und

fest steht, daß es nach Außen an Vergrößerung und Machterweiterung denken kann, und deshalb haben unsere Vorfahren uns gewissermaßen schon eine Thür geöffnet, und uns den Weg geebnet, der uns über die Grenze Baierns nach dem Thron und Besitz dieses Landes führt. Oh, Majestät, es sind unsere erlauchten Ahnen, welche aus diesen bestäubten, mit ihrer Unterschrift gezeichneten Documenten die Hand hervorheben und hinüber deutend nach Baiern uns zurufen: „nehmt, was Euer ist, und was unser Wort und unser Gedanke schon vor Jahrhunderten für Euch bestimmt hat!"

Wollt' in Wahrheit mein Sohn, daß ich diesen Zuruf meiner Ahnen so deutlich vernehmen könnte, wie Du, rief die Kaiserin. Aber mein Herz ist zaghaft; wenn ich dieser Sach', die wir vorhaben, gedenke, ertönt vor meinen alten Ohren nur wüstes Kriegsgeschrei und das Jammern und Klagen meines armen Volkes, das der Maria Theresia seine Liebe entziehen und sie verwünschen würde, wenn sie es wieder seines Friedens und seiner Ruhe berauben möchte. Will nit in die Ewigkeit gehen, belastet mit dem Fluch meines Volkes, will auch nit als eine ländergierige, zankfüchtige Fürstin verzeichnet werden in den Büchern der Geschichte, sondern will heimgehen zu meinem Franzel, begleitet von dem Segen und den Thränen meines Volkes, und von der Geschichte aufgezeichnet als eine friedliebende und gerechte Fürstin! Und sag' Er, Herr Fürst, könnt' ich noch Ansprüche machen auf diesen Namen, wenn ich jetzt trachtete, Baiern seinem rechtmäßigen Erben zu entziehen, und Oesterreich vergrößerte auf Kosten Carl Theodors von der Pfalz? Red' Er jetzt, Durchlaucht, sag' Er uns, was Er denkt von dieser Sach'! Im Namen Oesterreichs und Seines eigenen Gewissens fordere ich Ihn auf, daß er uns frei und unverhüllt die Wahrheit sage!

Ich werde sie sprechen, Majestät, sagte Kaunitz mit stolzer Würde. Ew. Majestät weiß wohl, daß keine Macht der Erde mich dazu bringen könnte, sie zu verschweigen. Ich werde die Wahrheit auch jetzt sprechen, selbst auf die Gefahr hin, daß sie Ew. Majestät unangenehm ist.

Das heißt, Er ist der Ansicht des Kaisers? fragte Maria Theresia unwillig, während der Schimmer eines Lächelns über das Antlitz des Kaisers hinfuhr, und er seine Augen mit einem freudigen Ausdruck auf das ernste, strenge Gesicht des Fürsten heftete.

Ja, ich bin der Ansicht des Kaisers, erwiederte Kaunitz langsam. Oesterreich hat das Recht und die Pflicht, sich diese Erbschaft anzueignen, welche der Wille Ihrer Ahnen und die Gunst der Verhältnisse Ihnen darbietet, und welche zurückzuweisen ein Unrecht und ein Fehler wäre. Man muß sich aber in der Politik vor allen Dingen hüten, Fehler zu begehen, weil diese sich immer am bittersten an Demjenigen rächen, der sie begangen hat, und selten auf Andere zurückfallen. Ein Fehler aber wäre es, wenn Oesterreich diesen Moment unbenutzt vorübergehen lassen wollte, wo es seine Macht in Deutschland befestigen und stärken, seine Grenzen erweitern könnte, indem es ohne Schwertschlag eines der schönsten und gesegnetesten Lande Deutschlands sich zu eigen macht.

Ohne Schwertschlag? fragte Maria Theresia hastig. Ew. Durchlaucht meinen also, daß unsere Feinde ganz geduldig zuschauen würden, wie wir uns zueignen, was uns doch sicher nit durch unbestrittenes Recht gehört? Ohne Schwertschlag sollte Baiern unser werden?

Ohne Schwertschlag, wiederholte Kaunitz langsam. Und wer, ich frage Ew. Majestät, wer sollte denn das Schwert nehmen, um uns zu bekämpfen? Frankreich hat durch politischen und Familienbund dem Recht entsagt, feindlich gegen uns aufzutreten.

Ich will Ihm indeß nicht rathen, allzusehr auf Frankreichs Freundschaft zu zählen, unterbrach ihn Maria Theresia. Maria Antoinette herrscht wohl über das Herz König Ludwigs, aber seine Minister herrschen über seinen Kopf, und die werden, wenn es ihre Politik erfordert, gar gern geneigt sein, den Familienbund zu brechen.

Aber Frankreich ist dennoch außer Stande, wider uns aufzutreten, fuhr Kaunitz fort. Seine Finanzen sind erschöpft und es rüstet sich außerdem so eben, einen Krieg zu unternehmen für Nordamerika's Freiheit, einen Krieg, von dem es nur dann Erfolg hoffen kann, wenn seine Kräfte nicht noch durch einen Landkrieg geschwächt werden. Auch von Rußland haben wir nicht zu befürchten, daß es unsern Plänen entgegentrete, denn es ist mit eigenen großen Entwürfen beschäftigt; und wenn wir ihm in der Türkei nicht feindlich gegenübertreten, und allenfalls noch seiner Ländergier den Rest von Polen Preis geben, wird Rußland wenig darauf achten, was sich hier im Innern Deutschlands begiebt, und über das zu sprechen gewiß der Czaarin kein Recht

zuſteht. England liegt uns zu ferne, und der König von Preußen hat es erfahren, was Englands Bundesgenoſſenſchaft in einem Kriege gelten kann. England braucht außerdem ſeine Soldaten und ſein Geld gleich Frankreich für dieſen Krieg mit Nordamerika. Wer alſo ſollte uns in den Weg treten und uns hindern, ſofort die Lande Baiern von Oeſterreichiſchen Soldaten als Oeſterreichs Eigenthum in Beſitz nehmen zu laſſen?

Wer uns hindern ſollte? fragte Maria Thereſia haſtig. Er hat Frankreich, England und Rußland genannt, aber den erſten und größten Feind meines Hauſes, den hat Er vergeſſen, den Feind, der es ſich zur Aufgabe gemacht hat, überall auf unſern Wegen uns entgegen zu treten, bei jeder Gelegenheit mit der Hardieſſe eines echten Parvenue uns zu beweiſen, daß er gar keinen Reſpect hat vor unſerer Kaiſerkron' und vor unſern Rechten und Documenten, ſondern daß es ihm grad' nur Freud' macht, das Alles zu verleugnen; dieſen böſen Mann, der mir ſo viel Thränen und ſchlafloſe Nächte, meinem Lande ſo viel Menſchenleben und Blut, meiner Krone die ſchönſte Provinz gekoſtet hat, dieſen böſen Mann hat Er vergeſſen!

Ew. Majeſtät wollen von dem König von Preußen ſprechen, ſagte Kaunitz mit einem leichten Achſelzucken. Es iſt ſehr erhaben und ſehr gnädig, daß Ew. Majeſtät den Markgrafen von Brandenburg immer noch als einen gefährlichen und furchterregenden Feind betrachten wollen.

Und wenn er's wäre, rief der Kaiſer ungeſtüm, wenn Friedrich der Zweite noch immer der Held, der Feldherr wäre, der er einſt geweſen, um ſo mehr Ehre alsdann für mich, ihn zu beſiegen, und die Lorbeeren wieder von ſeinem Haupte zu nehmen, die er ſich einſt in ſeinen Siegesſchlachten erworben!

Der Fürſt richtete ſeine großen Augen mit einem ſeltſam warnenden Ausdruck auf das erregte Antlitz des Kaiſers und ſchüttelte leiſe mißbilligend das Haupt.

Der König von Preußen iſt aber nicht mehr der Held, der Feldherr, der er geweſen, ſagte Kaunitz langſam, er bangt ſehr für die Lorbeeren, die von ſeinem gebeugten Haupte herabſinken könnten. Er kennt und fürchtet die Energie des Kaiſers Joſeph und wird durchaus nicht geneigt ſein, ſeinen Ruhm in die Gefahr zu bringen, von dem Kaiſer beſiegt zu werden. Er findet es bequemer, auf ſeinen Lorbeeren

zu ruhen, die Flöte zu blaſen, ſchlechte Gedichte zu machen und den Schmeichelreden ſeiner philoſophiſchen Freunde zuzuhören, bequemer, als in das Feld zu ziehen und zu kämpfen für eine Sache, die ihn gar nichts angeht. Denn was, ich frage Ew. Majeſtät, was kümmert es den König von Preußen, ob Oeſterreich ſich im Einverſtändniß mit dem einzigen berechtigten Erben Baierns zum Herrſcher Baierns mache? Mit welchem Rechte ſollte er es wagen, in dieſer Sache gegen uns aufzutreten, wenn Niemand da iſt, der ihn um Hülfe anruft? Er wird geſchehen laſſen, was er nicht ändern kann, und was zu ändern er überdies kein Recht hat. Wir haben unſere Urkunden und Documente, welche uns Baiern als Erbe geben, und der König von Preußen wird ſie willig anerkennen, wenn wir auch ſeine Urkunden und Documente, welche ihm Baireuth und Anspach als Erbe geben, dafür anerkennen wollen. Der König von Preußen war ein Held, jetzt iſt er nur noch ein alter Handelsmann und Krämer, welcher mit Tabak handelt und nach Vermehrung ſeines Beſitzes trachtet.

Maria Thereſia ſchüttelte unwillig ihr Haupt. Er weiß wohl, Herr Fürſt, ſagte ſie haſtig, daß ich den König nimmer geliebt, vielmehr ihm immer in meinem Herzen gegrollt habe. Er iſt ein böſer Mann und hat mir viel Leids gethan, aber kann's doch nit zugeben, daß Er ſo geringſchätzend und verachtungsvoll von ihm ſpricht; man wird nit größer dadurch, daß man ſeine Feinde kleiner hinſtellt, und es iſt allzeit beſſer, gegen große Feinde zu kämpfen, als gegen ſolche, die man verachten kann.

Der König von Preußen iſt ein Held, ein Weiſer und ein Herrſcher, rief der Kaiſer begeiſtert. Gönnen mir alſo Ew. Majeſtät das Glück, gegen ihn zu kämpfen und mir Ruhm und Ehre zu erkämpfen, indem ich ihn beſiege!

Werd' nimmer ſolcher eitlen Ruhmbegierde nachgeben, wenn's nit klar und erwieſen iſt, daß wir ein Recht auf Baiern haben! ſagte die Kaiſerin.

Das Recht iſt klar und erwieſen, ſagte Kaunitz ruhig. Unſere Juriſten haben es erwieſen und ihre Schriften darüber drucken laſſen. Ich habe Sorge getragen, daß Exemplare dieſer Schriften in ganz Deutſchland vertheilt werden, damit ganz Deutſchland ſich von dem Recht des Kaiſers überzeuge, die verfallenen Reichslehen einzuziehen. Ich habe außerdem

bereits einen geſchickten Diplomaten an Carl Theodor von der Pfalz abgeſandt, um mit ihm zu unterhandeln, daß er unſer Recht anerkenne und freiwillig für ſich und ſeine Erben dem Beſitz Baierns entſage. Auch habe ich ſchon von ſeinem Geſchäftsführer, dem Herrn von Ritter, die Zuſicherung, daß der Churfürſt Carl Theodor von der Pfalz mit Freuden bereit ſein werde, unſere Wünſche zu erfüllen und die Vortheile anzunehmen, die wir ihm bieten.

Und was ſind das für Vortheile, die wir dem Churfürſten für Baiern bieten können? fragte Maria Thereſia.

Wir bieten ihm zu Erſatz für Baiern unſere Niederländiſchen Provinzen an, ſagte Joſeph haſtig, er mag ſie zu einem Königreich Burgund erheben und über ſie herrſchen als König. Wir bieten ihm außerdem für das Heer ſeiner unehelichen Kinder Fürſtentitel und Orden, und außerdem einige Millionen Gulden an.

Und putzen die Schande und fröhnen dem Laſter, aller Tugend und aller guten Sitte zum Hohn, rief die Kaiſerin unwillig.

Der Churfürſt liebt ſeine Kinder leidenſchaftlich, fuhr Joſeph fort, aber er hegt wenig Liebe für Baiern; er wird auf unſere Pläne eingehen, und Baiern wird unſer werden!

Unſer, ohne Schwertſchlag und Blutvergießen, fügte Kaunitz hinzu, und indem er ein zuſammengefaltetes Papier aus ſeinem Buſen hervorzog, legte er daſſelbe auseinander und breitete es auf dem Tiſch vor der Kaiſerin aus.

Sehen Ew. Majeſtät, da iſt eine Karte von Baiern, ſagte Kaunitz ruhig, mit dem ſchlanken weißen Vorderfinger über die Karte hinſtreichend. Hier unten ſind die Diſtricte, welche wir beanſpruchen kraft des Lehnsbriefes Kaiſer Sigismunds an Albrecht von Oeſterreich.

Wir müſſen dieſe Diſtricte von Oberbaiern ſogleich durch unſere Soldaten beſetzen laſſen, ſagte der Kaiſer haſtig. Niemand wird unſer Recht auf dieſe Erbſchaft beſtreiten können, und wir müſſen eilen, ſie in Beſitz zu nehmen.

Die Kaiſerin ſeufzte und blickte mit trübem Sinnen auf die Karte hin. Ja, ſeufzte ſie leiſe vor ſich hin, auf dem Papier ſieht Alles gar friedlich und ſchön aus, und auf dem Papier läßt ſich Alles beweiſen und erklären! Der Herr Fürſt erobert da mit ſeinem Vorderfinger ganz Oberbaiern und es ergiebt ſich ihm auf dem Papier. Im Leben

mag's anders kommen. Ihr habt da die Berge und die Flüsse, die Wälder und die Landebenen vorgezeichnet, aber nit die Herzen und die Gesinnung der Menschen; davon steht nichts auf dem Papier, und doch werdet Ihr das Land nimmer gewinnen, wenn Ihr die Herzen nit gewonnen habt.

Wir werden uns die Herzen gewinnen durch offenes und herzliches Entgegenkommen, rief der Kaiser glühend. Wir werden den Baiern ihr kleines Vaterland freilich nehmen, aber wir werden ihnen ein größeres dafür bieten, wir werden ihnen Deutschland bieten, wir werden die Baiern in Deutsche verwandeln und eines Tages werden sie stolz darauf sein, daß sie zuerst den Impuls gegeben, die kleinen zerstückelten deutschen Lande zu einigen zu einem großen, freien, mächtigen Deutschland!

Die Kaiserin antwortete nur mit einem Seufzer, und blickte auf die Karte hin, über welche der schlanke Finger des Fürsten wieder seine Linien zog.

Hier sind die Güter und Länder, sagte Kaunitz ruhig, welche das ausgestorbene Churhaus vom deutschen Kaiser zu Lehen getragen.

Und welche zurückzufordern und zu nehmen ich als deutscher Kaiser berufen und ermächtigt bin, rief Joseph ungestüm.

Und hier endlich, fuhr Kaunitz fort, seinen Finger auf einen andern Theil der Karte heftend, hier ist die Herrschaft Mindelheim, auf welche der Kaiser Matthias dem Hause Oesterreich nicht allein die Anwartschaft gegeben, sondern die bereits schon kraft dieser Anwartschaft Oesterreich zugefallen war, und welche Oesterreich nur aus allzufreigebiger Großmuth dem Churfürsten von Baiern zurückgegeben hat! — Ew. Majestät werden doch ohne Zweifel nicht Willens sein, Ihr Erbgut Preis zu geben, damit der Erste Beste es sich nehmen kann?

Maria Theresia antwortete nicht sogleich, sie hatte ihr Haupt gesenkt und ihre Stirn berührte fast das Papier, auf welchem die baierischen Lande verzeichnet waren. Neben ihr stand der Kaiser, seine großen blauen Augen in athemloser Erwartung und Spannung auf die Kaiserin gerichtet, ihr gegenüber an der andern Seite des Tisches Kaunitz mit seinem ehernen gleichgültigen Gesicht, seinen kalten undurchdringlichen Mienen. Keiner von ihnen wagte es, die feierliche Stille dieses Momentes nur durch ein Wort, einen lauten Athemzug zu unterbrechen. Beide waren sich bewußt, daß dieser Augenblick berufen sei, über

ein großes und folgenreiches Ereigniß zu entscheiden und Deutschland den Krieg oder Frieden zu geben.

Auf einmal richtete Maria Theresia ihr Haupt wieder empor, und ihre Augen hefteten sich mit einem raschen Blick auf den Kaiser und Kaunitz hin.

Hab's ja gesagt und gewußt, daß Ihr Zwei einig seid, und daß ich nichts werd' ausrichten können gegen Euch Zwei, sagte sie mit einem tiefen Seufzer. Fühl's wohl, daß in dieser Sach' nit Alles so ist, wie es sein sollt', und weiß gewiß, daß man uns des Länderraubes und der Willkür anklagen wird, wenn wir nit durchkommen und nit siegen in dieser Angelegenheit, aber glaub' auch, daß man unsere Rechte anerkennen und uns für befugt halten wird, die Erbschaft Baierns zu beanspruchen, wenn es ein fait accompli ist, und wenn es uns gelingt, zu behalten, was wir beanspruchen. Der Erfolg entscheidet in den Augen der Menschen auch über das Recht, und nur wer unterliegt, den schmähen sie. Hat die Welt es dem König von Preußen verziehen, daß er uns Schlesien nahm, wird sie uns auch verzeihen können, daß wir uns Baiern nehmen. So mög's denn geschehen in Gottes Namen, wie der Kaiser und der Fürst es wollen und für Recht erkennen. Das Eine aber bitt' ich, nehmt nichts, was wir nicht das Recht haben zu nehmen. Ich sehe es voraus, werde doch zum Krieg kommen und ich möchte meine Tage so gerne in Frieden beschließen!*)

Ew. Majestät sollen sie in Frieden und Glück beschließen, aber möge dieser Zeitpunkt noch recht lange auf sich warten lassen! rief Joseph glühend, indem er die Hand der Kaiserin nahm und sie innig küßte. Möchten Sie noch lange leben, damit Sie sehen, wie Oesterreich sich verklärt zu Deutschland, und wie in Oesterreich's Herrlichkeit aufgehen alle die deutschen kleinen Lande, die jetzt verstückelt und einsam umher liegen, ausgesogen und beherrscht von ihren kleinen Tyrannen, die der Reichsgesetze und des deutschen Kaisers spotten, mit frecher Willkür das Mark und den Lebenssaft ihrer Unterthanen aussaugen und in üppiger Lust schwelgen, während ihr Volk vergeht in Hunger und Elend. Das Alles soll anders und besser werden, und dazu haben Ew. Majestät jetzt den ersten Impuls gegeben, indem Sie

*) Der Kaiserin eigene Worte. Siehe: Wraxall I. S. 311.

das unglückliche Baiern bewahren vor dem Schicksal, von einem wollüstigen, verschwenderischen, von schlaffen Beichtvätern und Maitressen beherrschten Fürsten unterjocht zu werden, indem Sie Baiern retten und es Ihrem Scepter unterwerfen!

Möge Gott uns gnädig sein und unser Vorhaben segnen, seufzte die Kaiserin. Ich werde meine Tage in Gebet und frommer Andacht hinbringen, bis diese unglückliche Sach' geordnet ist, und auf meinen Knieen liegend werd' ich zu Gott flehen, daß er mein Volk bewahre vor Krieg und Unheil und mein Gewissen nit belaste mit dem Blut meiner Unterthanen.

Und während Ew. Majestät den Segen des Himmels herabrufen, sagte Joseph heiter, wollen Kaunitz und ich Alles dazu thun, daß unserm Unternehmen auch der Segen der Erde nicht fehle, damit unsere Thaten vom Erfolg geheiligt werden. Sie, Herr Fürst, werden uns Baiern erobern mit Ihrer Feder und den Waffen der Diplomatie, und wenn die nicht ausreichen, so werde ich Ihnen zu Hülfe kommen mit andern Waffen, welche hunderttausende unserer Soldaten allen Denen entgegentragen sollen, die es wagen wollen, uns Baiern zu entreißen. Noch in dieser Nacht sollen einige unserer Regimenter marschiren, um zunächst Unterbaiern zu besetzen.

Oh oh, ich sehe es wohl, es wird doch zum Krieg kommen, murmelte die Kaiserin leise vor sich hin.

Aber bevor der Herr Kaiser seine Soldaten marschiren läßt, sagte Kaunitz mit seiner gewohnten Ruhe, ist es nöthig, daß Ihre Majestät die Kaiserin einige Edicte erlasse, welche Ihre Unterthanen und die ganze Welt von dem Stand der Dinge und von Ihrem Recht in Kenntniß setze. Ich habe diese Edicte vorläufig schon aufgezeichnet und sie haben die Billigung Sr. Majestät bereits erhalten. Es fehlt nur noch die Genehmigung und die Unterschrift Eurer Majestät.

Und der Fürst zog aus seinem großen Muff ein Papier hervor, das er der Kaiserin darreichte. Maria Theresia nahm es seufzend und überflog das Geschriebene mit flüchtigen Blicken.

Es ist nur eine kurze gedrungene Auseinandersetzung der rechtmäßigen Ansprüche Oesterreichs auf Baiern, sagte Joseph hastig.

Ich sehe es wohl, seufzte die Kaiserin, Ihr habt's verstanden, die Rechtmäßigkeit auf dem Papier zu beweisen, Gott gebe, daß Ihr's auch

im Leben könnt! Aber ich will Eure Edicte unterzeichnen, und Euch den Willen thun! Ueber Euch Zwei komme das Blut meiner Unterthanen, wenn die Sache mißlingt!

Sie griff hastig nach der Feder, welche Kaunitz ihr darreichte, und schrieb mit festen energischen Zügen ihren Namen unter das Papier.

Jetzt, rief Joseph aufjauchzend, jetzt ist Baiern unser Eigenthum!

Ja, auf dem Papier! sagte die Kaiserin seufzend. Wer weiß, ob es jemals in Wirklichkeit dahin kommen wird!

II.

Ein Blatt aus der Geschichte.

Maria Theresia's schlimme Befürchtungen sollten nur zu bald zur Wahrheit werden, und die österreichischen Regimenter, welche Niederbaiern besetzten, gaben das Signal zu einem Krieg, der nicht blos alle Höfe und alle Diplomaten, sondern auch alle Federn der Juristen und der politischen Schriftsteller in Bewegung setzte. Während die kleinen deutschen Fürsten in banger Sorge um ihre eigene Zukunft jammerten, und klagten über diese „Gewaltthat" Oesterreichs, sich ein Land anzueignen, auf das es gar keine Rechte habe, erschienen Flugschriften über Flugschriften der österreichischen Juristen, in denen das Recht Oesterreichs klar und deutlich erwiesen ward. Aber diesen Flugschriften antworteten die Juristen aller übrigen deutschen Staaten und Länder mit eben so vielen Flugschriften, in denen eben so klar erwiesen ward, daß Oesterreich nicht die mindesten Ansprüche auf Baiern machen könne, und daß die Besitzergreifung Baierns eine Gewaltthat sei, die alle deutschen Lande bedrohe, eine freche Verhöhnung des deutschen Rechts und der deutschen Verfassung. Ein wüthender Federkrieg entspann sich jetzt auf beiden Seiten, und in kurzer Zeit ward Deutschland von mehr als dreihundert Büchern überschwemmt, welche die baierische Erbfolge betrafen und Oesterreich entweder vertheidigten oder angriffen.*) Aber dieser Streit, den Oesterreich wie eine Bombe mitten in das

*) Schlossers Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Th. IV. S. 363.

deutſche Reich hineinſchleuderte, hatte wenigſtens doch das Gute, daß das deutſche Volk ſich auf einmal wieder ſeines Deutſchthums bewußt ward, und in ſich eine Art von deutſchem Patriotismus aufdämmern fühlte. Der Baier, der Heſſe, der Würtemberger, der Hannoveraner und alle die übrigen deutſchen Stämme, ſie vergaßen auf einen Moment ihren Sonderpatriotismus und fühlten ſich als die Söhne eines Vaterlandes, und jammerten und klagten laut, daß dieſes Vaterland von Oeſterreich in ſeinen heiligſten Rechten beleidigt, daß die deutſche Verfaſſung verletzt und beſchimpft worden. Und die Pfaffen und Jeſuiten, die unverſöhnlichen Feinde Kaiſer Joſeph's, verſtanden es, dieſen Patriotismus zu einer höheren Gluth anzufachen, und ihn zu ihren Zwecken zu benutzen. In ſeltſamer Verdrehung aller Begriffe vereinigten ſich auf einmal Pfaffenthum, Jeſuitismus und Sektenweſen mit dem Begriff Deutſchlands und der deutſchen Freiheit, und indem die Prieſter, die Dunkelmänner und die kleinen deutſchen despotiſchen Fürſten Joſeph's kühne vorurtheilsloſe Geſinnung kannten und fürchteten, verſchanzten ſie ſich hinter dem heiligen Wort des deutſchen Patriotismus, um wider Joſeph zu kämpfen, den die deutſchen Fürſten einen Neuerer nannten, weil er es verſucht hatte, Ordnung und Recht in die deutſche Verfaſſung zu bringen, den die Jeſuiten, Pfaffen und Privilegirten als einen Tyrannen verſchrieen, weil ſie Joſeph als den Feind aller Mißbräuche, aller religiöſen Unduldſamkeit und aller Vorrechte Einzelner kannten und fürchteten.

In Baiern allein durfte der Sonderpatriotismus ſich rückhaltlos entfalten, und während Alles klagte über die angegriffene deutſche Verfaſſung, jammerten die Baiern gerade darüber, daß der Kaiſer ihnen ihr Baierthum rauben wolle. Carl Theodor von der Pfalz, deſſen Herrſchaft man ſonſt mit Angſt entgegen geſehen, ward jetzt von den Münchenern bei ſeinem Einzug in die Hauptſtadt mit glühendem Enthuſiasmus begrüßt, und man verzieh ihm freudig ſein üppiges Leben, ſeine Verſchwendung, den Schwarm von Jeſuiten und Finſterlingen, die er mit ſich führte, um ſich nur zu erinnern, daß er berufen ſei, Baiern ſeine Selbſtſtändigkeit zu bewahren, und es als ein freies, unabhängiges Land zu erhalten.

Aber der Churfürſt ſelbſt war wenig erbaut von dieſem Patriotismus, welchen die Münchener und die Baiern überhaupt ihm entge-

gentrugen. Er wünschte nichts sehnlicher, als wieder heimzukehren nach der Pfalz, und dieser baierischen Erbschaft enthoben zu sein, welche ihm die Feindschaft und den Zorn Oesterreichs zuziehen mußte, und so ihn nicht allein mit Unruhen und Krieg bedrohte, sondern auch seine Kinder der Fürstentitel, Orden und Millionen berauben könnte, welche Oesterreich ihnen verheißen hatte. Carl Theodor lieh daher den Vorschlägen, welche Oesterreich ihm durch seinen Gesandten machen ließ, ein williges Ohr, und unterzeichnete, wenige Tage nachdem er in München eingezogen war und feierlich Besitz genommen hatte von seinem neuen Lande, eine Convention, in welcher er Oesterreichs Ansprüche auf Baiern anerkannte und zwei Drittheile des Churfürstenthums Baiern für sich und seine Erben an Oesterreich abtrat. — Maria Theresia, froh, die Streitigkeiten endlich auf diese Weise beendigt zu sehen, belohnte den nachgiebigen Churfürsten Carl Theodor mit dem Orden des goldenen Vließes, und schickte sich an, von Baiern Besitz zu nehmen, welches jetzt durch die Convention vom dritten Januar 1778 ihr unbestrittenes Eigenthum war.

Indeß gab es in der Nähe des Churfürsten Carl Theodor eine Dame, welche in glühendem altbairischem Patriotismus empört war über diese Nachgiebigkeit des Churfürsten und bereit war, Himmel und Erde in Bewegung zu setzen, um Baiern seine Selbstständigkeit zu erhalten. Diese Dame war die Herzogin Clemens von Baiern. Kaum hatte sie von der mit Oesterreich abgeschlossenen Convention des Churfürsten erfahren, als sie dem Herzog Carl von Zweibrücken, dem rechtmäßigen Erben Baierns nach dem Tode des jetzigen Churfürsten, davon Nachricht gab und einen Eilboten nach Berlin sandte, um König Friedrich zur Hülfe und zum Schutz Baierns aufzurufen.

Dieser energische Schritt der bairischen Patriotin entschied das Schicksal des ganzen Erbfolgestreites. Der Herzog von Zweibrücken protestirte laut gegen die abgeschlossene Convention, und erklärte, derselben niemals beitreten und niemals seine Rechte auf Baiern aufgeben zu wollen. König Friedrich aber erklärte sich bereit, den Herzog von Zweibrücken zu unterstützen und seine Ansprüche an Niederbaiern, Oberpfalz und Mindelheim gegen Oesterreich mit den Waffen zu vertheidigen, wenn nicht die österreichischen Truppen sofort das Land räumten.

Vergebens versuchte es Maria Theresia, immer noch bemüht, den Frieden zu erhalten, den Herzog von Zweibrücken durch Freundschaftsversicherungen, durch Versprechungen zu gewinnen, vergebens bot sie ihm den Orden des goldenen Vließes, eine Million Gulden, und endlich den Titel eines Königs von Burgund, und die Herrschaft über die zum Königreich Burgund erhobenen belgischen Provinzen an; Herzog Carl blieb unerschütterlich. Er erklärte, daß er nichts weiter begehre, als Churfürst von Baiern zu werden, und daß weder die Königskrone von Burgund, noch der Orden des goldenen Vließes, noch die Million ihn reizen könnten, seinen gerechten Ansprüchen auf sein Erbe zu entsagen, und er rief laut den König von Preußen um Hülfe und Beistand an.

König Friedrich erklärte sich eben so laut bereit, „die Rechte des pfälzischen Hauses auf die Nachfolge in Baiern gegen die ungerechten Ansprüche des Wiener Hofes mit seiner ganzen Macht zu vertheidigen,“*) und zog seine Truppen in Oberschlesien, an der böhmischen und sächsischen Grenze zusammen.

Das war auch für die österreichischen Truppen das Signal zum Ausmarsch, und trotz ihrer Seelenangst, ihres inneren Widerstrebens, ihres Widerwillens gegen diesen Krieg mußte Maria Theresia darein willigen, daß Kaiser Joseph sich selbst an die Spitze seiner ausmarschirenden Truppen stellte und in's Feld zog, um sich von dem König von Preußen Lorbeeren und Ruhm zu erobern. Diesmal war all ihr Flehen, ihre Vorstellungen vergeblich gewesen, der feurige Thatendrang Josephs ließ sich diesmal nicht mehr zügeln; wie das Schlachtroß, welches den Klang der Trompeten vernommen hat, glühte er nach Thaten, drängte es ihn vorwärts dem Kampfplatz zu. Der sonst stets so gehorsame und unterwürfige Sohn hatte sich jetzt auf einmal in einen kampfbegierigen ungeduldigen Krieger verwandelt, und Maria Theresia fühlte, daß ihre Hände zu schwach seien, ihn jetzt noch zurück zu halten, um so mehr, als auch Kaunitz diesmal nicht auf ihrer Seite stand, sondern sich frei und offen zu des Kaisers Ansichten bekannte.

Weinend und voll Seelenangst ließ daher die Kaiserin ihren Sohn an der Seite des Feldmarschalls Lacy in's Feld ziehen, und sank ohn-

*) Vergl. Dohms Denkwürdigkeiten. Th. I. S. 7.

mächtig zuſammen, als Joſeph ihr ſein letztes Lebewohl geſagt und ſich ihren Armen entriſſen hatte.

III.

Die Bauerpolitik.

Mit haſtigen Schritten ging Kaiſer Joſeph in ſeinem Cabinet auf und ab, zuweilen am Fenſter ſtehen bleibend und mit zerſtreuten Blicken hinausſchauend auf die weite Ebene, die ſich da vor ihm aufthat, und auf welcher öſterreichiſche Soldaten aller Waffengattungen im bunten Durcheinander lagerten, dann wieder an den Tiſch tretend, und dem Feldmarſchall Lacy zuſchauend, welcher eifrig mit Landkarten und Plänen beſchäftigt war.

Nichts unterbrach die Stille des öden kleinen Gemachs, als zuweilen das Schmettern der Fanfaren, oder das fröhliche Jubeln der an dem Fenſter vorüberziehenden Soldaten, die aus ihren fernen Stationsorten ſoeben im Hauptquartiere von Königsgrätz anlangten.

Lacy, ſagte der Kaiſer nach einer langen Pauſe, ich beſchwöre Sie, legen Sie Ihre Karten und Pläne bei Seite und laſſen Sie mich ein Wort des Troſtes, der Beruhigung hören.

Der Feldmarſchall legte ſofort ſeine Papiere nieder und ſtand auf. Ew. Majeſtät hatten mir indeß befohlen, genau die Stellung, welche der König von Preußen jenſeits der Elbe bei Welsdorf einnimmt, und die Stellung des Prinzen Heinrich bei Nienburg auf unſeren Karten zu verzeichnen.

Ich weiß, ich weiß, rief der Kaiſer ungeduldig. Aber wozu dieſe Stellungen verzeichnen, da ſowohl der König als der Prinz Heinrich, ſo Gott will, morgen ſchon ihre Poſitionen ändern und weiter vordringen werden.

Ew. Majeſtät glauben, daß der König angreifen wird? ſagte Lacy kopfſchüttelnd.

Ich bin davon überzeugt.

Und ich bezweifle es; ich glaube, daß es durchaus nicht in dem Plan des Königs liegt, es zu einer Schlacht kommen zu laſſen, ſondern daß er ſuchen wird, eine ſolche möglichſt zu vermeiden.

Weshalb ſollte der König aber alsdann überhaupt die Feindſeligkeiten begonnen haben? fragte Joſeph haſtig. Erinnern Sie ſich nur, daß Er es iſt, welcher, obwohl der Churfürſt von Baiern ſelbſt uns ſeine Lande abzutreten bereit iſt, es nicht dulden will, im Namen des Herzogs von Zweibrücken und Deutſchlands dagegen proteſtirt und uns mit einer Armee entgegen gerückt iſt. Weshalb alſo ſollte er dies Alles thun, wenn er jetzt den Kampf vermeiden wollte?

Er hat dies Alles gethan, weil er ſehr gute Spione in Wien beſoldet, ſagte Lacy achſelzuckend, und weil ihm dieſe Spione berichtet haben, daß Maria Thereſia durchaus nicht geneigt iſt zum Kriege, und daß ſie Alles thun wird, um denſelben zu vermeiden. Er hat es gethan, weil er gehofft hat, daß das Schmettern ſeiner Fanfaren und das Marſchiren ſeiner Truppen noch immer genügt, um Schrecken und Furcht im öſterreichiſchen Heer zu verbreiten.

Dieſe Zeit iſt Gott ſei Dank vorüber, und ſie wird nicht wieder kommen, rief Joſeph, das Haupt ſtolz zurückwerfend. Der König ſoll ſich, hoffe ich, bald überzeugen, daß wir gar wohl den Muth haben, ihm gegenüber zu treten, und daß ſeine Perſon für uns kein Schreckbild mehr iſt. Oh, mein Freund, wie furchtbar iſt dieſe Zeit des Wartens, zu welcher der Befehl und das Flehen meiner Mutter mich verurtheilt hat! Welch ein Thor war ich, ihrer Angſt nachzugeben, und ihr zu geloben, daß nicht ich der Angreifende ſein, ſondern es ruhig abwarten wolle, bis der König uns angreift. Jetzt muß ich, gebändigt und gelähmt, die Dinge in müßiger Ruhe erwarten, darf nicht mein Schwert erheben, nicht den alten langjährigen Feind meines Hauſes zur Rechenſchaft ziehen für all die Unbill, die er uns angethan, bin verurtheilt zum Zaudern und Warten, während meine ganze Seele glüht nach Kampf und Streit, während ich mich ſehne, entweder auf dem Schlachtfeld ruhmvoll zu fallen oder mir Lorbeeren zu erkämpfen.

Und dennoch iſt es ein Glück, Sire, daß Sie bis jetzt nichts unternommen haben, ſagte Lacy bedächtig. Alles kommt darauf an, Zeit zu gewinnen, damit unſere Armee ſich immer mehr zuſammen ziehe, und unſere Truppen vollſtändig und ſchlagfertig dem König gegenüberſtehen und jeden Kampf mit ihm wagen können. Noch iſt er uns an Stärke überlegen, denn er ſelber ſteht mit einem Heer von

siebenzigtausend Mann bei Welsdorf an der Elbe, und mehr als funfzigtausend Mann hat Prinz Heinrich bei Nienburg um sich gesammelt.

Aber wir werden diesen hundertzwanzigtausend Mann bald zweimalhunderttausend gegenüber zu stellen haben, rief Joseph ungestüm.

Wir werden sie haben, sagte Lacy bedächtig. Aber dazu bedürfen wir immer noch einiger Tage Zeit; dann aber wird unsere Armee vollzählig sein, dann werden wir, Dank der Zauderpolitik des Königs von Preußen, die Elbe von Königsgrätz bis Arnau und Hohenelb mit zweimalhunderttausend Mann Soldaten besetzt haben, und damit können wir in sicherster Ruhe hinter unsern Verschanzungen und der natürlichen Schutzwehr der hohen Ufer der Elbe, den Feind erwarten. Er wird uns nicht mehr gefährlich sein, und uns keine Lorbeeren mehr abgewinnen.

Also auch dann noch warten, rief Joseph mit schmerzlichem Hohn. Auch dann noch verurtheilt zur Unthätigkeit, zur Geduld, zum Ausharren!

Das Ausharren und Warten ist im Kriege die höchste Tugend, sagte Lacy bedächtig, und Schlachten zu vermeiden ist oft weiser und muthvoller, als Schlachten zu liefern. Der große Moritz von Sachsen hat gesagt: „Schlachten liefern ist nur ein Hülfsmittel, durch welches unwissende Feldherren sich aus einer Verlegenheit ziehen; wenn sie gar nicht wissen, was sie thun sollen, lassen sie es auf eine Schlacht ankommen!“ Ich bin ganz der Meinung des Marschalls von Sachsen, obwohl ich weiß, daß Ew. Majestät mir darüber zürnen werden! Die größte Weisheit besteht für uns darin, daß wir uns auf einen Vertheidigungskrieg beschränken, und wenn wir auch nur Friedrichs Angriffe vereiteln, werden wir schon Großes gethan haben! Wir müssen in diesem Krieg nicht die Angreifenden sein, sondern wir werden sicherer dadurch siegen, daß wir den Feind außer Stand setzen, uns anzugreifen, daß wir ferner durch eine ausgedehnte, wohlgesicherte Vertheidigungslinie den feindlichen Fortschritten überall Hindernisse entgegen setzen, ihn durch vergebliche Anstrengungen seiner Kraft ermatten und endlich zum feigen Rückzug zwingen. Der König von Preußen ist es gewohnt, durch kühnen und wohlbereiteten Angriff zu siegen, wir wollen also seinen Angriffen einen festen Damm entgegenstellen, und wir haben dabei einen Bundesgenossen, welcher uns mehr hilft und bereitwilliger auf unsere Pläne eingeht, als der treueste Waffengefährte es vermöchte.

Und wer iſt dieſer Bundesgenoſſe? fragte Joſeph, welcher dem Feldmarſchall mit düſterer Miene zugehört hatte.

Dieſer Bundesgenoſſe iſt das Alter, ſagte Lacy ruhig, das Alter, welches König Friedrich allſtündlich daran mahnt, daß die Zeit ſeiner Siege vorüber iſt, und daß ſeine zitternden welken Hände das Schwert nicht mehr ſchwingen und keine Lorbeeren mehr pflücken können. Der König von Preußen iſt jetzt nicht mehr ein Held, ſondern ein alter Mann. Er hat ſich in einer verſchloſſenen Kutſche zu ſeiner Armee begeben, und als er geſtern ſein Pferd beſteigen wollte, um die Truppen zu muſtern, mußte man ihn auf ſein Pferd heben, denn er war zu ſchwach zum Gehen, und deshalb nachher ſo verſtimmt, daß er ſeinen Generälen die übelſte Laune zeigte, und laut dieſen Krieg und die ländergierigen Oeſterreicher verwünſchte. Ueberläufer, welche heute zu uns gekommen, haben uns davon erzählt, und ſchildern den König als einen kraftloſen, halbtodten Mann.

Und das alſo iſt das Ende eines Heldenlebens, ſagte Joſeph tiefbewegt, das der Schluß eines ſchönen, großen, ehrwürdigen Daſeins! Der Held, der König, der Sieger ſo vieler Schlachten iſt jetzt nur noch ein alter Mann! Das Alter hat die Flügel des ſtolzen Adlers gelähmt, und die begeiſterungsvolle Gluth ſeiner Dichterſeele gebrochen. Das Alter hat den Helden, den Weiſen, den Philoſophen und den Dichter in einen hinfälligen unwirſchen Greis verwandelt! Oh Lacy, verlohnt es ſich da der Mühe zu leben, zu ringen, nach Erfolgen zu ſtreben, wenn man ein ſolches Ende eines glorreichen Lebens betrachtet? Möge Gott mich bewahren vor einem ſolchen Ende, möge er mich ſterben laſſen in der Fülle meiner Kraft, inmitten meines Wirkens und Schaffens, damit ich aus dem vollen Leben in den vollen Tod gehen kann, nicht langſam hinſiechen und verblühen muß zu einer welken Greiſesblume, die ganz lautlos und von ſelbſt von ihrem Stengel fällt! — Und während der Kaiſer ſo ſprach, nahmen ſeine Mienen den Ausdruck tiefer Trauer an, und ſeine großen blauen Augen füllten ſich mit Thränen.

Aber dies, fuhr der Kaiſer nach einer kurzen Pauſe fort, dies ſind müßige Wünſche und Betrachtungen, die ſich wenig für uns ſchicken, wie mich däucht. Ihre trübe Schilderung des großen Königs hat mich ſo melancholiſch gemacht. Aber ich hoffe, ſie wird übertrieben ſein!

Der König von Preußen ist noch immer der Held und der Feldherr, der er gewesen, und sein Feuergeist wird ihn vorwärts drängen, er wird diese Politik des Zauderns von sich schütteln, wie der Löwe, aus seinem Schlummer erwachend, die Fliegen von sich schüttelt, welche sich in seine Mähne gesetzt haben, ich hoffe —

Das rasche Heransprengen eines Reiters, der unmittelbar unter dem Fenster anhielt, an welchem der Kaiser stand, unterbrach ihn in seiner Rede, und mit gespannter Aufmerksamkeit schaute Joseph hinaus auf diesen Mann, der jetzt sich vom Pferde schwang. Alsdann kamen um die nächste Ecke noch andere Reiter im vollen Galopp dahergesprengt, und mitten hineinreitend in die Soldatenhaufen, rief der Mann mit lauter angstvoller Stimme einige Worte, welche der Kaiser nicht verstand, die aber Schrecken und Entsetzen auf den Gesichtern seiner Soldaten verbreiteten.

Lacy, sagte der Kaiser hastig, es ist etwas vorgefallen, und die Leute, welche da gleichsam in wilder Flucht heran gekommen sind, haben eine schlimme Nachricht gebracht. Sehen Sie nur, unsere Soldaten sprengen auseinander, als ob eine Bombe mitten unter sie gefahren wäre. Der lustige Gesang ist verstummt, Alles rennt bleich und verstört den Zelten zu. Lassen Sie uns doch nachsehen, was dies Alles zu bedeuten hat.

Der Kaiser ging mit hastigen Schritten der Thür zu, als diese geöffnet ward und einer der Adjutanten des Kaisers mit bleichem, verstörtem Angesicht herein trat.

Sire, sagte er hastig, ein Courier von der böhmischen Grenze ist angelangt und bringt eine unglaubliche Nachricht.

Nun, was bringt er? fragte Joseph athemlos.

Er bringt die Nachricht, daß der König von Preußen die Grafschaft Glatz verlassen hat und bei Nachod in Böhmen eingerückt ist.

Der Kaiser stieß einen Schrei des Entzückens aus und sein Antlitz leuchtete auf. Der König von Preußen ist in Böhmen eingerückt, wiederholte er freudig. Das ist eine herrliche Nachricht!

Eine herrliche Nachricht, Sire? fragte der Adjutant erstaunt. Der Bote, welcher diese Nachricht bringt, weiß nicht genug zu erzählen von dem Schrecken und Entsetzen, welches sich in Böhmen verbreitete, sobald sich die preußischen Blauröcke dort zeigten. Die Einwohner der

Dörfer haben ihre Habseligkeiten zusammengerafft und sind tiefer in das Land geflohen, die preußischen Truppen haben ohne Widerstand die Grenze besetzt und sind Herren von Böhmen.

Es ist so, wie der Graf berichtet, sagte Lacy, welcher das Zimmer verlassen hatte, und jetzt wieder eingetreten war. Ich habe den Mann, der die Nachricht brachte, selbst gesprochen. Er ist der Schulze eines der kleinen Dörfer an der Grenze, und er verließ sein Dorf in dem Augenblick, als der König von Preußen mit seinem Generalstab in dasselbe einzog.

Ich will diesen Mann selbst sprechen, rief der Kaiser lebhaft. Auf einen Wink seiner Hand öffnete der Adjutant die Thür und der Bauer trat ein.

Joseph eilte ihm lebhaft entgegen. Du hast den König von Preußen gesehen? fragte er hastig.

Hab' ihn gesehen, Herr Kaiser, sagte der Mann düster. Hab' auch gehört, wie er befohlen hat, ohne Barmherzigkeit zu fouragiren, und wie er verboten hat, irgendwo Salvegarden aufzustellen. Hab' gehört, wie er streng befohlen hat, keines Eigenthums zu schonen, sondern Alles zu nehmen, was man braucht! Lag in einem Winkel meiner Kammer verborgen, während der König in meiner Stube sich mit seinen Generälen breit machte, und da habe ich gehört, wie er sagte, die Soldatenweiber sollten allemal mit auf das Fouragiren geschickt werden, weil die es am Tollsten machten. Denn die Leute sollten und müßten fühlen, daß sie den Feind im Lande hätten." *)

Ich werde mir dieses Wort des Königs merken! murmelte der Kaiser leise vor sich hin, und seine Augen blitzten auf im Feuer des Zornes. Und wie sah der König aus? fragte er dann laut.

Wie der Teufel, der sich in einen alten Mann verkleidet hat, sagte der Bauer düster. Es blitzt etwas aus seinen Augen wie das höllische Feuer, und seine Stimme ist so sanft und weich, wie die Stimme eines Bräutigams, der mit seiner Braut spricht. Aber was er sagt mit dieser Stimme, das ist boshaft und grausam, und wohin er seine Augen richtet, da sollt' man meinen, daß gleich das helle

*) Des Königs eigene Worte. Siehe: Dohms Denkwürdigkeiten. Th. 1. Seite 130.

Feuer aufschlagen müßt'! Auch ist Niemand mit ihm zufrieden, selbst unter seinen eigenen Leuten! Hab's selbst gehört, wie seine Generäle, als der König befahl, wie man das Lager abstechen sollte, dagegen protestirten, und meinten, wenn er's so mache, würden seine Leute alle Augenblicke in Gefahr sein, angegriffen zu werden. Der König schalt sie aber aus und befahl ihnen, seinen Befehlen zu folgen, und als er dann hinausgegangen war, murrten die Generäle und sagten, der König sei ein alter, eigensinniger Mann, der Alles allein thun wolle, und es doch nicht mehr könne. Er habe nicht einmal einen Generalstab angestellt, und Niemand sei da, der für die Armee und ihre Bedürfnisse Sorge trage.*)

Weiter! weiter! rief Joseph unwillig, als der Bauer jetzt schwieg.

Weiter weiß ich nichts zu erzählen, Herr Kaiser. Als der König mit seinen Leuten mein Haus verlassen hatte und es dunkel geworden war, schlüpft' ich aus meinem Versteck hervor und rannt' hinaus vor's Dorf. In der Kirche hatte sich der Herr Pfarrer mit allen Frauen und Kindern versammelt; die lagen auf den Knieen und weinten und beteten; wir Männer aber rannten in's nächste Dorf, wohin der Feind noch nicht gekommen war. Dort gaben uns die Leute Pferde, und so sind wir im vollen Galopp hierher gekommen, um den Herrn Kaiser anzuflehen, daß er sich unserer erbarme, und uns davor behüte, daß wir nicht auch preußisch werden müssen, wie es die Schlesier geworden sind.

Ich gebe Euch mein Wort darauf, daß Ihr nicht preußisch werden sollt, sagte der Kaiser ernst. Bleibt nur gut österreichisch, und leistet dem bösen Feind Widerstand, wo und wie Ihr könnt! Kehre Du jetzt mit Deinen Freunden zurück in Euer Dorf, damit Eure Weiber und Kinder nicht schutzlos bleiben. Grüße alle Deine Freunde und alle Leute aus Deiner Gegend von mir, und sage ihnen, sie sollten nicht verzagen, ihr Kaiser wache über ihnen, der werde, so Gott will, gar bald den bösen Feind aus seinen Landen verjagen! — Sie, Herr Graf, haben die Güte, die nöthigen Befehle zu ertheilen, daß dieser Mann und seine Gefährten mit Nahrungsmitteln versehen werden, denn da der König das Fouragiren befohlen hat, werden sie bei ihrer Heimkehr keine Vorräthe mehr in ihrem Dorf finden.

---

*) Historisch. Siehe: Dohm I. S. 133.

Der Adjutant verneigte ſich und verließ, gefolgt von dem Bauer, das Gemach.

Lacy, rief der Kaiſer, ſich jetzt mit freudeſtrahlendem Geſicht wieder dem Feldmarſchall zuwendend, Lacy, jetzt iſt es vorbei mit der Zauderpolitik und dem Hinhalten! Die Stunde der Entſcheidung iſt gekommen, und getreu meinem Wort bin nicht ich es geweſen, der ſie herbeigeführt hat. Der König von Preußen iſt es, der mir jetzt einen Namen machen, der mir geſtatten wird, aus dem Dunkel und der Unbedeutendheit hervorzutreten an das Licht, um mir Ruhm und Ehre zu erkämpfen und der Welt zu beweiſen, daß ich auch ein Feldherr bin, welcher zu ſiegen und Schlachten zu gewinnen weiß! Jetzt, mein Freund, keine Einwendungen, kein Zaudern mehr! Der König hat uns angegriffen, indem er wider Recht und Billigkeit in Böhmen eingerückt iſt! Es wäre ehrlos und feig, jetzt noch vor einem Angriff zurückzuweichen. Erlaſſen Sie die nöthigen Ordres! Wir brechen heute noch auf und gehen bis Jaromirs vor! Will's Gott, wird der König uns dort erwarten, und ich werde endlich das Glück haben, mich mit dem berühmteſten Feldherrn ſeines Jahrhunderts zu meſſen.

IV.

Die heimlichen Friedensunterhandlungen.

Finſtere Trauer, ſtummes Entſetzen herrſchte, ſeit der Kaiſer zur Armee gegangen war, in der Kaiſerburg in Wien. Die feſtlichen Räume und Geſellſchaftsſäle waren geſchloſſen, kein Ton der Freude, kein Lachen und Scherzen ward vernommen, bleich und verſtört ſchlüpften die Diener und Dienerinnen über die Corridore, bleich, ernſt und ſchweigſam weilten die Erzherzoginnen in ihren Gemächern, traurig und niedergeſchlagen lag die Kaiſerin Maria Thereſia ihren Geſchäften ob.

Aber nicht blos in der Kaiſerburg, ſondern auch in Wien war die Freude verſtummt, begegnete man nur ernſten, ſorgenvollen Geſichtern. Seit der Courier die Nachricht gebracht, der König von Preußen habe die böhmiſche Grenze überſchritten und alſo den Angriff begonnen, war ganz Wien in banger Sorge, und angſtvoll flüſterte Einer dem Andern

in's Ohr: diesmal wird der König sich nicht begnügen, uns eine Provinz fortzunehmen! Diesmal wird er hierher kommen und Wien belagern, wie es vor hundert Jahren die Türken gethan!

Und dieses Geflüster erhob sich bald zum lauten Angstschrei, das seine unheimlichen Klagetöne durch alle Gänge und Zimmer der Kaiserburg erschallen ließ. Die Reichen und Besitzenden begannen schon ihre Pretiosen einzupacken und nach verborgenen Schlupfwinkeln zu suchen, wo sie ihr Geld vergraben könnten, und die Erzherzoginnen und die Damen des Kaiserhofes beschworen schon Maria Theresia mit Thränen der Angst, sie solle Wien verlassen und mit ihrem Hof und ihrer Familie nach Preßburg flüchten.*)

Aber Maria Theresia widerstand mit stolzem Muth diesem angstvollen Flehen ihrer Töchter und ihres Hofes. Ihr Auge, das jetzt fast immer von Thränen umdüstert war, blitzte einmal wieder auf in dem kühnen Jugendfeuer früherer Tage, und das Haupt stolz zurückwerfend, sagte sie: „Ich bleib' in Wien, und wenn der König von Preußen wirklich hierher kommen sollt', so will ich sterben als Kaiserin mit der Kron' auf dem Haupt und nicht als eine landflüchtige Frau, die um Alles gern ihr bischen Leben retten möcht'! Hab' just keine Freud' mehr am Leben, und liegt mir nichts dran, meine Tag' noch weiter zu schleppen, wenn sie meinen Kindern, meinem Land und meinem Volk nit mehr nutzen können. Schweigt also jetzt still, und red' mir Keiner mehr von Furcht, und wenn ich wein' und klag', so soll doch Niemand denken, daß die Maria Theresia jammert um ihr eigen Geschick, und zittert in feiger Furcht! Hab' nimmer in meinem Leben gezittert und nimmer persönliche Furcht gehabt! Aber jetzt zittre ich, denn dieser Krieg bedroht nicht mich, sondern mein armes Volk; es ist nit mein Blut, das vergossen werden wird, sondern das meines Volkes. Deshalb wein' ich und bin traurig, und deshalb wollen wir jetzt auch hingehen und zu Gott flehen, daß er diesen Jammer von uns abwenden, daß er Erbarmen haben möge mit mir und meinem Volk! Kommt, meine Töchter und Ihr Alle, meine Damen, laßt uns zur Kapelle gehen und beten.

Und zu beiden Seiten gelehnt auf den Arm der beiden Erzher-

*) Vergl. Dohms Denkwürdigkeiten Th. I. S. 137.

zoginnen Chriſtina und Eliſabeth, ſchlug die Kaiſerin den Weg nach der Kapelle ein. Hinter ihr her ſchlichen die Hofdamen und Kammerfrauen und der ganze Troß ihrer Dienerſchaft mit niedergeſchlagenen und gelangweilten Geſichtern, ganz entſetzt, ſchon wieder zu der Kapelle gehen zu müſſen, welche man erſt vor wenigen Stunden verlaſſen hatte.

Wann wird denn die Hauskapelle der Kaiſerin vollendet ſein? flüſterte eine der Hofdamen der andern ins Ohr. Wann werden wir endlich von dieſer Marter erlöſt werden, die Kaiſerin vier bis fünfmal zur Kapelle begleiten zu müſſen, um dort jedesmal beinahe eine Stunde auf den Knieen zu liegen und zu beten?

Eine Stunde lang? flüſterte die Andere. Danken Sie Gott, daß Sie geſtern ſo glücklich waren, Ihre Migraine zu haben, und Ihr Zimmer nicht verlaſſen konnten. Ich hatte die Ehre, die Kaiſerin mit der Erzherzogin Eliſabeth zur Kapelle zu begleiten, und wir verweilten da ſo lange, daß mir die Prinzeſſin verſicherte, ſie ſei zuletzt ihrer Sinne kaum noch mächtig geweſen und habe gar nicht mehr gewußt, was ſie betete und antwortete. Und wie geht es der Erzherzogin Marianne heute? Wird ſie nicht bald geneſen ſein und unſere finſtern Vergnügungen theilen können?

Glauben Sie mir, flüſterte die erſte Hofdame, die Erzherzogin Marianne iſt zu geſcheidt, um bald zu geneſen. Aber für den Moment iſt ſie wirklich noch leidend; das Geſchwür auf der Wange hat ſich geöffnet und ſich in eine große, tiefe Wunde verwandelt. Aber ſie erträgt Alles mit vieler Faſſung und Heiterkeit. Geſtern empfing ſie den engliſchen Geſandten, der kam, ihr eine Condolenz-Viſite zu machen, und ihr in ſehr beredten Worten ſein Beileid ausdrückte, aber die Erzherzogin lachte. „Glauben Sie mir, ſagte ſie, für eine Erzherzogin, die vierzig Jahre alt iſt und nicht verheirathet, iſt ein Loch in der Wange ein Amuſement; denn kein Ereigniß, welches die Langeweile und die Gleichförmigkeit meines Lebens unterbricht, kann ein Mißgeſchick genannt werden!“ *)

Die beiden Damen lachten leiſe, aber als in dieſem Moment die Kaiſerin ſtill ſtand und langſam ihr Haupt umwandte, verſchwand ſo-

*) Der Erzherzogin eigene Worte. Siehe: The Courts of Europe at the Close of the last Century. By Henry Swinburne. Vol. I. p. 342.

fort der frohe Ausdruck aus ihren Gesichtern, und eine frömmelnde Miene annehmend, falteten sie ihre Hände.

Waren Sie es, meine Damen, welche es wagten, die heilige Stille durch Geflüster und Gespräch zu unterbrechen? fragte Maria Theresia strenge.

Ja, Majestät, wir waren es, sagte die erste Hofdame. Wir bereiteten unsere Seelen durch gemeinschaftliches Gebet vor zu der heiligen Messe, und wiederholten uns die Gebete des Trostes und der göttlichen Barmherzigkeit.

Die Kaiserin nickte lebhaft mit dem Haupt. Weiß es wohl, daß Sie ein gar frommes und tugendhaftes Fräulein ist, sagte sie, und es freut mich absonderlich, daß Sie auch die Comtesse Julie auf einen bessern Weg gebracht hat, denn die pflegt sonst allzeit nit viel zu beten, und es ist mir lieb, daß sie jetzt sich geändert und erkannt hat, daß das Gebet und die Andacht allein im Stande sind, uns den Weg der Tugend wandeln zu lassen, und uns ohne Anfechtung zu erhalten auf der Bahn des Heils. Werd' Sie Beid' nit vergessen und schon dafür sorgen, daß Sie eine gute und standesgemäße Partie machen! Da ist der Baron von Palmöden, welcher eine Frau bedarf, und der Graf —

Aber die Kaiserin, welche über ihrem Lieblingsthema der Heirathen sogar einen Augenblick ihren Kummer und den Zweck ihrer Wanderung vergessen hatte, unterbrach sich jetzt selbst und sagte mit ernstem Ton: Gehen wir zur Kapelle, meine Damen!

Länger als drei Stunden verweilte die Kaiserin dies Mal in der Kapelle, und während die Mehrzahl ihrer Damen, überwältigt von Ermattung und Langeweile, eingeschlafen waren, oder sich wach zu halten suchten, indem sie leise mit einander plauderten, lag die Kaiserin noch immer auf ihren Knieen, und betete mit aller Inbrunst einer gläubigen Seele. Indem sie betete, entstürzten Ströme von Thränen ihren Augen, und das laute Schluchzen, das krampfhaft aus ihrer Brust hervorquoll, unterbrach zuweilen die flehenden Worte, welche ihre zitternden Lippen stammelten.

Aber allmälig legte sich dieser Sturm ihrer leidenschaftlichen Traurigkeit, allmälig stockten ihre Thränen, und ihre Züge nahmen einen ruhigen, nachdenklicheren Ausdruck an; die Arme, welche sie bisher

flehend empor gehoben zum Himmel, sanken herab in ihren Schooß, und die Lippen bewegten sich zu langsameren friedlicheren Gebeten.

Als die Kaiserin alsdann endlich von ihren Knieen sich erhob, hatte ihr Antlitz einen ernsten, entschlossenen Ausdruck, aber nichts von der trostlosen Traurigkeit und der tiefen Verzweiflung der verflossenen Stunden war mehr in demselben zu lesen. Sie schien einen entscheidenden Entschluß gefaßt zu haben, oder resignirt zu sein über ihr Geschick. Mit raschern Schritten, kaum noch gestützt auf die Arme ihrer Töchter, durchwandelte sie die Corridore, tief in Gedanken verloren, das leuchtende Auge in die Ferne und Weite gerichtet. Erst als sie vor der Thür ihrer innern Gemächer angelangt waren, wandte Maria Thereſia sich an ihre Lieblingstochter, die Erzherzogin Christina.

Gelt, Christina, sagte sie mit einem Blick voll unendlicher Zärtlichkeit, hast viel geweint die letzten Wochen her? Bist trostlos und verzagt gewesen in Deinem armen Herzen?

Und kann das wohl anders sein, meine gnädigste Mutter? fragte Christine mit schnell hervorbrechenden Thränen. Hat nicht mein grausamer und ländergieriger Bruder meinen geliebten Gemahl gezwungen, ihn in diesen schlimmen und gefährlichen Krieg, den der Joseph wider göttliches und menschliches Recht begonnen, zu begleiten? Oh, meine Mutter, wollen Sie doch gnädigst bedenken, daß, wenn Ew. Majestät nicht ein Machtwort sprechen, und den Kaiser zwingen, Frieden zu machen, mein armer, theurer Gemahl vielleicht genöthigt ist, als Feind in Sachsen, in sein Vaterland einzubrechen, und zu kämpfen gegen die Söhne seines eigenen Landes.

Und indem die Erzherzogin sich auf ihre Kniee niederwarf, und ihre gefalteten Hände flehend zu der Kaiserin erhob, fuhr sie fort: oh meine Mutter und meine Kaiserin! Haben Sie Erbarmen mit dem Schmerz Ihrer unglücklichen Tochter! Ihre Güte und Liebe ist es, welche mir den Gemahl geschenkt hat, den ich grenzenlos liebe, schenken Sie mir ihn jetzt zum zweiten Mal, indem Sie diesem Krieg Einhalt thun, der ganz Deutschland mit Verderben bedroht, und meinen Gemahl zu einem Verräther an seinem eigenen Vaterlande, oder zu einem meineidigen Soldaten machen wird, der die Fahne verlassen muß, welcher er Treue geschworen! Haben Sie Erbarmen mit Ihren Kindern und Ihrem Lande, enden Sie diesen ungerechten Krieg, zwingen

Sie den habgierigen Kaiſer, die ungerechte Beute fahren zu laſſen, und ſich dem Willen Ew. Majeſtät unterzuordnen, wie es einem gehorſamen Sohn geziemt!

Die Kaiſerin neigte ſich mit einem ſanften Lächeln zu ihrer Tochter nieder, und hob ſie auf. Weine nicht mehr, meine Tochter, ſagte ſie, zärtlich ihre beiden Hände auf die Wangen Chriſtinens legend. Es ſoll, ſo Gott will, noch Alles gut werden. Hab' heute mit aller Kraft meines Herzens zu Gott gefleht, daß er meine Seele erleuchte und mir ſage, was ich thun und laſſen ſoll. Und mein' auch, daß ich ſeine Antwort vernommen hab', und daß es ſeine Stimme geweſen, welche meinem Herzen Rath und Troſt zugeflüſtert. Was dieſe Stimme geſagt hat, das will ich thun, und wenn es uns zu einem glücklichen Ziele führt, ſo iſt das alsdann Gottes Werk! Sei alſo ohne Furcht für Deinen ſchönen Gemahl, meine Tochter, Gott wird Alles zum Guten lenken! Aber laß auch in Deinem armen geängſteten Herzen keinen Groll aufkommen gegen Deinen Bruder Joſeph! Er iſt nit ſo ſchlimm und ſo ſtörriſch, als Du ſagſt, ſondern iſt uns allzeit ein guter und gehorſamer Sohn geweſen, zweifle auch nicht, daß er es ferner ſein wird! Geht jetzt, meine Töchter, überlaßt alle Eure Sorge Gott allein, er wird's ſchon machen.

Sie küßte Chriſtine zärtlich auf die hohe, weiße Stirn, nickte der Erzherzogin Eliſabeth einen freundlichen Abſchiedsgruß zu und trat in ihr Cabinet zurück.

Als die Thür deſſelben ſich hinter ihr geſchloſſen hatte, und ſie allein und unbeachtet war, durcheilte die Kaiſerin mit raſchen Schritten das Gemach und trat zu dem Bilde ihres Gemahls hin. Lange ſchaute ſie es an mit großen, ſtarren Augen, und grüßte es mit einem ſanften Neigen ihres Hauptes.

Hab' zu Gott gebetet, ſagte ſie leiſe, und jetzt bet' ich noch zu Dir, mein Franzel! Wenn das, was ich thun will, nit recht und gut iſt, ſo ſag mir's, mein Franzel, ſo flüſtere mit Deiner lieben Engelsſtimme ein einzig Nein, und ich werd's laſſen, und meine Händ' in den Schooß legen, und Alles geſchehen laſſen. O mein Franzel, wenn ich ſchier verzagen wollt' und mich ſo einſam fühlt' und allein, da hab' ich oft in meinem Herzen Deine liebe Stimme gehört, und es iſt mir geweſen, als ob ich auf meinen Lippen den ſanften Hauch Deines Kuſſes

fühlte, und als ob Du in mein Ohr flüstertest: „hebe Dein Haupt empor, meine Theresia, und geh' muthig weiter auf Deiner Bahn! Gott ist mit Dir, und das Auge Deines Franzel wacht über Dir!" — Oh sprich, sprich, mein Geliebter, gieb mir ein Zeichen, wenn ich das lassen soll, was ich vorhab'! —

Sie verstummte, und schaute mit gefalteten Händen und sehnsuchtsvollen Blicken zu dem Bilde des Kaisers empor. Eine lange Pause trat ein, nichts regte sich, kein Laut unterbrach die tiefe Stille in dem Gemach der Kaiserin.

Schaust mich immer noch an so mild und zärtlich, wie Du es sonst gethan, sagte sie endlich, und ein wunderbares Lächeln flog jetzt über Maria Theresia's Antlitz hin. Schüttelst nit Dein Haupt und räthst mir ab, flüsterst kein Nein in meinem Herzen? Will's denn glauben, daß Du mit mir zufrieden bist, und daß das, was ich thun will, das Rechte ist! So soll's denn auch rasch und eifrig gethan sein, und Deine Maria Theresia wird es noch einmal wieder beweisen, daß sie die regierende Kaiserin ist!

Sie nickte dem Bilde einen Abschiedsgruß zu und trat dann von demselben zurück. Eine feste Entschlossenheit, eine feurige Thatkraft leuchtete jetzt aus ihrem Angesicht, alle ihre Bewegungen hatten jetzt wieder die stolze, hoheitsvolle Energie früherer Tage.

Mit entschlossener Hand griff sie nach der silbernen Klingel, die auf ihrem Schreibtische stand, und schellte heftig. Sofort zeigte sich an der geöffneten Thür des Vorsaals das demüthige, fragende Gesicht des Kammerhusaren.

Mein Geheimsekretair Koch soll sogleich zu mir kommen, befahl die Kaiserin hastig. Auch soll man sofort meinen Wagen nach dem Baron Thugut senden. Ich lasse den Baron bitten, sofort zu mir zu kommen.

Das Gesicht des Kammerhusaren verschwand und wenige Minuten nachher trat der Geheimsekretair Koch, der vertraute und treue Diener der Kaiserin, in das Cabinet der Kaiserin ein. —

Eine halbe Stunde später wollte der Wagen der Kaiserin wieder in den Hof der Burg ein, der Kammerhusar trat in das Cabinet, und meldete den Baron von Thugut.

Die Kaiserin winkte hastig mit der Hand, ihn einzulassen, und auf

der Schwelle ihres Arbeitszimmers erschien jetzt die kleine, gedrungene Gestalt des Baron Thugut.

Maria Theresia ging ihm mit ungewohnter Lebhaftigkeit einige Schritte entgegen, ihre Wangen glühten vor innerer Erregung, und ein kühnes Feuer blitzte aus ihren Augen.

Hör' Er, und antwort' Er mir auf das, was ich Ihn fragen will, sagte die Kaiserin rasch. Aber eh' Er's thut, bedenk' Er wohl, daß Gott Seine Antwort hört, und daß er Ihn strafen wird, wenn Er eine Lüge spricht.

Ein seltsames, spöttisches Lächeln flog durch die harten eisernen Züge des Barons Thugut hin, und mit dem Tone leisen Spottes erwiederte er: Ew. Majestät wissen wohl, ich bin so lange im Reich der Ungläubigen gewesen, daß ich in gewissem Sinne selber ein Ungläubiger geworden bin! Ich glaube daher nicht ganz fest, daß Gott meine Antwort hören wird, aber ich weiß, daß Ew. Majestät sie hören wird, und das genügt! Ich werde also, das schwöre ich Ew. Majestät, aus wahrer und offener Ueberzeugung auf die Frage antworten, welche Ew. Majestät die Gnade haben wollen, mir vorzulegen!

Nun denn, was denkt Er von diesem Krieg um die baierische Erbfolge? Meint Er, daß es ein gerechter Krieg ist, und daß wir in demselben auch den Sieg erlangen werden?

Der Baron blickte die Kaiserin erstaunt an, und ließ dann seine kleinen dunklen Augen hinüber gleiten zu dem Tisch, an welchem der Geheimsekretair Koch saß, und eifrig mit Schreiben beschäftigt war.

Red' Er ohne Scheu, sagte die Kaiserin, welche diesen Blick Thuguts verstanden hatte. Der Koch ist ein treuer und verschwiegener Diener, und er kennt das Geheimniß, welches ich jetzt vorhabe. Sprech' Er also nur frei heraus! Was hält Er von diesem Krieg? Meint Er, daß wir im Recht sind, wenn wir Baiern nehmen?

Im Recht, Majestät? fragte Thugut mit seiner scharfen, schneidenden Stimme. Nur Der ist im Recht, der den Erfolg für sich hat, denn nur der Erfolg allein entscheidet. Der Herr von Schröter hat in einer gar gründlichen und gelehrten Schrift und mit vielen Actenstücken bewiesen, daß Oesterreich der natürliche und berechtigte Erbe Baierns ist; Kaiser Joseph und mein erhabener Protector, der Fürst Kaunitz, haben den Deductionen des Herrn von Schröter Glauben ge-

ſchenkt, und wollen, was der auf dem Papier bewieſen, jetzt auch durch die Praxis beweiſen. Der König von Preußen hat natürlich Schröters herrliches Werk nicht geleſen, denn er lieſt keine deutſchen Schriften, und haßt die deutſche Sprache, obwohl er jetzt für die ſogenannte deutſche Freiheit ins Feld gerückt iſt, und mit ſeinem Schwert einen Strich durch Herrn von Schröters Rechtfertigung Oeſterreichs ziehen will. Alles kommt darauf an, wer von beiden Parteien nun ſiegen wird, denn der Siegende hat immer Recht. Wenn wir das Glück haben, den König von Preußen zu beſiegen, und Baiern zu behalten, dann haben wir Recht gehabt, es zu nehmen, und Deutſchland wird es zufrieden ſein, denn Deutſchland iſt immer zufrieden mit dem fait accompli. Wenn aber unglücklicher Weiſe der König von Preußen uns beſiegen und aus Baiern zurückdrängen wird, dann haben wir Unrecht gehabt, dieſen Streit anzufangen, und durch ganz Deutſchland, durch ganz Europa wird man Zeter ſchreien über Oeſterreichs Habgier und Ungerechtigkeit!

Will mich der Möglichkeit ſolcher Gefahr nicht ausſetzen, ſagte die Kaiſerin raſch. Will's nicht erleben, daß man uns anklagt der Habgier und des ungerechten Guts, ſondern will Frieden haben mit Gott, meinem Gewiſſen und der ganzen Welt! Dazu ſoll Er mir behülflich ſein!

Ein leiſes boshaftes Lächeln flog über Thuguts Antlitz hin. Ich zweifle, Ew. Majeſtät, ſagte er, daß ich Gott und dem Gewiſſen gegenüber ein annehmbarer Vermittler bin, aber mit der Welt nehm ich's wohl auf, und wenn mich Ew. Majeſtät der gegenüber gebrauchen können, ſo habe ich die Ehre, Ew. Majeſtät meiner eifrigſten Dienſtbefliſſenheit zu verſichern.

Er ſoll mir jetzt beweiſen, ſagte die Kaiſerin, daß ich damals wohl Recht hatte, als ich Ihn im Knabenſeminar traf, und um Seines ſchmucken Ausſehens willen, und wegen Seiner guten Cenſur, Ihm ſeinen ſchlimmen Namen „Thunichgut" in den beſſern „Thugut" verwandelte. Hoff' jetzt, daß er meinem Namen Ehre machen, und pünktlich und gut thun wird, was ich Ihm auftragen werd'! Will Ihn zu König Friedrich von Preußen als Unterhändler ſchicken.

Selbſt der Baron Thugut, der Mann, welcher ſonſt ſich zu rühmen pflegte, daß es nichts mehr auf der Welt gäbe, was ihn in Erſtaunen

zu setzen vermöchte, selbst Thugut konnte einen leisen Ausruf der Verwunderung nicht unterdrücken. Zu dem König von Preußen wollen mich Ew. Majestät senden? fragte er hastig.

Die Kaiserin nickte bejahend.

In diesem Augenblick ward die Thür des Vorzimmers geöffnet und der Kammerhusar brachte auf einem goldenen Teller zwei Briefe.

Die Antwort Sr. Durchlaucht des Fürsten Gallitzin, sagte er, indem er der Kaiserin die Briefe präsentirte.

Maria Theresia nahm sie hastig, und indem sie das eine nicht versiegelte Papier auseinander schlug, rief sie: jetzt haben wir Alles, was wir bedürfen, und Er kann und muß jetzt auf der Stelle abreisen. Da ist ein Paß für Ihn, als den Geheimsekretair des russischen Gesandten Fürsten Gallitzin; da ist ferner ein Brief von Gallitzin an den König, und Er ist der Ueberbringer dieses Briefes. Das ist der Vorwand, unter welchem Er zu dem König von Preußen geht!

Und die eigentliche Absicht dieser Reise? fragte Thugut.

Die wird Er wissen, sobald Er den Brief kennt, den Ich selber an den König geschrieben, und dessen Ueberbringer Er sein soll. Lese Er dem Herrn Baron jetzt sogleich mein Schreiben an den König vor, Koch!

Der Geheimsekretair erhob sich sofort und las: „Mein Herr Bruder und Vetter! Durch die Abberufung des Baron von Riedesel und durch das Einmarschiren der Truppen Eurer Majestät in Böhmen sehe ich mit äußerster Empfindlichkeit das Herannahen eines neuen Krieges. Mein Alter und meine Wünsche für die Erhaltung des Friedens sind aller Welt bekannt, und ich kann davon keinen reelleren Beweis geben, als durch den Schritt, den ich jetzt vorhabe. Mein mütterliches Herz ist geängstigt von dem Gedanken, zwei Söhne und einen geliebten Schwiegersohn bei der Armee zu haben. Ich thue diesen Schritt, ohne den Kaiser, meinen Sohn, davon in Kenntniß gesetzt zu haben, und welches auch der Erfolg desselben sein wird, so fordere ich doch, daß er vor aller Welt ein Geheimniß bleibe! Meine Wünsche gehen dahin, die Negotiationen wieder anzuknüpfen, welche der Kaiser bis jetzt dirigirt, und die er zu meinem lebhaftesten Bedauern wieder abgebrochen hat. Der Baron Thugut wird Ew. Majestät dieses Schreiben zu eigenen Händen übergeben; ich habe ihn mit den nöthigen

Inſtructionen und Vollmachten verſehen. Indem ich ſehnlichſt wünſche, daß Ew. Majeſtät meine Wünſche unſerer Würde und Zufriedenheit gemäß erfüllen könnten, bitte ich Sie mit denſelben Gefühlen dem lebhaften Verlangen zu entſprechen, welches ich hege, unſer gutes Einvernehmen für immer wieder herzuſtellen zum Wohl der Menſchen und auch unſerer Familien, und verbleibe Eurer Majeſtät wohlgeneigte Schweſter und Couſine Maria Thereſia."*)

Jetzt begreift Er, nicht wahr, was ich von Ihm will? fragte die Kaiſerin.

Ew. Majeſtät wollen, daß ich den Frieden zu Stande bringe, ſagte Thugut. Aber welche Art von Frieden? Bedingungsweiſen Frieden, oder Frieden um jeden Preis?

Ein zorniger Blitz ihrer glühenden Augen traf das Antlitz des verwegenen Fragers. Iſt Oeſterreich in der Lage, daß es den Frieden um jeden Preis annehmen muß? fragte ſie ſtolz.

Nein, Majeſtät, es iſt in der Lage, daß es ſogar den Krieg um jeden Preis annehmen kann, und wie mir ſcheint, hat ſich der Kaiſer einen ziemlich hohen Preis geſtellt. Das ſchöne Baiern iſt es wohl werth, einen Krieg für daſſelbe zu wagen! Aber, erlauben mir Ew. Majeſtät noch Eine Frage: was wird der Kaiſer, was werden Lacy und Laudon mit der Armee thun, während wir unterhandeln?

Sie werden warten, ſagte die Kaiſerin haſtig. Hab' an meinen Sohn, den Herzog von Toscana, geſchrieben, der ſoll zum Kaiſer in's Lager reiſen und ſein Gemüth beſänftigen, denn er wird zuerſt gar zornig werden, wenn er erfährt, was wir gethan haben. Bin aber immer noch die regierende Kaiſerin, und bin Gott allein verantwortlich für meine Thaten! Werd' alſo dem Kaiſer und meinen Feldmarſchällen und Generälen befehlen, alle feindlichen Attaquen zu vermeiden und keinen Angriff zu machen. Erſt wenn, was ich nit fürchten mag, die Unterhandlungen ſich wieder zerſchlügen, erſt dann müſſen wir den Krieg mit Ernſt und Nachdruck führen. Dann iſt für den Kaiſer die Zeit gekommen zu handeln, und für mich zu beten! Aber wir wollen zuerſt

---

*) Das Original dieſes Briefes, der in franzöſiſcher Sprache geſchrieben iſt, befindet ſich in Groß-Hoffinger: Lebens- und Regierungsgeſchichte Joſephs II. Th. IV. S. 39.

für unsere kranken Zustände die heilsame Arznei der Friedensunterhandlungen versuchen, und erst wenn die nit anschlagen, ist's Z.it, mit einer blutigen Operation die Heilung zu wagen.

Ew. Majestät haben Recht, sagte Thugut mit einem grausamen Lächeln, was Arzeneien nimmer heilen, das heilt das Eisen, und wo kein Eisen mehr hilft, hilft das Feuer.*) Sind die Bedingungen, welche ich im Namen Ew. Majestät dem König von Preußen zu machen habe, lindernde Arzenei, Eisen oder Feuer?

Sie sind Balsam, wie ich hoffe, rief die Kaiserin, und ich denk' damit die Wunden zu heilen, welche der unselige Krieg schon jetzt meinem Lande geschlagen hat. Hab' dem Koch meine Propositionen dictirt, und Er kann sie jetzt mit mir durchgehen. Dann aber eil' Er sich abzureisen, denn mich verlangt sehr eine baldige Antwort vom König von Preußen zu erhalten, und der Welt den Frieden zu sichern.

V.

Der Bruderzwist.

Alle Vorbereitungen waren beendet, alle Ordres und Parolen ausgetheilt. Noch einmal war der Kaiser im Laufe des Tages in Begleitung Lacy's und seines Generalstabes durch das Lager geritten, um Alles selbst zu prüfen, und selbst in Augenschein zu nehmen. Ueberall hatten sie ihm freudig entgegen gejauchzt, und überall hatten ihm die Officiere versichert, daß die Soldaten glühten vor Kampfbegier und sich danach sehnten, der preußischen Armee entgegen zu ziehen, um eine entscheidende Schlacht zu wagen.

Und dieser Wunsch der Soldaten sollte endlich in Erfüllung gehen! Sechs Monate waren vergangen mit Unterhandlungen, mit kleinen Scharmützeln und einem unnützen Federkrieg. Die deutschen Gelehrten hatten sich die Hände wund geschrieben über das Recht oder Unrecht Oesterreichs, die Höfe und Cabinette aller europäischen Staaten hatten

---

*) Thuguts eigene Benutzung des alten ärztlichen Spruches. Siehe Hormayr: Beiträge zur Vaterländischen Geschichte.

ihre Diplomaten in Bewegung gesetzt, um mit den Künsten der Diplomatie die Zwistigkeiten der beiden größten Staaten Deutschlands zu schlichten. Aber diese Künste sowohl, als die Gelehrsamkeit der Juristen war dies Mal zu Schanden geworden, und hatte nicht ein Haarbreit an der Sachlage des Streits geändert. Oesterreich behauptete nach wie vor im Recht zu sein, indem es Baiern als Erbschaft sich zu eigen machte, und Preußen, das sich zum Ritter und Retter des bedrohten Baierns aufgeworfen, erklärte nach wie vor, es werde es nicht dulden, daß Oesterreich der deutschen Reichsverfassung und allem göttlichen und menschlichen Recht zum Hohn sich ein deutsches Land mit Gewalt zueigne, für dessen Besitz natürliche und berechtigte Erben vorhanden seien.

Aber jetzt sollte dieser Zwist endlich sich zu einem offenen und ehrlichen Schwerterkampf erheben, endlich sollte es vorbei sein mit der Zauderpolitik und der Unschlüssigkeit. Der König von Preußen hatte die Entscheidung herbeigeführt, er hatte die Grenzen Oesterreichs überschritten, und dieses hatte jetzt wohl das Recht und die Pflicht, diese ihm angethane Beleidigung zu rächen und den Feind aus seinem Lande zu vertreiben.

Endlich also sollte es jetzt zur Schlacht kommen! Selbst Lacy's abmahnende Stimme war verstummt, und er wagte es nicht mehr, dem Kaiser von weiser Zurückhaltung und klugem Zaudern zu predigen. Er las in den flammenden Augen und dem freudigen, stolzen Lächeln des Kaisers, daß alle Abmahnungen der Weisheit jetzt vergeblich sein, oder daß sie nur zur Folge haben würden, den ungestümen Sinn des Kaisers zu reizen und ihn zu voreiligen Thaten und zu allzuraschem Handeln zu verleiten. Mit kühnem Geist und tiefer Sachkenntniß hatte der Kaiser selbst den Schlachtplan entworfen, und seine Generäle hatten ihn gutgeheißen.

Drüben am andern Ufer der Elbe stand der König von Preußen mit seinem Heer bei Lauterwasser, wohin er es von Nachod vorgeschoben, vergeblich nach einem Uebergangspunkt über die Elbe spähend und überall der Gefahr ausgesetzt, bei solchem Uebergang von der östereichischen Armee, die jenseits hinter Redouten und hinter dem Wall stand, den die Natur ihr in dem steilen Elbufer aufgeworfen, überfallen und mit einer Niederlage zurückgeworfen zu werden.

Was der König von Preußen daher nicht wagen durfte, das wollte der Kaiser jetzt unternehmen. Er wollte mit seiner Armee über die Elbe gehen, alsdann dem König entgegenziehen und ihn zu einer Schlacht zwingen. Sobald also die Nacht angebrochen war, sollten die Colonnen sich in Bewegung setzen, um weiter abwärts an einer seichten und bequemen Stelle die Elbe zu durchwaten und dann am jenseitigen Ufer im Geschwindmarsch so weit vorzurücken, daß, wenn der Tag anbrach, die Armee den Preußen schlagfertig gegenüber stand.

Der Kaiser hatte also, wie gesagt, noch einmal mit seinen Generälen einen Ritt durch das Lager gemacht, um zu sehen, ob alle seine Befehle und Anordnungen pünktlich ausgeführt worden. Ueberall hatte er die prompteste Ordnung und Kriegsbereitschaft gefunden, überall hatten ihm die Truppen entgegen gejubelt und ihm mit lautem Zuruf dafür gedankt, daß er sie endlich zur Schlacht führen wollte.

Wir werden siegen, ich fühl's, wir werden siegen, sagte der Kaiser zu Lacy, als er sich wieder mit ihm in seinem Cabinet befand. Eine unaussprechliche Freudigkeit ist in mir, wie ich mir denke, daß man sie nur nach einer gewonnenen Schlacht oder vor seinem Tode empfinden kann!

Vor seinem Tode? fragte Lacy erstaunt. Ew. Majestät meinen, daß man seinem Tode mit Freudigkeit entgegen geht?

Und warum sollte man das nicht? rief der Kaiser mit einem schönen Lächeln. Wenn man stirbt, hat man da nicht die größte und blutigste Schlacht gewonnen, hat man da nicht das Leben überwunden und besiegt? Muß man da also nicht voll Freudigkeit sein, und in jauchzender Siegerlust?

Solche Worte klingen traurig aus dem Munde Ew. Majestät, sagte Lacy seufzend. Ihnen muß das Leben noch in allem Glanz einer strahlenden Hoffnung entgegenleuchten, und nur ein Greis, der viel gelitten hat in einem langen und entblätterten Leben, nur der kann einen so düstern Ausspruch über das Leben thun.

Ich habe auch viel gelitten, Lacy, sagte der Kaiser, indem er seine Hand sanft auf des Grafen Schulter legte und ihn freundlich anschaute. Ich bin noch jung, meinen Sie, aber glauben Sie mir nur, ich habe mehr gelitten in meinen jungen Jahren, als ein Greis im Lauf eines langen Lebens, und alle meine persönlichen Wünsche und

Träume von Glück ſind ſchon entblättert. — Aber alles dies iſt jetzt vergeſſen, der morgende Tag wird Alles ausgleichen! Ich werfe meine Vergangenheit zu den Todten und beginne ein neues Daſein, und trete ein in eine neue Welt. Oh, mein Freund, begreifen Sie denn mein ganzes Glück? Ich ſoll nicht mehr dazu verdammt ſein, ein müßiger Zuſchauer zu ſein, und zu zehren von den Titeln und Würden, welche der Zufall mir in meine Wiege gelegt? Ich ſoll es endlich verſuchen dürfen, mir ſelber ein wenig Ruhm zu erwerben, und zu beweiſen, daß ich es wohl werth bin, von einem Lacy und einem Laudon Freund genannt zu werden. Jetzt bin ich nicht mehr blos der Mitregent, jetzt bin ich der Soldat, und will's Gott, werde ich mir morgen einen Lorbeer erobern, den ich als herrlichſten Schmuck um meine durchlöcherte Krone legen will. Oh wie lange habe ich einem ſolchen Tage entgegen geſeufzt, und wie habe ich dem Schickſal gegrollt, daß es mir denſelben nicht ſchenken wollte! Wie vieler Jahre hat es bedurft, um mich jenen fürchterlichen Tag vergeſſen zu laſſen, wo die Kaiſerin die mir ſchon gewährte Erlaubniß zurücknahm, und mich nöthigte, daheim zu bleiben, ſtatt in's Feld zu rücken gegen König Friedrich von Preußen, der uns Schleſien nahm. Damals empfing mein Herz einen Stoß, von dem es ſich nie wieder ganz erholt hat, und der mich jedesmal geſchmerzt hat, wenn ich der Kaiſerin, meiner Mutter, zur Seite ſtand. Aber heute iſt dieſe alte Wunde verharrſcht, und das Bewußtſein, einer neuen ſchönen Zukunft entgegen zu gehen, erfüllt mich jetzt mit einer unendlichen Wonne und Genugthuung. Jetzt möchte ich meiner Kaiſerin alle die Vorwürfe und den Groll, den ich früher heimlich in meinem Herzen gehegt, vergeben, und ſelbſt den Jeſuiten und Prieſtern, die damals Schuld daran waren, daß ich nicht zur Armee durfte, ſelbſt Denen könnt' ich heute ein freundlich Geſicht machen! Heute liebe ich die ganze Welt und —

Der Kaiſer unterbrach ſich und ſchaute ſtarren Blickes hinüber nach der Thür, welche ſich eben geöffnet hatte, und auf deren Schwelle jetzt ein junger Mann erſchien, deſſen Antlitz, obwohl ihm die glänzenden Augen des Kaiſers fehlten, doch eine große Familienähnlichkeit mit dem Joſephs zeigte.

Der Großherzog von Toscana! rief Feldmarſchall Lacy erſtaunt.

Mein Bruder Leopold! ſagte Joſeph mit leiſer, zitternder Stimme,

aber ohne dem Großherzog entgegen zu gehen, ohne ihm die Hand zur Begrüßung darzureichen.

Das bleiche, kränkliche Antlitz des Großherzogs verfinsterte sich, und das Lächeln verschwand von seinen blassen schmalen Lippen.

Ew. Majestät laden mich nicht ein, näher zu treten? Sie heißen mich nicht willkommen? fragte er düster.

Der Kaiser hielt noch immer seine großen flammenden Augen starr und unverwandt auf ihn gerichtet, und vor seinen scharfen, forschenden Blicken schlug Leopold jetzt die Augen nieder.

Mein Bruder, rief Joseph heftig, Sie sind hierher gekommen, um mir eine schlimme Botschaft zu bringen!

Ich bin gekommen, um Ew. Majestät zu begrüßen und einige Stunden des Zusammenseins mit Ihnen zu genießen, sagte der Großherzog gelassen, indem er, ohne eine weitere Einladung seines Bruders abzuwarten, die Thür hinter sich schloß und weiter in das Zimmer vorschritt.

Nein, nein, rief der Kaiser, das ist nicht wahr! Es ist nicht die bloße Sehnsucht, mich zu sehen, welche Sie veranlaßt hat, hierher zu kommen. Sie sind mir niemals ein so zärtlicher Bruder gewesen, daß ich das glauben dürfte! — Und indem er jetzt dem Großherzog hastig einige Schritte entgegen trat, fuhr er fort: Ich beschwöre Sie, mein Bruder, haben Sie Mitleid mit mir, sagen Sie mir, weshalb Sie kommen? Sie haben Aufträge und Briefe von der Kaiserin, nicht wahr?

Ich bin allerdings der Ueberbringer eines Briefes von unserer kaiserlichen Mutter, sagte Leopold sanft, auch geruhten Ihre Majestät, mir mehrere mündliche Aufträge an Ew. Majestät zu ertheilen, aber —

Nun, — aber? fragte Joseph, als sein Bruder stockte.

Aber ich muß wünschen und bitten, daß Ew. Majestät mir für dieselbe eine geheime Audienz bewilligen wollen!

Wenn Ew. Majestät erlauben, werde ich mich zurückziehen, sagte Lacy, rasch auf die Thür zuschreitend.

Joseph nickte ihm stumm einen Abschiedsgruß zu und blickte ihm nach, bis die Thür sich hinter ihm schloß. Dann wandte er seine Augen, in denen jetzt ein düsteres Feuer glühte, wieder auf das blasse, verlegene Angesicht seines Bruders hin.

Jetzt, mein Bruder, sind wir allein, sagte er athemlos, jetzt, —

aber nein, ſprechen Sie noch nicht! Gönnen Sie mir noch einen Moment der Sammlung! Mein Gott, es müſſen ſehr ſchlimme Aufträge ſein, wenn die Kaiſerin Sie ſandte, um ſie auszurichten! Still, ich bitte, ſtill, ſagen Sie kein Wort! Laſſen Sie mich erſt Ruhe gewinnen!

Ich erwarte Ihre Befehle, reden zu dürfen! ſagte Leopold, ſich ehrfurchtsvoll verneigend.

Der Kaiſer ging mit haſtigen Schritten einigemal auf und ab, ſeine Wangen waren bleich geworden, ſeine Lippen zitterten, und ſchwer und keuchend kam der Athem aus ſeiner Bruſt hervor.

Luft, Luft, murmelte er leiſe. Ich habe ein Gefühl, als ſollte ich erſticken! — Er näherte ſich dem Fenſter, und es öffnend, athmete er in langen Zügen die kalte Winterluft ein, die ſich wie kühlender Balſam auf ſeine brennend heiße Stirn legte.

Alsdann drückte er das Fenſter wieder zu und wandte ſich an den Großherzog, welcher mit übereinandergeſchlagenen Armen ruhig neben der Thür an der Wand lehnte.

Jetzt, mein Bruder, ſagte Joſeph beklommen, jetzt bin ich bereit, zu hören. Haben Sie die Güte, zu ſprechen.

Nun denn, Ew. Majeſtät, ſo bitte ich vor allen Dingen um Entſchuldigung, wenn das, was ich zu ſagen gezwungen bin, nicht den Beifall Eurer Majeſtät gewinnen ſollte, bat Leopold mit ſanfter einſchmeichelnder Stimme.

Joſeph warf einen raſchen, forſchenden Blick auf das verlegene Antlitz ſeines Bruders. Sie ſind vollkommen entſchuldigt, mein Bruder, ſagte er faſt verächtlich. Ihre Botſchaft ſcheint Ihnen ſelber ſchwer genug zu werden. Führen wir die Dinge alſo raſch zu Ende! Geben Sie mir die Briefe der Kaiſerin, und ſagen Sie mir, was Sie zu ſagen haben!

Der Großherzog nahm einen dicken verſiegelten Brief aus ſeiner Bruſttaſche hervor und reichte ihn dem Kaiſer.

Hier iſt der Brief der Kaiſerin, oder vielmehr die Briefe, welche ſie Ew. Majeſtät zur Einſicht ſendet! Aber um dieſelben zu verſtehen, müſſen Sie erlauben, daß ich einige erläuternde Worte vorausgehen laſſe. Die Kaiſerin hat es vorgezogen, ſtatt Ihnen ſelber ausführlich zu ſchreiben, mich zu beauftragen, Ihnen alles das zu ſagen, was ſich ſchwer ſchreiben läßt.

Die Kaiserin hat Furcht gehabt, murmelte Joseph in sich hinein.

Ja, Furcht, eine ungerechte Handlung zu begehen, sagte Leopold mit leiser, frömmelnder Stimme, Furcht, Gott zu beleidigen, indem sie einen Krieg begönne, dem der Segen Gottes fehlte, Furcht, wider die Gebote Gottes zu sündigen, welche verbieten, seines Nachbars Hab und Gut sich widerrechtlich anzueignen!

Oh, mein Bruder, jetzt sind Sie wieder ganz Sie selbst, rief Joseph höhnisch, ganz der Sohn und Diener der frommen Priester, deren schönes baierisches Nest ich bedrohte, und die darum Tod und Verderben gegen mich speien! Ich sehe es schon, wenn ich morgen das Unglück haben würde, in der Schlacht zu fallen, so werden Sie, mein Erbe und Nachfolger, sich beeilen, Frieden zu schließen, und dem König von Preußen, und der wahnwitzigen Amazone Herzogin Clemens und den armen Baiern ihren Willen zu thun, indem Sie unser Erbe fahren ließen und das schönste Stück von Deutschland den Jesuiten und Pfaffen als Beute überließen. Oh, das würde Ihnen Heil und Ehre bringen bei den heiligen Schwarzröcken, die Ihnen ohne Zweifel dann ewigen Ablaß gewähren würden für alle Ihre großen und kleinen Sünden, von denen Ihre Gemahlin nichts wissen darf! Aber hoffen Sie nichts, ich werde den morgenden Tag überleben, ich werde dem König von Preußen eine Schlacht liefern, in der ich Sieger zu bleiben hoffe.

Sie wollen morgen eine Schlacht liefern? fragte Leopold.

Das denke ich zu thun, rief Joseph mit strahlenden Augen.

Dann war es die höchste Zeit, daß ich kam, sagte Leopold feierlich, die Gnade Gottes hatte meine Schritte noch zur rechten Zeit hierher geleitet, um den Gräueln des Krieges zuvor zu kommen! — Mein Bruder, die Kaiserin läßt Sie beschwören, nicht weiter zu gehen auf Ihrem Wege. Mit den Thränen und Gebeten einer zärtlichen Mutter fleht sie zu Ihnen, abzulassen von Ihrem Werke. Mit dem Ernst und der Macht einer regierenden Kaiserin befiehlt sie Ihnen, das Schwert in die Scheide zu stecken und zu warten auf das Resultat der Unterhandlungen, welche die Kaiserin so eben mit dem König von Preußen begonnen hat.

Der Kaiser stieß einen wilden Schrei aus und eine dunkle Gluth ergoß sich über sein Angesicht. Die Kaiserin hat Unterhandlungen angeknüpft? fragte er. Ohne mein Wissen, ohne meine Zustimmung?

Die Kaiserin bedarf keiner Zustimmung zu Dem, was sie unternimmt, sie allein ist die Selbstherrscherin; kraft ihres Willens und ihrer Macht hat sie die Unterhandlungen wieder aufgenommen und hofft sie zu einem glücklichen Ende zu führen.

Das ist nicht wahr, das ist nicht möglich! rief Joseph glühend. So fürchterlich kann mich meine Mutter nicht demüthigen, so grausam kann sie mich nicht verhöhnen wollen, daß sie das Schwert, welches sie selbst in meine Hand gelegt, jetzt zu einer Ruthe machen will, mit welcher sie meine Ehre zu Tode geißelt. Nein, es ist nicht wahr, es ist eine elende, erbärmliche Priesterlüge, und ich glaube ihr nicht. Maria Theresia hat ein edles, großmüthiges Herz, eine starke, muthige Seele, sie wird nicht feige zurückbeben vor der Gefahr! Dieses Alles ist eine elende List der Pfaffen und Jesuiten, und Maria Theresia weiß nichts davon, nur mein frommer Bruder Leopold war es fähig, eine solche Botschaft von seinen Beichtvätern, den Herren Jesuiten, zu übernehmen, die eine solche List erfunden haben. Aber diesmal sind Sie gescheitert mit Ihrer frommen Weisheit, mein Bruder, ich glaube Ihrem frommen Mährchen nicht. Nehmen Sie hier Ihr Paket zurück! Es ist nicht die Handschrift der Kaiserin, welche die Adresse geschrieben hat.

Es ist die Handschrift ihres Geheimschreibers Koch.

Ich bin nicht verpflichtet, seine Handschrift zu respectiren, und habe jetzt keine Zeit, mich mit albernen Späßen zu belästigen. Warten wir damit bis übermorgen. Nach einer gewonnenen Schlacht ist man mild und versöhnlich gestimmt, und deshalb verspreche ich Ihnen, übermorgen herzlich zu lachen über diese Intrigue, welche Sie da mit Ihren frommen Pfaffen ausgeheckt haben, und dann auch dieses Paket zu entsiegeln und die Aechtheit oder die Unechtheit seines Inhalts zu prüfen. Aber heute nicht! Nehmen Sie Ihr Paket zurück, denn ich habe keine Zeit, mich damit zu beschäftigen, ich habe ernstere Dinge zu thun! Aber bleiben Sie bei uns, nicht als der Abgesandte der Priester und Frommen, sondern als der Bruder des Kaisers, welcher morgen das Glück haben wird, seine erste Schlacht zu schlagen und seine ersten Lorbeeren zu gewinnen. Um dieser schönen Aussicht willen bin ich bereit, Alles zu vergessen, was Sie gesagt haben, und Sie nur anzusehen als meinen geliebten Bruder, der gekommen ist, Zeuge zu sein von den Heldenthaten der Armee und von dem wenn auch geringen Talent seines Bruders,

Digitized by Google

Schlachten zu führen! Geben Sie mir Ihre Hand, Leopold, vergessen wir alles Andere, am Vorabend einer Schlacht wollen wir uns erinnern, daß wir Brüder sind und daß wir uns lieben!

Aber dies ist nicht der Vorabend einer Schlacht, rief Leopold heftig, die Kaiserin befiehlt Ihnen inne zu halten und das Ende der Unterhandlungen abzuwarten.

Ich sagte Ihnen schon, daß ich diese Intrigue durchschaue und an dieses Märchen nicht glaube.

Und ich brachte Ihnen diese Papiere, welche Sie überzeugen sollen, daß dieses Märchen Wahrheit ist! Sie wollen diese Papiere nicht lesen?

Nein, ich will es nicht!

Nun denn, so werde ich es thun, rief Leopold, indem er mit einer heftigen Bewegung das Couvert öffnete und die Papiere herausreißend eines derselben dem Kaiser darhielt.

Hier, lesen Sie! sagte er laut und hart. Die Kaiserin befiehlt es Ihnen durch meinen Mund, und als ein guter und gehorsamer Unterthan werden Sie gehorchen!

Ich werde Allem gehorchen, was die Kaiserin mir befiehlt, rief Joseph, nur muß ich gewiß sein, daß sie es wirklich ist, welche befiehlt. In diesem Falle aber zweifle ich nicht allein, sondern ich bin überzeugt, daß nicht meine Mutter, nicht die hochherzige Maria Theresia es war, welche Ihnen diese Aufträge gegeben.

Ueberzeugen Sie sich, sagte Leopold ruhig, ihm immer noch das Blatt darreichend. Es ist ein von der Kaiserin eigenhändig geschriebenes Billet an Sie, mein Bruder. Wenn Sie kein Rebell sind, werden Sie es lesen!

Joseph warf auf das bleiche, harte Antlitz seines Bruders einen angstvollen, flehenden Blick. Sie wollen also kein Erbarmen haben, mein Bruder? fragte er. Sie wollen meine Angst, meine Weigerung, meine Verzweiflung nicht verstehen? Hören Sie, Leopold, noch ist es Zeit, beweisen Sie mir ein einzig Mal, daß Sie mich lieben, oh nur dies Eine Mal. Bedenken Sie mein armes, freudenloses Leben, meine einsame Jugend, haben Sie Mitleid mit meinem armen oft gedemüthigten und enttäuschten Dasein, gönnen Sie mir endlich einen Tag des Triumphes, des selbstständigen Handelns, einen Tag des Ruhms und der Freude!

Und was verlangen Ew. Majestät von mir? Was soll ich thun? fragte der Großherzog.

Der Kaiser trat dicht an ihn heran, und ihm beide Hände auf die Schultern legend, schaute er ihn mit tiefen zärtlichen Blicken an. Die Majestät verlangt nichts von Dir, sagte er sanft, aber der Bruder bittet Dich, habe Mitleid mit ihm. Einmal in Deinem Leben zeige Dich ihm als Freund, einmal beweise Dich ihm hülfreich, es ist ein großer und feierlicher Moment, dem wir gegenüberstehen, bedenke das wohl! Die Pfaffen haben von unserer Jugend an zwischen uns gestanden, sie haben unsere Herzen einander entfremdet, sie haben Dich gelehrt, den armen Joseph zu hassen, den sie Dir als einen Gottesleugner und Religionsverspötter geschildert haben. Oh, ich weiß ja, alles Ueble, das ich erduldet, alles Unglück, das ich gelitten habe, ist mir immer von den Pfaffen gekommen, und ich rechne es zu meinem Unglück, daß sie mir auch das Herz meines Bruders entfremdet haben! Aber die göttliche Liebe, hoffe ich, ist doch stärker als der Priesterhaß; und kraft dieser göttlichen Liebe flehe ich Dich an, Leopold, öffne mir Dein Herz, gieb mir meinen Bruder wieder, gieb mir endlich die Liebe, welche unsere Feinde mir entzogen haben! Und dann, wenn Du mich liebst, wirst Du mir auch meine Bitte erfüllen wollen. Sieh, Leopold, es ist zu spät, ich kann nicht mehr zurück! Die Armee kennt bereits meinen Entschluß, und jauchzend hat sie erfahren, daß es morgen endlich zur Schlacht geht. Alle Vorbereitungen sind getroffen, alle Ordres ertheilt. Die Entscheidung ist vor der Thür, ich kann nicht mehr zurück. Mit höhnendem Uebermuth ist der Feind in unser Land eingedrungen, derselbe Feind, der einst mit frecher Verspottung alles Völkerrechts und aller Verträge uns Schlesien genommen hat, und der sich jetzt geberdet, als wären es das Völkerrecht und die Verträge, welche er zu vertheidigen komme! Seine Anwesenheit in diesem Lande ist ein uns angethaner Hohn, eine Beschimpfung Oesterreichs, und ganz Europa schaut auf uns, und ist begierig zu sehen, wie Oesterreich diese Beschimpfung rächen wird. Wenn ich jetzt noch unthätig und feige bei Seite trete, wenn ich dem Feind den Rückzug aus der schwierigen Position gestatte, in welche er sich hineingewagt, dann ist es auf ewig um meinen Ruf gethan, und alle Welt wird schreien, daß ich die gute Gelegenheit vorübergehen ließ, daß ich es nicht verstanden, den Krieg

zu leiten, daß ich meine Armee in's Feld geführt, wie die Kinder ihre bleiernen Soldaten, um damit Krieg zu ſpielen, aber den blutigen Ernſt feig vermeidend. Bedenke das Alles, mein Bruder, bedenke, daß es nicht blos meine, ſondern Oeſterreichs Ehre iſt, welche auf dem Spiel ſteht! Sieh, in Deiner Hand allein liegt es, ſie zu bewahren. Rette mich, rette Oeſterreich durch eine großmüthige Lüge! Kehre zurück zu der Kaiſerin, ſage, Du habeſt das Unglück gehabt, das Dir anvertraute Briefpaket zu verlieren, und Deinen mündlichen Aufträgen hätte ich keinen Glauben ſchenken wollen. Fordere alſo von der Kaiſerin neue ſchriftliche Inſtructionen! Während der Zeit wird Alles gethan ſein! Ich werde weiter gehen können auf der Bahn des Ruhms und der Ehre, ich werde den Feind über unſere Grenzen zurückdrängen, und Maria Thereſia wird ſich von den Ereigniſſen beſtimmen laſſen, die ſie nicht mehr ändern kann! Laß uns alſo dieſe unſeligen Papiere verbrennen, mein Bruder, Niemand außer uns hat ſie geſehen, und Gott wird Dir wohl dieſe kleine Nothlüge verzeihen, mit der Du die Ehre und die Zukunft Deines Bruders gerettet haſt!

Gott würde es mir nicht verzeihen, wenn ich gegen mein Gewiſſen und gegen meine Pflicht handelte, und das fordern Ew. Majeſtät von mir, ſagte Leopold, vollkommen ungerührt von dem leidenſchaftlichen, angſtvollen Flehen des Kaiſers. Ich ſoll dieſe mir anvertrauten Papiere vernichten und dieſe Ehrloſigkeit mit einer Lüge begleiten? Und dieſe Lüge ſoll Ihnen Zeit verſchaffen, um dieſen ſo ungerechten, ſo fluchwürdigen Krieg weiter zu führen! Nimmermehr! Im Namen Ihrer Kaiſerin und Herrin, der Sie Gehorſam ſchuldig ſind, gleich wie der Geringſte ihrer Unterthanen, fordere ich Sie auf, dieſen Brief der Kaiſerin zu leſen und die darin enthaltenen Befehle zu erfüllen! Oh haben Sie doch Erbarmen mit Sich, mein Bruder, bedenken Sie, daß es Ihr ewiges Heil iſt, welches auf dem Spiel ſteht, bedenken Sie —

Still, unterbrach ihn Joſeph mit lauter, gebieteriſcher Stimme. Antworten Sie mir auf meine Frage: wollen Sie meine Bitte erfüllen?

Nein, das will ich nicht! Die Kaiſerin verlangt, daß dieſer unſelige Zwiſt friedlich beendigt werde, ſie will alles Blutvergießen vermeiden, und Sie müſſen ihr gehorchen!

Aber ich werde es nicht! rief Joſeph mit flammenden Blicken, mit hoher Zornesröthe auf den Wangen. Ich bin der Mitregent der

Kaiſerin, und mir, als dem Mann und dem Soldaten, liegt es ob, die Ehre Oeſterreichs zu wahren gegen alle ihre Feinde, und ſäßen dieſe Feinde auch auf Oeſterreichs eigenem Thron! Ich werde dieſe Papiere nicht leſen, und ich werde thun, was Sie verweigerten. Niemand außer Ihnen, der Kaiſerin und mir, wiſſen bis jetzt von dieſen Papieren und von den Befehlen der Kaiſerin, ich werde alſo nur in Ihren und in den Augen der Kaiſerin ein Rebell ſein, aber Gott wird mir verzeihen, und die Welt wird ſagen, daß ich Recht gethan, dem Feinde Oeſterreichs mit dem Schwert entgegen zu treten. Sie wollten die Papiere nicht, wie ich Sie darum anflehte, behalten, Sie verlangten, daß ich ſie an mich nehmen ſollte, nun denn, ſo geben Sie ſie mir und genügen Sie dem Befehl der Kaiſerin!

Nein, ſagte Leopold, welcher längſt ſchon die Papiere wieder in ſeine Bruſttaſche geſchoben hatte, nein, jetzt werde ich Ihnen dieſelben nicht geben, denn ich weiß, daß Sie ſie vernichten wollen.

Es iſt nicht Ihre Sache, davor zurückzuſchrecken; geben Sie die Papiere her!

Nein, ich werde es nicht thun!

Der Kaiſer ſtieß einen dumpfen Schrei aus, und mit flammenden Blicken, mit zuckenden Lippen und hoch gehobenem Arm näherte er ſich dem Großherzog.

Gieb her die Papiere, ſagte er mit dumpfer Stimme.

Wie, Sie wollen mich ſchlagen? rief Leopold, entſetzt zurückweichend.

Gieb her die Papiere, oder ich ſchlage Dich zu Boden, wie man ein Thier niederſchlägt, das uns beißen will, ſchrie der Kaiſer, mit hoch erhobener, drohender Fauſt jetzt dicht vor Leopold ſtehend.

Schweigend, mit keuchendem Athem, mit todesbleichen Wangen ſtanden ſich einen Moment ſo die Brüder einander gegenüber, ſich anſtierend mit Blicken voll tödtlichen Haſſes, voll zorniger Drohung.

Sag' noch einmal Nein, ſagte Joſeph mit leiſem, unheimlichem Geflüſter, wage es noch einmal, mir dieſe Papiere zu verweigern, und meine Hand trifft Dein feiges, heuchleriſches Geſicht und entehrt Dich auf ewig, denn ich werde Dir niemals Genugthuung geben!

Leopold antwortete nicht, unverwandt die ſtarren Blicke voller Haß auf Joſeph gerichtet, wich er zurück, immer weiter, und immer gefolgt

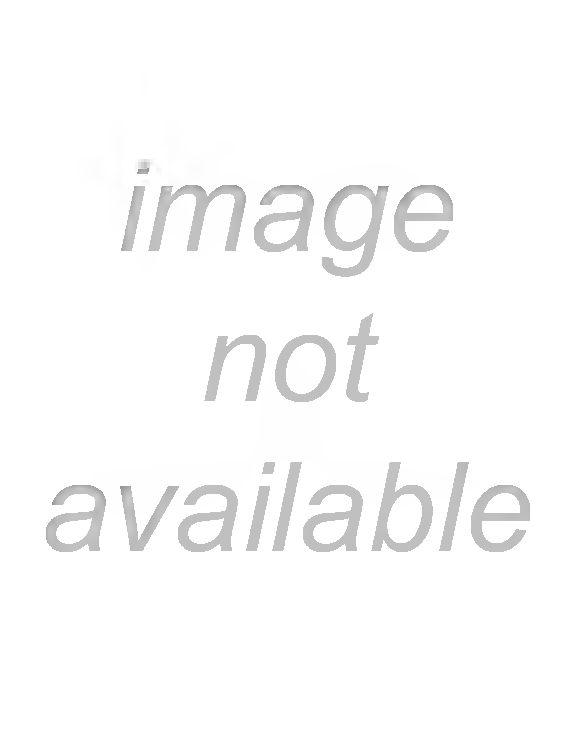


image
not
available

Der Kaiser trat zurück in das Zimmer, und auf einen Sessel niedertaumelnd, verhüllte er sich mit beiden Händen das Gesicht.

Nichts unterbrach jetzt die Stille, als die dröhnenden Schritte des Großherzogs und Lacy's, welche eben eintraten und die Thür hinter sich schlossen.

Eine lange Pause trat ein. Der Großherzog hatte sich in die Fensternische gestellt, und die Arme über der Brust gekreuzt, schien er mit vollkommen wiederhergestellter Ruhe die weitere Entwickelung dieser Scene zu erwarten.

Joseph saß noch immer gebeugt und mit verhülltem Angesicht da, während Lacy mit den Papieren in der Hand in streng militairischer Haltung an der Thür stand, die weitern Befehle des Kaisers erwartend.

Als diese immer noch nicht erfolgten, und kein Wort, kein Wink des Kaisers das athemlose Schweigen unterbrach, richtete Lacy sich höher empor und trat militairisch steif einen Schritt vorwärts.

Befehlen Ew. Majestät, fragte er, daß ich Ihnen die Briefe vorlese, welche Se. Kaiserliche Hoheit der Großherzog mir im Namen und auf Befehl der Kaiserin übergeben hat?

Lesen Sie, sagte der Kaiser dumpf, ohne die Hände von seinem Antlitz zu ziehen.

Jetzt näherte sich Lacy dem Tisch, neben welchem der Kaiser saß, und die aus verschiedenen Briefen, Zetteln und Actenstücken bestehenden Papiere auf demselben ausbreitend, nahm er zuerst das von der Kaiserin eigener Hand an den Kaiser gerichtete Schreiben und las:

„Mein lieber Kaiser und Sohn! Ihnen, als meinem Mitregenten und vielgeliebten Sohn, beeile ich mich Einsicht zu geben in die von mir mit dem König von Preußen angeknüpften Unterhandlungen. Dieselben werden hoffentlich zu einem günstigen Resultat führen, und ich werde dadurch nicht allein das Glück haben, mein Volk vor einem blutigen und unheilvollen Kriege beschützt zu haben, sondern auch meinen geliebten Sohn und Kaiser, nach dem sich mein Herz sehnt, und um dessen Sicherheit ich schmerzlich besorgt bin, so lange er im Feld steht, wieder an meiner Seite zu haben. Ich bitte Sie aber, so lange die Unterhandlungen dauern, nichts zu unternehmen, was eine Fortsetzung derselben unmöglich macht, und in keiner Weise mit Ihren Truppen den Angreifenden oder Herausfordernden zu machen, wie mir seiner-

ſeits der König von Preußen verſprochen hat, daß er während dieſer Zeit keinen weiteren Angriff unternehmen und ſeine Truppen nicht weiter vorrücken laſſen wird. Ich werde von nun an Ew. Majeſtät regelmäßig von dem weiteren Verlauf der Unterhandlungen Nachricht geben und ſende Ihnen anbei genaue und wörtliche Abſchrift der zwiſchen mir und dem König von Preußen gewechſelten Briefe, wie auch der gegenſeitig gemachten Propoſitionen und Bedingungen. Indem ich Gott bitte, daß er meinen vielgeliebten Sohn und Kaiſer bald wieder in meine mütterlichen Arme zurückführe, verbleibe ich Ihre wohlgewogene Mutter und Kaiſerin Maria Thereſia."

Ein tiefer Seufzer, der mehr einem ſchmerzlichen Stöhnen glich, ſtieg aus der Bruſt des Kaiſers empor. Langſam ließ er die Hände niederſinken von ſeinem Antlitz, das jetzt todesbleich war, und ſeine großen Augen mit einem unendlich trüben und ſchmerzlichen Blick auf Lacy heftend, fragte er: Lacy, iſt es wirklich wahr und möglich? Iſt es vorbei mit meinen Hoffnungen und mit unſern ſtolzen Siegerplänen?

Der Feldmarſchall antwortete nur mit einem Seufzer und mit einem leiſen Zucken ſeiner Achſeln.

Leſen Sie weiter, ſagte der Kaiſer ſanft, meine Augen ſind trübe und vermögen nicht zu leſen!

Lacy gehorchte, und nachdem er den erſten Brief der Kaiſerin an den König, mit welchem Maria Thereſia die Initiative ergriffen hatte, vorgeleſen, las er die Antwort des Königs, in welchem dieſer bereitwillig auf die Pläne der Kaiſerin eingeht und ihr verſpricht, ſeine Schritte ſo einzurichten, daß Maria Thereſia nichts für das Leben ihres geliebten Kaiſers zu fürchten habe.

Als Lacy das las, zuckte der Kaiſer zuſammen, eine flammende Röthe flog einen Moment über ſein Antlitz hin und machte dann einer noch tödtlicheren Bläſſe Platz. Er öffnete haſtig die Lippen wie zu einem heftigen Wort, dann aber raffte er ſich gewaltſam zuſammen und hörte ſtill und ſchweigend der weiteren Lectüre zu.

Noch zwei andere Briefe der Kaiſerin und des Königs folgten, voller Verſicherung gegenſeitiger Verehrung und voll Betheuerungen, Alles zu thun, um Deutſchland den Frieden wiederzugeben. Alsdann kamen die Friedens-Propoſitionen der Kaiſerin und die hinzugefügten Bemerkungen des Königs.

Maria Thereſia verpflichtete ſich in dieſen Propoſitionen, von den bis jetzt in Baiern in Beſitz genommenen Ländern nur ſo viel zu behalten, als etwa die Revenue einer Million betrage, und das Uebrige dem Churfürſten zurückzuerſtatten, oder die jetzt mit Beſitz belegten Landſtriche Baierns gegen andere zu vertauſchen, über die ſie ſich mit dem Churfürſten einigen wolle, und die nicht den Werth einer Million Einkünfte überſteigen ſollten.

Alsdann folgten die Gegenpropoſitionen des Königs. Dieſen zufolge ſollte Oeſterreich alle ſeine Anſprüche auf Baiern fahren laſſen, ſich mit einem kleinen Diſtrict von Oberbaiern begnügen, die Anſprüche des Churfürſten Carl Theodor, ſo wie ſpäter des Herzogs von Zweibrücken anerkennen und heilig halten.

Weiter, weiter, rief Joſeph haſtig, als Lacy jetzt ſchwieg.

Weiter iſt nichts vorhanden, ſagte Lacy, dies iſt das letzte Papier, das in dem Couvert enthalten iſt!

Und auf dieſe unverſchämten und höhnenden Propoſitionen des Königs ſollen wir nicht die einzig mögliche Antwort ertheilen können! rief der Kaiſer ſchmerzlich, die Antwort mit dem Schwert, das allein noch die gethane Beſchimpfung auslöſchen kann! Oh Lacy, Lacy, es iſt fürchterlich zu denken, daß ich abermals meine Hände in den Schooß legen und demüthig und ergeben wie ein Schulknabe abwarten ſoll, was meine geſtrengen Züchtiger und Lehrer über mich beſchloſſen haben!

Es iſt eine ſchwere Pflicht, welche Ew. Majeſtät da zu erfüllen haben, ſeufzte Lacy, aber es iſt eine Pflicht, und Ew. Majeſtät dürfen Sich ihr nicht entziehen!

Ich darf mich nicht ihr entziehen, wiederholte Joſeph mit einem tiefen Schmerzensausdruck, indem er aufſprang, ich muß —

Auf einmal traf ſein irrer flackernder Blick das Antlitz des Großherzogs, der immer noch ruhig in der Fenſterniſche ſtand.

Sie ſind noch hier? fragte Joſeph mit dem Anſchein des Erſtaunens. Ich dächte, Ihre Hiobsbotſchaften wären zu Ende, und Ew. Kaiſerliche Hoheit hätten mir nichts mehr zu ſagen!

Ich warte auf die Antwort für Ihre Majeſtät die Kaiſerin, ſagte Leopold ruhig.

Ah, Sie wollen mich höhnen, rief Joſeph, bebend vor Zorn, Sie wollen mich höhnen, denn Sie wiſſen es wohl, daß es auf die aus-

gesprochenen Befehle der Kaiserin keine Antwort mehr giebt, sondern daß man denselben schweigend und unterwürfig gehorchen muß. Da Sie aber durchaus eine Antwort begehren, so will ich sie Ihnen geben! Doch achten Sie wohl auf meine Worte und hüten Sie sich, eins derselben zu vergessen. Sagen Sie der Kaiserin, ich werde mich, wie es einem gehorsamen Unterthan gezieme, ihren Befehlen fügen und so lange die von Ihro Majestät ohne mein Wissen und hinter meinem Rücken angeknüpften Unterhandlungen dauerten, nichts Feindliches gegen den König von Preußen unternehmen, ihn nicht zu einer Schlacht drängen, obwohl ich wüßte, daß die Welt mir meine Unthätigkeit als einen Fehler und eine Ungeschicklichkeit anrechnen würde, und daß nicht blos meine Feinde, sondern auch meine wenigen Freunde mich fortan für einen thörichten Prahler halten würden, der sich großer Entwürfe rühme, und wenn es zur That kommen solle, sich feig und kleinlaut zurückziehe. Sagen Sie Ihro Majestät, ich würde nichts destoweniger gehorchen, aber sagen Sie ihr ferner: wenn die Kaiserin wirklich im Stande sei, auf diese nachtheiligen, demüthigenden Bedingungen des Königs von Preußen einzugehen und Frieden zu schließen, so würde ich niemals nach Wien zurückkehren und niemals mich der Kaiserin wieder nähern, sondern in Aachen, oder in irgend einer andern freien Reichsstadt, nach Sitte der alten deutschen Kaiser meine Residenz nehmen.*)

Oh, Majestät, rief Lacy entsetzt, ich beschwöre Sie, nehmen Sie Ihr Wort zurück.

Ich nehme es nicht zurück, sondern ich befehle dem Abgesandten der Kaiserin, ihr getreulich und genau meine Botschaft auszurichten, sagte Joseph stolz.

Und ich werde dem Befehl Sr. Majestät, des Mitregenten meiner Kaiserin, zu gehorchen wissen, sagte der Großherzog von Toscana. Ich werde ihr genau jedes Ihrer Worte wiederholen. Weiter haben Ew. Majestät mir nichts zu befehlen?

Ja, rief Joseph hoch athmend, ich habe Ihnen noch zu sagen, daß Sie, wenn Sie Ihre Botschaft an die Kaiserin ausgerichtet haben, und heimgekehrt sind in Ihr Land, Sie alsdann Ihre frommen Väter be-

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe Dohms Denkwürdigkeiten. Th. I. Seite 143.

rufen, und Ihnen gebieten mögen, für Ihren Bruder eine Todtenmeſſe zu leſen, denn Sie haben in dieſer Stunde Ihren Bruder Joſeph verloren. Er iſt Ihnen geſtorben für immerdar.

Der Großherzog begegnete den ſtolzen, herausfordernden Augen Joſephs mit einem Blick voll finſtern Haſſes. Ich kann nicht verlieren, was ich nie beſeſſen habe, ſagte er kurz. Ich habe niemals einen Bruder Joſeph gehabt. Hätte ich den beſeſſen, und wäre es mein Bruder Joſeph geweſen, welcher da vorher vor mir ſtand, ſo würde ich nicht zurückgewichen ſein, ſondern ich würde mein Schwert gezogen, und den Beleidiger zur Rechenſchaft gefordert haben. Aber es war nur der Kaiſer Joſeph, welcher mir gegenüber ſtand, und deshalb duldete ich und ſchwieg. Und deshalb allein werde ich auch ferner dulden und ſchweigen, nur werde ich es vermeiden, mit dem Kaiſer Joſeph zuſammen zu treffen.

Unſere Wege ſind getrennt, und ich hoffe, daß wir einander nie wieder begegnen, rief der Kaiſer heftig.

Ich hoffe es auch, ſagte Leopold ſanft, denn jedenfalls würde unſer Begegnen niemals ein freundliches ſein! Leben Sie wohl!

Leben Sie wohl, und wo möglich auf Nimmerwiederſehen!

Ohne ein weiteres Wort, einen weiteren Blick, durchſchritt der Großherzog das Zimmer und öffnete die Thür. Der Kaiſer ſchaute ihm mit gerunzelter Stirn und finſtern Blicken nach, Feldmarſchall Lacy war weiter zurückgetreten in den Hintergrund, und blickte mit ſteigender Angſt bald auf den enteilenden Großherzog, bald auf das düſtere Geſicht des Kaiſers.

Jetzt ſchloß Leopold hinter ſich die Thür, und gleichſam von dieſem Geräuſch aus ſeiner dumpfen Erſtarrung aufgeſchreckt, zuckte Lacy zuſammen und eilte vorwärts zu dem Kaiſer hin.

Rufen Sie ihn zurück, Sire, flehte er mit zitternder Stimme, ich beſchwöre Ew. Majeſtät, laſſen Sie ihn nicht ſo von Sich ſcheiden. Er iſt Ihr Bruder, Sire, er iſt der Lieblingsſohn Ihrer Mutter, und er iſt die Hoffnung und der Troſt aller Derjenigen, welche vor Ew. Majeſtät zittern, und ſich berechtigt glauben, mit bangen Sorgen in die Zukunft zu ſchauen!

Ja, er iſt der Anführer meiner Feinde, ſagte Joſeph, er iſt das Haupt der frommen Partei, welche ewig im Finſtern ſchleicht, und

heimlich mir ihre Flüche und Verwünschungen entgegenschleudert, und mir ewig Steine und Hindernisse in den Weg schieben wird. Aber ein Tag wird kommen, wo ich dieser finstern Brut ihr frommes Eulennest zerstören und aufräumen werde in meinem Hause. An jenem Tage werde ich auch des heutigen Begegnens mit dem Großherzog Leopold gedenken!*)

Sire, ich beschwöre Sie noch einmal, flehte Lacy, rufen Sie den Großherzog zurück, wenn nicht als Ihren Bruder, so doch als den Abgesandten der Kaiserin. Verbieten Sie ihm als Solchem, der Kaiserin die drohenden Worte zu wiederholen, welche Ew. Majestät vorher nur in der Aufregung des Momentes gesprochen haben, nehmen Sie die mündliche Botschaft zurück, und —

Lacy, unterbrach ihn der Kaiser mit lauter, zürnender Stimme, ich habe heute einen Bruder und eine Schlacht verloren. Wollen Sie mich nun auch noch den Freund verlieren lassen?

Er schaute Lacy mit einem so glühenden und zugleich so schmerzlichen Blick an, daß diesem die Thränen in die Augen traten. Sire, sagte er tief bewegt, vergeben Sie Ihrem treuesten und ergebensten Diener, wenn ich es gewagt, Ihnen zu widersprechen, und entziehen Sie mir Ihre Freundschaft nicht, denn Ew. Majestät wissen wohl, daß diese Freundschaft den Hauptinhalt meines Lebens und mein einzig Glück ausmacht. Ich habe kein Weib, keine Kinder, ich habe nichts, was ich liebe, als Sie allein, und wenn ich Sie verlöre, so würde ich mich verkriechen in irgend einem dunklen Winkel der Erde, und niemals sollte die Welt wieder von Lacy hören.

Sie werden mich nie verlieren, mein theurer geliebter Freund, rief der Kaiser, indem er mit einer raschen Bewegung seine beiden Arme

*) Dieser heftige Zwist, den Joseph im Lager mit dem Großherzog Leopold hatte, trennte wirklich die beiden Brüder für immer. Sie vermieden es, zusammen zu sein, und sprachen niemals mehr mit einander. Kaiser Joseph ließ daher später nicht seinen nächsten Thronfolger, den Großherzog Leopold, sondern dessen Sohn und Erben Franz zum König von Rom krönen, und selbst an das Sterbebett des Kaisers durfte sein Nachfolger nicht kommen. Erst nach Josephs wirklichem Tode sollte, seinem ausdrücklichen Befehle gemäß, sein Erbe und Nachfolger Leopold durch Couriere benachrichtigt und gerufen werden.

Digitized by Google

um Lacy's Hals warf und ihn innig umarmte. Mein Gott, ich leide so grenzenlos, und es ist mir, als ob mir eben der Tod eines meiner liebsten Freunde verkündet wäre. Und ist es nicht so, Lacy? Ist mir nicht die schönste und größte Hoffnung meines Lebens gestorben? Die Hoffnung, mir endlich Ruhm und Ehre auf dem Schlachtfeld zu erobern, und der Welt zu beweisen, daß es außer dem König von Preußen noch Feldherren und Schlachtensieger in Deutschland geben kann? Oh Lacy, meine ganze Seele glühte diesem Ziel entgegen, und wie ein wildes Roß bäumte sich mein Herz auf bei dem Gedanken: Du wirst morgen dem alten siegreichen Feind Deines Hauses gegenüberstehen, Du wirst ihm wenigstens einen Zweig jener Lorbeeren entreißen, die er sich auf den Schlachtfeldern gegen Oesterreich erobert hat! — Oh, ich hätte Jahre meines Lebens freudig hingegeben, wenn ich mir damit dies Ziel hätte erkaufen können, denn, — ich will Ihnen ein Geheimniß anvertrauen, Lacy, — denn ich hasse diesen König Friedrich, den die Welt den Großen nennt, ich hasse ihn so glühend, wie ich ihn einst zu lieben glaubte. Er ist Schuld an all dem Unglück, das mein Haus seit fast vierzig Jahren betroffen hat, sein Ruhm sind unsere Niederlagen, sein Glanz ist unsere Dunkelheit. Ich würde es ihm vergeben können, daß er uns Schlesien genommen hat, aber ich werde es ihm niemals vergeben, daß er mich zu der elenden und unwürdigen Rolle eines Nachahmers erniedrigt hat! Denn was ich auch unternehmen und thun mag, immer hat er es schon zuvor gethan, immer ist er vor mir dagewesen, und hat das Alles seinem Volk aus ruhiger Reflexion der Klugheit gegeben, was ich meinem Volk aus wärmster Begeisterung der Liebe darbringen will. Wenn ich meinem Volk die Aufklärung geben und es befreien will von dem Druck der Priester, er hat es vor mir gethan; wenn ich die Künste, die Wissenschaften, die Industrie unterstützen und fördern will, er hat das Alles schon längst vor mir gethan; wenn ich den Zeloten und Eiferern Duldung anempfehlen, die Geknechteten schützen, die Unterdrückten erheben will, er hat von den Juden längst schon den Bann genommen und allen Seelen die Erlaubniß ihrer Existenz gegeben! Wenn ich endlich mich selber auszeichnen möchte in den Künsten, die ich am meisten liebe, wenn ich in der Kriegskunst und in der Musik mir Ruhm erwerben möchte, er hat es schon früher gethan, und seine Flöte und seine Lor-

beern sind älter, als mein Violoncell und mein Schwert. Oh, ich hasse ihn, ich hasse ihn, denn seine Größe ist der Stein, an welchem meine Originalität zerbricht, immer wird er mir im Wege stehen und mit seinem Glanz einen Schatten auf mein Leben und meine Thaten werfen! Oh Lacy, das ist ein Gedanke, der mich in Verzweiflung bringt, der wie eine glühende Kohle in meinem Hirn brennt. Dieser Mann zwingt mich, für seinen Nachahmer zu gelten, und doch fühle ich, daß ich es nicht bin, und doch handle ich nur nach eigener freier Entschließung! Aber Niemand wird es mir glauben, und er selber auch nicht! Mir ist es, als sähe ich das spöttische Aufblitzen seiner furchtbaren Adleraugen, das höhnische Lächeln seines Mundes, wenn er eines Tages von den neuen Einrichtungen und Gesetzen des Kaisers Joseph hört, und sich einbildet: „das hat er Mir nachgeahmt!“ Oh, er wird mich dahin treiben, daß ich in toller Unvernunft zu viel thue, um nur nicht blos das zu thun, was er schon gethan hat! Er ist der böse Dämon meines Hauses, und nicht blos, daß er uns Länder und Schlachten abgewonnen, hat er mir auch meine Zukunft und meine Originalität geraubt. Lacy, ist es nicht furchtbar zu denken, daß es da einen Feind unsers Hauses giebt, der uns in allen Dingen besiegt hat, selbst in dem Großen und Guten, was wir thun wollen?

Aber Ew. Majestät gehen da in der Aufregung des Moments zu weit, sagte Lacy mit einem sanften Lächeln. Es ist wahr, der König von Preußen hat viel gethan, und er hat es Ew. Majestät schwer gemacht, etwas Originales zu thun, das er nicht schon versucht hat. Aber Eins hat der König noch nicht gethan, und das ist gerade das Eine, in welchem Ew. Majestät ihm dereinst glänzend und siegreich voran gehen werden! Er hat nichts für Deutschland gethan, er hat es selbst niemals versucht, ein Deutscher zu sein! Inmitten eines deutschen Landes, auf einem deutschen Thron sitzend, ist er doch nur der Beschützer fremder Kunst, fremder Wissenschaft und fremder Industrie. Er verachtet und ignorirt die deutschen Gelehrten, die deutschen Dichter, die deutschen Industriellen, und die Sprache der Deutschen nennt er die Sprache der Barbaren. Der geringste französische Witzkopf ist ihm besser bekannt, als die größten Gelehrten Deutschlands, und während er für Voltaire schwärmt, und sich italienische Oper und französische Maler und Bildhauer hält, ist ihm Lessing und Winkel-

mann ganz unbekannt, und mißachtet er den deutschen Meister Gluck. Das ist der große und schöne Unterschied zwischen Ew. Majestät und dem König von Preußen, und den wird die Welt und Nachwelt anerkennen müssen. Der König von Preußen ist nur zufällig der Fürst eines deutschen Lands, Sie aber sind ein deutscher Fürst, und zu Ihnen wird sich dieses Deutschland flüchten, das er verstieß, an Ew. Majestät wird es sich anklammern mit allen seinen Wünschen und Hoffnungen, seinen Träumen und seiner Begeisterung. Friedrich der Zweite ist nur der König Preußens, Sie aber werden einst der Kaiser Deutschlands sein, und das deutsche Volk, welches Er verstieß, wird in Ihnen seinen Retter und Erlöser begrüßen und erkennen.

Er wird auch das zu verhindern wissen, rief der Kaiser leidenschaftlich, er hat mich schon ausgespürt auf diesem meinem Wege, den ich selbstständig von ihm wandeln wollte, und schon wieder stellt er sich mir entgegen, um mich zu bekämpfen. Ja, Sie haben Recht, es ist mein höchstes Ziel, ein deutscher Fürst zu sein, mir den Namen eines Kaisers von Deutschland auch der Wahrheit nach zu verdienen. Unter meinem Scepter wollte ich alle diese zerstückelten, auseinandergerissenen Länder des schönen Deutschlands vereinen, Ein Land sollte es werden, Ein Volk und Ein Vater und Fürst. Hinwegräumen wollte ich den Kehricht der alten, so oft verhöhnten und mißbrauchten deutschen Reichsverfassung, hinwegräumen auch den lächerlichen und unglücklichen Theaterschmuck so vieler kleiner Throne und Fürsten, und unter dem Dach einer einzigen Krone wollte ich das deutsche Volk sammeln in dem großen einigen und einzigen Hause seines deutschen Vaterlandes. Das war und ist mein Ideal, und deshalb wollte ich jetzt Baiern meine Hand darreichen und dies deutsche Land erretten von den Priestern, den Jesuiten und all den finstern Gewalten, die mit dem wollüstigen und frömmelnden Carl Theodor über Baiern herrschen werden, deshalb rief ich ihnen zu, zu mir zu kommen, und ihr elendes Baiernthum hinzugeben an das große und herrliche Deutschthum! Aber da kommt wieder dieser König von Preußen, und weil er meine Gedanken durchschaut hat, reißt er mir mit hämischer Schadenfreude mein eigen Banner aus der Hand und pflanzt es vor sich auf und giebt, indem er mich bekämpft, sich das Ansehen, als ob Er für Deutschland in die Schranken träte, als ob Er die heilige Verpflichtung übernommen, deutsche Frei-

heit, deutsches Recht und deutsche Tugend zu beschützen. Ach, ist es nicht eine zugleich lächerliche und abscheuliche Farce, welche wir da spielen sehen? Der König von Preußen, der Mann, der niemals Deutschland gekannt hat, dem es immer nur ein Gegenstand für seinen Witz und seinen Spott gewesen, er nennt sich jetzt plötzlich den Vertheidiger Deutschlands; die Herzogin Clemens, die Freundin der Obscuranten, der Rosenkreuzer und Jesuiten legt über ihre von mir bedrohten Freunde jetzt plötzlich die deutsche Fahne hin und schreit: „Ihr rettet Deutschland, wenn Ihr uns errettet," und aus allen diesen kleinen deutschen Raubnestern und Schlössern recken die kleinen deutschen Fürsten, welche fühlen, daß ich über ihnen schwebe in der Luft, wie der Habicht über dem Taubennest, ihre Hälse empor, und schreien: „Deutschland ist bedroht, rettet uns, dann werdet Ihr Deutschland gerettet haben!" — Und Maria Theresia läßt ihr Ohr betäuben von diesem tollen Geschrei und der König von Preußen findet, daß das ein himmlischer Gesang ist, der Victoriagesang, mit dem er mich abermals bei Seite gedrängt und überschrieen hat! Oh, Lacy, ich hasse ihn, glühend, unaussprechlich. Denn nicht genug, daß er mich besiegt hat ohne Schwertschlag, so wird er mich jetzt auch noch lächerlich machen! Muß die Welt mich nicht verlachen und verspotten, wenn sie diesen Brief des Königs an meine Mutter liest, in welchem er ihr verspricht, daß er seine Schritte so einrichten werde, daß Maria Theresia nichts zu fürchten brauche für ihr Blut, und für einen Kaiser, den er liebe und hochachte, obwohl er in den Angelegenheiten Deutschlands mit ihm in den Principien differire.*) Bin ich ein verhätscheltes Muttersöhnchen, dem man lächelnd erlaubt, mit Knallbonbons zu spielen und sich einzubilden, daß das Kanonen sind, welche es abfeuert? — und ich soll ihm nicht beweisen können, daß ich kein Knabe bin, den er zu schonen nöthig hat, sondern daß ich ein Mann bin, den er, so Gott will, eines Tages zu fürchten hat? Der alte entnervte Heldengreis steckt sich hinter den mit Rosenkränzen und Scapuliren verbrämten Reifrock meiner Frau Mutter, und bläst ihr in's Ohr, daß dieser Krieg ein sündhafter sei! Oh Lacy! Soll ich denn niemals Gelegenheit haben, Rache zu nehmen an diesem König, der meiner Mutter schon so viele Thränen und mir so viele

*) Groß-Hoffinger, Urkundenbuch zur Lebensgeschichte Josephs II. S. 41.

Enttäuſchungen und geknickte Hoffnungen gekoſtet hat? Muß ich denn wirklich auch dies Mal wieder mein Schwert in die Scheide ſtecken und mich in Demuth beugen unter den Willen meiner Mutter?

Sie iſt die regierende Kaiſerin, ſagte Lacy ernſt, und Ew. Majeſtät werden Ihrem Volk und uns Allen ein leuchtendes Beiſpiel des Gehorſams geben!

Ach ich weiß es wohl, ſeufzte Joſeph, ich muß abermals dies arme ungeſtüme Herz beſiegen, und ſchweigen und dulden!

Er ging mit haſtigen, unſichern Schritten einige Male auf und ab, bald halblaute Worte vor ſich hin murmelnd, bald düſtere, ſchmerzliche Blicke auf das Fenſter werfend, durch welches man da draußen das bunte Gewimmel der Soldaten ſehen konnte, welche das Lager abzubrechen begannen, indem ſie mit voller friſcher Kehle dazu Lieder voll Kampfluſt und Siegesfreudigkeit ſangen.

Auf einmal blieb der Kaiſer ſtehen, und ſich mit einer ſtolzen Bewegung des Hauptes an Lacy wendend, ſagte er: Herr Feldmarſchall, ich nehme meinen Plan zurück. Die Kaiſerin Königin Maria Thereſia hat befohlen, und es iſt an uns, zu gehorchen! Treffen Sie alle nöthigen Anordnungen, ertheilen Sie Ihre Befehle, verkünden Sie der Armee unſern umgeänderten Beſchluß: Wir werden dem König nicht bis über die Elbe entgegenmarſchiren und ihm eine Schlacht liefern, wir werden nicht unſer Lager abbrechen, ſondern wir werden hier bleiben und warten!

Sire, rief Lacy begeiſtert, in dieſer Stunde haben Sie in Wahrheit einen Sieg gewonnen, den Sieg über Sich ſelbſt!

Der Kaiſer ſah ihn mit einem ſchmerzlichen Lächeln an. Aber dieſer Sieg iſt ſchwerer als der, welchen ich mir morgen zu erkämpfen hoffte, ſagte er ſeufzend. Doch es nutzt nichts mehr, davon zu reden. Gehen Sie, Lacy, und ertheilen Sie Ihre Befehle! Wir wollen warten. Da wir das Schwert nicht ziehen dürfen, mein Freund, ſo laſſen Sie uns beten, beten, daß Gott ſich meiner erbarme, und dem armen Kaiſer von Oeſterreich eines Tages geſtatte, Revanche zu nehmen an dem König von Preußen!

VII.

Die Revanche.

Feldmarschall Lacy hatte das Kabinet des Kaisers verlassen, und die Generäle und Stabsoffiziere zu sich berufend hatte er ihnen den Beschluß des Kaisers mitgetheilt und mit ihnen die nöthigen Verabredungen getroffen.

Der Kaiser war allein geblieben, und ganz seinen trüben und schmerzlichen Gedanken hingegeben, war er lange in seinem Kabinet auf und ab gegangen. Dann trat er ans Fester und schaute mit düsterm Blick hinaus auf das Treiben seiner Soldaten.

Jetzt wissen sie es schon, sagte der Kaiser leise vor sich hin, jetzt ist es schon wie ein Unkenruf durch das Lager gegangen: „der Kaiser will keine Schlacht! Wir werden nicht über die Elbe gehen! Im Moment der That hat der Kaiser Furcht bekommen und wagt es nicht, dem alten Heldenkönig gegenüber zu treten!" — Ja, ja, so sagen und denken sie, meine tapfern Soldaten, ich seh's an den finstern Mienen, mit denen sie ihre schon halb abgebrochenen Zelte wieder ordnen. Sie singen nicht mehr bei der Arbeit, wie vorher, sie sind nicht mehr fröhlich und guter Dinge. Ihr Muth ist gebrochen, ach, und der meine auch! Und diese Schlacht, welche wir nicht geschlagen haben, nützt dem König von Preußen mehr, als es ein neuer Sieg würde gethan haben. Denn jetzt denken meine Soldaten: der Kaiser fürchtet sich vor dem König von Preußen, und da sinkt ihnen der Muth, und Friedrich der Zweite wird wieder das Schreckbild, vor dem die Oesterreicher fliehen! Oh Friedrich, Friedrich, wann wird denn für mich die Stunde der Vergeltung schlagen?

Ein leises Klopfen an der Thür ließ sich gerade in diesem Moment vernehmen, und auf das Herein des Kaisers erschien einer seiner Adjutanten, um zu melden, da draußen stehe ein Husar von den galizischen Regimentern, die unmittelbar an der Elbe, dem Lager des Königs von Preußen gegenüber, postirt seien, und verlange durchaus und mit dringendem Flehen, den Kaiser in's Geheim zu sprechen, weil er ihm etwas Wichtiges mitzutheilen habe.

So laſſen Sie ihn eintreten und ziehen Sie ſich alsdann zurück, ſagte Joſeph gelaſſen.

Der Adjutant zögerte. Sire, ſagte er, dieſer Mann hat ein gar finſteres und tückiſches Anſehen, und ich wollte mir daher erlauben, Ew. Majeſtät anzuflehen, nicht allein mit ihm zu bleiben, ſondern mir gnädigſt zu geſtatten, daß ich ihm zur Seite bleibe.

Ach, Sie glauben, daß dieſer Mann hierher gekommen ſei mich zu ermorden? fragte Joſeph lächelnd.

Der Soldat iſt ein Pole, bemerkte der Adjutant ſchüchtern.

Nein, er iſt ein Oeſterreicher, ſagte der Kaiſer ſtolz, denn Galizien iſt eine öſterreichiſche Provinz. Ich fürchte meine Oeſterreicher nicht. Laſſen Sie alſo dieſen Mann eintreten, ich will mit ihm allein ſprechen.

Der Adjutant verneigte ſich und trat in das Vorzimmer zurück. Alsbald hörte man da draußen das Klirren von Sporen, das Auftreten eines feſten Schrittes, und in der Thür erſchien eine hohe muskelkräftige Geſtalt in der kleidſamen, phantaſtiſchen Tracht der galiziſchen Scharfſchützen.

Der Kaiſer erwiederte den militairiſchen Gruß des Soldaten mit einem leichten Kopfneigen und winkte ihm mit der Hand, näher zu treten. Ein zweiter Wink gebot dem Adjutanten, die Thür nach dem Vorzimmer zu ſchließen, und der Kaiſer war jetzt allein mit dem Soldaten.

Jetzt ſprich, ſagte der Kaiſer, und wenn Du mir etwas Wichtiges zu ſagen haſt, ſo ſage es, denn ich habe Deinen Wunſch erfüllt, Du biſt ganz allein mit mir.

Der Soldat richtete ſein Haupt, welches er bis dahin ehrfurchtsvoll geneigt hatte, höher empor und blickte Joſeph mit großen, blitzenden Augen an.

Bin gekommen, Ew. Majeſtät einen großen Dienſt zu leiſten, ſagte er, aber Ew. Majeſtät müſſen mir auch verſprechen, daß Sie mich dafür belohnen wollen, wie es einem Kaiſer geziemt.

Wenn Du mir wirklich einen großen Dienſt leiſten kannſt, ſo ſoll auch Dein Lohn groß ſein, mein kaiſerliches Wort darauf, ſagte der Kaiſer ernſt.

Der Soldat nickte. Ich nehm' Ihr Wort an, Herr Kaiſer, und alſo hören Sie! Hab' die Wache auf dem Vorpoſten dicht an der Elbe. Hab' da oft gelegen, hinter dichtem Gebüſch verſteckt, und während

mich Niemand ſehen konnt', hab' ich Alles geſehen und auf Alles Acht gehabt! Hab' alſo oft geſehen, daß der König von Preußen, ſo alt und gebrechlich er auch ausſieht, doch ein gar muthiger und unerſchrockener Herr iſt, denn er wagt ſich beim Recognosciren ſehr weit vor, kommt oft ganz nahe heran bis zum Elbufer. Freilich weiß er und denkt er nicht, daß da drüben hinterm dichten Gebüſch Scharfſchützen liegen, und daß ein guter Schütze ihn, wenn er ſo ſorglos da drüben reitet, leicht vom Pferd holen könnt'. Was aber der König von Preußen nit gedacht hat, das habe ich gedacht.

Und was haſt Du gedacht? fragte der Kaiſer mit geſpannten, erwartungsvollen Mienen.

Hab' gedacht, daß ich ein guter Schütze bin und daß meine Kugel noch nimmer ihren Mann verfehlt hat, und hab' auch darüber nachgedacht, was für ein berühmter, großer und reicher Mann ich doch werden müßt' und werden würd', wenn ich mir den König da drüben vom Pferd ſchöſſ' und damit Oeſterreich von ſeinem ſchlimmſten und aufſäſſigſten Feind befreite und uns Allen endlich einen dauernden Frieden gäbe. Und wie ich das geſtern wieder dacht', Herr Kaiſer, da kommt juſt der König da drüben hervorgeritten auf ſeinem Schimmel. Grad' der Stelle gegenüber, wo ich, hinterm Gebüſch verſteckt, auf Vorpoſten ſtand, macht er Halt; ganz deutlich konnt' ich ſein blaſſes, runzlichtes Geſicht ſehen, mit den großen, fürchterlichen Augen darin, die wie ein helles Höllenfeuer zu mir herüberblitzten. Den Krückſtock hielt er in der Hand, und damit zeigt er vom Pferd aus herüber nach uns und fuchtelte mit dem Stock hin und her, juſt als wenn er ſeinen Generälen vormacht', wie er den Feind da drüben durchprügeln wollt'. Und wie ich das ſah, da ſtieg mir's Blut in's Geſicht und ich richtet' mich auf in meinem Verſteck und zog den Hahn an meinem Gewehr auf. Bin ein guter Scharfſchütz, Herr Kaiſer, und auf was ich anlege, das treffe ich auch.

Weiter, weiter, murmelte der Kaiſer, als der Soldat jetzt ſchwieg und einen wohlgefälligen, lächelnden Blick auf ſeine Büchſe warf, die ihm im Arme ruhte.

Nun alſo, ich hob meine Büchſe und wollt' eben auf den König anſchlagen, da fiel mir ein —

Da fiel Dir ein? fragte der Kaiſer, dem der Angſtſchweiß in hellen Tropfen auf der Stirn ſtand.

Da fiel mir ein, daß es am Ende doch beſſer ſein möcht', erſt den Kaiſer zu fragen, ob er's erlaubt, daß ich den König todt ſchieße, und was er mir dafür zum Lohn verſpricht.

Ach, rief der Kaiſer aufathmend, das war ein guter Gedanke von Dir!

Der Huſar nickte. Hab' alſo ſtill mein Gewehr wieder zurückgezogen, fuhr er fort, und gleich nach der Ablöſung hab' ich den Hauptmann gebeten, mir auf ſechs Stunden Urlaub zu geben, weil ich gern in's Lager gehen und da einen alten Bekannten von mir ſprechen möcht. Das war keine Unwahrheit, Herr Kaiſer, denn ich kenne Sie ſchon von damals her, als Sie Ihre Reiſe in Galizien machten. Da haben Sie ein Nachtquartier genommen im Dorfe Zacopane bei meinem alten Vater und haben ihn am andern Tage reichlich beſchenkt, daß er noch ein Stück Ackerland mehr kaufen konnt' und mir erlaubte, mein Mädel zu heirathen und das Ackerland zu bewirthſchaften. Bin alſo blos in's Hauptquartier gekommen, um meinen alten Bekannten, den Herrn Kaiſer, zu ſprechen, und nun bin ich da und frage: Wollen Ew. Majeſtät mir erlauben, daß ich meinen Anſchlag ausführe? Wenn Sie's erlauben, ſo ſtehe ich Ihnen mit meinem Kopf dafür, daß der König von Preußen nicht acht Tage mehr leben ſoll. Ich hab' einen feſten Arm, ein ſcharfes Auge und ich weiß ganz genau, wie weit meine Büchſe mit Sicherheit trägt, denn ſie hat ſchon manchem Bosniaken das Lebenslicht ausgeblaſen.

Und was hat Dein Hauptmann zu Deinem Vorhaben geſagt? fragte Joſeph.

Mein Hauptmann? Hab' ihm gar nichts geſagt von meinem Vorhaben. Werd' nit ſo dumm ſein, irgend einem Menſchen etwas davon zu verrathen, könnt' ja ein Anderer meinen ſchönen Einfall ſich zu Nutze machen und mich um Lohn und Ehre bringen.

Demzufolge, fragte der Kaiſer aufathmend, demzufolge bin ich der Einzige, den Du in Dein Vertrauen gezogen haſt?

Der Allereinzige, Herr Kaiſer, und ich denk', Sie werden mein Vertrauen nicht mißbrauchen.

Nein, ich werde das nicht und zum Dank, daß Du Deinem Kaiſer vertrauteſt, ſchenke ich Dir hier dieſe zwei Goldſtücke.

Der Soldat nahm haſtig das von dem Kaiſer ihm dargereichte Geld und betrachtete es mit einem freudigen Lächeln, dann aber verfinſterte ſich ſein Geſicht und unter ſeinen buſchichten Augenbrauen hervor einen düſtern Blick auf den Kaiſer werfend, ſagte er: iſt der Kopf des Königs von Preußen nicht mehr werth, als zwei Dukaten?

Er iſt mehr werth als alle Dukaten, die ich in meinem Schatz hab', ſagte der Kaiſer ernſt, und kein Menſch auf Erden kann ihn bezahlen. Hab' Dir blos den Weg bezahlen wollen, den Du hierher gemacht haſt in's Hauptquartier, um mich zu ſprechen. Aber ich werde Dich auch noch ferner belohnen, wenn Du mir feierlich zuſchwören willſt, daß Du keinem Menſchen auf der Erde auch nur ein Wort von Dem verrathen willſt, was Du mir anvertraut haſt, und daß Du niemals wieder ein Wort davon über die Lippen bringen willſt. Wenn Du mir dies feierlich zuſchwören willſt, ſo will ich Dich frei geben vom Dienſt und Dich heute noch in Deine Heimath ſchicken, wo ich Dir eine Anſtellung als Grenzjäger verſpreche. Wenn Du aber Deinen Schwur brichſt, ſo biſt Du verloren und mußt Deine Schwatzhaftigkeit mit dem Tode büßen.

Herr Kaiſer, ich werd' meinen Schwur nimmer brechen. Ich gelobe und ſchwöre, daß ich nimmer und zu keinem Menſchen auch nur ein Wort von Dem erzählen will, was ich Ew. Majeſtät geſagt und anvertraut hab', und daß ich, ſo lange ich lebe, es als ein Geheimniß in meinem Herzen begraben will.

Schwöre mir das bei Gott und der heiligen Jungfrau.

Ich ſchwöre es bei Gott und der heiligen Jungfrau, rief der Soldat feierlich, indem er ſeine rechte Hand emporhob zum Himmel. Und jetzt, Herr Kaiſer, da ich den Schwur geleiſtet hab' und Niemand alſo jemals außer uns Beiden etwas erfahren wird von Dem, was ich thun will, ſelbſt nicht der Beichtvater in der letzten Beicht' — jetzt frage ich Ew. Majeſtät: wann ſoll ich den König herunter ſchießen und wann kann ich dann zurückgehen in meine Heimath?

Ein zürnender, glühender Blick des Kaiſers traf den Soldaten. Soldat, ſagte er mit lauter, feierlicher Stimme, das Geld, das ich Dir gegeben, bewahre zum ewigen Andenken daran, daß Dein Schutzgeiſt

Dich gewarnt und noch zu rechter Zeit Deine Hand gehalten hat, als Du auf den König schießen wolltest. Siehst Du denn nicht ein, welche abscheuliche That Du begangen hättest, wenn dies gekrönte Haupt durch Dich gefallen wäre? Ich hoffe und glaube wohl, daß jeder brave Soldat sein Leben wagen wird, um in der Schlacht und im Gefecht den König gefangen zu nehmen, aber keiner, sage ich, wird so gottlos und heimtückisch sein, ihn aus dem Hinterhalt vom Pferde zu schießen und sich selber zu einem feigen Mörder zu erniedrigen.

Der Soldat starrte den Kaiser mit maßlosem Erstaunen an und kein Wort der Erwiederung kam über seine Lippen.

Der Kaiser fuhr fort: Ich will Dir aber Deinen bösen Gedanken diesmal noch verzeihen, weil Du ihn noch nicht zur Ausführung gebracht und weil Du Niemanden etwas davon gesagt hast außer mir. Wenn aber Dein Gedanke zur That geworden wäre, so hätte ich Dich noch heute als einen gemeinen und niederträchtigen Mörder ohne Absolution am Galgen aufknüpfen lassen. Danke also Gott, daß er Dich errettet und erlöst hat. Und nun kein Wort weiter davon! Es ist schon spät und Du kannst diese Nacht hier bleiben.

Aber ich hab' nur sechs Stunden Urlaub vom Hauptmann bekommen, sagte der Soldat hastig, ich muß also gleich wieder zurück.

Der Kaiser betrachtete ihn mit finstern, mißtrauischen Blicken. Ich werde selber dem Hauptmann Deine Entschuldigung bringen, sagte er. Zudem habe ich Dich ja eben vom Kriegsdienst freigesprochen und Dir zum Lohn für Deine Verschwiegenheit erlaubt, wieder in Deine Heimath zurückzukehren.

Und es bleibt wahr? rief der Soldat aufjauchzend; und das wollen der Herr Kaiser mir doch erfüllen, obwohl Sie mich eben so sehr gescholten haben, daß mir das Herz im Leib noch zittert?

Das will ich Dir gewähren, wenn Du mir versprichst, ein ordentlicher Mensch zu bleiben und niemals mehr einen Menschen, und wär's auch nur einen Bosniaken, aus dem Hinterhalt und anders als im offenen Krieg zu erschießen.

Das verspreche ich Ew. Majestät von ganzem Herzen, rief der Soldat feurig.

Dann kannst Du jetzt gehen, um zu essen und der Ruhe zu pflegen. Warte, ich will Jemand beauftragen, für Dich zu sorgen.

Der Kaiser klingelte und sofort öffnete sich die Thür und der Kammerdiener Günther trat ein. Günther, sagte der Kaiser, ich übergebe Dir diesen Mann, und so lange er hier bleibt, wirst Du ihn nicht einen Augenblick verlassen. Er wird mit Dir essen und bei Dir schlafen, und Du wirst dafür sorgen, daß er gut gepflegt wird!

Günther verbeugte sich und gab dem Soldaten einen stummen Wink, ihm zu folgen.

Joseph schaute den Beiden nach, bis die Thür sich hinter der hohen, muskulösen Gestalt des Soldaten schloß, dann hob der Kaiser seine großen, blauen Augen mit einem Blick unendlicher Dankbarkeit zum Himmel empor.

Mein Gott, flüsterte er, ich habe heute viel geklagt, und doch bist Du mir heute gar gnädig gewesen! Du hast meinen Namen vor ewiger Schande und vor dem Fluch der Mit- und Nachwelt bewahrt, denn wenn dieser Mensch seine entsetzliche That ausgeführt hätte, würde doch Niemand geglaubt haben, daß er sie allein ersonnen hätte! Was für ein Zetergeschrei würde man in der ganzen Welt erhoben haben, wenn ein österreichischer Soldat den König von Preußen erschossen hätte, fuhr der Kaiser fort, indem er mit großen Schritten, die Arme über der keuchenden Brust zusammengeschlagen, auf und ab ging; und wie würde man mit hohnlachender Verachtung auf mich gedeutet und gesagt haben, ich hätte den König feig aus dem Hinterhalt erschießen lassen, weil ich nicht den Muth gehabt, ihm auf offenem Felde entgegen zu treten! Mein Gott, das Leben des Königs von Preußen ist mir jetzt kostbarer, als mein eigenes Leben, denn sein Leben ist meine Ehre! Ich weiß es ja, die Verleumdung und der Neid der Welt ist immer bereit, wenn irgend ein außerordentlicher Todesfall in unserer Nähe geschieht, ihn Oesterreich aufzubürden. Hat nicht der Parteihaß den Kaiser Ferdinand beschuldigt, als Gustav Adolph bei Lützen fiel? Und als zu Ende des vorigen Jahrhunderts der baierische Churprinz Joseph Ferdinand, welcher Spanien als Erbschaft erhalten sollte, plötzlich starb, hat man da nicht in ganz Europa gesagt, der österreichische Gesandte in Madrid, Fürst Mansfeld, habe dem Tod den Weg gezeigt zum Schlafzimmer des kleinen Erben von Spanien? Oh, die Welt ist immer bereit gewesen, Oesterreich zu verleumden, und sie würde uns auch jetzt angeklagt haben, wenn dieser Unglückliche seine That ausgeführt hätte.

Mein Gott, ich danke Dir, daß Du dieſe Schmach von mir abgewandt und meinen Namen behütet haſt vor ſo furchtbarer Verleumdung! —

Aber wie? fuhr der Kaiſer nach einer Pauſe fort, während er noch immer mit großen Schritten auf und ab ging, wie, wenn nun ein Anderer von den Scharfſchützen das ausführte, was dieſer nur beſchloſſen hatte? Wenn einer dieſer wilden Grenzjäger in ſeiner Rohheit und Unwiſſenheit ſich einbildete, daß es ein ebenſo lohnenswerthes und gutes Stück Arbeit wäre, den König von Preußen zu erſchießen, als die Paſcher, Räuber und Wilddiebe, gegen die er an den Grenzen von Ungarn und Galizien Jagd zu machen hat?

Und wie der Kaiſer das dachte, erbleichte er und der Angſtſchweiß ſtand auf ſeiner Stirn.

Ich muß durchaus ein Mittel erſinnen, den König und mich ſelber vor dieſer furchtbaren Gefahr zu behüten, murmelte der Kaiſer angſtvoll in ſich hinein, ſein Leben und meine Ehre ſteht auf dem Spiel.

Lange noch, bis ſpät in die Nacht, vernahmen die Diener im Vorzimmer den raſchen, unruhigen Schritt des Kaiſers, und vergeblich harrte Günther des Rufs ſeines kaiſerlichen Herrn, um ihm beim Auskleiden behülflich zu ſein. Als er endlich es wagte, ſchüchtern und unhörbar die Thür des Cabinets zu öffnen, ſah er den Kaiſer in voller Uniform da drüben in dem Lehnſtuhl ſitzen. Das bleiche Haupt zurückgeſunken an die hohe Lehne des alten Lederſtuhls, die beiden Hände auf die breiten Seitenarme des Stuhls gelegt, war Joſeph eingeſchlafen. Ein bleicher Strahl der eben aufgehenden Sonne beleuchtete das Antlitz des Kaiſers, das ſelbſt im Schlummer noch den Ausdruck der Angſt und Sorge beibehalten hatte.

Der treue Kammerdiener wagte es, ſich dem Kaiſer zu nähern und ihn leiſe zu berühren. Sire, ſagte er mit flehender Stimme, Ew. Majeſtät ſollten die Gnade haben, ſich entkleiden zu laſſen und ein wenig auf dem Feldbett auszuruhen. Es iſt jetzt die vierte Nacht, daß Ew. Majeſtät die Kleider nicht verlaſſen haben.

Joſeph hatte langſam ſeine Augen aufgeſchlagen und ſchaute Günther mit ſinnenden Blicken an. Hätte freilich die andern drei Nächte ruhig in mein Bett gehen und ſchlafen können, wie ein ehrſamer Spießbürger, der weiß, daß es nichts auf der Welt giebt, was ſeinen Schlaf

beunruhigen wird, sagte er seufzend. Diese Nacht aber durft' ich mich nicht behaglicher Ruhe hingeben, und ich bin in den Kleidern geblieben, weil ich früh auf sein mußte. Mein Gott, fuhr der Kaiser wie von heftigem Schrecken ergriffen fort, was ist aus dem Grenzjäger geworden, den ich Dir zur Bewachung übergeben, und wie konntest Du es wagen, ihn so lange allein zu lassen?

Sire, er ist nicht allein, der zweite Kammerdiener schläft mit ihm zusammen auf einem Lager, und ich hatte die Thür, welche vom Vorzimmer in unsere Schlafkammer führt, geöffnet, so daß ich, während ich aufblieb und den Ruf Ew. Majestät erwartete, den Soldaten doch immer im Auge behielt. Er schläft ruhig und fest und scheint sehr glückliche Träume zu haben, denn er lacht und singt im Schlaf.

Laß ihn schlafen, Günther, und wecke ihn nicht, sagte der Kaiser aufathmend. Aber wenn er erwacht, so hab wohl Acht auf ihn, laß ihn mit Niemand sprechen und bleib immer an seiner Seite. Jetzt aber gieb mir einen Trunk frischen Wassers zum Frühstück.

Günther eilte hinaus und kehrte nach wenigen Minuten mit dem Verlangten zurück. Der Kaiser leerte das Glas auf einen Zug. Oh, sagte er dann erleichtert, wie wohl mir das thut, wie köstlich dieses Frühstück ist, welches mir der liebe Herrgott da unten in den geheimnißvollen Tiefen seiner Erde brauen läßt. Keiner meiner Köche ist im Stande, mir ein so wohlschmeckendes und gesundes Frühstück zu bereiten.

Und doch würde der Aermste von Ew. Majestät Unterthanen nicht damit zufrieden sein, sagte Günther, und Jammer und Noth würden sie schreien, wenn sie mit einem Glase Wasser zum Frühstück sollten abgefunden sein.

Die Menschen sind niemals zufrieden mit Dem, was sie leicht haben können, sagte der Kaiser lächelnd, und nur was zu erlangen ihnen Beschwerde macht, das scheint ihnen reizvoll und begehrenswerth. Wenn ich ihnen eines Tages die Brunnen zudeckte und verböte ihnen, Wasser zum Frühstück zu trinken, so würden sie von Stund an schreien, es gäbe kein schöneres Frühstück als Wasser, und ich sei ein Barbar, es ihnen zu verbieten. Wenn ich wollte, daß meine Unterthanen allesammt Aſſafödita zu ihrer Lieblingsspeise machten, so hätte ich nur nöthig, es ihnen zu verbieten, um sie rasend darnach zu machen. Aber siehe, da schickt die Sonne mir einen Strahl in's Fenster herein, der

mich mahnen soll, daß es die höchste Zeit zum Aufbruch ist. Eile Dich, Günther. Man soll mein Pferd vorführen, einige Ordonnanzen sollen aufsitzen, und den Feldmarschall Lacy lasse ich bitten, sofort zu mir zu kommen, um mich auf einer Inspectionstour zu begleiten.

Eine Viertelstunde später verließ der Kaiser in Begleitung des Feldmarschalls Lacy und gefolgt von nur wenigen Ordonnanzen das Hauptquartier.

Sie werden sich schnell entschließen müssen, Freund Lacy, einen ziemlich weiten Ritt mit mir zu machen, sagte der Kaiser, indem er mit ungeduldiger Hand sein Pferd zu rascherem Lauf anfeuerte. Und hatten wir es nicht gestern schon im Sinne, heute früh auf zu sein, und aufzusitzen? Wir haben also Wort gehalten, nur daß unsere Armee nicht hinter uns ist, und daß die Fanfaren unser Herz nicht schwellen machen in Glück und Siegesvorahnung. Ach, Freund, was für schwache, thörichte Kinder sind wir Menschen doch alle! Meinen immer, uns selber unser Schicksal zu bestimmen, dünken uns so kühn, daß wir uns selbst unsern Himmel über uns wölben könnten, und sind doch gar armselige, winzige Geschöpfe, Liliputer vor den Augen Gottes, denn unsere Schwerter zerbricht er wie Stecknadeln, und meine glorreiche Kaiserkrone ist vor ihm nicht mehr werth, als das Stückchen Eierschale auf dem kahlen Kopf des Küchleins, das eben aus dem Ei gekrochen ist. Ach, Lacy, und was vermeint' ich nicht für einen schönen Himmel über mir gewölbt zu haben, einen Himmel, der mir nicht voll Geigen, sondern voll Schwerter und Lorbeerkränze hing, und nun genügt das bloße Rauschen eines Weiberrockes, um meinen Himmel mit solchem Gewitter zu verfinstern, daß die Schwerter alle zur Erde fallen und stumpf werden, und die Lorbeerkränze zu nichts mehr gut sind, als sich Suppe damit zu kochen für den verdorbenen Magen. Gestern hoffte ich, heute ein Held zu werden, und heute bin ich gar nichts, als ein Schulknab, der zur Strafe für einen übermüthigen Streich auf Erbsen knieen muß. Ach, und diese Erbsen thun meiner kaiserlichen Majestät so weh, daß ich schier aufschreien möcht' vor Jammer und Weh, wenn's nicht eigentlich gar so sehr zum Lachen wär', daß einem Kaiser, dem Feldherrn einer Armee, das geschieht. Mein Gott, so lachen Sie doch, Lacy, denn Sie sehen ja, daß ich mir alle Mühe gebe, Sie zu erheitern und Ihnen den Morgenschlaf aus den Augen zu bringen.

Ich ſehe, Sire, daß Sie traurig ſind, und ich kann nicht lachen, wenn Ew. Majeſtät leiden, ſagte Lacy weich.

Der Kaiſer ſchwieg eine Zeit lang und ritt langſam vorwärts. Lacy, ſagte er dann ernſt, faſt feierlich, Lacy, ich habe Unrecht zu murren gegen mein Schickſal, das ſich mir heute gar gnädig erwieſen hat. Ich erzähle Ihnen das ein andermal. Jetzt ſagen Sie mir nur dies: glauben Sie, daß die Disciplin bei unſern Soldaten ſo mächtig iſt, daß ſie ſogar die Gedanken des Menſchen in ihnen zu unterdrücken vermöchte?

Ich glaube es nicht, Sire, ich bin davon überzeugt, erwiederte der Feldmarſchall. So lange der Soldat im Dienſt und in Reih und Glied iſt, ſo hört ſein freies, denkendes Menſchenthum auf, und er iſt nichts als ein willenloſes Werkzeug in der Hand ſeines Vorgeſetzten.

Darauf hatte ich gerechnet, und darauf habe ich meinen Plan gemacht, ſagte der Kaiſer leiſe vor ſich hin. Kommen Sie raſcher, Freund, wir wollen heute die ganze Kette der Vorpoſten beſichtigen; ich habe da einen Befehl zu ertheilen, deſſen Veranlaſſung ich Ihnen ſpäter mittheilen will.

Eben hatten ſie den äußerſten Vorpoſten erreicht; der Kaiſer ſprengte voraus bis dicht an das Ufer der Elbe und ſchaute mit ſpähenden, ſcharfen Blicken hinüber zu dem jenſeitigen Ufer. Nichts ließ ſich dort erblicken, öde und kahl lag das Land da, und nur am äußerſten Horizont bemerkte man einzelne ſchwarze Punkte, welche vielleicht die äußerſten Vorpoſten der Preußen bezeichnen mochten.

Der Kaiſer winkte den commandirenden Officier der Vorpoſten zu ſich heran. Wagen die Preußen ſich über jene Linie da hinten hinaus? fragte er.

Es nähern ſich täglich bedeutende Trupps weit vorwärts, Sire, ſagte der Officier. Wahrſcheinlich preußiſche Generäle, die der König zum Recognosciren ausgeſchickt hat, und die einen Uebergangspunkt über die Elbe erſpähen ſollen. Oft kommen die Herren Preußen ſogar dem Ufer ziemlich nahe, und die Grenzjäger, welche ſchärfere Augen haben als das beſte Fernrohr, behaupten, daß faſt immer der König ſelber unter den Recognoscirenden ſei.

Es iſt möglich, daß ſie Recht haben, ſagte Joſeph raſch, und daß der König ſich unſern Vorpoſten im Eifer der Recognoscirung nähert. Für dieſen Fall will ich Ihnen einen Befehl ertheilen. Sobald die

äußersten Wachen den König erkennen, sollen sie das Gewehr präsentiren, mit dem Säbel salutiren, und so lange stehen bleiben, bis der König nicht mehr zu sehen ist. Meine Soldaten sollen durch dies Salutiren die hohe Achtung bezeugen, die dem gekrönten Haupt, dem berühmten Feldherrn und meinem persönlichen Freund, gebührt. Ich verlange daher, daß dieser Befehl auf das Genaueste und Pünktlichste befolgt und jedesmal dem ablösenden Officier mitgetheilt werde.*)

Der Kaiser grüßte den Officier mit einem leichten Neigen des Hauptes und ritt weiter, die Elbe hinunter. Bei jedem neuen Vorposten blieb er stehen, überall wiederholte er ernst und scharf denselben Befehl, den er dem ersten Wachtposten gegeben, überall machte er es den Posten zur Pflicht, unterm Gewehr zu stehen, so lange sie des Königs ansichtig wären.

Spät erst am Nachmittag kehrte der Kaiser heim von dem beschwerlichen Ritt, dessen Anstrengung er indessen gar nicht empfunden zu haben schien, denn sein Antlitz war jetzt wieder so heiter und ruhig, wie es vor der Ankunft des Großherzogs von Toscana gewesen, und seine Augen strahlten im Feuer edler Begeisterung.

Lacy, sagte er, indem er den Arm des Feldmarschalls nahm und ihn in sein Gemach führte, ich bin Ihnen noch eine Erklärung schuldig wegen meines heutigen Befehls, der Sie, wie ich wohl bemerkt habe, überraschte, und Ihnen eine zu weit getriebene Höflichkeit gegen meinen verhaßten Feind däuchte. Nicht wahr, es kommt Ihnen sonderbar vor, daß ich heute meinen Vorposten die äußerste und schmeichelhafteste Artigkeit gegen diesen Mann anempfehle, den ich als meinen gefährlichsten Feind betrachte, von dem ich Ihnen gestern noch mit so glühendem Haß sprach, und Ihnen schwur, daß ich Revanche an ihm nehmen wollte?

Wenn ich Ew. Majestät die Wahrheit sagen soll, so war ich allerdings ein wenig erstaunt über Ihre Sinnesänderung, sagte Lacy lächelnd. Ich dachte mir, Ew. Majestät hätten mir beweisen wollen, daß dieser Haß gar nicht so ernst gemeint sei und daß Ihr edles Herz gar nicht mehr daran denke, Revanche nehmen zu wollen.

Doch, Lacy, es ist mir gar sehr ernst mit meinem Haß, rief der

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe: Groß-Hoffinger I. S. 431.

Kaiser hastig, und ich halte meinen Schwur. Ich habe meine Revanche an dem König von Preußen schon genommen. Ich habe ihn vor der Kugel eines Mörders bewahrt!*)

VIII.

Der Brief an die Kaiserin von Rußland.

Mit glühenden Wangen und hochwallendem Busen ging Maria Theresia in ihrem Cabinet auf und ab, zuweilen einen zornflammenden Blick auf die Papiere werfend, die hochaufgethürmt auf ihrem Schreibtisch lagen, dann wieder in heftiger Erregung weiter wandelnd und gar nichts fühlend von den Beschwerden, welche ihr sonst das Gehen zu verursachen pflegte. Es waren schlimme Nachrichten, welche die Kaiserin so erregt und ihr Blut so in Wallung gebracht hatten, schlimme Nachrichten von allen Seiten, die schlimmsten aber aus Böhmen von dem Heer. Denn immer noch, obwohl schon über ein Jahr verflossen war seit dem Beginn des Streites, standen sich die Oesterreicher und Preußen einander in Böhmen gegenüber, immer noch, wie es schien, bereit, den Krieg über die Zukunft Baierns entscheiden zu lassen.

Maria Theresia, erschreckt von der drohenden Botschaft, welche ihr Joseph beim Beginn des Krieges durch den Großherzog von Toscana gesandt, hatte die Unterhandlungen mit dem König von Preußen abgebrochen, und sich schweren und traurigen Herzens in die Feindseligkeiten gefügt, um nur den gereizten Sinn ihres kaiserlichen Sohnes zu sänftigen.

Aber dennoch war es nicht zu einer entscheidenden Schlacht gekommen, denn indem die Kaiserin die Friedensunterhandlungen aufgab, hatte sie ihrem Sohn und ihren Feldherren den strengsten Befehl ertheilt, niemals angriffsweise zu verfahren, niemals eine Schlacht anzubieten, sondern ihr so lange als möglich auszuweichen, und eine Schlacht nur anzunehmen, wenn das Ablehnen nicht mehr mit der Ehre verträglich erscheine.

*) Diese ganze Begebenheit ist historisch. Siehe darüber Riedlers Archiv für 1831 und Groß-Hoffinger I. S. 427.

Indeß, das Schlachtenanbieten hatte diesmal nicht in dem Plan und dem Willen des Königs von Preußen gelegen, und gleich Maria Thereſia ſchien auch Friedrich jede Schlacht vermeiden zu wollen und der Entſcheidung durch das Schwert ſorgſam aus dem Wege zu gehen. Mit kühnem Geiſt hatte der König wohl die neue Fehde gegen Oeſterreich, den alten Urfeind ſeines Hauſes, aufgenommen, aber das Alter hatte doch die Schwingen ſeines Genius gelähmt, und mit verzweiflungsvollem Schmerz hatte der Feldherr ſo vieler Schlachten ſich plötzlich jetzt auf dem Kriegsſchauplatz als einen alten hinfälligen Greis gefühlt, deſſen gichtkranke Hand wenig im Stande war, das Schwert zu führen, und deſſen gebrochene Geſtalt weniger für den Sitz auf dem Schlachtroß, als für die Polſter des Lehnſtuhls ſich eignete.

Verdrießlich, heftig und traurig, wie man ihn nie zuvor geſehen, war der König in dieſem Feldzug immer geweſen, und die verdrießliche Laune des kranken Greiſes hatte den Heldengeiſt des Feldherrn gelähmt. Statt eine Schlacht zu wagen, hatte er ſich mit Fouragiren und Plänkelgefechten begnügt, und das verzweifelnde, von Krankheiten, Noth und Entbehrungen auf das Aeußerſte gebrachte preußiſche Heer hatte den von ihm beſetzten Theil von Böhmen in eine Wüſte verwandelt. Der Winter hatte ſich endlich der Leiden Böhmens erbarmt; er hatte dieſen Scheinkrieg, der wenig Blut, aber viel Thränen und viel Menſchenwohl gekoſtet hatte, auf eine Zeit lang beendet, und die beiden feindlichen Heere hatten die Winterquartiere bezogen.

Maria Thereſia hatte die Zeit, welche den thatendurſtigen und kampfbegierigen Sohn zur Ruhe und zum Abwarten nöthigte, für ihre Wünſche zu benutzen geſucht, und war eifrig bemüht geweſen, auf's Neue den Weg der Unterhandlungen einzuſchlagen. Graf Mercy hatte im Namen der Kaiſerin die Hülfe und den Beiſtand Frankreichs nachſuchen, und zugleich hatte Baron Thugut dem König von Preußen neue Friedensvorſchläge machen müſſen.

Bis heute hatte alſo Maria Thereſia ſich der freudigen Hoffnung hingegeben, dieſen unſeligen Krieg, den man in Norddeutſchland den Kartoffelkrieg, in Süddeutſchland den Zwetſchkenrummel höhnend benannte, und der ſo viel Geld und ſo wenig Blut koſtete, endlich durch einen Frieden beendet zu ſehen, welcher nicht durch das Schwert des Kriegers, ſondern durch die Feder des Diplomaten herbeigeführt worden.

Aber der heutige Tag hatte diese Hoffnungen der Kaiserin vernichtet. Zwei Couriere waren soeben eingetroffen, der eine aus Frankreich, der andere aus Böhmen von dem Kaiser. Mit dem ersten meldete der Graf Mercy, daß Frankreich es nicht blos ablehnte, die Rolle eines Vermittlers anzunehmen, sondern Oesterreich entschieden zur Beendigung eines Krieges rathe, den Frankreich zu seinem Bedauern für einen ungerechtfertigten und nicht zu billigenden Krieg von Seiten Oesterreichs erklären müsse.

Mit dem zweiten Courier war ein Brief Kaiser Josephs angelangt, welcher der Kaiserin meldete, daß die Winterruhe vorüber sei, und der Krieg, wie er hoffe, nun in einer würdigeren und entschiedeneren Weise fortgesetzt werden solle. Schon sei den Oesterreichern das Kriegsglück günstiger gewesen, denn dem General Wurmser sei es gelungen, den Prinzen von Hessen-Philippsthal zu überrumpeln und ihn sammt der preußischen Besatzung aus der Festung Habelschwert zu verdrängen. Auch bereite der Kaiser sich vor, jetzt mit seiner Armee dem König entgegen zu ziehen, ihn zu einer Schlacht zu zwingen und Böhmen endlich von dem verhaßten, grausamen Feind zu befreien.

Das waren die Nachrichten, welche Maria Thereſia so heftig erregt und ihre Seele mit Angst und Schrecken erfüllt hatten.

Ich will endlich Frieden haben, einen entschiedenen, festen Frieden, sagte die Kaiserin ernst vor sich hin, immer noch auf und ab wandelnd. Will nicht in den Tod gehen, belastet mit dem Schreckniß eines neuen Krieges, und verfolgt von dem Blut und den Thränen meines armen Volks. Nein, nein, es soll jetzt ein End' haben mit diesem Krieg, von dem alle Welt behauptet, daß er ein ungerechter ist, und der jetzt mein Gewissen belastet wie ein Verbrechen. Will aber Ruh' haben mit meinem Gewissen, will die Last abschütteln, auf daß ich mit freier Brust und leichtem Herzen dereinst zu meinem Franzel kommen kann, und nit' nöthig hab', vor ihm mein Aug' zu Boden zu schlagen. Friede soll sein, ich will's, und denk' wohl, ich bin noch immer die regierende Kaiserin, und kann wohl durchsetzen, was ich will! Und gleich heut soll's geschehen! Gleich heut will ich dazu thun, daß dies unselige Kreuz von mir und meinem Land genommen werde! Will den Joseph schon zwingen, keine Schlacht zu wagen, und wills mir gar sehr verbitten, daß er Händel sucht und Schlachten anfängt. Ruhe

ſoll werden, Ruhe und Frieden, und wenn mir der Joſeph auch darüber zürnen wird, ſo denk' ich wohl, daß mein Volk, daß ganz Deutſchland und ganz Europa mich dafür ſegnen wird, wenn ich den Frieden mach'!

Ganz erfüllt von dieſem Gedanken trat Maria Thereſia zu dem Schreibtiſch hin und ließ ihre Augen mit einem haſtigen Blick über die Papiere und Bücher hinſchweifen. Auf einmal flog eine glühende Röthe über ihr Antlitz hin, und ein zorniges Feuer blitzte in ihren Augen auf, als ſie haſtig ein Heft gedruckter Papier emporhob.

Hat der Schrötter ſchon wieder eine Broſchüre drucken laſſen, ſagte ſie unwillig, bläſt ſchon wieder die Lärmtrompet', und will beweiſen, daß wir Recht haben, Baiern zu nehmen! Muß dem ſtreitſüchtigen Menſchen befehlen, endlich den Mund zu halten, und ſich nicht zu kümmern um Sachen, die ihn ganz und gar nichts angehen! Will's ihm heut gleich ſagen, denn es ſoll und muß Friede ſein, und die Schwerter und die Federn ſollen ruhen. Will gleich in dieſer Stund' den Kaunitz hier haben, und mit ihm berathen, was zu thun iſt. — Die Kaiſerin nahm die Handklingel von ihrem Schreibtiſch und ſchellte. Zwei Boten! befahl ſie dem eintretenden Kammerhuſaren. Der eine an den Fürſten Kaunitz: ich laſſe Se. Durchlaucht bitten, ſogleich zu mir zu kommen. Der andere an den Hofrath von Schrötter: ſoll in einer Stund' zur Audienz hier ſein!

Und jetzo, ſagte die Kaiſerin, als ſie wieder allein war, jetzo überlegen wir einmal, was zu thun iſt, und wie ich's anfangen muß, um mein Ziel zu erreichen.

Sie hatte ſich auf den Fauteuil vor ihrem Schreibtiſch niedergleiten laſſen, und neigte ſich über den Berg von Papieren und Aktenſtücken, die da vor ihr lagen. Mit tiefem Ernſt und beſonnener Ruhe beſchäftigte ſie ſich mit der Durchſicht derſelben, bald die einen ganz zu Ende leſend, bald die andern raſch überfliegend und bei Seite ſchiebend.

Seh' nirgends einen Ausweg und einen Anknüpfungspunkt, ſagte ſie, ſorgenvoll ihr Haupt ſchüttelnd, als ſie eben noch einmal den letzten Bericht ihres Geſandten in Paris geleſen hatte. Kann mich nit ſo weit demüthigen, daß ich noch einmal mich an den König von Preußen ſelber wend' und ihm abermals Friedensvorſchläge mache. Er iſt ein gar hochmüthiger Mann und wird zuletzt vermeinen, er

könnt' noch unverschämtere Forderungen machen, als er schon gemacht hat, und die Folge davon könnt' sein, daß ich, um die Beleidigung zu rächen, doch zuletzt mit dem Krieg Ernst machen müßt'! Nein, es geht nicht, wieder unmittelbar mit dem König zu verhandeln. Aber wen nehm' ich als Mittelsperson? Frankreich hat es abgelehnt und die Marie Antoinette hat bei ihrem störrischen Mann nichts weiter ausrichten können, als daß er in dieser Sach' nit grad'zu und öffentlich gegen Oesterreich auftritt. Ist ein sehr wenig complaisanter Schwiegersohn, der König Ludwig, und wenn nit die Marie Antoinette jetzt wieder in gesegneten Umständen wär' und man ihr daher alles Aergerniß ersparen müßt', so sollt' Frankreich wohl erfahren, daß Oesterreich sich wenig kümmert um seinen Beifall oder sein Mißvergnügen. Aber so müssen wir schweigen und den Uebermuth meines Schwiegersohnes hingehen lassen, und wenn die Marie Antoinette dies Mal einen Dauphin bekommt, so will ich ihrem störrischen König auch nit mehr gram sein! — Hab' sehr gerechnet auf Frankreichs Vermittelung und es kränkt mich gar sehr, daß es mich jetzt im Stich läßt und daß ich halt nit weiß — Aber da ist noch ein Schreiben von meinem Gesandten in Rußland, das ich noch nit gelesen hab'! Wollen sehen, was das enthält!

Die Kaiserin nahm das Papier und las, und während des Lesens nahm ihr Antlitz einen immer gespannteren und staunenderen Ausdruck an.

„Der König sehnt sich gar sehr, dieser russischen Hülfe überhoben zu sein, las sie halb laut. Die Kaiserin von Rußland ist bereit, ihm ein Hülfscorps zu stellen und hat schon ein solches an die Grenze von Galizien vorrücken lassen. Aber sie verlangt, daß dieses Hülfscorps nicht unter preußischem Obercommando stehe, sondern frei und selbstständig handeln solle; außerdem fordert die Kaiserin zur Fortsetzung ihres Türkenkrieges von dem König von Preußen Subsidien im Betrage von zwei Millionen Thalern. Der König ist sehr ungehalten darüber und die sehr gefährliche Allianz der beiden Mächte ist durch diese stolzen und übermüthigen Forderungen Rußlands ein wenig gelockert worden. Dies wäre für Oesterreich ein günstiger Moment, um die Allianz ganz aufzulockern, Preußen mit Rußland zu entzweien und sich selber zum Alliirten Rußlands zu machen. Wenn die Kaiserin-Königin von Oesterreich es über sich gewinnen könnte, an die Kaiserin

von Rußland zu ſchreiben und in einem freundſchaftlichen Ton ihre Vermittelung anzurufen" —

Nein, unterbrach ſich Maria Thereſia in ihrer Lectüre, nein, das werde ich nimmer thun! Es iſt gegen meine Ehre und gegen meine Prinzipien!

Sie warf das Papier unwillig bei Seite und ein düſteres Feuer brannte in ihren Augen. Werd' nimmer mich dazu hergeben, an dieſe fürchterliche Frau zu ſchreiben, welche über die Leiche ihres Gemahls hinweg ſich zu dem Thron gedrängt hat, deſſen Hoheit ſie beſchimpft durch ihr ſittenloſes Leben und die Schaar ihrer Favoriten und Liebhaber. Nein, nein, werd' nimmer die Freundin ſein können dieſer Kaiſerin von Rußland und nie ſoll geſagt werden, daß die Maria Thereſia ſich ſo tief gedemüthigt habe, um Rußlands Freundſchaft zu werben.

Und während ſie ſo ſprach, ſtrahlte das Antlitz der Kaiſerin in ſtolzer Entſchloſſenheit und der edle und kühne Ausdruck ihrer ſchönen Jugendzeit verklärte einen Moment ihre Züge.

Das Eintreten des Kammerhuſaren unterbrach jetzt die Kaiſerin in ihrem Selbſtgeſpräch. Der Bote, der auf Ew. Majeſtät Befehl zu dem Fürſten Kaunitz geſandt worden, iſt eben zurückgekehrt, meldete der Kammerhuſar. Se. Durchlaucht laſſen Ew. Majeſtät um gnädige Verzeihung bitten, daß ſie dem Befehl der kaiſerlichen Majeſtät nicht gehorchen können. Der Herr Fürſt iſt krank und muß das Bett hüten, kann es auch morgen noch nicht verlaſſen!

Der helle Glanz war längſt ſchon von dem Antlitz der Kaiſerin gewichen, und mit finſterer Miene winkte ſie dem Kammerhuſaren, hinaus zu gehen.

Kenn' dieſe Art des Krankſeins gar wohl, rief die Kaiſerin unwillig, als ſie wieder allein war, hab's alle Mal erlebt, daß mir der Kaunitz krank wird, wenn's eine zweifelhafte Sach' giebt und er es nit mit mir, aber auch mit dem Kaiſer Joſeph nit verderben möcht'. Wie ſich, wenn's draußen Gefahr giebt, der Fuchs in ſeinen Bau zurückzieht, ſo kriecht der Kaunitz jederzeit in ſein Bett, wenn er nit weiß, ob er's mit mir oder dem Kaiſer am beſten halten ſoll. Wollt' auch, daß ich könnt' heut in mein Bett gehen, und die Augen ſchließen, und nichts ſehen und nichts hören von Dem was da draußen geſchieht! —

Aber nein, fuhr die Kaiserin nach einer langen Pause fort, hab' nit das Recht dazu, muß schon tapfer auf dem Platz bleiben und mein Amt getreulich verwalten, und wenn mir der Kaunitz dabei nit helfen will, nun, so muß ich mir schon selber helfen. Die Sach' muß heut in Ordnung kommen und jede Minute Zögerung vergrößert die Gefahr, denn der Joseph ist gar streitsüchtig und will durchaus den Krieg! Ich will's nit leiden und ich darf's nit leiden! Oh mein Gott, zeig' mir also ein Mittel, wie ich's hindern kann!

Die Kaiserin begann wieder die Papiere durchzusehen und die Berichte ihrer Gesandten an den verschiedenen Höfen zu lesen. Während des Lesens verdüsterte sich ihr Antlitz mehr und mehr, steigerte sich die Angst ihrer Seele.

Alle diese Berichte brachten ihr Kunde von der Unzufriedenheit der Höfe, von dem Mißtrauen und Uebelwollen, mit welchem man überall auf Oesterreich hinblickte. Alle diese Berichte ermahnten zum Frieden, zur schleunigen Beilegung des Streites, damit nicht eine allgemeine Erhebung der europäischen Mächte und eine furchtbare Demüthigung des ganz allein stehenden und ganz verlassenen Oesterreichs die Folge längeren Widerstrebens sei.

Mein Gott, mein Gott, rief die Kaiserin mit hervorstürzenden Thränen der Angst, wie kann ich's ändern? Wie kann ich's ändern? Wo ist die Hand, die mich leiten, der Freund, der mir beistehen kann? Wo finde ich denn einen Vermittler, der mächtig und groß genug ist, um den Frieden anzubahnen? Wo —

Auf einmal stockte die Kaiserin und ihre Thränen versiegten. Mit hastiger Hand suchte sie unter den Papieren nach dem Bericht ihres Gesandten in Petersburg, den sie vorher so verächtlich bei Seite geworfen, und als sie ihn gefunden, begann sie noch einmal zu lesen.

Tiefe Stille herrschte jetzt in dem Kabinet der Kaiserin, nur zuweilen unterbrochen von den Seufzern Maria Thresia's oder von dem Knistern des Papiers, das sie in ihren zitternden Händen hielt.

Auf einmal ließ die Kaiserin diese Hände mit dem Papier sinken, und ihr Haupt zurückwerfend, rief sie mit einem schmerzlichen Wehelaut: Das ist der Weg der Rettung, aber es ist schmerzlich, ihn zu gehen. Muß ich ihn denn wandeln? Muß ich?

Sie raffte sich wieder zusammen, und mit einer zornigen Hand-

bewegung die Thränen aus ihren Augen fortschleudernd, begann sie wieder zu lesen.

Und wieder trat eine tiefe Stille ein. Dann legte Maria Theresia das Papier hin, und ihr Antlitz hatte jetzt einen finstern, aber entschlossenen Ausdruck.

Ich muß meinem Volk, meinem Vaterland und meinem Gewissen dies Opfer bringen, sagte sie mit lauter feierlicher Stimme. Ich muß meinem Land und meinem Volk und mir selber Frieden geben, und da es kein anderes Mittel giebt, denselben herbeizuführen und den weitern Krieg zu vermeiden, so werde ich mein armes Herz demüthigen und an die Kaiserin von Rußland schreiben, um ihre Vermittelung in Anspruch zu nehmen. Du allein, mein Gott da droben, du allein weißt, wie furchtbar mir dies Opfer ist, aber du willst, daß ich es bringe, und ich unterwerfe mich! Rasch denn an's Werk! Was man zu thun für nöthig hält, muß man sogleich und ohne Zaudern thun!

Mit hastiger Hand griff die Kaiserin nach einem Blatt Papier und nahm die Feder, aber schon, indem sie zu schreiben beginnen wollte, stockte ihre Feder.

Nein, rief sie angstvoll, nein, ich kann diese Frau nicht meine Schwester nennen. Ich kann ihr, die ich verachte, nicht schön thun und ihr schmeicheln! Meine ganze Seele bäumt sich dagegen auf, und mir ist es, als nähme ich auf mein Haupt einen Theil der Schmach, mit welcher diese Frau ihre Kaiserkrone befleckt hat! — Und ihre angstvollen, von Thränen umdüsterten Blicke auf das Bildniß des Kaisers Franz werfend, das über ihrem Schreibtisch hing, rief Maria Theresia in Todesangst: oh mein Franzel, mein Geliebter! Kannst Du Dein armes Weib verlassen in dieser Noth? So hilf mir doch und steh mir bei, und nimm diesen Kelch von mir! — Aber nein, nein, dies Alles ist vergeblich, seufzte sie dann, die Zeit vergeht, und während ich zaudere, rüstet der Joseph sich zur Schlacht. Muthig also, mein Herz, und trink den Kelch.

Sie griff abermals nach der Feder und begann zu schreiben. Oft noch hielt sie zögernd inne, und wenn sie dann weiter schrieb, seufzte sie hoch auf und es kam wie leises Wimmern aus ihrer wogenden Brust hervor. Zuweilen auch wiederholte sie laut und mit fliegendem Athem die Worte, welche sie schrieb, und dictirte ihrer Hand, was sie

nur zögernd zu schreiben wagte. Dann schrak sie zusammen vor ihrer eigenen Stimme und schwieg, um eiliger weiter zu schreiben.

Und endlich war das schwere Werk vollbracht. Maria Thereſia schrieb jetzt die Schlußworte ihres Briefes an die Kaiſerin von Rußland, und mit lauter, feierlicher Stimme wiederholte und dictirte ſie ſich dieſe letzten Worte: „Ich überlaſſe Eurer Majeſtät allein die Wahl der Verſöhnungsmittel, welche Ew. Majeſtät im Verein mit Frankreich für die billigſten und tauglichſten zur Herſtellung des Friedens halten, und ich hege die Ueberzeugung, daß ich mein Heil und meine Würde in keine beſſern Hände legen konnte. In ſolcher Hoffnung verbleibe ich Ew. Majeſtät treu ergebene Schweſter und Freundin Maria Thereſia.“ *)

Mit einem lauten Schmerzensſchrei ließ Maria Thereſia jetzt die Feder ſinken. Ihre ganze Geſtalt bebte, glühendes Roth brannte auf ihren Wangen und krampfhaftes Schluchzen kam aus ihrer Bruſt hervor. Noch einen angſtvollen, ſchaudernden Blick warf die Kaiſerin auf den eben vollendeten Brief, dann ſchlug ſie ihre beiden Hände vor ihr glühendes, zuckendes Angeſicht und weinte laut und bitterlich.

Allmälig legte ſich der Paroxysmus ihrer Verzweiflung, verſtummte das krampfhafte Schluchzen, das aus ihrer Bruſt hervor kam. Maria Thereſia ließ die Hände wieder von ihrem Antlitz gleiten, das jetzt todesbleich war.

Es muß zu Ende geführt werden, ſagte ſie mit zuckenden Lippen, alles Zaudern iſt vom Uebel.

Sie nahm den Brief, faltete ihn zuſammen und ſchrieb mit raſchen Federzügen die Adreſſe: An Ihro Majeſtät die Kaiſerin Katharina von Rußland!

Dann nahm ſie die Klingel, aber dies Mal nicht die große ſilberne, mit welcher ſie dem Kammerhuſaren läutete, ſondern eine kleine goldene, welche ſie nur leiſe bewegte, ſo daß ſie nur einen einzigen ſchrillenden Laut vernehmen ließ.

*) Adam Wolf: Oeſterreich und Maria Thereſia. S. 568. Dieſer Brief der Kaiſerin Maria Thereſia an Katharina II. wird noch heut im kaiſerlichen Archiv zu Petersburg aufbewahrt. Coxe, der den Brief wörtlich mittheilt, erzählt, daß er ihn ſelbſt in Petersburg geſehen und davon Abſchrift genommen habe. Siehe: Coxe History of the house of Austria. Vol. IV. p. 392.

Sofort öffnete ſich die kleine Tapetenthür, die in das zweite Bureauzimmer der Kaiſerin führte, und der Geheimſekretair Koch erſchien in derſelben.

Die Kaiſerin winkte ihn mit einer haſtigen Handbewegung zu ſich und reichte ihm den Brief dar.

Ein Courier an die Kaiſerin von Rußland, ſagte ſie, ſogleich ſoll er abgehen! Siegle Er den Brief, aber nehm Er zuvor Abſchrift davon, damit wir dieſelbe dem Kaiſer, meinem Sohn, ſenden können. Alsdann ſchicke Er ihn ab! Hab' gethan, um was Er und viele meiner Diener mich ſchon lange gebeten! Hab' an die Kaiſerin von Rußland geſchrieben! Still, ſag' Er kein Wort! Mein Herz iſt noch nit ſtark genug, und meine Lippen wagen es noch nit, davon zu ſprechen! Geh' Er und thue Er, wie ich ich ihm geſagt!

Der Geheimſekretair hatte das Kabinet noch nicht verlaſſen, als ſich da drüben die Thür öffnete und der Kammerhuſar hereintrat.

Der Hofrath von Schrötter, ſagte er, iſt kaiſerlichem Befehl gemäß ſo eben angelangt, und meldet ſich Eurer kaiſerlichen Majeſtät zur Audienz.

Ein Ausdruck wilder, grauſamer Freude flog über das blaſſe Antlitz der Kaiſerin. Ach, der Mann kommt mir eben genehm, ſagte ſie leiſe vor ſich hin, bin grad' in der rechten Stimmung, ihn zu empfangen, und es wird mir das Herz leicht machen, ihm die Wahrheit zu ſagen!

Sie winkte mit der Hand und befahl, den Hofrath von Schrötter eintreten zu laſſen.

IX.

Fürſtendank.

Der Hofrath von Schrötter, noch ganz entzückt über den kaiſerlichen Befehl, der ihn zu der Ehre einer Audienz beſchied, trat in das Kabinet der Kaiſerin. Sein Herz klopfte hoch in freudiger Erwartung, alle ſeine Pulſe ſchlugen, und das Blut kreiſte mit haſtiger Ungeduld durch ſeine Adern.

Die Stunde der Anerkennung und der Belohnung war endlich erſchienen. Er hatte ſo lange ſie erhofft, ſo lange ihr entgegen geſeufzt. Sein ganzes Leben war Arbeit, Studium und Reſignation geweſen; unter dem Actenſtaub und hinter dem grünen Tiſch der Kanzlei war ſeine Jugend verblüht; jetzt war er ein Mann von mehr als vierzig Jahren, und war doch niemals ein Jüngling geweſen, und hatte niemals in ſeinem Herzen einen andern Wunſch gehegt, als den Ehrgeiz, ſich einen Namen zu machen, mit Ehre und Anerkennung in der Reihe der Gelehrten eine Stelle einzunehmen, und eine Autorität zu werden in der juriſtiſchen Welt.

Und ſchon ſah er ſich dem Ziel ſo vieler Nachtwachen, ſo vieler unter Actenſtaub, in düſtern Archiven durchlebten Tage näher geführt, ſchon nannten die Juriſten ſeines Vaterlandes ihn einen großen Mann, ſchon begann man in Deutſchland den Namen des Schriftſtellers zu nennen, der auf eine ſo geſchickte Weiſe die Rechte Oeſterreichs auf die baieriſche Erbſchaft dargelegt. Es hatte nur noch an der Anerkennung des Kaiſerhofes gefehlt, um ſeinen Namen mit dem hellen Sonnenglanz des Ruhms zu verklären, und ihm endlich den herrlichſten Lohn zu geben für ſeine treuen Dienſte, für ſo viel Arbeit, Entſagung und vernichtete Jugendblüthen eines im ſtrengen Dienſt der Bureaukratie zerriebenen Herzens.

Und jetzt, dachte er, ſollte ihm dieſer herrliche Lohn werden, jetzt ſollte er aus den Händen ſeiner Kaiſerin den Lohn ſeiner Arbeit empfangen, von ihren Lippen das Lob ſeines Namens hören!

Dieſer Gedanke war ſo überwältigend, daß der ſtarke Mann davon ſeine hohe Geſtalt zittern fühlte, und ein gewiſſes ſchlotterndes Beben ſeiner Kniee empfand, wie er es niemals zuvor gehabt, ſelbſt damals nicht, als er vor den Herren Examinatoren ſtand, ſeine Examina machte und zum Doctor juris promovirte! Matt und bleich, und doch unendlicher Freude voll, lehnte daher der Hofrath von Schrötter jetzt an der Thür des Kabinets der Kaiſerin, und erwartete hochklopfenden Herzens die Erlaubniß der Kaiſerin, ſich ihr zu nähern.

Aber Maria Thereſia öffnete ihre ſtolzen Lippen noch immer nicht zu dieſer Erlaubniß. Sie ſaß unbeweglich auf ihrem Lehnſtuhl und ſchoß zornvolle Blicke auf den gelehrten Herrn von Schrötter. Schwerer und immer ſchwerer zogen ſich die Wolken auf ihrer Stirn zuſammen,

und endlich waren dieſe Wolken herangereift zu einem Ungewitter, das bereit war, ſich mit Donner und Blitz über dem Haupt des unglücklichen gelehrten Juriſten zu entladen.

Die Kaiſerin ergriff die Broſchüre, welche neben ihr auf dem Tiſch lag, als ſei ſie ein Schwert, mit dem ſie einem verhaßten Feind entgegen treten wollte, und ſich langſam von ihrem Sitz erhebend, ſchritt ſie durch das Gemach gerade auf den Herrn von Schrötter hin.

Hat Er das geſchrieben? fragte die Kaiſerin, indem ſie ihm die Broſchüre darreichte.

Ja, ſagte Herr von Schrötter freudig, ich habe das geſchrieben.

Leſe Er einmal laut den Titel, befahl die Kaiſerin.

Herr von Schrötter las: „Ihro Kaiſerlich Königlich Apoſtoliſchen Majeſtät Gerechtſame und Maßregeln in Abſicht auf die baieriſche Erbfolge.“ —

Und Seine erſte Schrift, wie heißt die?

Sie führte den Titel: „Unparteiiſche Gedanken über verſchiedene Fragen bei Gelegenheit der Succeſſion Maximilian Joſephs.“

Er bekennt ſich alſo zu beiden Schriften?

Ich bekenne mich freudig dazu, Ew. Majeſtät.

Demzufolge iſt Er alſo der Mann, welcher die Mitſchuld trägt an dieſem unſeligen Streit, der jetzt wieder einmal Deutſchland durchraſt? fragte die Kaiſerin mit flammenden Blicken. Er iſt es, der ſich unterſtanden hat, Seine Feder zu einem Schwert zu machen, welches die Bande des Friedens zerhaut und das Blut tauſender bis dahin friedliebender und glücklicher Menſchen koſtet? Was hat Er, frage ich Ihn, zu ſchaffen gehabt mit dieſer Sach'? Unparteiiſch nennt Er Seine Gedanken? Und hat doch Seine Naſ' nur in meine Archive geſteckt, um da etwas hervorzuſuchen, was Seinem Zweck dienlich war, und es iſt Ihm richtig gelungen, da einige verſtaubte Actenſtücke zu finden, aus denen Er der Welt meint beweiſen zu können, daß Oeſterreich ein Recht hat auf Baiern. Und da hat Er's austrompetet in alle Welt, und hat Wunder gemeint, was für ein Heldenſtück Er ausübt, und wie ſchön Er meine Sach' geführt hat.

Auch hatten Ew. Majeſtät mich ſelber durch den Herrn Fürſten von Kaunitz Ihrer Zufriedenheit verſichern laſſen, ſagte Herr von

Schrötter ſchüchtern, und des Kaiſers Joſephs Wunſch war es, daß ich eine zweite Schrift in dieſer Sach' erließ.

Ich dank's Ihm nimmer, daß Er den Wunſch des Kaiſers erfüllt hat, rief die Kaiſerin heftig, denn Seine Tinte hat ſich in Blut verwandelt, und was Er in behaglicher Ruhe in ſeiner Studirſtube ausgeheckt, das treibt jetzt meine armen Soldaten hinaus in Sturm und Kälte, es koſtet ihren Müttern und Vätern Kummer und Sorge. Was hat Er, frag' ich Ihn, ſich zu ſcheeren um all' dieſe Dinge? Was kümmert Ihn der Churfürſt von Baiern und ſeine Erbſchaft? Hat wohl gemeint, ich würd' aus Dankbarkeit für Ihn von der baieriſchen Erbſchaft ein klein Stückel abfallen laſſen, und Seine Schriften da würden Ihm zum Mindeſten ein Landgut abwerfen?

Nein, Majeſtät, das hab' ich nicht gemeint, rief Herr von Schrötter erglühend, ich bin nur der Anſicht geweſen, daß es meine heilige Pflicht als Juriſt und als Staatsdiener wäre, den Beweis zu führen, daß Oeſterreich mit ſeiner Forderung an Baiern in ſeinem Recht ſei!

Und in Seinem Hochmuth bildet Er ſich ein, daß Ihm das auch gelungen iſt? fragte die Kaiſerin hohnlächelnd. Denkt wohl, die Welt kümmert ſich um Sein Geſchreibſel und wird Raiſon annehmen von dem Hahn, der da auf ſeinem Strohhaufen ſteht und kräht, und ſich einbildet, ein Adler zu ſein und in die Sonne zu fliegen, blos weil er eine Feder hinterm Ohr hat? Beweiſen wollt' Er der Welt, daß Oeſterreich im Recht ſei mit ſeiner Forderung? Was geht es Ihn an? Was hat Er zu ſchaffen mit Oeſterreich?

Es war meine Pflicht als Schriftſteller und Publiciſt, die Sache meines Vaterlandes zu führen, rief Herr von Schrötter bebend und erglühend vor Aufregung und Zorn.

Ja, ja, kenne dieſen Hochmuth der Herren Schriftſteller, ſagte die Kaiſerin verächtlich. Bilden ſich ein, daß ſie der Rieſe Atlas ſind, der das Vaterland auf ſeinen Schultern trägt, und daß Alles über den Haufen fallen muß, wenn ſie ihren Kopf fortziehen. Muß Ihm aber ſagen, daß ich nicht ſo gar viel von den aufgeblaſenen Herren Scribenten halte, und daß mich bedünken will, die Welt wäre viel glücklicher und die Regierungen hätten ein viel bequemeres Leben, wenn es gar keine Schriftſteller auf der Welt gäbe. Und müßt Ihr denn einmal durchaus ſchreiben und kommt's über Euch wie die Krankheiten, welche

die Kinder durchmachen müſſen, um geſund zu werden, nun meinetwegen, ſo ſingt den Mond an und die Sonne, erfindet Euch Romane, und macht Theaterſtücke zum Amüſement der Leute, aber laßt Eure Händ' fort von dem, was Euch nichts angeht, und ſcheert Euch nicht um die Regierungen, von deren Thun und Treiben Ihr gar nichts verſteht, und die ganz und gar nichts darnach fragen, daß Eure neugierigen Augen und Eure ſuperklugen Zungen da ſind. Er hat's für Seine Pflicht gehalten, als Schriftſteller die Sach' Seines Vaterlandes zu führen? Das Vaterland wird wohl nit nöthig haben, mit ſeiner Sach' auf die Feder eines Schriftſtellers zu warten, und wenn ſeine Sach' ſchlimm iſt, wird Seine Tinte und Sein Gänſekiel daran nichts beſſern können. Da hat er geſchrieen in die Welt hinaus, und auf Seinem Actenbündel und Seinen Documenten gegackert, daß Jedermann neugierig worden iſt und Sein Geſchreibſel geleſen hat. Und was iſt der Erfolg davon geweſen? Daß hundert andere Schriftſteller in andern Landen auch gemeint haben, es ſei ihre Pflicht, die Sach' in die Hand zu nehmen und Euch zu beweiſen, daß Ihr Unrecht habt, und daß ſie Recht haben. Und ein Federkrieg iſt daraus geworden, daß man vermeinen ſollt', der böſe Geiſt ſei unter die Gänſe gefahren und habe ihnen die Federn ausgerupft, um ſie Euch Schriftſtellern hinter die Ohren zu ſtecken. — Und ſo habt Ihr Schriftſteller jetzt mit Eurem Geſchreibſel die Köpfe verwirrt, daß Niemand mehr weiß, wer Recht und wer Unrecht hat, und daß, wenn Einer aufſteht und ſchreit: „Oeſterreich hat Recht, der Herr von Schrötter hat's geſagt," gleich zehn Andere da ſind, die ſchreien: „Preußen hat Recht, der Herr von Herzberg hat's bewieſen!"

Aber dieſer Kampf gerade iſt nothwendig, um endlich aus den gährenden Elementen die Wahrheit ſiegreich hervorſteigen zu laſſen, ſagte Herr von Schrötter mit lauter, vor Aufregung zitternder Stimme. Und deshalb bereue ich es auch nicht, jene beiden Schriften verfaßt zu haben, und deshalb bin ich noch immer überzeugt, daß ſie genützt haben!

So? Er iſt immer noch davon überzeugt? rief die Kaiſerin, indem ſie, von der kühnen Entgegnung Schrötters auf das Aeußerſte gebracht, mit zornblitzenden Augen und glühenden Wangen einen Schritt ihm näher trat, als wollte ſie ihn durchbohren mit ihren Blicken und

ihn mit ihrer drohend erhobenen Hand zerschmettern. Er meint immer noch, daß Seine Schriften genützt haben? Hör' Er denn, ich will Ihm sagen, was sie genützt haben! Sie haben dazu genützt, daß der Kaiser, welcher ein Gelüst' auf Baiern hatte, sich damit vermeint rechtfertigen zu können, wenn er den Krieg um diese Erbschaft anfinge; sie haben dazu genützt, daß alle Welt Gelegenheit gehabt hat, die Documente, auf die wir unsere Ansprüche gründen, genau kennen zu lernen und zu prüfen, um sich zu überzeugen, daß sich gar Mancherlei sagen ließ gegen unsere Ansprüche. Sie haben dazu genützt, daß das Unheil des Krieges über mein Land ausgebrochen ist, daß das Blut meines Volkes vergossen wird um eine zweifelhafte Sach'! Sie haben dazu genützt, daß meine Nächte schlaflos und meine Tage voll Kummer sind, und daß ich endlich jetzt in der Verzweiflung meines Herzens, um das Unglück und den Krieg abzuwenden und meinem Oesterreich den Frieden wiederzugeben, mich so weit gedemüthigt hab', den Beistand Rußlands anzurufen, und die stolze und übermüthige Czarin zu bitten, daß sie diese Angelegenheit in die Hand nehme und Schiedsrichterin sei in diesem Streit, der ganz Deutschland zerfleischt und in Aufruhr setzt. Daran ist Er schuld, Er mit Seiner Juristen-Klugheit und Seinem superklugen Schriftstellerwesen, Er hat dies Elend und diesen Jammer verschuldet, und Er auch wird Schuld sein an meinem baldigen Tode. Denn ich sag's Ihm, dieser unselige Krieg hat mein Herz gebrochen und ist der letzte Nagel worden zu meinem Sarg.*) Wenn dann mein Volk weint und klagt, und ich hoff', es wird weinen und mich bedauern, dann zähl' Er die Thränen und freu' Er sich an dem Kummer, denn Er hat das verschuldet, Er hat mir mein Grab graben helfen, und ich werd' Ihm das gedenken, und aus der Stille meines Grabes hervor werde ich Ihn anklagen und meine zürnende Stimme soll Ihn verfolgen und Ihm keine Ruhe geben und keinen Frieden, denn —

Majestät, nicht weiter, ich beschwöre Sie, nicht weiter, rief Herr von Schrötter, indem er bleich, zitternd und angstvoll bis an die Thür zurückwich und mit weit aufgerissenen stieren Augen die drohende, hochaufgerichtete Gestalt betrachtete, welche mit ihren zornblitzenden Augen,

*) Der Kaiserin eigene Worte.

mit ihrem glühenden Antlitz ihm als die zerschmetternde Göttin der Rache erschien.

Schonen Sie mich, ächzte er matt und zusammenbrechend, oder ich werde todt zu Ihren Füßen niederfallen.

Und das, meint Er wohl, würde ein rechtes Unglück für Oesterreich sein, sagte die Kaiserin verächtlich, und es würd' gar nicht mehr vorwärts gehen können, wenn der Schriftsteller Hofrath von Schrötter die Feder nicht mehr führt! Sterben wird Er nicht von dem, was ich Ihm gesagt hab', aber daran gedenken soll Er Sein Leben lang, und merken soll Er's sich, daß ich nit will, daß Er noch einmal in dieser Sach', die Ihn gar nichts angeht, Seine Stimme zu erheben wagt, und daß ich Ihm ernstlich befehl', Seine Feder ruhen zu lassen. Das wollt' ich Ihm blos sagen, und dazu hab' ich Ihn herrufen lassen! Jetzt kann Er gehen, ich habe Ihm nichts mehr zu sagen!

Aber ich habe Ew. Majestät noch Etwas zu sagen, rief Herr von Schrötter, ich muß mich vertheidigen!

Er muß sich vertheidigen? sagte die Kaiserin, indem sie mit einem Blick glühender Verachtung die ganze Gestalt Schrötters überflog. Vertheidige Er sich vor Gott, wenn Er es vermag, ich bin nicht gewillt, Seine Vertheidigung anzuhören!

Aber Ew. Majestät —

Still, unterbrach ihn Maria Theresia. Wer wagt es, noch zu reden, wenn die Kaiserin ihn entlassen hat? Es war an Ihm zu hören, aber nicht zu reden! Die Audienz ist zu Ende! Geh' Er heim, und ich rath' Ihm als gute Freundin, beherzige Er meine Worte wohl!

Sie nickte ihm kaum merklich mit dem Kopf einen Abschiedsgruß zu und that einige Schritte rückwärts. Aber als Herr von Schrötter auch jetzt noch nicht ging, als er es wagte, die Lippen zu öffnen, als er mit leiser, aber fester Stimme sagte: Ew. Majestät müssen mich hören, — da trat die Kaiserin heftig zu dem Tisch und schellte so laut, daß das Tönen der Glocke die Worte des Sprechenden überdeckte.

Der Herr Hofrath von Schrötter ist entlassen, sagte die Kaiserin zu dem eintretenden Kammerhusaren. Man öffne ihm die Thüren, daß er hinaus gehen kann.

Herr von Schrötter stieß einen tiefen, schmerzlichen Seufzer aus; einen langen, traurigen Blick auf die Kaiserin werfend, verneigte er

ſich tief und trat dann ſchwankenden Schrittes und todesbleich in den Vorſaal zurück.

Maria Thereſia ſchaute ihm nach, bis die Thür ſich hinter ſeiner hohen, gebeugten Geſtalt geſchloſſen hatte, dann ſagte ſie aufathmend: Ah, das hat mir wohl gethan, und ich fühle mich leicht und frei, wie ich's ſeit langer Zeit nit geweſen bin. Und jetzt, da ich mir die Laſt des Zorns von meiner Seel' herunter gewälzt hab', jetzt werd' ich auch wieder inbrünſtigen und demüthigen Herzens zu meinem Herrgott beten und ihn in Demuth und Unterwürfigkeit anflehen können, daß er mir ſeinen Segen geb', damit das wohl gedeih', was ich heute unternommen hab'. Ja, beten will ich, und ſogleich! Eine Meſſ' will ich hören, meine ganze Seele ſehnt ſich darnach!

Sie ſchellte die Diener herbei, befahl ihren Hofſtaat zuſammenzurufen und den Hauscaplan zu benachrichtigen, daß die Kaiſerin ſofort eine Meſſe zu hören wünſche.

Eine Viertelſtunde ſpäter begab ſich Maria Thereſia, gefolgt von ihren Damen, in den neben ihrem Wohnzimmer belegenen kleinen Vorſaal. Nichts war in demſelben enthalten als einige Betpulte, und über dem großen Marienbilde da drüben brannte eine nie verlöſchende Lampe. Maria Thereſia ging feierlichen Schrittes zu dem erſten der Betpulte hin und ließ ſich langſam auf demſelben niedergleiten. Die Hofdamen knieten vor den andern Schemeln und hinter ihnen die minder hochgeſtellten Dienerinnen. Eine tiefe Stille trat ein, man hörte nichts als die leiſe gemurmelten Gebete der Kaiſerin und ihrer Frauen. Auf einmal ließ ſich ein Ton vernehmen gleich dem Ton des Glöckleins in der heiligen Meſſe, ein ſchrillendes Geräuſch folgte, wie von unſichtbaren Geiſterhänden fortgeſchoben öffnete ſich auf einmal der mittlere leer gelaſſene Raum des kleinen Saals und verſchwand ſeitwärts unter dem getäfelten Fußboden, auf dem die Kaiſerin mit ihren Damen knieete. Durch den weiten nun geöffneten Raum befand man ſich plötzlich jetzt auf dem hohen Chor der neuen kaiſerlichen Hauskapelle. Drunten vor dem Altar ſtand der Prieſter, hinter ihm die Chorknaben mit den Weihkeſſeln; leiſe ziehende, immer höher anſchwellende Orgelklänge ließen ſich vernehmen, aus den Weihkeſſeln ſtiegen blaue Wolken auf und kräuſelten ſich empor bis zu den Füßen der Kaiſerin, die ganz

Andacht und Frömmigkeit dem heiligen Dienst ihr Herz und ihren Sinn zugewandt hatte.

Während die Kaiserin also betete und ihrer Frömmigkeit Genüge that, kehrte Herr von Schrötter in seine Wohnung zurück, die er vorher mit so jauchzendem Herzen, so seligen Hoffnungen verlassen hatte. Nicht Einen Blick hatte er gehabt für seine alte treue Haushälterin, die ihm die Thür seines Hauses geöffnet hatte, und die er sonst immer mit einem freundlichen Wort zu begrüßen pflegte, mit einer zornigen Handbewegung hatte er den Diener zurückgewiesen, der ihm, da es die Stunde seines gewöhnlichen Mittagsmahls war, die Thür zu dem kleinen Eßsalon geöffnet hatte; ohne ein Wort zu sagen, war er an der geöffneten Thür vorüber die Treppe hinaufgegangen, langsam, schwankenden Schrittes, sich mühsam an dem Geländer haltend, als fürchte er rückwärts zu fallen, als sei ihm der Weg zu schwer, um ihn ohne Stütze zu gehen.

Drunten am Fuß der Treppe standen die alte Haushälterin und der langjährige Diener des Hofraths, und schauten starr vor Verwunderung ihrem Herrn nach, den sie niemals noch so bleich, so stumm, so schwach gesehen, und der ihnen jetzt nur wie der grausige Schatten dieses hohen, stolzen, thatkräftigen Mannes erschien, welcher vor kaum einer Stunde dieselbe Treppe so raschen, mächtigen Schrittes hinabgekommen war.

Auf einmal schreckten sie Beide zusammen und horchten. Es war ihnen gewesen, als ob sie da aus dem Studirzimmer ihres Herrn ein Gelächter gehört hatten, aber ein so lautes, wildes, fürchterliches Gelächter, wie nur ein Wahnsinniger es ausstoßen kann. Dann wieder ward Alles still; die alte Haushälterin und der Diener, von seltsamen Schauern ergriffen, standen immer noch und lauschten. Jetzt ließ sich ein lautes Geräusch vernehmen, es war, als ob man mit Ungestüm die Meubles hin- und herrückte, dann klang es schwer und dumpf, als ob ein schwerer Gegenstand zur Erde fiel.

Das ist unser Herr! Es ist ihm ein Unglück geschehen! riefen Beide zugleich, und sie eilten die Treppe hinauf und stürzten in das Studirzimmer ihres geliebten Herrn.

Da, mitten in dem Zimmer, umgeben von Büchern und Acten, den einzigen treuen Gefährten und Freunden seines arbeitsvollen, studien-

reichen Lebens, da lag Herr von Schrötter am Boden, bleich, keuchend wie ein Sterbender, überfluthet von ſeinem eigenen dampfenden Blut, das in hellen Strömen aus ſeinem Munde floß.

Er hat einen Blutſturz gehabt, jammerte die alte Haushälterin. Hülfe, ſchnell, ſchnell, Hülfe!

Der Diener ſtürzte von dannen, um den Arzt zu rufen; aufgelöſt in Thränen kniete die alte Haushälterin am Boden neben ihrem geliebten Herrn.

Er ſtarrte ſie an mit halberloſchenen Augen, und um ſeine Lippen zuckte ein ſeltſames, geiſterhaftes Lächeln.

Das iſt Fürſtendank! murmelte er ſo leiſe, daß ſeine Worte wie Seufzer verhallten. So lohnen es die Fürſten, wenn die Schriftſteller ſich erinnern, daß ſie ein Vaterland haben!

Was ſagen Sie? fragte die alte Frau, die ſich vergeblich bemüht hatte, ſeine Worte zu verſtehen. Oh mein theurer, geliebter Herr! Sehen Sie mich nicht ſo ſtarr an! Was iſt es, das Sie beunruhigt?

Er machte eine Bewegung, als wollte er ſich aufrichten, und hob den Kopf raſch empor. Das iſt die Dankbarkeit Oeſterreichs! ſagte er mit lauter, ſchallender Stimme, das iſt —

Sein Kopf ſank kraftlos zurück und auf ſeinen Lippen zeigten ſich wieder dieſe purpurrothen Tropfen, mit denen das Leben und der Geiſt aus dem gebrochenen Körper des ſchwer gedemüthigten Mannes zu entfliehen trachtete.

In dieſem Moment trat der Arzt herein, gefolgt von dem athemlos keuchenden Diener. Leiſe hob man den Kranken empor und trug ihn auf ſein Lager.

Der Doctor neigte ſich zu ihm nieder und prüfte ſeinen Puls, und ein tiefer Schatten flog über ſein Antlitz. Er winkte die Haushälterin und den Diener in eine Fenſterniſche.

Es iſt keine Hülfe mehr, ſagte er leiſe. Irgend eine furchtbare Nervenerſchütterung, eine ungeheure Anfregung hat ihn überwältigt, und dieſer Zuſtand iſt die Folge davon. Es iſt ein Blutſturz, von dem er ſich nicht wieder erholen wird. Er hat nur noch einige Stunden zu leben! —

Maria Thereſia, die fromme Kaiſerin, lag noch auf ihren Knieen und betete die frommen, chriſtlichen Gebete voll Liebe und Demuth,

und Friede, Ruhe und Ergebung war in ihrem Herzen und leuchtete von ihrem Angeſicht. Die Meſſe war noch nicht beendigt, und kein Gedanke der edlen frommen Kaiſerin richtete ſich reuevoll auf das arme Opfer ihres kaiſerlichen Zorns, auf den beklagenswerthen Mann, der, während Maria Thereſia betete, ſeinen letzten Todesſeufzer aushauchte.*)

X.

Friedrich der Große.

König Friedrich verweilte immer noch in ſeinem Lager zu Wildſchütz, und vergeblich hoffte ſeine Armee von Tag zu Tag, daß endlich dieſer Zuſtand des Harrens und der Unthätigkeit aufhören werde, daß endlich der König ſich an die Spitze ſeiner Armee ſtellen und das erſehnte Wort: „Vorwärts, dem Feind entgegen," ausſprechen werde. Sehnſuchtsvoll richteten ſich an jedem Morgen die Blicke der Soldaten auf dieſes kleine graue Häuschen da drüben am Ende des Dörfchens, in welchem der König ſein Quartier genommen; immer noch hofften ſie, den König wieder zu ſehen, nicht gebeugt, zitternd auf ſeinen Stab geſtützt, wie er ihnen immer in dieſem Krieg erſchienen war, ſondern hochaufgerichtet, mit flammenden Blicken, mit kühnem Schritt, wie er vor ihnen hergeeilt war zu den Zeiten des ſiebenjährigen Krieges.

Aber dieſe Hoffnung war immer vergeblich geweſen; in thatenloſer Ruhe mußten die Soldaten in ihrem Lager verweilen, und in dieſem Lager herrſchte Mangel an Allem, was nicht blos zur Bequemlichkeit, ſondern zur Nothdurft des Lebens gehörte. Es fehlte an Nahrungsmitteln für die Menſchen, an Fourage für die Pferde, welche ihre Reiter nicht mehr zu tragen vermochten, ſondern von ihnen mühſam fortgeführt werden mußten.*) Krankheiten und Seuchen aller Art wütheten unter den Soldaten und machten die tapferſten Krieger traurig, ſiech und ſchwach wie Greiſe.

---

*) Dieſe ganze Scene iſt hiſtoriſch. Siehe: Hormayr, Oeſterreichiſcher Plutarch, Bd. 6.

**) Dohms Denkwürdigkeiten. Th. I. S. 157.

Längst schon verstummt war der fröhliche Gesang und das heitere Lachen, mißmuthig schlichen die Soldaten ihren täglichen Lagerbeschäftigungen nach, finster und mit heimlichen Flüchen erduldeten sie die Qual der Entbehrungen, des Hungers und der Krankheiten, und verstohlen richteten sich oft ihre Blicke hinüber nach dem jenseitigen Ufer der Elbe, wo die österreichischen Armeen lagerten. Da drüben herrschte Frohsinn und Heiterkeit, oft trug der Wind die Klänge der fröhlichen Lieder, mit denen die österreichischen Soldaten sich belustigten, hinüber zu den Preußen, und wenn sie zur Mittagszeit die hohen Rauchsäulen aus dem Lager der Oesterreicher aufwirbeln sahen, da ward den Preußen gar sehnsuchtsvoll und schmerzlich zu Sinn, und gar verbrecherische Gedanken von Desertion und Flucht regten sich in ihren zermarterten und geängstigten Seelen.

Und nicht Alle vermochten diesen verlockenden schlimmen Gedanken zu widerstehen. Das fröhliche Lied, die wirbelnden Rauchsäulen, welche sie den langentbehrten Genuß warmer, kräftiger Fleischspeisen ahnen ließen, die Verzweiflung ihrer trostlosen Lage, die Hoffnung, sich den Krankheiten zu entziehen, die im preußischen Lager wütheten, das Alles war es, was die armen Preußen verführte. Um mehr schon als achttausend Mann, die theils zu den Oesterreichern desertirt, theils den Krankheiten erlegen waren, hatte sich das preußische Heer seit dem Beginn dieses Feldzugs verringert, und doch war noch keine einzige Schlacht geschlagen, doch hatte der König sich immer nur auf Scharmützel, kleine Vorpostengefechte und gegenseitige Neckereien beschränkt.

Wie oft hatten die preußischen Soldaten, zitternd vor Kampfbegier, den Oesterreichern so nahe gestanden, daß der Marsch eines halben Tages genügt haben würde, um ihnen gerade gegenüber zu sein, und wie freudig wären sie bereit gewesen, mit den Oesterreichern endlich den entscheidenden Kampf zu wagen, und wär's auch nur gewesen, um ihnen ihr gut eingerichtetes Lager und ihre Eßwaaren abzugewinnen.

Aber immer wieder, wenn sie der Entscheidung glaubten ganz nahe zu sein, hatte der König, als sähe er den herausfordernden Feind da drüben nicht, es vermieden, den Kampf zu beginnen, und statt des Kampfes war den Soldaten nur das Fouragiren erlaubt.

Indeß auch dies war eine Erlaubniß, von welcher die preußischen Soldaten wenig Vortheil mehr zu ziehen vermochten, und das

wenig dazu geeignet war, ihren Hunger und ihre Noth zu lindern. Das arme Böhmen war ausgeplündert und leer, es bot den Hungernden keine Hülfsmittel, den Kranken keine Pflege mehr dar; denn die Böhmen, voll Haß und Ingrimm gegen den Feind, der mit so schonungsloser Grausamkeit ihnen ihr Eigenthum nahm und ihre Felder verwüstete, die Böhmen waren zu ganzen Schaaren aus dem vom Feinde besetzten Theil Böhmens ausgewandert, und hatten sich hinüber gerettet zu den Oesterreichern. Und dennoch bestand der König darauf, daß sein Heer noch ferner seinen Unterhalt aus Böhmen ziehen müsse, und alle Vorstellungen, alle Bitten seiner Generäle hatten bei ihm nur ein übelgelauntes, mürrisches Nein! zur Antwort gehabt.

Dieses fortgesetzte Nein! hatte endlich das Heer zur Verzweiflung getrieben, und seit einigen Tagen herrschte unter den Soldaten eine Gährung und Aufgeregtheit, welche die Officiere zu ängstigen begann, und die sie weder durch Drohungen, noch durch gute Worte mehr zu beschwichtigen vermochten.

Wir wollen dem König unsere Noth klagen! Wir wollen mit dem König selber sprechen, und er muß uns hören, wenn er noch der alte Fritz ist! riefen die Soldaten wild durcheinander, und mit diesem Ruf wälzte sich ein Haufen Artilleristen dem Quartier des Königs zu.

In Reih und Glied stellten sie sich vor demselben auf, die blitzenden, herausfordernden Augen unverwandt auf die Fenster gerichtet, hinter denen der König verweilte.

Wir wollen unsern König sprechen! Hurrah! Es lebe unser König! brüllten die Soldaten. Wo ist unser alter Fritz! Will der alte Fritz die Klagen und Bitten seiner armen Soldaten nicht mehr hören?

Ich will sie hören! sagte eine sanfte Stimme, die indeß doch das Geschrei der Soldaten übertönte, und in dem geöffneten Fenster erschien der König in seiner wohlbekannten Uniform, mit dem Hut auf dem Kopf.

Die Soldaten empfingen ihn mit lautem, dreimaligem Hurrahruf, und aller Noth, alles Unheils vergessend, strahlten ihre Augen vor heller Liebeslust, erglänzte das Roth der Freude auf ihren eingefallenen Wangen.

Was wollt Ihr? fragte der König, als der Jubel verstummt war.

Zuerst wollten wir unsern König sehen, sagte einer der Soldaten,

indem er vortrat und im Namen seiner Kameraden das Wort ergriff. Ja, wir wollten endlich einmal den alten Fritz wieder sehen, denn wir konnten's schier gar nicht mehr glauben, daß unser großer König noch bei uns sei in diesem jammervollen Lager und uns ohne Erbarmen hier so umkommen und hungern sähe!

Ihr seht jetzt, daß ich da bin, sagte Friedrich mit einem sanften Lächeln, und Ihr seht, daß ich auch nicht viel besser daran bin, als Ihr. Oder meint Ihr, daß dies hier ein passendes Schloß ist für Euren König?

Eine elende Hundehütte ist's, rief der Soldat, und alle seine Gefährten riefen es empört ihm nach, eine elende Hundehütte ist's!

Seid Ihr blos gekommen, um mir das zu sagen? fragte der König, als wieder Stille eingetreten war.

Nein, Herr König, zuerst wollten wir Euch sehen, und dann —

Nun, und dann?

Dann wollten wir Euch bitten, unserer Noth ein Ende zu machen. Kann unser König uns nicht satt machen, so muß er wenigstens unsere Pferde sättigen. Der Mensch kann wohl schon eine Zeit lang Hunger und Durst vertragen und als ein rechtschaffener Soldat ausharren trotz Entbehrung und Noth, aber das arme Vieh hat kein Ehrgefühl und kennt keine Pflichten, und wenn's eben hungert, so wird's krank, und kann sich nicht zusammen nehmen und sich nicht auf die Zukunft vertrösten. Es kann blos hungern oder sterben. Und wenn unsere Pferde noch lange hungern sollen, so sterben sie, und es ist ein Unrecht vor Gott und den Menschen, wenn man das arme Vieh, das sich nicht selber helfen kann, hungern läßt; und darum, Herr König, darum sind wir hergekommen, und flehen Euch an: Fourage! Gebt uns Fourage für unsere Pferde!

Das ganze Corps brüllte und schrie es nach: Fourage! Gebt uns Fourage für unsere Pferde!

Und immer wilder, immer fanatischer ward dieser Ruf, denn mit Entsetzen hatten die Soldaten gesehen, daß der König sein Fenster geschlossen hatte und in den Hintergrund seines Zimmers zurückgetreten war. Die Verzweiflung gab ihnen Riesenkräfte, wie Donner rollte ihr Ruf: Fourage! Gebt uns Fourage für unsere Pferde!

Auf einmal rief eine machtvolle, gebieterische Stimme: Still, Ihr Alle! Still, sage ich!

Sie kannten Alle diese Stimme gar wohl, diese Stimme, welche sie so oft zu Siegen und Schlachten geführt, und vor der sie auch jetzt mit erzitterndem Herzen verstummten.

Da dicht vor ihnen, auf der kleinen, aus elenden Feldsteinen aufgeführten Treppe, die zur Thür des Hauses führte, stand der König, und hinter ihm drängten sich seine Generäle und Adjutanten in buntem Gemisch durcheinander, und von allen Seiten eilten die Stabsofficiere herbei und stellten sich zu beiden Seiten des Königs neben der Steintreppe auf.

Sire, sagte einer der Generäle leise zu dem König, sollen wir die Empörer mit Gewalt forttreiben?

Ein zorniger Blick des Königs traf den Fragenden wie ein zerschmetternder Blitz.

Und warum sollten wir das? fragte er scharf. Warum wollten wir meinen armen Soldaten das Recht nehmen, mir ihre Klagen mitzutheilen, da das Ohr meiner Generäle taub und verstopft dagegen zu sein scheint? Sprecht, meine Kinder, sprecht, was wünscht Ihr von mir?

Futter für unsere Pferde, Herr König, denn unsere Pferde fallen um, wie die Fliegen!

Der König wandte sich wieder seinen Generälen zu. Seht, sagte er, sie zornig anblickend, diese braven Leute fordern nichts für sich, sie verlangen nur, daß man für ihre Pferde sorgt. Sie haben Recht! Weshalb sorgen meine Herren Generäle nicht dafür, daß Ordnung herrscht, und daß meine Soldaten gehörig verproviantirt sind? Warum läßt man nicht besser fouragiren?

Sire, wagte einer der Generäle zu sagen, das Fouragiren in dieser Gegend ist unnütz. Wir haben auf Befehl Eurer Majestät fouragirt, so lange es noch ein Heubündel, eine gefüllte Scheune, eine Rauchkammer und Küche gab. Jetzt gleicht die ganze Gegend rings umher einer öden Wüste.

Der König schaute den kühnen Sprecher mit zornblitzenden Augen an. Leere Ausflüchte, rief er rauh und mit jener Verstimmung, welche ihn seit Beginn dieses Feldzuges niemals verlassen hatte. Ihr seid

es, die meinen Soldaten die Fourage entzieht, und während Eure Pferde im Ueberfluß ſchwelgen, müſſen die Pferde meiner armen Soldaten verhungern.

Aber Ew. Majeſtät —

Kein aber! Ich weiß, daß es ſo iſt, und ich befehle daher, daß die Herren Generäle, Adjutanten und Stabsofficiere meiner Suite ſofort alle die Fourage, die ſich bei ihnen findet, hierher vor die Thür meines Quartiers ſchaffen laſſen. Die Soldaten der reitenden Artillerie da ſollen ſo lange hier ſtehen bleiben und warten, bis die Fourage kommt, damit ſie davon ausgetheilt bekommen.*). Seid Ihr's zufrieden, Kinder?

Ja, Herr König, wir ſind's zufrieden! riefen die Soldaten wild durcheinander, jubelnd, lachend und fröhlichen Muthes, wie man ſie lange nicht geſehen.

Aber mit düſtern Geſichtern, mit finſtern Mienen ſtanden die Generäle da, tief ergriffen von dem unerwarteten und demüthigenden Befehl, den der König erlaſſen.

Friedrich indeſſen ſchien die Verſtimmung ſeiner Generäle gar nicht zu gewahren. Er ſtand, auf ſeinen Krückſtock gelehnt, den Hut tief in die Augen gedrückt, und ſchaute zur Erde nieder. Nur zuweilen, wenn ein Soldat, mit einem Heubündel beladen, daher kam und ihn vor der Thür ablud, warf der König einen raſchen Blick darauf hin und ſenkte ihn dann ſchnell wieder nieder.

Die Artilleriſten, welche erſt laut gejubelt und gelacht hatten, waren allmälig ſtill geworden und blickten mit angſtvollen, fragenden Geſichtern bald auf den König und ſeine Generäle, bald auf die wenigen Bündel Heu, welche von den dazu commandirten Soldaten, unter Anführung eines Officiers, aus den Quartieren der königlichen Suite herbeigeſchafft wurden.

Endlich näherte ſich der Officier dem König und meldete, daß das Geſchäft zu Ende ſei und daß ſich nirgends mehr in den Quartieren ein Bündel Heu auffinden laſſe.

Der König ſchaute empor und ließ einen faſt traurigen Blick auf die kleinen Hügel von Heubündeln hinüber gleiten.

---

*) Vergl. Dohms Denkwürdigkeiten Th. I. S. 158.

Das iſt Alles, was Ihr gefunden habt? fragte er.

Alles, Sire.

Nun, rief er den Artilleriſten zu, theilt Euch in das, was da iſt. Wenn die Herren meiner Suite eigennütziger geweſen wären und mehr für ihre Pferde zurückbehalten hätten, würdet Ihr jetzt mehr bekommen haben. Aber Ihr ſeht, meine Herren Generäle und Adjutanten ſind brave und tapfere Krieger, wie Ihr. Hatten auch nur das Nothdürftigſte, und da Ihr ihnen auch dies noch nehmt, werden ihre Pferde hungern, wie die Euren, wenn Ihr nicht tüchtig zu fouragiren verſteht. Habe Euch nur den Beweis geben wollen, daß wir Alle nicht beſſer daran ſind wie Ihr, und daß die Herren meiner Suite nicht im Ueberfluß ſchwelgen, wenn Ihr darbt. Jetzt nehmt, was da iſt, und verlangt nicht von mir, daß ich Euch gebe, was ich nicht habe.

Die Artilleriſten ſtanden noch immer ſtill und ohne ſich zu rühren da, faſt beſchämt nach dem Heu hinüberſchielend. Aber die Geſichter der Generäle und Adjutanten hatten ſich aufgeklärt, und mit Blicken voll Bewunderung und Liebe ſchauten ſie auf den König hin, der ihnen eine ſo glänzende Ehrenerklärung gegeben, und deſſen ſeltſamen Befehl ſie erſt jetzt verſtanden.

Der König indeſſen ſchien jetzt ebenſowenig ihre erheiterten Geſichter zu bemerken, als vorher ihre düſtern. Er ſchaute mit ernſten, ſorgenvollen Mienen nach den Soldaten, die ſich jetzt mit wilder Begierde auf das Haus geſtürzt hatten, und einander in wahrer Angſt den Beſitz der einzelnen Bündel ſtreitig machten. Er ſah, wie Wenige nur glücklich und triumphirend, mit einem Bündel Heu beladen, von dannen zogen, wie Viele aber leer, mit unverhohlenem Mißmuth ſich abwandten und ihren Zelten zuſchlichen.*)

Auch der König wandte ſich ab, ſtumm und ohne Gruß ging er an den Generälen vorüber in das Haus und kehrte in ſein Zimmer zurück.

Jetzt, als er ſich allein und unbeobachtet fühlte, wich die ſtrenge Ruhe aus dem Antlitz des Königs. Mit einer verzweiflungsvollen Geberde warf er ſeinen Hut von ſich und ließ ſich auf den ledernen Lehnſtuhl, das einzige Meuble, das ſich außer einem Tiſch und einem Bett in dieſem düſtern, kleinen Gemach befand, niedergleiten.

---

*) Dohms Denkwürdigkeiten. Th. I. S. 158.

Es geht nicht mehr ſo, murmelte der König vor ſich hin, wir müſſen Ernſt machen im Guten oder im Böſen! Wir müſſen vorwärts oder rückwärts gehen! Dieſer Krieg iſt nichts als eine Miſère, nichts als das Werk eines erſchöpften Greiſes, der keine Kraft und keinen Schwung mehr beſitzt. Wie oft, ach wie oft habe ich nicht in dieſem Feldzug Boileau's Verſe wiederholt:

„Malheureux, laisse en paix ton cheval vieillissant
De peur, que tout à coup essoufflé, sans haleine
Il ne laisse en tombant son maître sur l'arène.“ *)

Warum ich dieſen Krieg begonnen habe? Warum bin ich nicht in meinem Land geblieben, nur beſchäftigt, mein Volk glücklich zu machen und ſeinen Wohlſtand zu ſichern!

Der König ſchwieg, und ſchwer aufſeufzend ſenkte er ſein Haupt tiefer auf ſeine Bruſt. So ſaß er eine lange Zeit, ganz hingegeben ſeinen ſorgenvollen Betrachtungen. Aber auf einmal richtete er ſein Haupt empor und aus ſeinen großen Augen blitzte jetzt wieder das kühne Feuer ſeines Heldengeiſtes.

Warum ich dieſen Krieg unternommen habe? fragte er mit lauter voller Stimme. Ich habe ihn unternommen für deutſche Ehre und deutſches Recht! Wie ſchwer die Laſt des Krieges meinem Alter auch ſein mag, ich will ſie mit Heiterkeit ertragen, wenn ich nur dadurch den Frieden und die Ruhe Deutſchlands für die Zukunft conſolidiren kann. Ich habe dieſen Feldzug nicht begonnen aus Uebermuth, ſondern ich habe ihn begonnen, weil ich den tyranniſchen Principien einer habgierigen Regierung einen Damm entgegenſetzen und einen ungemäßigten Ehrgeiz zurückdrängen mußte, der keine Grenzen kennt, als die, welche eine hinlänglich ſtarke, feindliche Macht ihm anweiſt.**)

Deshalb bin ich in den Kampf gezogen, und deshalb will ich auch ausharren, bis ich der Gerechtigkeit und der deutſchen Ehre zum Siege verholfen habe. Aber dieſes Zaudern und dieſe Unthätigkeit muß jetzt ein Ende haben, es demoraliſirt meine Soldaten und nimmt ihnen das

*) Des Königs eigene Worte. Siehe: Supplément aux Oeuvres posthumes. Vol. III. p. 49.

**) Des Königs eigene Worte. Oeuvres posthumes. Vol. XII. p. 36.

Vertrauen auf ihre eigene Kraft. Entweder vorwärts, oder rückwärts! Vorwärts alſo!

Gleichſam, als habe dies Wort ihn ſelber electriſirt, ſprang der König raſch von ſeinem Lehnſtuhl empor, und das kühne Feuer ſeiner Heldenzeit blitzte wieder in ſeinen Augen auf.

Vorwärts alſo! rief er noch einmal, und mit einer haſtigen Bewegung griff er nach der Handklingel und ſchellte.

Sogleich die Herren Generäle und Stabofficiere hierher beſchieden, befahl er dem eintretenden Kammerdiener. In einer Viertelſtunde müſſen die Herren hier ſein!

Alsdann ging er, die Hände auf dem Rücken gefaltet, das Haupt ein wenig in den Nacken zurückgelehnt, langſam auf und ab. Eine edle Begeiſterung leuchtete von ſeinem Angeſicht, ein kühnes Feuer blitzte aus ſeinen Augen, der Greis von achtundſechszig Jahren hatte ſich wieder in den Helden ſo vieler ſiegreichen Schlachten verwandelt, und die unverwelkten Lorbeeren früherer Tage glänzten wieder auf ſeiner hohen Stirn.

Mit dieſem Geſicht und dieſen Feueraugen der Vergangenheit begrüßte der König ſeine Generäle, die genau zu der befohlenen Zeit eintraten und erwartungsvoll und ſchweigend ſich in dem kleinen niedern Gemach aufſtellten.

Der König ging auf und nieder und wartete, bis ſie Alle verſammelt waren, dann blieb er mitten in dem Gemach ſtehen, und ein Blitz ſeiner Augen fuhr an den Geſtalten ſeiner Generäle hin.

Meſſieurs, ſagte der König laut, wir brechen morgen von hier auf.

Die Generäle empfingen dieſe Nachricht in ehrfurchtsvollem Schweigen.

Wir gehen morgen über die Elbe und dem Feind entgegen! ſagte der König mit lauterer Stimme.

Bei dieſem Wort ſtrahlten alle Geſichter auf, wie von einem Sonnenſtrahl getroffen, und wie aus einem Munde riefen Alle: Es lebe unſer König! Er lebe hoch!

Der König bemühte ſich ein ſtrenges Geſicht zu machen. Still, Ihr alten Knaben, ſagte er, was ſollen denn die jungen Burſchen da draußen thun, wenn Ihr ſchon ſolch' Geſchrei macht! Seid Ihr alſo freudig, und meint, es müſſe gelingen, den Uebergang über die Elbe

zu machen? Red' Er zuerst, General-Major von Keller, Er hat sich in der Affaire des Arrièregardegefechtes das Recht erworben, überall mitzusprechen. Was meint Er, werden wir die Elbe passiren können?

Wir werden es, Ew. Majestät. Ich habe gestern bei einer Recognoscirung einen Punkt entdeckt, wo wir hinüber können, ohne von den Kugeln des Feindes allzusehr molestirt zu werden.

Gut! Jetzt Ihr andern Herren! Sagt mir Eure Meinung!

Der König hörte mit Aufmerksamkeit den Urtheilen seiner Generäle zu und sein Antlitz ward immer heiterer und freudiger.

Ich sehe, daß wir Alle übereinstimmen, sagte er dann, und daß wir Alle entschlossen sind, den Angriff endlich zu wagen. Vorwärts also! Mögen sich meine Soldaten morgen ihre Fourage im Lager der Oesterreicher suchen. Jetzt, Messieurs, nehmen Sie Ihre Schreibtafeln, ich will Ihnen die Ordres du jour für morgen ertheilen.

Und mit dem alten gewohnten Feuer, dem scharfen klaren Geist seiner großen Tage dictirte Friedrich seinen Generälen seine Ordres, wies er Jedem seine Stelle an in der Schlacht, zu welcher er morgen die Oesterreicher zu zwingen beabsichtigte.

Jetzt zu Pferde, meine Herren, zu Pferde, sagte er dann. Ich habe Ihnen, als wir Berlin verließen, versprochen, an den Tagen der Schlacht an Ihrer Spitze und zu Pferde zu sein, und ich werde Wort halten. Ueberall, wo die Gefahr ist, werden Sie auch den König finden. Gott Mars muß einmal ein Auge zudrücken und mir meine siebenundsechszig Jahre in Gnaden verzeihen! Heute will ich einen Proberitt machen, damit mein alter Leib es inne wird, daß die Zeit träger Ruhe vorüber ist! Zu Pferde also! Der General-Major von Keller soll uns die Uebergangsstelle an der Elbe zeigen.

XI.

Der Abschied von der Flöte.

Wenige Minuten später standen die Pferde des Königs und seiner Suite bereit, und Friedrich schritt lebhaft hinaus, um sich in den Sattel zu schwingen. In jugendlicher Hast trat er heran und hob den Fuß

empor, aber dann flog ein ſchmerzhaftes Zucken durch ſeine Geſtalt, und er mußte den Fuß wieder ſinken laſſen.

Der Heldengeiſt hatte des Körpers vergeſſen und der Gicht, die ihn ſeit einigen Wochen wieder plagte. Aber der kranke Körper war jetzt doch mächtiger, als der kühne Geiſt, der ihn bewohnte, und lähmte ſeine Schwingen.

Friedrich mußte es ſich gefallen laſſen, von ſeinen Lakayen auf ſein Pferd gehoben und auf den Sattel gebracht zu werden. Aber einmal im Sattel und die Füße in den Bügeln, drückte er ſeinem Pferde ſo heftig die Flanken, daß es hoch aufbäumte und im raſenden Galopp vorwärts jagte.

Vielleicht hatte der König, indem er das that, einer augenblicklichen Regung ſeines Zorns über ſeine eigene Hinfälligkeit nachgegeben, vielleicht wollte er ſeinen Begleitern beweiſen, daß er noch immer der kühne und gewandte Reiter von ehemals ſei.

Aber wieder hatte er nicht an ſein Alter und ſeine Hinfälligkeit gedacht, und wieder erinnerten die heftigen Schmerzen ihn daran, die ihm die raſche Bewegung ſeines Pferdes verurſachte.

Er hielt es an und erwartete ſeine Suite, die im vollen Galopp ihm gefolgt war.

Langſam, meine Herren, laſſen Sie uns langſam reiten, ſagte der König matt. — Sie ritten langſam weiter, der König ſchweigſam und ſtumm, die Generäle verſtohlene Blicke der Angſt auf den König werfend, deſſen Antlitz immer bleicher ward, deſſen Lippen zitterten, wie von großen Schmerzen.

Aber er ertrug ſeine Qual, und keine Klage, kaum ein Seufzer entfuhr ſeinen Lippen. Wenn ſein Körper ihm Schmerzen verurſachte, war ſein Geiſt doch noch mächtig genug, ſie zu überwinden oder mindeſtens zu ertragen. Erſt als er die Stelle erreicht, die vom General von Keller als zum Uebergang tauglich bezeichnet worden, und als er ſie genau beſichtigt hatte, wandte er ſein Pferd um und kehrte in das Lager zurück.

Aber vor ſeinem Quartier angelangt, genügte es nicht, den König vom Pferde zu heben, wie man ihn hinaufgehoben. Man mußte ihn bis in ſein Zimmer und bis zu ſeinem Lehnſtuhl tragen, denn die ungewohnte Anſtrengung hatte ſeine Glieder ſteif und unbeweglich gemacht.

Als er auf seinem Lehnstuhl niedergelassen war, winkte der König heftig mit der Hand und befahl Allen, hinauszugehen. Er wollte allein sein, er mußte allein sein, um sich zu sammeln, um Niemand seine Schmerzen zu zeigen.

Mit einem tiefen Seufzer legte er sein Haupt zurück an die Lehne des Stuhls, und wieder murmelten seine schmerzlich zuckenden Lippen: Malheureux, laisse en paix ton cheval vieillissant! — Dann schwieg er und schloß die Augen, und saß eine lange Zeit unbeweglich da, schweigend, verloren in ein schmerzliches und bitteres Nachdenken.

Es ist vorbei mit mir, murmelte er dann leise vor sich hin, und zum ersten Mal vielleicht nicht im leichten Spott, sondern aus tiefer Ueberzeugung sich der Worte der Bibel bedienend, fuhr er fort: Der Geist ist willig, doch das Fleisch ist schwach! — Die Jugend hat mich verlassen und das Alter mit seinem Krückstock und seinem Aschenmantel hockt vor meiner Thür, und es findet mich allein!

So sprechend, ließ der König einen langen, schmerzvollen Blick in dem öden, düstern Gemach umherschweifen. Auf einmal zuckte es wie ein freudiger Blitz in seinen Augen auf, und seine Blicke hefteten sich mit einem immer sanftern, mildern Ausdruck auf den Tisch — auf den kleinen, dunklen, mit Leder bezogenen Kasten, der da zur Seite der Papiere und Landkarten stand.

In diesem Kasten war seine Flöte, die treue Freundin seiner guten und seiner schlimmen Tage, die langjährige Gefährtin des Heldengreises. Er hatte sie in der letzten Zeit vernachlässigt, und nicht Einmal hatte er in der Mißstimmung, die ihn während dieses Feldzugs verfolgte, seine Flöte aus ihrem Gefängniß entlassen.

Jetzt aber streckte er die Hand nach ihr aus, jetzt fühlte er, daß es ihren schmeichelnden Tönen vielleicht gelingen möchte, seine Qualen zu lindern, und daß er ihr allein sie zu klagen vermöchte.

Komm, meine Freundin, komm, sagte er leise, ich will Dir meine Schmerzen klagen, und ich weiß, daß Du besser als die Menschen mein Herz verstehen wirst!

Er setzte die Flöte an die Lippen und begann zu blasen. Aber auch die Flöte schien alt geworden zu sein und schwach, wie ihr königlicher Freund! Mühsam nur und zitternd kamen die Töne aus ihr hervor, jeder Ton begleitet von einem leisen Pfeifen und Zischen, wie

als ob der Wind durch zerfallene Ruinen pfeift.*) Mitten in dem angefangenen Adagio unterbrach sich der König und ließ die Hand, welche die Flöte hielt, langsam niedergleiten.

Es ist vorbei! sagte er mit einem lauten, schmerzlichen Seufzer. Der letzte Sonnenstrahl aus den Tagen meiner Jugend ist erloschen! Oh beneidenswerthe Jugend! Sie kann wenigstens ihre Schmerzen noch singen, wenn sie von keinen Freuden mehr zu singen hat! Das Alter aber muß ganz und gar verstummen und schweigend sein großes Leid, über das die Menschen lachen würden, in sich hineinfressen!

Er schwieg, und seine großen blauen Augen, in denen noch das ewige, unvergängliche Feuer der Jugend erglänzte, richteten sich mit einem Ausdruck tiefen Schmerzes, vorwurfsvoller Klage zum Himmel empor. — Das Alter hatte die Schwingen des Adlers gebrochen und ihn, den kühnen Bewohner sonniger Höhen, verurtheilt, gleich den niederen Sterblichen auf der Erde umherzukriechen, und ihre Misère zu erdulden. Er würde darüber nicht geklagt haben zu den Menschen, aber er klagte es dem Himmel und den Höhen, zu denen er sich nie mehr aufschwingen sollte.

Immer noch schaute der König schweigend, mit zuckenden Lippen empor und seine Augen füllten sich mit Thränen, die langsam über seine Wangen niederflossen.

Der König wehrte ihnen nicht, denn er war allein mit Gott und seinem Schmerz, oder er war sich seiner Thränen vielleicht nicht einmal bewußt, bis sie von seinen Wangen niederrollten auf die Hand, welche auf seinem Schooß ruhte und welche noch immer die Flöte hielt.

Diese brennende Thräne schien Friedrich aus seinem Schmerz zu erwecken; er senkte seinen Blick nieder auf seine Hand und ein rührendes, trauriges Lächeln überflog sein Angesicht.

Nun, sagte er leise, es wird einem alten Manne wohl erlaubt sein, über der Leiche seiner letzten und einzigen Jugendfreundin eine Thräne zu vergießen! Nun will ich sie begraben!

Er legte die Flöte in ihr Futteral, und wie er dann den Deckel

*) Der König mußte zur Zeit des baierischen Erbfolgekrieges das Flötenblasen aufgeben wegen seiner zitternden Hände und des Verlustes seiner Vorderzähne. Preuß, Friedrich der Große. Th. I. S. 221.

krachend schloß, klang es wie das Rollen der ersten Scholle auf einem frischen Grab.

Der König hatte ein Gefühl, als ob es so sei; in sich erschauernd, setzte er den Kasten auf den Tisch.

Sie ist begraben, sagte er. Lebewohl auf Nimmerwiedersehen!

In diesem Moment vernahm man von draußen lautes Jubeln und Singen, und tausend und abertausend Stimmen riefen: Es lebe unser König! Es lebe der alte Fritz!

Sie jubeln, weil sie die Nachricht erhalten haben, daß es morgen zur Bataille gehen sollte! sagte der König leise. Aber ihre Hoffnung ist umsonst, wie die meine! Es hieß vorwärts oder rückwärts! Da ich nicht mehr vorwärts kann, muß ich mich wohl entschließen, rückwärts zu gehen. Wir werden morgen aufbrechen gen Schlesien, wenn auch nicht besiegt vom Kaiser, so doch von meinem Alter, und das ist, weiß Gott, die schlimmste aller Niederlagen, denn man kann sie nicht mit neuen Lorbeeren auswetzen.

Draußen jubelten und schrieen die Soldaten noch immer; allmälig läuterte sich aber dieses wüste Schreien und Jubeln zu reinern Tönen, und ein vielstimmiger Gesang schmetterte durch die Luft und machte die Fensterscheiben des Königlichen Gemachs erbeben, als ob leise Geisterhände daran klopften, um den König zu erwecken aus seiner Trauer und ihn zurückzurufen in die Tage der Vergangenheit.

Denn es war ein Lied aus schönern Zeiten, was die Soldaten sangen, und mit vollen Orgeltönen tönte es zu Friedrich herein, dieses Lied der Erinnerung an seine große Zeit, und hochauf seufzte der König, als seine Soldaten jetzt sangen:

„Vom sternenhellen Himmel sah'n
Schwerin und Winterfeldt —
Bewundernd den gemachten Plan,
Gedankenvoll den Held!

Gott aber wog bei Sternenklang
Der beiden Heere Krieg!
Er wog, und Oestreichs Schale sank
Und Preußens Schale stieg.*)

*) Gleim, Lieder eines preußischen Grenadiers.

Und Preußens Schale stieg! wiederholte Friedrich leise. Ich werde sie nicht mehr steigen lassen und die goldenen Tage sind für mich vorbei! Nun, fuhr er nach einer kurzen Pause fort, wenn ich es nicht thue, so mögen es meine Nachfolger thun, mögen sie Preußens Schale hoch emporsteigen lassen! Ich habe gethan, was ich konnte! Wenn ich aber jetzt statt vorwärts rückwärts gehen muß, so bin nicht ich daran Schuld, sondern das Alter und die Gicht, und ich kann nicht wie Cicero's weiser Lehrer Posidonius bei einem Schmerzensanfall ausrufen: „oh Gicht, Du magst es anstellen, wie Du willst, nie werde ich gestehen, daß Du ein Uebel seiest." Ich bemühe mich, den Schmerz zu ertragen, aber ich fühle ihn. Nun, und vielleicht ist's gut, daß es so ist, denn diese Schmerzen bereiten mich vor, das abgenutzte Futteral meiner Seele bald zu verlassen. Und ich sage mit Marc Aurel: „man unterwerfe sich Allem, was die ewigen Gesetze der Natur uns zu ertragen auferlegen, ohne Murren!"*)

Draußen hatten die Soldaten ein anderes Lied angestimmt, und lauter und vieltausendstimmiger noch als zuvor sangen sie jetzt:

„Und wenn der große Friedrich kommt,
Und klopft nur auf die Hosen,
So flieht die ganze Reichsarmee,
Panduren und Franzosen."

Tempi passati! seufzte der König, aber es flog doch schon wieder ein leises Lächeln durch sein Antlitz hin und seine Augen begannen wieder zu leuchten. Er hörte dem fröhlichen, übermüthigen Lied andächtig zu, und immer heller ward sein Antlitz und immer strahlender sein Blick.

Eh bien, man muß die Dinge eben so nehmen, wie sie kommen, sagte er nach einer langen Pause fast heiter. Kann ich nicht mehr fechten und nicht mehr Flöte blasen, so kann ich doch noch schreiben und meine Zunge rühren. Und meine Feder und meine Zunge sollen jetzt den Herrn Franzosen immer noch möglichst lästig fallen! Mein Lobgedicht auf Voltaire ist noch nicht ganz vollendet, ich will's heute

*) Des Königs eigene Worte. Siehe: Oeuvres posthumes. Vol. XII. Seite 47.

zu Ende bringen, damit es in der Akademie zu Berlin zur Gedächtnißfeier des geſtorbenen Dichterkönigs vorgeleſen werden kann.*) Freilich wird die franzöſiſche Akademie mein Franzöſiſch wieder tüchtig kritiſiren, aber wie ſoll man in Böhmen richtig Wälſch ſchreiben? Ich thue, was ich kann, aber ich weiß wohl, daß meine Arbeit nicht deſſen würdig iſt, den ſie feiern ſoll; jedenfalls benutze ich die Freiheit meiner Feder, um in Berlin das laut vortragen zu laſſen, was man in Paris ſich kaum in's Ohr zu ſagen wagt.**)

Der König zog den Tiſch näher zu ſich heran, und die Feder nehmend, begann er an dem Manuſcript zu ſchreiben, das aufgeſchlagen auf dem Tiſch vor ihm lag.

XII.

Waffenſtillſtand.

Tiefe Ruhe herrſchte um ihn her; die Soldaten, welche ihr Lied dicht vor den Fenſtern des Königs begonnen hatten, waren jetzt weiter hinab in das Lager gegangen, und ihr fröhlicher Geſang verhallte in der Ferne.

Der König ſchrieb haſtig weiter; auf einmal ward die Stille durch ein ſchüchternes Klopfen an der Thür unterbrochen, und auf des Königs Ruf trat ſein Kammerdiener herein.

Sire, ſagte er, der Herr, welcher ſchon zweimal zu Ew. Majeſtät in's Lager gekommen, iſt wieder da und bittet um Audienz.

Der König zuckte zuſammen in freudigem Schreck und ſeine großen Augen richteten ſich mit ſo flammenden, durchbohrenden Blicken auf den Kammerdiener, daß dieſer ganz verſchüchtert die Augen ſenkte.

---

*) Voltaire war im Mai 1778 geſtorben, und im Lager zu Böhmen dichtete Friedrich ſeine Lobrede auf ihn, die alsdann Ende des Jahres in einer außerordentlichen Sitzung der Akademie zu Berlin vorgeleſen und darauf gedruckt ward.

**) Des Königs eigene Worte. Siehe: Oeuvres posthumes. Vol. XII. Seite 35.

Thugut, der Baron Thugut iſt wieder da? fragte der König.

Ich weiß nicht, ob er ſo heißt, Sire, er ſagte, ich ſollte Eurer Majeſtät den Secretair des Fürſten Gallizin melden!

Er iſt's, er iſt's, murmelte der König. Laß den Herrn ſogleich zu mir eintreten!

Hätte der Kammerdiener gewagt aufzuſchauen, ſo würde er geſehen haben, welch' ein ſtrahlendes Lächeln das Antlitz des Königs erhellte und wie freudig ſeine Augen aufleuchteten.

Aber dieſes Lächeln und dieſe leuchtenden Augen waren längſt ſchon wieder verſchwunden, als der Baron Thugut eintrat, und der König empfing ihn mit vollkommen gleichgültigem und ruhigem Geſicht.

Nun, mein Herr Baron, ſagte er, die tiefen Verbeugungen des heimlichen Abgeſandten der Kaiſerin von Oeſterreich mit einem kaum merklichen Kopfneigen erwidernd, Sie kommen zum dritten Mal? Wenn der böſe Feind zum dritten Mal kommt, muß er entweder die arme Seele erbeuten, oder er muß auf immer auf ſie verzichten.

Sire, ich fürchte, er muß auf immer auf ſie verzichten, ſagte Thugut lächelnd, vorausgeſetzt, daß Ew. Majeſtät mir gnädigſt geſtatten wollen, Ihr ſchmeichelhaftes Wort auf mich zu beziehen und mich für den böſen Feind gelten zu laſſen.

Und Sie finden das ſchmeichelhaft? fragte Friedrich lächelnd.

Ja, Sire, denn der böſe Feind oder der Teufel iſt ein gar großer und mächtiger Herr, und ich, der leider nicht das Glück hat an Gott zu glauben, ich glaube an den Teufel.

So? Und weshalb glauben Sie an den Teufel und nicht an Gott?

Weil ich dem Teufel überall begegnet bin und überall in jeder Stadt ſeinen Thron aufgerichtet geſehen habe, während ich die Spuren Gottes überall vergeblich geſucht habe unter den Menſchen und ſeine Throne nirgends entdecken konnte.

Für einen Abgeſandten der Kaiſerin Maria Thereſia ſind das ſehr freie Anſichten, ſagte der König lächelnd. Aber laſſen Sie hören, was bringen Sie mir? Nur muß ich Ihnen zu allererſt ſagen, daß ich nicht geſonnen bin, Verhandlungen wieder anzuknüpfen. Die Kaiſerin-Königin hat meine letzten Vorſchläge entſchieden abgelehnt und damit ſind ſie für immer beſeitigt. Wenn Sie alſo nichts wollen, als neue Vorſchläge machen, neue Bedingungen, unter denen Sie Baiern,

oder ein Stück von Baiern gewinnen wollen, so sage ich Ihnen zum Voraus: Es ist umsonst! Ich unterhandle nicht mehr! Oesterreich muß seine Ansprüche auf Baiern fahren lassen und Deutschlands Gesetze heilig halten, oder es muß mit Waffengewalt erkämpfen, was wir ihm nimmer gutwillig lassen werden.

Sire, ich komme auch nicht mit den alten Vorschlägen, sondern mit einem ganz neuen Vorschlag, den ich im Namen der Kaiserin-Königin Eurer Majestät vortragen soll. Hier sind meine Creditive, wenn Ew. Majestät die Gnade haben wollen, dieselben anzusehen, und hier habe ich die Ehre, Ew. Majestät ein eigenhändiges Schreiben meiner Souverainin zu überreichen.

Und das da? fragte der König, auf eine mit Bindfaden zusammengebundene Rolle Papier deutend, die der Baron noch in der Hand hielt.

Das da, Majestät, sind meine Acten und Documente, sämmtliche zwischen Ew. Majestät und der Kaiserin-Königin gepflogene Verhandlungen enthaltend.

Ich glaube Ihnen schon bemerkt zu haben, mein Herr, daß ich mich auf Verhandlungen nicht mehr einlassen will, sagte Friedrich rasch, und ohne eine Antwort abzuwarten, erbrach er das Schreiben der Kaiserin und las es rasch.

Baron Thugut benutzte diese Zeit, um mit vollkommenster Seelenruhe den Bindfaden, der seine Acten zusammenhielt, zu lösen und die Papiere auf einem Stuhl auszubreiten.

Dieser Brief hier enthält weiter nichts, als Ihre Beglaubigung, mein Herr Baron. Die Kaiserin beruft sich im Uebrigen auf die mündlichen Aufträge, die sie Ihnen gegeben. Reden Sie also, Herr Baron.

Sire, die Kaiserin-Königin, beseelt von dem lebhaften Wunsch, ihren Völkern und ganz Deutschland den Frieden wiederzugeben, und die Ruhe Europa's aufrecht zu erhalten, hat die Vermittelung Rußlands und Frankreichs angerufen, um die Streitigkeiten zu schlichten, die zu der Kaiserin-Königin tiefstem Schmerz zwischen ihr und Eurer Majestät ausgebrochen sind. Damit nun diese beiden Mächte, welche Beide sich willig und bereit erklärt haben, die ihnen angebotene Vermittlerrolle zu übernehmen —

Sagen Sie richtiger, unterbrach ihn der König lebhaft, daß dieſe beiden Mächte der Kaiſerin-Königin den dringenden und etwas peremptoriſch ausgeſprochenen Rath gegeben haben, ihren Anſprüchen auf Baiern zu entſagen und Frieden zu machen! —

Baron Thugut verneigte ſich und fuhr fort: Damit nun dieſe beiden Mächte ihr Vermittelungswerk glücklich zu Stande bringen können und der Friede während dieſer Zeit durch keine militairiſchen Zwiſchenfälle geſtört werden kann, ſchlägt ihre Majeſtät die Kaiſerin-Königin Sr. Majeſtät, dem König von Preußen, vor, einen Waffenſtillſtand eintreten zu laſſen, der mit dem heutigen Tage beginnen ſoll.

Der König hatte bis dahin Thugut mit großen, forſchenden Augen angeſehen, jetzt bei deſſen letzten Worten ſchlug er plötzlich die Augen nieder, vielleicht, um den ſchlauen Diplomaten nicht in ſeinen Augen die freudige Ueberraſchung wegen ſeines willkommenen Vorſchlags ſehen zu laſſen.

Sind Sie durch's Lager gekommen? fragte der König nach einer Pauſe.

Ja, Sire!

Haben Sie den Jubel meiner Soldaten gehört? Hat man Ihnen geſagt, daß ich morgen über die Elbe gehen will, um Ihrem Kaiſer eine Schlacht anzubieten, und daß ich meinen Generälen ſchon ihre Ordres ertheilt habe?

Ja, Sire, ich habe Alles das geſehen und gehört!

Und in dem Augenblick, wo ich den entſcheidenden Kampf beginnen will, wo meine Soldaten jauchzen vor Kampfesluſt, kommen Sie und verlangen Waffenſtillſtand. Sie ſehen, daß ich nur aus perſönlicher Rückſicht auf die Wünſche der Kaiſerin mich jetzt noch entſchließen könnte, ihr zu willfahren und den Waffenſtillſtand anzunehmen, und daß Sie mir im Namen Ihrer Monarchin einige Garantieen für einen für mich und für Deutſchland ehrenvollen Frieden geben müſſen. Laſſen Sie alſo hören.

Baron Thugut nahm jetzt ſeine Acten, die er auf den Tiſch vor dem König hinlegte, und die diplomatiſchen Unterhandlungen begannen.

Es war eine lange Unterredung, welche der König mit dem heimlichen Geſandten der Kaiſerin hatte, und als nach derſelben der König den Baron Thugut entließ, ſagte er, leicht mit dem Kopfe nickend:

Nun wohl denn, ich will der Kaiserin dieses Opfer bringen. Ich nehme den Waffenstillstand an, und statt morgen, wie ich beabsichtigte, vorwärts über die Elbe zu gehen, werde ich morgen rückwärts nach Schlesien gehen, und meine Armee die Winterquartiere einnehmen lassen.

Und Ew. Majestät versprechen gnädigst, der Kaiserin-Königin billige Friedensbedingungen zu machen und dieselben dem russischen Gesandten Fürsten Repnin mitzutheilen?

Ich verspreche es, und die Kaiserin-Königin möge fest auf die Erfüllung meines Versprechens rechnen! Leben Sie wohl!

Der Gesandte wandte sich der Thür zu, aber schon im Begriff, dieselbe zu öffnen, ward er vom König zurückgerufen.

Herr Baron, sagte der König mit einem eigenthümlichen Lächeln, indem er auf den Bindfaden deutete, welcher von den Acten abgefallen und auf dem Tisch des Königs zurückgeblieben war, Herr Baron, Sie haben da etwas vergessen, nehmen Sie Ihr Eigenthum zurück. Ich bereichere mich nicht gern mit dem Eigenthum Anderer.*)

Baron Thugut, ein wenig beschämt, steckte seinen Bindfaden zu sich und entfernte sich.

Der König schaute ihm mit einem sinnenden Lächeln nach, dann, als er verschwunden war, wandten sich seine leuchtenden Augen langsam dem Himmel zu. Ist das nun Zufall oder Schicksal? sagte er leise. Wer von ihnen Beiden hat mir diesen ehrenvollen Ausweg aus meinen Nöthen bereitet? Vespasian hat gesagt: „Ein Kaiser muß stehend sterben." Vielleicht gelingt's mir auch noch, so zu sterben!

XIII.

Der Friede zu Teschen.

Und so ist es denn mit dem Krieg zu Ende, seufzte Joseph, einen traurigen Blick auf die Depeschen werfend, mit denen der Courier so eben aus Wien im Lager eingetroffen war. Und so ist es denn auch zu Ende mit meinen Hoffnungen! Ich verlasse das Schlachtfeld nicht

*) Des Königs eigene Worte.

mit einem Lorbeerkranz, sondern mit einer Narrenkappe, und Jedermann wird das Recht haben, mich zu verlachen, und meiner Heldenthaten zu spotten! Mag es drum sein! Ich werde wohl noch eines Tags Gelegenheit finden, diesen Flecken von meiner Stirn fortzulöschen, und der Welt zu beweisen, daß ich nicht der Narr bin, für welchen man mich halten muß, und daß ich wohl im Stande gewesen wäre, mit meiner Armee von dreimalhunderttausend Mann Besseres zu leisten, als unthätig und zwecklos umher zu ziehen, und mit feiger Kriegsgewandtheit jeder Schlacht aus dem Wege zu gehen. Oh, jetzt wünsche ich mir nicht mehr den Tod! Ich habe ihn mir oft erfleht, als den Befreier von all diesen Fesseln, welche meine Brust zerdrücken, jetzt aber flehe ich zu Gott, daß er mir das Leben läßt, so lange noch läßt, bis ich frei bin, bis ich mein Schwert ziehen und mich rächen kann an Denen, die mich beleidigten! Wenn ich ihn dann aber endlich errungen habe diesen Lorbeer, nach dem sich mein Herz sehnt, wenn ich die Schmach und Lächerlichkeit dieser Tage auslösche, und mit den Siegesfanfaren einer großen Schlacht das elende Geklimper dieses Zwetschkenrummels begraben habe, dann, mein Gott, dann bin ich's zufrieden, zu sterben und auszuruhen von diesem großen Kampf mit den Verhältnissen, in dem ich bis jetzt noch immer der Unterliegende gewesen! Dann, — aber nein, unterbrach sich der Kaiser, nein, keine Klagen mehr. Alles dies ist unnütz, und es ist jetzt keine Zeit mehr zu melancholischen Betrachtungen! Es muß gehandelt werden, Lacy und Loudon müssen sogleich hier sein, und dann —

Eben öffnete der Adjutant die Thür und meldete die Feldmarschälle Lacy und Loudon. — Der Kaiser ging ihnen lebhaft entgegen, und reichte ihnen seine beiden Hände dar.

Depeschen aus Wien, meine Herren Feldmarschälle, sagte Joseph, mit der erhobenen Hand auf die Papiere deutend, die auf dem Tisch am Fenster lagen. Ich habe sie gelesen, und bitte, daß auch Sie Beide Kenntniß davon nehmen. Lesen Sie, meine Freunde, lesen Sie!

Die beiden Herren traten zu dem Tisch, und während sie alsdann die Papiere lasen, ging der Kaiser mit hastigen Schritten, sein Antlitz zuckend vor innerer Bewegung, auf und ab.

Haben Sie gelesen, Loudon?

Ja, Sire, ich habe gelesen.

Und auch Sie, Lacy?

Auch ich, Majeſtät.

Nun denn, ſo bitte ich die Herren, mir Ihre Meinung zu ſagen. Was iſt zu thun?

Zu ſchweigen, und ſich zu unterwerfen, ſagte Loudon mit einem tiefen Seufzer.

Die Waffen niederzulegen, und ruhig abzuwarten, was die Herren Geſandten aller Mächte in Teſchen zu Stande bringen werden!

Ja, ja, Ihr habt Recht, ſagte Joſeph mit einem ſpöttiſchen Lachen, es iſt nichts weiter zu thun! Dreimalhunderttauſend Mann ſtehen da kampfgerüſtet und warten nur des Wortes, das ihnen erlaubt, ihr Schwert zu erheben, und auf den verhaßten Feind los zu gehen. Ein Kaiſer und zwei große und berühmte Feldherrn ſind bereit, dieſes von einer großen tapfern Armee erſehnte Wort zu ſprechen, aber ihre Lippen verſtummen vor dem Ton einer ſchwachen Weiberſtimme, die aus Wien herübertönt. Dreimalhunderttauſend Schwerter ſenken ſich vor den Federn von ſieben Diplomaten, die ſich in Teſchen verſammeln, um einen Frieden zuſammen zu leimen, der nicht haltbarer ſein wird wie ein Kartenhaus, und den wir gezwungen ſind zu reſpectiren. Oh wahrlich, es iſt ein luſtig Ding um dieſen Krieg! Länger als ein Jahr ziehen zwei Armeen in künſtlichen Wendungen nebeneinander her, bramarbaſirend, und von Heldenthaten träumend, und ſich doch mit kleinen Scharmützeln, mit Fouragiren und Plänkeleien begnügend. Millionen ſind ausgegeben, Städte und Dörfer ſind niedergebrannt, Tauſende von Menſchen irren obdachlos umher, unbebaut und wüſte liegen ganze Landſtriche da, und alle Greuel des Krieges ſind über Deutſchland gekommen, nur der Krieg ſelber nicht! Und doch iſt Deutſchland beſiegt, und doch legt dieſer Friede, den ſie in Teſchen zuſammen leimen werden, Deutſchland eine Kette an, die es nimmer und nimmer wieder von ſeinem Nacken ſtreifen wird, und die ihm viel Wunden und viel Blut koſten wird! Ihr ſeht mich verwundert an, als ob Ihr mich nicht verſtändet. Habt Ihr die Note nicht geleſen, welche die Kaiſerin von Rußland an Oeſterreich geſandt hat?

Ohne eine Antwort abzuwarten, ſtürzte Joſeph zu dem Tiſch hin, nahm eins der Papiere auf und hob es hoch empor. Dies Papier, ſagte er heftig, enthält nur Worte, aber es ſind eben ſo viele Dolch-

ſtöße, welche Rußland der Freiheit und Unabhängigkeit von Deutſchland in's Herz ſtößt. Rußland macht ſich damit zum Garanten deutſcher Verfaſſungen, deutſcher Freiheit und deutſchen Rechts. Rußland giebt ſich das Anſehen, als wäre es berechtigt, in den Angelegenheiten Deutſchlands nicht blos eine vermittelnde, ſondern eine entſcheidende Stimme zu haben, und als müßten die deutſchen Fürſten ſich gehorſam ſeiner Entſcheidung unterwerfen. Wahrlich, Ludwig der Vierzehnte hat niemals ſtolzer und anmaßender Deutſchland gegenüber geſprochen, als es Katharina von Rußland jetzt thut!*) Und denken zu müſſen, daß wir ſelber es ſind, welche Rußland das Recht gegeben, ſo zu ſprechen, daß wir ſelber das unglückliche Deutſchland an die Kette gelegt, und es zu einem Vaſallen von Rußland gemacht haben! Oh, erſt nach langen Zeiten und nach ſchweren Erfahrungen wird man begreifen, welch' eine Laſt man Deutſchland aufgelegt hat mit der ruſſiſchen Protection und Vermittelung, und wenn die böſe Sieben der Geſandten in Teſchen jetzt die Angelegenheiten Deutſchlands auf ihre Weiſe ordnet, ſo wird Oeſterreich nicht blos Baiern verlieren, ſondern Deutſchland wird ſeine Freiheit und Unabhängigkeit verlieren an Rußland. Und Ihr meint, daß ich mich dem unterwerfen ſoll, daß ich, der deutſche Kaiſer ſchweigen ſoll zu dieſer Demüthigung, daß ich, der Mitregent von Oeſterreich, den Frieden unterzeichnen ſoll, den ſie wider meine Anſicht und meinen Willen da zurechtmachen wollen?

Ew. Majeſtät ſind in dieſer Sache nur der Mitregent, ſagte Lacy traurig. Maria Thereſia iſt die regierende Kaiſerin, in ihrer Hand allein lag die Entſcheidung und ſie hat entſchieden!

---

*) Die Note, welche Katharina von Rußland an Oeſterreich richtete, war nicht eine Antwort auf den Brief der Kaiſerin Maria Thereſia, ſondern war ſchon vor dem Eintreffen deſſelben von Petersburg abgegangen. Die Czarin ermahnte darin die Kaiſerin, die Verfaſſungen und Verträge Deutſchlands heilig zu halten, und drohte, daß, wenn Oeſterreich ſich nicht entſchlöſſe, nach aller Billigkeit und Menſchlichkeit ſich mit Preußen und den andern Mächten zu vergleichen, ſie, die Kaiſerin von Rußland, in ernſthafte Betrachtung werde ziehen müſſen, was ſie dem Intereſſe Deutſchlands, dem Intereſſe der Prinzen, die ihre Freunde ſeien und ihre Unterſtützung nachgeſucht hätten, und vor Allem ihren Verpflichtungen gegen Alliirte ſchuldig ſei. Siehe Adam Wolf: Oeſterreich unter Maria Thereſia. S. 569.

Nun wohl denn, sie hat entschieden, rief Joseph heftig, aber auch ich habe entschieden. Entsinnen Sie sich, Lacy, was ich meinem Bruder sagte, als er zu mir hierher kam? Ich sagte ihm, daß wenn die Kaiserin einen Frieden eingehen wolle, der nicht der Ehre und den Rechten Oesterreichs entspräche, ich nicht zu ihr nach Wien zurückkehren, sondern in irgend einer andern deutschen Stadt meine Residenz aufschlagen würde.

Ich entsinne mich dessen, Sire!

Und ich frage Sie Beide, halten Sie diesen Frieden, den wir haben werden, für ehrenvoll? Glauben Sie, daß es sich mit der Ehre Oesterreichs, daß es sich mit meiner persönlichen Ehre verträgt, wenn die Diplomatie jetzt diesen Krieg entscheidet, in welchem unsere Schwerter nicht eine einzige entscheidende That wagen durften?

Feldmarschall Lacy antwortete nur mit einem Achselzucken und einem schweren Seufzer.

Feldmarschall Loudon murrte halblaut vor sich hin: c'est une chienne de guerre diplomatique.*)

Der Kaiser betrachtete mit glühenden Augen diese beiden hochherzigen tapfern Krieger, die jetzt so kleinlaut und niedergeschlagen ihm gegenüber standen.

Ich werde nicht nach Wien zurückkehren, sagte er dann entschlossen. Die Welt soll mindestens sehen, daß ich nicht Theil habe an dieser Demüthigung Oesterreichs, an diesem Unglück Deutschlands. Ich werde nicht nach Wien zurückkehren, sondern in Frankfurt oder Aachen meine Residenz aufschlagen. Mögen Sie jetzt entscheiden, meine Herren, ob Sie mir folgen, und mit der Armee mir die Treue bewahren wollen, oder ob Sie einsam mich fortziehen lassen wollen als einen Kaiser ohne Land, ohne Unterthanen und ohne Freunde?

Für einen Soldaten giebt es da keine Wahl, sagte Loudon traurig. Ich habe der Kaiserin Treue und Gehorsam geschworen! Bis zu ihrem Tode bin ich der Soldat der Kaiserin, und nur ihr darf ich gehorchen und dienstbar sein!

Der Feldmarschall hat Recht, sagte Lacy traurig, unsere Pflicht bindet uns an die Kaiserin, und der Soldat darf niemals zögern, seine Pflicht zu erfüllen. Aber auch Ew. Majestät sind Soldat, auch Sie

*) Loudon's eigene Worte.

haben der Kaiserin Treue geschworen, und Sie dürfen Ihren Fahneneid nicht brechen.

Aber ich habe auch Deutschland Treue geschworen, ich habe auch gegen Oesterreich heilige Pflichten zu erfüllen, rief Joseph heftig.

Aber Ew. Majestät, erwiederte Lacy, werden diese heiligen Pflichten gegen Oesterreich schlecht erfüllen, wenn Sie sich jetzt von der Kaiserin trennen, wenn Sie Ihrem Volk das traurige Beispiel einer Uneinigkeit zwischen Mutter und Sohn geben, wenn Sie den Feinden Ihres Oesterreichs gestatten, von dieser Uneinigkeit Vortheil zu ziehen, und von der Nachgiebigkeit der Kaiserin Concessionen zu erhalten, die Ew. Majestät durch Ihre Gegenwart zu verhindern im Stande wären. Oh Majestät, ich beschwöre Sie, geben Sie einen Vorsatz auf, der für Oesterreich ein Unglück wäre, haben Sie den Muth, sich selber zu überwinden, und über Ihr gedemüthigtes und empörtes Herz den Panzer strenger Pflichterfüllung zu legen. Das Schicksal hat Ihnen in diesem unseligen Kriege nicht gestatten wollen, sich als ein Held der That zu zeigen; seien Sie also ein Held des Leidens, und tragen Sie Ihren gerechten Schmerz mit einer großen starken Seele!

Ach Lacy, Sie wollen aus mir einen Märtyrer machen! seufzte der Kaiser mit einem traurigen Lächeln. Das Märtyrerthum ist eine gar traurige Berühmtheit, und man muß erst sich an tausend Wunden verblutet haben, um sie zu erlangen. Und Sie, Loudon? fragte der Kaiser, sich an den Feldmarschall wendend, der bisher schweigend und verdrießlich vor sich hingestarrt hatte. Nicht wahr, Sie begreifen meinen Zorn, und billigen meinen Plan? Denn ich weiß, auch Sie haben mit schwerem Herzen den Jammer dieses Krieges ertragen, ich weiß, auch Sie haben nur mit kummervollem Sinn sich dem Befehl der Kaiserin gefügt und die Gelegenheit unbenutzt gelassen, dem Feinde eine Schlacht zu liefern und sich neue Lorbeern zu pflücken. Ich weiß, daß Ihr tapferes und kühnes Herz nichts sehnlicher wünscht, als die Fortsetzung dieses Krieges, daß Sie meine Empörung und meinen Schmerz begreifen, und es daher auch billigen werden, wenn ich nicht heimkehren will nach Wien, nicht unterthänig und gehorsam mich diesen Friedensbedingungen fügen will, von denen ich im Voraus weiß, daß sie demüthigend und schmachvoll für Oesterreich sein werden.

Der greise Feldmarschall neigte ernst sein Haupt, und seine kleinen

grauen Augen richteten ſich mit einem düſtern Feuer auf das bewegte Antlitz des Kaiſers.

Ew. Majeſtät haben Recht, ſagte er mit lauter, feierlicher Stimme, Oeſterreichs Nachgiebigkeit in dieſer Sache wird ihre herben Früchte tragen; ich begreife daher den Unwillen vollkommen, mit dem Ew. Majeſtät dem bevorſtehenden Frieden entgegenſieht, und betrachte jedes rechtliche Mittel, ſolchen Friedensſchluß zu verhindern, als ein Gebot der Staatsklugheit.

Oh, rief Joſeph mit ſtrahlenden Augen, Loudon giebt mir Recht, Loudon billigt meinen Entſchluß, nicht nach Wien zu gehen! Das rechtfertigt mich vor meinen eigenen Augen, und giebt mir die Gewißheit, daß ich den kühnen Schritt wagen darf!

Ew. Majeſtät haben mich nicht zu Ende ſprechen laſſen, ſagte Loudon ernſt. Ich ſagte, jedes rechtliche Mittel ſei Ihnen erlaubt, den Friedensſchluß zu hintertreiben. Aber das Mittel, welches der Zorn Eurer Majeſtät gerathen, iſt kein rechtliches Mittel. Das Schauſpiel eines Zwiſtes zwiſchen Mutter und Sohn iſt in jeder Hinſicht ein beklagenswerthes und trauriges.

Aber habe ich nicht Recht in dieſem Zwiſt, unterbrach ihn der Kaiſer, bin ich es nicht, der gekränkt, gedemüthigt iſt?

Loudon fuhr fort: Aber die Welt iſt glücklicher Weiſe noch nicht ſo verderbt, daß ſie in ſolchem Zwiſt dennoch nicht die Partei der Mutter gegen den Sohn nehmen ſollte, ſelbſt wenn das Recht auf ſeiner Seite ſtände. Und welchen Eindruck würde dieſes Verfahren des kaiſerlichen Sohnes auf das öſterreichiſche Volk machen, welches ſich unter der patriarchaliſchen Regierung Maria Thereſia's glücklich fühlt, und die Kaiſerin liebt als ihrer Aller Mutter! Dieſe Liebe des Volks zu ſeiner Kaiſerin hat in den Zeiten der Gefahr Wunder gewirkt, und ſelbſt den Staat gerettet! Ew. Majeſtät iſt von der Vorſehung erkoren, einſt mit der öſterreichiſchen Monarchie auch dieſe Liebe der Unterthanen zu erben, und wollen und dürfen darum auf dieſes Erbtheil nicht verzichten, oder in der Fremde einen Erſatz für die Liebe Ihrer Oeſterreicher ſuchen. Ganz Oeſterreich ſchaut jetzt auf Sie hin und hofft von Ihnen eine glückliche und ſegensreiche Zukunft. Aber wie wollen Ew. Majeſtät jetzt Ihren Völkern das Beiſpiel eines mit ſeiner erhabenen Mutter in Zwiſt lebenden Sohnes geben, und dann

von ihnen die Erfüllung der kindlichen Pflichten erwarten, über welche Sie selber sich hinweg gesetzt haben? Wie wollen Sie dereinst gehorsame Unterthanen verlangen, wenn Sie selber kein gehorsamer Sohn und Unterthan sind?*)

Und als Loudon mit lauter zürnender Stimme so fragte, flammten seine Augen höher auf und richteten sich mit einem Ausdruck edlen Zornes auf das Antlitz des Kaisers. — Joseph schlug vor diesem kühnen Blick das Auge nieder und seufzte.

Hören Sie ihn, mein Kaiser, flehte Lacy, hören Sie die edle Stimme des alten Feldherrn, der oft für seine Kaiserin sein Blut vergossen hat!

Der Kaiser neigte sinnend sein Haupt und leises Aechzen, qualvolle Seufzer drangen aus seiner Brust hervor. Ich kann nicht nach Wien zurückkehren, murmelte er leise, ich kann nicht heucheln und meiner Mutter mit Liebe und Ergebenheit entgegentreten!

Ein tapferer Soldat muß jeden Feind überwinden können, Sire, auch den Feind in seiner eigenen Brust, sagte Loudon.

Ueberwinden Sie sich selber, Sire, und von den Schmerzen und Unannehmlichkeiten der Gegenwart wenden Sie Ihr Auge auf die glanzvolle und große Zukunft, die Ihrer harrt, sagte Lacy.

Oh mein Gott, wißt Ihr denn, was Ihr von mir fordert? rief Joseph außer sich. Ihr fordert von einem Sclaven, der das Joch von seinem Nacken streifen und frei sein könnte, daß er ohne Murren sein Joch weiter trage, und die Sclaverei freiwillig und aus eigener Wahl dulde. Ihr fordert von mir Unterwerfung und Gehorsam, während meine ganze Seele sich aufbäumt in Zorn und Empörung über die Schmach, die man mir aufbürdet.

Wir verlangen von dem zukünftigen Selbstherrscher, daß er ein guter Unterthan sei, rief Loudon streng.

Wir flehen zu dem großen und edlen Sinn unsers Kaisers, daß er um Oesterreichs willen seinen Stolz beuge, und ihm sein gekränktes Ehrgefühl zum Opfer bringe, bat Lacy.

Joseph schaute Beide mit traurigen Blicken an. Nun denn, sagte er matt, ich habe den Freund und den Soldaten gehört, jetzt will ich

*) Loudons eigene Worte. Siehe: Groß-Hoffinger I. S. 371.

auch den Staatsmann noch hören. Ich hatte Kaunitz meinen Vorsatz mitgetheilt, und um seinen Rath gefragt. Seine Antwort ist heute angelangt, aber ich habe das Schreiben noch nicht geöffnet, weil ich von Ihnen Beiden erst eine Meinung hören wollte. Ihr seid Beide wider mich, und so soll Kaunitz denn jetzt die Entscheidung geben. Dort liegt der Brief. Ich bitte Sie, Lacy, öffnen Sie denselben und lesen Sie uns vor.

Lacy suchte das noch versiegelte Schreiben unter den Papieren hervor und öffnete es. Dann las er mit lauter Stimme das von des Fürsten eigener Hand geschriebene Billet, das so lautete:

„Ew. Majestät haben mich mit einem Schreiben beehrt, und begehren in demselben meinen Rath. Ich bemerke aber seit einiger Zeit, daß man meinen Vorschlägen seltener beipflichtet und also meinen Rath entbehren kann. Diese Betrachtung hatte in mir den Gedanken erweckt, meine Stelle niederzulegen und den Rest meiner Tage in Zurückgezogenheit den Freunden und den Wissenschaften zu leben. Der Entschluß Eurer Majestät, Ihre Residenz nach Frankfurt oder Aachen zu verlegen, bestimmt mich nun, meinen Vorsatz sogleich auszuführen. Denn unmöglich kann ich wünschen, daß man von mir einst sage, ich hätte während meiner Verwaltung nicht zu verhindern gewußt, was die Welt mit Staunen vernehmen, alle österreichischen Völker mit tiefem Kummer erfüllen und dem Staat höchst verderblich sein wird."

Eine Pause trat ein, als Lacy dies laconische Schreiben zu Ende gelesen hatte. Mit traurigen, gespannten Mienen blickten die beiden Feldherrn auf den Kaiser hin.

Er stand da mit über einander geschlagenen Armen, das Haupt rückwärts gelehnt, die großen blauen Augen mit einem Blick fragenden, vorwurfsvollen Schmerzes gen Himmel gerichtet, die zitternden Lippen fest auf einander gepreßt. Allmälig senkte sich sein Blick niederwärts, und die Augen, welche in den ziehenden Wolken des Himmels sein Schicksal gelesen zu haben schienen, wandten sich jetzt den beiden Feldherrn zu.

Ihr habt mich aufgefordert, ein guter Unterthan und ein guter Soldat zu sein, sagte er langsam und mit bebender Stimme. Ich will es sein, ich will mir Eure Achtung verdienen, und ich will Oesterreich einen Staatsmann erhalten, der ihm in guten und schlimmen Tagen

genutzt hat! Mein Geſchäft iſt hier zu Ende, ich kehre heut noch heim nach Wien!

Ein ſchönes Lächeln verklärte das harte, durchfurchte Antlitz Loudons, und lebhaft mit dem Kopfe nickend, ſagte er: Ich wußt' es wohl, daß mein Kaiſer nicht anders handeln würde.

Lacy ſtieß einen Freudenruf aus und zu dem Kaiſer hinſtürzend, nahm er ſeine Hand und drückte ſie voll unendlicher Zärtlichkeit an ſein Herz.

Sire, ich habe Sie geliebt, ſo lange Sie leben, ſagte er innig, von heute an aber gehört Ihnen nicht blos mein Herz, ſondern auch meine Seele!

Liebt mich immerhin ein wenig, ſagte Joſeph tief aufathmend, die Liebe meiner Freunde muß mich entſchädigen für vieles Leid. So ſei es denn, wir reiſen heute noch ab nach Wien. Und Lacy, fuhr er mit traurigem Lächeln fort, es iſt doch nicht ganz ſo, wie ich es Euch geklagt, und nicht ohne einen Sieg gefeiert zu haben, kehre ich zu meiner Mutter zurück. Ich habe heute eine große Schlacht gewonnen, nur daß ſie mir keine Lorbeeren eingetragen, und daß die Wunden, die ich bekommen, nicht auf der Stirn, ſondern in meinem Herzen bluten! Auf denn nach Wien zu meiner Mutter, der regierenden Kaiſerin!

XIV.

Mutter und Sohn.

Wien feierte heute einen doppelten Freudentag. Es war der zweiundſechszigſte Geburtstag Maria Thereſia's und zugleich der Tag der Friedensfeier. Denn der Krieg war nun wirklich beendet, und der lange und ermattende Scheinkampf war nun endlich mit einem wirklichen und dauernden Frieden abgeſchloſſen. Drei Monate hatten die ſieben Geſandten von Oeſterreich, Preußen, Rußland, Frankreich, Baiern, Zweibrücken und Sachſen in Teſchen unterhandelt und geſtritten. Drei Monate lang hatte Joſeph noch immer die Hoffnung genährt, dieſe Unterhandlungen ſcheitern und aus dem Friedenscongreß einen

wirklichen Krieg aufblühen zu ſehen. Aber dieſe Hoffnung war vergeblich geweſen, das Friedenswerk war zu Stande gekommen. Oeſterreich mußte, Dank dieſem Frieden, das ganze baieriſche Erbtheil mit Ausnahme des Innviertels wieder an den Churfürſten Carl Theodor zurückgeben, und die mit demſelben früher abgeſchloſſene Convention für nichtig und erloſchen erklären.

Das war das Ende eines Krieges, der Preußen neunundzwanzig Millionen Thaler und durch Krankheit und Elend mehr Menſchen gekoſtet hatte, als eine große Schlacht der Opfer fordert. Das war das Ende eines Krieges, der Oeſterreich viel Niederlagen und Demüthigungen eingetragen, und auf viele Jahre hinaus ſeine böhmiſchen Provinzen, in denen die Preußen mit wilder Barbarei gehauſt, zu Grunde gerichtet hatte.

Und dennoch freute ſich ganz Wien der Kunde des in Teſchen abgeſchloſſenen Waffenſtillſtandes, und dennoch nahm Maria Thereſia mit ſtrahlendem Angeſicht die doppelten Glückwünſche an, mit denen man ihr zu ihrem Namenstag und zu dem Friedensſchluß gratulirte. Die Geſandten aller europäiſchen Höfe waren heute in ihren Galla-Uniformen zur Kaiſerburg gefahren, um der Kaiſerin zu huldigen, und das Volk, welches ſich zu vielen Tauſenden vor dem Schloß aufgeſtellt hatte, empfing jeden der Geſandten mit lautem Freudengruß und brachte der Kaiſerin, der „Friedensmutter", jauchzende Vivats dar.

So oft Maria Thereſia, welche im vollen kaiſerlichen Ornat, mit der Krone auf dem Haupt, in dem großen Audienz-Saal die Cour der Geſandten und der hohen Ariſtokratie empfing, dieſes Jubelrufen des Volks vernahm, verklärte ſich ihr Geſicht und ein freudiger Glanz leuchtete in ihren Augen auf. Aber immer wieder ſenkte ſich alsdann ein trüber Schatten auf ihre Stirn nieder, und immer wieder wandten ſich ihre Augen mit einem ängſtlichen, erwartungsvollen Ausdruck der Thür zu.

Das machte, die Kaiſerin vermißte an dieſem ihrem Ehrentag an ihrer Seite den Kaiſer, ihren Sohn. Seit drei Monaten war er heimgekehrt nach Wien, und nicht Ein Wort der Verſtändigung, des Mißfallens oder der Uebereinſtimmung war zwiſchen Mutter und Sohn gewechſelt worden. Gefliſſentlich hatte der Kaiſer es vermieden, mit Maria Thereſia allein zu ſein, niemals war er ſeit ſeiner Rückkehr im

Staatsrath erschienen, und wenn man ihm Verfügungen und Documente zur Unterschrift vorgelegt, so hatte er sie, nachdem er gesehen, daß sie schon die Unterschrift der Kaiserin trugen, schweigend, ohne irgend eine Bemerkung, einen Widerspruch unterzeichnet.

Aber gerade diese stumme Nachgiebigkeit, dieses sanftmüthige Unterordnen des Kaisers beängstigte Maria Theresia. Sie hätte eine stürmische Scene dieser kalten, schweigenden Ruhe vorgezogen, sie hätte lieber von Joseph Vorwürfe hören mögen, als ihn sich so kalt, so ergeben und doch so unnahbar gegenüber zu sehen.

Ich muß diesem beängstigenden Zustand ein Ende machen, sagte Maria Theresia zu sich selber, ich muß Joseph zwingen, sich mit mir auszusprechen.

Und dieser neue Entschluß machte sie freudig und zuversichtlich, und verscheuchte die Schatten von ihrer hohen Stirn. Mit ungetheilter Aufmerksamkeit wandte sie sich jetzt wieder dem glänzenden Gesellschaftskreise zu, der sie umgab, und mit einem stolzen, selbstzufriedenen Lächeln nahm sie die Glückwünsche entgegen, welche die Gesandten aller europäischen Mächte ihr darbrachten. Selbst für den preußischen Gesandten hatte sie freundliche und zuvorkommende Worte, und von diesem sich ab- und dem neben ihm stehenden russischen Gesandten zuwendend, sagte sie mit lauter Stimme: Ich bin vor Freuden über diesen Frieden außer mir. Ich habe keine Vorliebe für den König von Preußen, aber ich muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, er hat edel gehandelt. Er hat mir versprochen, billige Bedingungen zu machen, und er hat Wort gehalten.*)

Aber nachdem die feierliche Gratulations-Cour beendigt war, und die Kaiserin wieder in ihre Privatgemächer zurückgekehrt war, sandte sie sofort einen ihrer Kammerherren zu Joseph und ließ ihn um seinen Besuch bitten.

Wenige Minuten später öffnete sich die Thür und Kaiser Joseph trat ein.

Maria Theresia ging ihm mit einem freundlichen Lächeln entgegen, und ihm beide Hände darreichend, sagte sie zärtlich:

Ich dank' Dir, mein Sohn, daß Du meinem Ruf gefolgt bist.

*) Historisch. Siehe: Groß-Hoffinger I. S. 411.

Mein mütterlich Herz hatte gar groß Verlangen, Dich zu ſehen, und ich ſehnte mich, Dich, meinen Kaiſer und Mitregenten, an meiner Seite zu haben.

Sie hielt ihm noch immer ihre beiden Hände entgegen, aber Joſeph ſchien das nicht zu ſehen, denn er nahm ſie nicht an, ſondern verneigte ſich tief und ehrfurchtsvoll.

Ich bin weder der Kaiſer noch der Mitregent, ſagte er, ſondern nur Ew. Majeſtät gehorſamſter Sohn und Unterthan, und als ſolcher habe ich ſchon heute früh meiner erhabenen Kaiſerin und Mutter meine Glückwünſche zu ihrem heutigen ſchönen Ehrentag dargebracht.

Was verſteht mein Sohn darunter? fragte die Kaiſerin haſtig. Nennt er meinen Geburtstag einen Ehrentag, oder die Friedensfeier, die wir heute begehen?

Den Geburtstag meiner Kaiſerin nenne ich für mich am liebſten einen Freudentag, ſagte Joſeph ausweichend.

Alſo die Friedensfeier nennſt Du einen Ehrentag? frägte Maria Thereſia dringend.

Nun, er muß es doch wohl ſein, ſagte Joſeph mit leiſem Hohn. Haben wir uns nicht mit den andern Mächten eine Menge Complimente geſagt, und in Wien um des Teſchner Friedens willen neunundneunzigtauſend Te Deum geſungen und geſchoſſen?*)

Du biſt jedoch mit dieſem Frieden nicht einverſtanden, mein Sohn? fragte die Kaiſerin, welche es durchaus zu einer Erklärung und Verſtändigung bringen wollte.

Ich habe indeß, um Ew. Majeſtät nicht zu betrüben, den Frieden genehmigt und die Garantie darüber geleiſtet, ſagte Joſeph ernſt und kalt.

Aber Du thateſt es mit widerſtrebendem Herzen, nicht wahr, und indem Du es thateſt, zürnteſt Du mit mir, und nannteſt Deine Mutter eine alte, verzagte Frau, welche zittere vor dem Kriege und feig der Entſcheidung durch das Schwert ausweichen wollte? Iſt es nicht ſo?

Indem ich dieſen Frieden unterzeichnete, dachte ich an meinen Ahnherrn, Carl den Fünften, und wagte es, mein Betragen mit dem

*) Des Kaiſers eigene Worte.

seinen zu vergleichen. Er mußte nach einem widrigen Feldzug in Afrika endlich mit seiner Flotte nach Spanien zurückkehren, — er stieg zwar auch zu Schiff, war aber der letzte, der es that. So war auch ich der letzte, der den Friedenstractat unterzeichnete.*)

Und weiter hast Du mir über diese Angelegenheit nichts zu sagen? Du bist also einverstanden mit diesem Frieden?

Es geziemt einem Unterthan und Sohn nicht, sich aufzulehnen gegen die Beschlüsse seiner Kaiserin und Mutter.

Aber Du bist nicht blos der Unterthan und Sohn, Du bist der Kaiser und der Mitregent.

Nein, Majestät, ich bin wie einer der venezianischen Generäle, der im Kriege die Landarmee commandirt und dazu die Bestallung der Republik erhält, — wenn die Feldzüge vorbei sind, so bekommt er eine Pension und hat sich um nichts weiter zu kümmern.**)

Oh, mein Sohn, dies sind sehr harte und bittere Worte, rief die Kaiserin schmerzlich. Ich sehe es wohl, Dein Herz hat sich von mir gewendet und Du zürnst mir, weil ich einen sichern und versöhnenden Frieden einem zweifelhaften Krieg vorgezogen.

Ich wage es nicht, Ew. Majestät zu zürnen, und wenn dieser Friede wirklich so versöhnend und sicher ist, so wünsche ich Ew. Majestät Glück dazu!

Maria Theresia seufzte tief auf. Ich sehe es wohl, sagte sie traurig, Du weichst mir aus, Du willst mir nicht Rede stehen und mich nicht in Dein Herz sehen lassen.

Des Kaisers Antlitz überflog ein trauriges Lächeln. Oh Majestät, ich habe kein Herz mehr, sagte er achselzuckend, in meiner Brust ist nur ein großes Grab, und darin sind alle meine persönlichen Hoffnungen begraben!

Ich denke nicht, daß es dem zukünftigen Kaiser von Oesterreich ziemt, so gar hoffnungslos und verzagt zu sein! rief die Kaiserin.

Ich sprach auch nicht von dem Kaiser, Majestät, sondern nur von dem armen Joseph von Habsburg und dessen persönlichen Wünschen.

---

*) Des Kaisers eigene Worte.

**) Des Kaisers eigene Worte.

Was den zukünftigen Kaiser anbetrifft, so hat der noch gar viele Wünsche und Hoffnungen. Zuerst die Hoffnung, daß die Zeit seiner Herrschaft noch fern sein und Ew. Majestät Oesterreich noch lange erhalten bleiben möge! Dann den Wunsch, Oesterreich zu nützen. Da wir Frieden haben, und ich als General pensionirt bin, so biete ich mich, um nützlich zu sein, Eurer Majestät als Diplomat an. Das ist auch ein ganz ehrenvolles Amt, und man kann mit der Feder und der Zunge ebenso gut und vielleicht noch besser Krieg führen, als mit dem Schwert. Ich bitte Ew. Majestät, mich zu Ihrem Gesandten bei einer auswärtigen Macht anzunehmen.

Ah, Du willst uns schon wieder verlassen und auf Reisen gehen? rief Maria Theresia schmerzlich.

Ich bitte Ew. Majestät um Ihre Einwilligung zu einer langen Reise. —

Aber mein Sohn vergißt, daß er hier in Wien nothwendig ist, daß ich seines Raths, seines Beistandes bedarf, daß der Kaiser und der Mitregent —

Majestät, unterbrach sie Joseph rasch, an Ihnen allein ist es zu regieren, an mir zu gehorchen, und ich weiß sehr wohl, daß das Wort Mitregent, das hinter meinem Namen steht, nur ein leerer Titel ist, den mir die Gnade Eurer Majestät bewilligt hat. Ich bin hier in Wien durchaus nicht nothwendig, aber ich kann anderswo Ew. Majestät nützlich sein, und ich bitte deshalb um Urlaub.

Und wohin gedenkst Du zu gehen, mein Sohn?

Ich bitte Ew. Majestät um Urlaub zu einer Reise nach Rußland zur Kaiserin Katharina!

Zur Kaiserin Katharina? rief Maria Theresia, indem sie fast entsetzt einen Schritt zurücktrat. Du willst zu dieser Frau gehen? —

Ich will zu dieser Frau gehen, unterbrach sie Joseph, in derselben Eigenschaft, wie Baron Thugut zu dem König von Preußen ging, als der Gesandte Eurer Majestät, nur daß ich es nicht heimlich und hinterrücks thue, sondern Ew. Majestät erst davon benachrichtige!

Und was beabsichtigt der Kaiser mit dieser Reise nach Rußland? fragte Maria Theresia, die sich den Anschein gab, die Anspielung des Kaisers nicht verstanden zu haben.

Ich beabsichtige, uns die Freundschaft der Kaiserin von Rußland zu gewinnen.

Die Freundschaft dieser schlimmen und lasterhaften Frau! rief Maria Theresia erglühend. Das ist ein Besitz, den ich nicht begehre!

Und doch waren es Ew. Majestät, welche sich zuerst an die Kaiserin von Rußland wandten und ihr das Recht gaben, sich zu einer Schiedsrichterin in unsern und in Deutschlands Angelegenheiten aufzuwerfen. Ew. Majestät haben den bösen Feind citirt, und da er gekommen ist, müssen wir nun suchen, ihn zu beschwören und ihn uns zum Freunde zu machen, daß er uns nicht schade! Wenn Rußland einmal mitsprechen und regieren soll in Deutschland, so ist es besser, es steht uns zur Seite, als daß wir es uns gegenüber auf Preußens Seite sehen.

Aber Rußland ist seit lange Preußens Bundesgenosse, rief die Kaiserin sinnend.

Es kommt also darauf an, ihm diesen Bundesgenossen zu entziehen. Es ist eine Fortsetzung des Zwetschkenrummels, und vielleicht gewinnen wir wenigstens auf dem diplomatischen Felde Preußen eine Schlacht ab und entziehen ihm einen Bundesgenossen. Das zu versuchen ist meine Absicht. Ich wiederhole also meine Bitte: erlauben mir Ew. Majestät, eine Reise nach Rußland zu machen!

Die Kaiserin sah ihn mit einem langen, zärtlichen Blick an. Es ist also Dein Wunsch, mein Sohn, diese Reise zu unternehmen?

Ja, Majestät, es ist mein Wunsch.

Weil es so ist, gebe ich meine Einwilligung, nicht weil ich mit dem Plan und Zweck dieser Reise übereinstimme, sagte Maria Theresia lebhaft. Ich wünschte aber meinem Sohn zu beweisen, wie gern ich ihm gefällig sein und ihm jeden Wunsch befriedigen möchte.

Der Kaiser verneigte sich, ohne ein Wort zu erwiedern.

Maria Theresia seufzte und ein schmerzlicher Ausdruck zuckte über ihr Antlitz hin.

Wann gedenkst Du diese Reise anzutreten?

Sobald als irgend möglich, denn wenn mich nicht Alles täuscht, ist es gerade jetzt der richtige Zeitpunkt, um Preußen den vielgeliebten Bundesgenossen zu entreißen und ihn zu uns herüberzuziehen!

Ich werde also bald wieder meinen geliebten Sohn und Kaiser entbehren müssen? fragte die Kaiserin zärtlich. Und ich fürchte fast, mein Sohn scheidet ohne Bedauern von mir, und wird auf dieser großen Reise wenig seiner Mutter gedenken, deren zärtlichste Wünsche ihn überall hinbegleiten!

Ich werde auf dieser Reise stets meiner Kaiserin gedenken und mich erinnern, daß ich eine Mission zu erfüllen und meiner Kaiserin einen Bundesgenossen zu erwerben trachte. Aber ich habe zu dieser Reise noch viele Anordnungen zu treffen, viel vorzubereiten, und vor allen Dingen muß ich sogleich den Fürsten Kaunitz benachrichtigen, daß Ew. Majestät mir Ihre Einwilligung gegeben hat. Ich bitte also Ew. Majestät, mich gnädigst entlassen zu wollen.

Es sei, wie der Kaiser es wünscht, sagte Maria Theresia, mühsam ihre schmerzliche Aufregung bezwingend.

Joseph verneigte sich tief, und ohne ein Wort, einen Blick wandte er sich um und schritt der Thür zu. Die Kaiserin blickte ihm athemlos, mit hochwallendem Busen, mit zitternden Lippen nach. Ein Gefühl unaussprechlichen Schmerzes überkam sie, und nicht mehr im Stande, ihr Herz zu bezwingen, rief sie mit lauter, zärtlich flehender Stimme: oh, mein Sohn, mein Joseph!*)

Der Kaiser, welcher schon die Thür geöffnet hatte, wandte sich um.

---

*) Seit dem Teschener Frieden war das Verhältniß zwischen Maria Theresia und Joseph durchaus ein kaltes und gezwungenes, und die Kaiserin beklagte sich oft laut und öffentlich darüber. So sagte sie zu dem spanischen Gesandten: „Die Könige von Spanien und Neapel sind von Kindern umgeben, welche ihre Aeltern lieben, ehren und alle guten Eigenschaften besitzen, die man von Söhnen verlangen kann. Ich habe nicht dies Glück. Beklagen Sie mich, Herr Gesandter, beklagen Sie mich!“ — Diese letzten Worte wiederholte die Kaiserin mehrere Male mit dem Ausdruck des größten Schmerzes. — Bald darauf nahm der spanische Botschafter Gelegenheit, um gleichsam zufällig über die Pflichten der Kinder gegen ihre Aeltern zu reden. Da unterbrach ihn Joseph und sagte, sichtbar gereizt: „Wenn Aeltern kein Vertrauen zu ihren Kindern haben, so sind ihnen diese auch keines schuldig.“ — Siehe: von Raumer, Beiträge zur neuern Geschichte. Bd. 5. S. 479.

Er ſah die Kaiſerin, welche da ſtand mit von Thränen überſtrömtem Antlitz, die Arme ihm entgegenbreitend.

Aber Joſeph eilte nicht vorwärts, ſich in dieſe Arme zu ſtürzen. Er machte eine tiefe, ceremoniöſe Verbeugung und ſagte laut: Ich empfehle mich meiner gnädigen Kaiſerin!

Dann ſchritt er raſch vorwärts in den Vorſaal hin und drückte die Thür hinter ſich zu.

Maria Thereſia ſtieß einen tiefen Schmerzensſchrei aus und ihre Arme ſanken nieder. Oh, oh, ich bin eine arme, beklagenswerthe Mutter, ächzte ſie. Mein Sohn liebt mich nicht mehr! Ich habe ſein Herz verloren!

Schluß des erſten Bandes.

Inhalt des ersten Bandes.

	Seite
Der Tod des Churfürsten von Baiern	3
Ein Blatt aus der Geschichte	24
Die Zauberpolitik	28
Die heimlichen Friedensunterhandlungen	35
Der Bruderzwist	46
Die Unterwerfung	58
Die Revanche	70
Der Brief an die Kaiserin von Rußland	82
Fürstendank	91
Friedrich der Große	101
Der Abschied von der Flöte	110
Waffenstillstand	115
Der Friede von Teschen	120
Mutter und Sohn	129

Kaiſer Joſeph der Zweite

und

ſein Hof.

Von

L. Mühlbach.

Dritte und letzte Abtheilung:

Kaiſer Joſeph als Selbſtherrſcher.

Zweiter Band.

Sechste Auflage.

Berlin, 1860.

Druck und Verlag von Otto Janke.

Kaiſer Joſeph

als

Selbſtherrſcher.

Von

L. Mühlbach.

Zweiter Band.

Sechste Auflage.

Berlin, 1860.

Druck und Verlag von Otto Janke.

Inhalt des zweiten Bandes.

	Seite
Fürſt Potemkin	3
Der preußiſche und der öſterreichiſche Geſandte	11
Der öſterreichiſche Geſandte	23
Kaiſerin Katharina	36
Die Kaiſerin und ihr Herr	44
Eine diplomatiſche Niederlage	55
Katharina und Joſeph	66
Der Schwur	87
Fürſt Kaunitz	93
Der jüdiſche Banquier und ſeine Tochter	105
Die Gräfin Baillou	119
Der Auszug der Clariſſinerinnen	131
Die Ausleuchtung	141

Zweites Buch.

In Russland.

I.

Fürst Potemkin.

Fürst Potemkin hatte sich so eben erst von seinem Lager erhoben, und begab sich langsamen, schweren Schrittes in sein Cabinet. Zwei Pagen in goldstrotzenden Anzügen flogen vor ihm her, und rissen, tief bis zur Erde sich neigend, vor ihm die Thüren auf, zwei andere Pagen gingen hinter ihm, und trugen die lange Schleppe des sammetnen, mit Gold und Juwelen besetzten Schlafrocks, der langhin wallte hinter der hohen colossalen Gestalt des Fürsten. Hinter den Pagen folgten vier Kammerdiener des Fürsten, sein Dejeuner und seine türkische Tabakspfeife tragend.

Potemkin betrat sein Cabinet. Schweigend und mit düsterm Gesicht ließ er sich auf die mit den schönsten Cashemir-Shawls bedeckte Ottomane niedergleiten, und nahm aus den Händen der vor ihm knieenden Pagen die Tasse Chocolade entgegen, die sie auf goldenem mit Perlen besetzten Teller ihm darreichten. Dann aber, als dünke ihn diese Arbeit zu schwer, ließ er die Tasse wieder sinken, und sein Haupt rückwärts lehnend an die Kissen, sagte er müde: eingießen!

Sofort erhob sich einer der Pagen, und da der Fürst geruhte, den Mund zu öffnen, näherte er die spitz auslaufende, wie eine pompejanische Lampe gestaltete Tasse, dem Munde des Fürsten, und ließ langsam die Chocolade in den Mund des Fürsten träufeln. Die Pagen und Kammerdiener und die sechs Officiere des Fürsten, welche in seinem Cabinet sein Kommen erwartet hatten, standen, während der Fürst sein Frühstück einsog, in steifer, militairischer Haltung ehrerbietig und schweigsam da, die Blicke mit einem Ausdruck unaussprechlicher Ehr-

furcht auf den Fürſten, den allmächtigen Günſtling der allmächtigen Czarin, gerichtet.

Potemkin indeß würdigte ſie Alle keines Blickes. Nachdem er ſeine Chocolade geſchlürft und dem Pagen erlaubt hatte, ihm mit dem geſtickten Neſſeltuch den Mund zu trocken, öffnete er abermals ſeine Lippen. Sofort näherte ſich ihm der Kammerdiener, welcher den Dienſt der Pfeife zu verſehen hatte, mit der türkiſchen Pfeife, und das goldene, wundervoll verzierte Gefäß auf den türkiſchen Teppich, der den Fußboden bedeckte, niederſetzend, ſchob er die Bernſteinſpitze des langen Schlauches zwiſchen die halbgeöffneten Lippen des Fürſten.

Wieder trat eine tiefe Stille ein, wieder blickten die Pagen, Kammerdiener und Officiere in ſchweigender Ehrfurcht auf Potemkin hin, der jetzt große Rauchwolken aus ſeiner Pfeife zog, und mit trüben, gelangweilten Blicken ihren bläulichen Wirbeln folgte.

Was iſt die Uhr? fragte endlich Potemkin mit ſchwerer Zunge.

Zwölf Uhr Mittag, beeilte ſich einer der Officiere zu ſagen.

Viel Leute im Vorſaal? fragte Potemkin.

Sämmtliche Miniſter, die ganze Generalität, der ganze hohe Adel, und eine ungeheure Zahl von Bittſtellern und Supplicanten haben ſich heut wie immer zum Lever Seiner Durchlaucht eingefunden.

Wie lange ſind ſie ſchon im Vorzimmer?

Seit drei Stunden erwarten ſie den glücklichen Augenblick, wo es ihnen vergönnt ſein wird, Ew. Durchlaucht zu ſehen!

Der Fürſt rauchte ruhig weiter, ohne ſich durch den Gedanken an die im Vorſaal ſeit drei Stunden wartende Hofgeſellſchaft ſtören zu laſſen.

Erſt, nachdem ſeine Pfeife ausgeraucht war, erwachte er aus ſeinem ſinnenden, trüben Schweigen und erhob ſich langſam von der Ottomane.

Zwei ſeiner Kammerdiener eilten herbei, jeder mit fragendem Blick dem Fürſten eine goldgeſtickte reich verzierte Uniform, deren jede indeß von anderer Farbe, anderm Schnitt und anderer Stickerei war, darreichend, um zu wiſſen, ob Se. Durchlaucht heute geruhen wollten, die Feldmarſchalls-Uniform, die Großkammerherrn-Uniform, oder den goldgeſtickten, wundervoll mit Pelz verbrämten Rock eines ruſſiſchen Fürſten anzulegen.

Potemkin ſtieß ſie Beide mit einer ſtummen Handbewegung fort, und ſchritt vorwärts. Sein braunes Haar, das lang und dicht war

wie die Mähne eines Löwen, hing unordentlich und ſtruppig um ſein ſchönes Antlitz nieder, hier und dort noch die Spuren der Daunenbetten tragend, aus deren weichen Pfühlen Potemkin ſich erſt erhoben hatte; der vorn geöffnete Schlafrock ließ ziemlich unverholen die nachläſſige Unterkleidung ſehen, die mit Gold und Perlen geſtickten Pantoffeln bedeckten ſeine Füße, deren nicht ganz ſaubere Strümpfe ſchlotternd niederhingen, und einen Theil ſeiner kräftigen Waden ſehen ließen.

In dieſem harmloſen und koſtbaren Negligé näherte ſich der Fürſt der Thür des Vorſaals. Sofort öffneten die dienſtthuenden Officiere dieſe Thür, und riefen mit lauter Stimme: Se. Durchlaucht der Fürſt!

Dieſer Name ſchien auf einmal wie ein Sonnenblick die vom dreiſtündigen Warten ermüdeten Geſichter der Hunderte, die da im Vorſaal warteten, zu erhellen, und Generäle und Miniſter, Greiſe und Jünglinge, die höchſten Würdenträger, die Fürſten aus altadeligem Geſchlecht, und die Herzöge und Fürſten, welche die allmächtige Laune der Czarin vielleicht erſt geſtern geſchaffen, neigten ſich gleich demuthsvoll vor der hohen, ſtolzen Geſtalt des Mannes, der allmächtiger noch war, als die Kaiſerin, weil er keinem Willen ſich beugte, während ſie vor Einem Willen doch ſich beugte, vor dem Willen Potemkin's!

Potemkin ging ſchweigend und ſtolz durch die Reihen ſeines Hofes dahin, hier und dort mit nachläſſigem Kopfneigen irgend einen General, einen einflußreichen Miniſter grüßend, und ſtolz an Andern vorüberſchreitend, die mit ſehnſuchtsvoll flehenden Blicken ihn anſchauten und jeder ſeiner Bewegungen mit geſpannter Aufmerkſamkeit und der glühenden Hoffnung folgten, endlich doch noch von ihm bemerkt zu werden.

Aber Potemkin ſchien heute wenig geneigt, irgend Jemand zu bemerken, und auf irgend ein Geſpräch ſich einzulaſſen. Er nahm die Huldigung des Hofes wie eine ſchwere Regierungsſorge hin, der er ſich unterwerfen müſſe, und näherte ſich bald wieder der Thür ſeines Cabinets.

Iſt der Juwelier da, den ich herbeſtellen ließ? fragte er den Officier an der Thür, und als dieſer bejahete, ſagte Potemkin: ſoll zu mir kommen, dann der Polizeiminiſter!

Er trat wieder in ſein Cabinet ein, und während er ſeinen Kammerdienern erlaubte, ihn anzukleiden, trat der Juwelier Artankopf in das Cabinet. Bleich, mit verſtörten Mienen blieb der Mann an der Thür

ſtehen, die Anrede des Fürſten erwartend, der eben ſeine langen Mähnen der nothwendigen Procedur des Kämmens unterziehen ließ, und dabei auf einem Lehnſtuhl ſitzend wie ein Jongleur kleine goldene Bälle auf und nieder warf.

Gut, Artankopf, daß Du da biſt, ſagte Potemkin lächelnd. Ich habe eine Beſtellung für Dich.

Der Juwelier neigte ſich bis zur Erde nieder und murmelte einige unverſtändliche Worte, auf die Potemkin indeß nicht achtete.

Ich ſah da geſtern in Deinem Laden einen ſehr ſchönen Tafelaufſatz von Gold mit allerliebſten Statuetten.

Er iſt eine beſtellte Arbeit, beeilte der Juwelier ſich zu ſagen.

Ach, beſtellt, ſagte Potemkin lächelnd, ich kann ihn alſo nicht kaufen?

Unmöglich, Durchlaucht!

Ich beſtelle alſo bei Dir zwei eben ſolche Tafelaufſätze, hörſt Du, von derſelben Arbeit, und beſonders von demſelben Gewicht. Wie viel Goldwerth hat der Aufſatz?

Sechszigtauſend Rubel, Durchlaucht!

Die Augen Potemkin's leuchteten höher auf. Eine hübſche Summe, ſagte er. Alſo, hörſt Du, zwei ſolcher Tafelaufſätze ſollſt Du für mich arbeiten! Ich beſtelle ſie bei Dir! Sie müſſen in acht Tagen fertig und hier abgeliefert ſein.

Und die Bezahlung? wagte der Juwelier zu fragen. Wann wollen Ew. Durchlaucht die Gnade haben zu zahlen?

Ich will Dich gleich in dieſer Minute bezahlen, ſagte Potemkin lächelnd. Ich ernenne Dich zum erſten Hofjuwelier der Kaiſerin, unſerer allergnädigſten Herrin.

Der Juwelier ſchien indeß wenig entzückt über dieſe große Gunſt, ſondern blickte den Fürſten mit verzweiflungsvoller Angſt an.

Ich beſchwöre Ew. Durchlaucht, ſagte er mit zitternder Stimme, wollen Sie die Gnade haben, keinen Scherz mit mir zu treiben. Ich bin Familienvater, und wenn ich dieſe ungeheure und wahrhaft fürſtliche Beſtellung, welche Ew. Durchlaucht bei mir zu befehlen die Gnade haben, ausführen ſoll, ſo muß ich ſogleich auf Bezahlung rechnen dürfen, wenn ich nicht ruinirt werden ſoll.

Du wirſt meine Beſtellung ausführen, oder Du wirſt jedenfalls ruinirt werden, ſagte Potemkin lächelnd, indem er ſeine goldenen

Bälle weiter tanzen ließ. Wenn Du ſie nicht ausführſt, wirſt Du in acht Tagen eine Reiſe nach Sibirien antreten, um einige Jahre zu prüfen, ob die Goldſchmiedearbeit oder der Zobelfang eine amüſantere Beſchäftigung iſt.

Ich werde die Beſtellung ausfähren, ſagte der Juwelier ſeufzend. Aber wann werden Ew. Durchlaucht die Gnade haben, mich zu bezahlen?

Bezahlen? ſagte Potemkin lachend. Zum Teufel, ich habe Dich bezahlt, Du biſt Hofjuwelier, das iſt eine mehr als genügende Bezahlung! Geh! Und denk' ein wenig an Sibirien! Geh!

Mit einer ſtolzen Handbewegung entließ Potemkin den Juwelier, der bleich, mit Thränen in den Augen, kaum im Stande ſich aufrecht zu halten, hinaus ſchwankte.

Potemkin blickte ihm lächelnd nach, und ſeine vorher ſo matten und ſchlaffen Züge hatten jetzt einen lebhaften, glänzenden Ausdruck. Einhundertzwanzigtauſend Rubel Goldwerth, murmelte er vor ſich hin, während er die Feldmarſchalls-Uniform anlegte. Ich laſſe das Zeug einſchmelzen, und in Münzen umprägen. Zahlbare Münze iſt immer beſſer, als goldene Tafelaufſätze!

In dieſem Moment öffnete ſich wieder die Thür und der Polizeiminiſter Nariſchkin trat ein.

Hinaus, Ihr Alle, rief Potemkin laut, und ſofort ſtürzten die Pagen, die Kammerdiener, die Officiere den Thüren zu und verſchwanden hinter den ſchweren goldflimmernden Portièren.

Jetzt, mein Herr Polizeiminiſter, laſſen Sie Ihren Bericht hören, ſagte Potemkin, indem er ſich vor ſeinem Toilettenſpiegel niederließ, und ſich damit beſchäftigte, ſeine blendend weißen Zähne mit einem feinen Leinentuch abzureiben und ſeine langen Nägel mit der goldenen Scheere zu kürzen.

Der Polizeiminiſter Nariſchkin blieb vor dem Fürſten in ehrfurchtsvoller gebeugter Haltung ſtehen, und begann mit halblauter Stimme ſeinen Bericht über alles das, was ſich ſeit den letzten zwei Tagen in Petersburg begeben hatte.

Potemkin hörte ihm mit gelangweilten Mienen zu, oft mit ſeinem lauten Gähnen die Worte des Miniſters übertönend, und ganz und gar, wie es ſchien, mit den Angelegenheiten ſeiner Toilette beſchäftigt.

Sie ſind und bleiben ein alter Narr, unterbrach er dann auf einmal den Polizeiminiſter mitten in ſeinem Bericht. Erzählen mir da, wie viel Diebſtähle, wie viel Banquerotte, und kleine unſchuldige Scandale in unſerer guten Stadt Petersburg vorgekommen ſind. Was gehen mich dieſe Dinge an, ſie ſind langweilig, wenn es ſich nicht um irgend eine ſchöne Mordthat, oder einige pikante Scandaloſa aus der Hofgeſellſchaft handelt. Wenn ich Sie herrufen ließ, um mir Bericht zu erſtatten, ſo mußten Sie errathen können, worüber ich Bericht haben will.

Ew. Durchlaucht befehlen alſo ohne Zweifel, daß ich Bericht erſtatte über den Kaiſer Joſeph, der ſich ſeit zwei Tagen hier in Petersburg befindet?

Sie ſind wirklich nicht ganz ſo dumm, als Sie ausſehen, denn Sie haben's errathen! Erzählen Sie mir von dem Kaiſer! Was thut er, was treibt er?

Und indem der Fürſt ſo fragte, lehnte er ſich in ſeinen Fauteuil, und ſtarrte mit ſeinen großen ſchwarzen Augen den Miniſter an.

Er ſetzt das Leben fort, wie er es in Moskau geführt hat, ſagte Nariſchkin achſelzuckend. Er ſcheint wirklich ganz ſein Kaiſerthum in der Burg zu Wien zurückgelaſſen zu haben, und als einfacher Graf von Falkenſtein hierher gekommen zu ſein.

Freilich iſt er hierher gekommen als ſein eigener Geſandter, rief Potemkin lachend, aber der deutſche Kaiſer Joſeph hätte ſich in der That keinen ſchlechtern Geſandten wählen können, als den Grafen von Falkenſtein.*) Wie arm und elend muß doch dieſes Deutſchland ſein, wenn ſein Kaiſer nicht mehr Luxus machen kann, als ein einfacher ruſſiſcher Gutsbeſitzer!

Er iſt, nachdem er hier in Petersburg angelangt war, zu Fuß, nur begleitet von einem Bedienten, der ihm den Mantelſack trug, durch die Stadt gegangen, und dann, in einem Gaſthof einkehrend, hat er ſich dort einfach zwei Zimmer geben laſſen.

Ja, ich weiß, rief Potemkin, er hat die Paſſion lieber im Gaſthof als in einem Schloß zu wohnen, und dieſe Paſſion iſt leicht zu erklären.

---

*) Potemkins eigene Worte. Siehe Kaiſer Joſeph II. Von keinem Reichsbiographen.

Wenn er als Gaſt der Kaiſerin in einem ihrer Schlöſſer wohnte, würde es der Anſtand erfordern, daß er kaiſerliche Geſchenke machte und glänzende Douceurs gäbe. Das will er vermeiden, der kleine Graf von Falkenſtein. Hat deshalb auch, als ihn unſere erhabene Kaiſerin nach Sarskoe-Selo einlud, nur unter der Bedingung angenommen, daß er dort in einem Gaſthof logiren kann. Unſere große Czarin hat ihm das verſprochen, und weil kein Gaſthof da iſt, muß der kaiſerliche Gärtner jetzt ſein Haus zum Gaſthof einrichten, und ein Schild vor ſeiner Thür aushängen. Der Kaiſer wird nichts ahnen und glauben im Gaſthof zu logiren. So wird Rußlands Kaiſerin im Großen wie im Kleinen dem guten Kaiſer von Oeſterreich Naſen drehen und ihn nach ihrer Pfeife tanzen laſſen. Weiter, weiter, Nariſchkin. Erzähl' mir von dem Grafen Falkenſtein. Er hat ſich, wie er mir ſelbſt ſagte, in dieſen Tagen unſere Kunſtſchätze und Sammlungen angeſchaut, und Du haſt ihn, wie's einem guten Polizeimann geziemt, überall beobachtet. Nun, war er ganz geblendet von unſerm Glanz?

Der Graf von Falkenſtein hat, wie es ſcheint, viel Selbſtbeherrſchung, Durchlaucht, und läßt ſich nicht blenden. Er ſieht Alles mit ſtill beobachtenden Blicken an, und ſelbſt die überraſchendſten Huldigungen ſcheinen ihm durchaus nur natürlich.

Habt Ihr ihm denn ſo viel überraſchende Huldigungen bereitet? fragte Potemkin düſter.

Ihre Majeſtät hat es befohlen, und hat ſelbſt einige ſinnreiche Schmeicheleien, mit denen man ihn überraſchen ſollte, erfunden!

Ja, ja, ſie ſcheint dieſem kleinen Kaiſer ſehr geneigt, murrte Potemkin. Schwärmt mit ihm von großen Plänen, die ich in ihrem Kopf entſtehen ließ, und vergißt — Ach, ach, was ſind's für Huldigungen, die Ihr dem Grafen von Falkenſtein auf Befehl der Kaiſerin dargebracht?

Vorgeſtern, Durchlaucht, beſuchte der Kaiſer die Akademie der Wiſſenſchaften, man überreichte ihm einen Atlas mit Landkarten, und als er ihn aufſchlug, fand er darin unter Anderm eine Karte, auf welcher ſeine eigene Reiſe, wie er ſie von Wien nach Mohilew, Moskau und Petersburg gemacht, der ganzen Länge nach und mit ver-

ſchiedenen durch Zeichnungen hervorgehobenen Einzelnheiten dargeſtellt und geſtochen war.*)

Nicht übel, ſagte Potemkin mit einem ſpöttiſchen Lächeln, doch leider nicht ganz neu, denn in Paris iſt dem kleinen Grafen Falkenſtein ſchon Aehnliches geſchehen. Weiter, Nariſchkin!

Von dort begab ſich der Kaiſer in die Akademie der Künſte, und da legte ihm der Präſident eine Mappe mit Kupferſtichen vor, unter denen ihm wieder ſein eigenes meiſterhaft ausgeführtes Portrait entgegenſchaute mit der Inſchrift: multorum providus urbes et mores hominum inspexit.

Wer hat dieſe Inſchrift angegeben? fragte Potemkin raſch.

Ihro Majeſtät die Kaiſerin ſelber, erwiederte der Polizeiminiſter, ſich bei dem Namen der Kaiſerin tief verneigend.

Das iſt in der That eine erhabene Schmeichelei, rief Potemkin, und ich wette, der kleine Kaiſer war ganz berauſcht davon!

Es ſcheint, Durchlaucht, daß er eine gute Portion dieſer Götterſpeiſe der Schmeichelei vertragen kann, der Kaiſer blieb ganz gelaſſen dabei, und das ruhige, halb ſpöttiſche Lächeln, das immer ſeine Lippen umſpielt, verließ ihn auch dabei nicht einen Moment. Mit dieſem halben Lächeln betrachtete der Kaiſer geſtern auch unſere kaiſerliche Münze, wo die ungeheure Menge von Silberbarren, die er dort fand, ihn nur zu der Frage veranlaßte: ob immer ſo viel Silber in der Münze vorhanden ſei?**)

Potemkin lachte laut auf. Das iſt eine ſchlaue Frage, ſagte er, der kleine Falkenſtein beweiſt damit, daß er uns ein wenig hinter die Couliſſen geſchaut hat, und ganz wohl begreift, daß wir überall zu ſeinem Empfang unſern beſten Feſttagsputz angelegt haben, den wir wieder in die Truhe packen, wenn er fort iſt.

Ja, es ſcheint wirklich, als ob der Kaiſer von Oeſterreich nicht an den enormen Reichthum Rußlands glaubt, ſeufzte der Miniſter, denn obwohl er die ungeheuren Silberbarren in der Münze geſehen hatte, fragte er doch nachher auf der kaiſerlichen Bank mit ſeinem

---

*) Theodor Mundt: „Der Kampf um das ſchwarze Meer". S. 141.

**) Theodor Mundt: „Der Kampf um das ſchwarze Meer". S. 143.

fürchterlichen Lächeln: ob die Bank auch wohl im Stande ſein würde, all ihr ausgegebenes Papiergeld gegen baares Geld einzutauſchen?

Und man bejahte es ihm?

Man bejahte es ihm natürlich, Durchlaucht.

Das war ein Meiſterwerk der Effronterie, rief Potemkin lachend. Aber dieſe Antwort gefällt mir, und ich werde die Herren Bankdirectoren beim Wort nehmen, und ich werde ſie noch heute prüfen. Gehen Sie hin, Nariſchkin, ſagen Sie, man ſolle mir ſofort hunderttauſend Rubel ſenden. Ich bedarf das Geld zu einem Feſt, das ich meiner angebeteten Kaiſerin geben will. Man ſolle mir das Geld in einer Stunde ſenden, aber baar! Gehen Sie, eilen Sie, Nariſchkin!

Ich eile, Durchlaucht, nur bitte ich um die Gnade, mir die kaiſerliche Ordre einzuhändigen, denn Ew. Durchlaucht wiſſen wohl, die Bank darf keine Gelder auszahlen, ohne einen Befehl der Kaiſerin und ohne ihre Unterſchrift.

Ach, ich möchte doch ſehen, ob dieſe Herren es wagen werden, meine Handſchrift zurückzuweiſen, rief Potemkin mit blitzenden Augen. Er ſprang auf und zu ſeinem Schreibtiſch tretend, warf er raſch einige Worte auf ein Blatt Papier.

Da ſteht die Forderung mit meiner Unterſchrift, ſagte er, dem Miniſter das Papier darreichend. Trag' es den Herren Bankdirectoren hin, und ſag' ihnen, daß ich dieſes Geld noch heute haben will. Wenn ſie nach der Unterſchrift der Kaiſerin fragen, ſo ſag', daß ich ihnen dieſelbe morgen ſenden werde, aber das Geld bedarf ich noch heute! Geh!

Nariſchkin verbeugte ſich vor dem Fürſten ſo tief, wie er es nicht vor dem Großfürſten Paul, dem Sohn und Nachfolger der Kaiſerin, gethan haben würde, und verließ dann auf den Spitzen ſeiner Zehen das Gemach des allmächtigen Günſtlings.

II.

Der preußiſche und der öſterreichiſche Geſandte.

Fürſt Potemkin blickte dem Polizeiminiſter mit düſtern Blicken nach, und da er ſich jetzt allein und unbeachtet fühlte, ſank er wieder auf

den Fauteuil nieder, es verschwand der stolze Ausdruck von seinem Antlitz und finstere Wolken lagerten sich auf seiner Stirn.

Es geht etwas hier vor, murmelte er in sich hinein, eine Intrigue ist im Werk, und meine Feinde hoffen mich zu stürzen. Ich sah das gestern an den freudeleuchtenden Augen Panins. Oh, dieser Panin ist mein Feind, und ich hasse ihn fast so sehr wie ich den Alexis Orloff hasse. Ich weiß, daß sie mein Verderben sinnen, daß sie nichts unversucht lassen, mich zu stürzen! Ein Glück für mich, daß Orloff nicht hier ist, daß er mit seiner persönlichen Gegenwart nicht die Pläne des Grafen Panin unterstützen kann! Jeden für sich allein fürchte ich nicht, aber wenn sie Beide zusammen sind, dann ist Orloff die geladene Kanone, Panin die brennende Lunte, und der Schuß wird fallen und mein Haupt zerschmettern!

Und als höre er schon jetzt das Fallen dieses Schusses, so entsetzt sprang der Fürst empor und faßte mit seinen beiden Händen nach seinem Haupt. So stand er eine Weile unbeweglich, bleich, mit großen Augen in das Leere starrend, mit keuchendem Athem da. Aber dann allmälig verschwand die Spannung aus seinen Zügen und ein mattes Lächeln glitt darüber hin. Er ließ die Arme von seinem Haupt niedergleiten und sank langsam wieder in den Lehnstuhl zurück.

Noch fliegt die Kugel nicht, murmelte er leise. Sie steckt noch in der Kanone, und man muß daher bedacht sein, sie in ihrem Lauf zu vernageln. Die Kanone Orloff zu vernageln, ah, das ist ein glücklicher Gedanke! Aber freilich, man kann eine Kanone nicht vernageln, wenn man sie nicht hat, und Orloff ist nicht hier, er hat sich zurückgezogen auf seine Güter, wie die Spinne in ihr Netz. Aber er webt Etwas, ich weiß und fühle es, er webt sein Netz, und denkt mich darin zu fangen! Was ist's? Wo sind' ich die Fäden dieses Netzes? Oh hab' ich sie erst, so wär's ein Leichtes, sie mit meinen Zähnen zu zerreißen, aber — wo sind diese Fäden, und wie sind sie angeknüpft? Panin lächelt, wenn er mich sieht, und versichert mich seiner ewigen Freundschaft. Wenn das der Graf Panin thut, so heißt das, er will mir die Augen verblenden, daß ich nicht sehen kann, und glaubt sich seinem Ziel schon ganz nahe. Der Großfürst ist freundlich und zärtlich gegen Panin, und scheint durch ihn sich der Kaiserin selbst versöhnt zu haben. Als ich gestern im Salon der Kaiserin an dem Großfürsten vorüber-

ging, ohne ihn zu grüßen, rief er mir einen Fluch nach, und nachher hörte ich, wie er ſich ganz laut zur Kaiſerin beklagte über das, was er meine Grobheit und Unverſchämtheit nannte. Und Katharina hörte ihn ruhig und lächelnd an, ſie zürnte ihm nicht wegen ſeiner ungebührlichen Ausdrücke, ſie befahl ihm nicht zu ſchweigen, obwohl ſie ſah, daß ich in ihrer Nähe ſtand und jedes Wort hören mußte. Das macht, Katharina zittert nicht mehr vor mir und ſie hat keine Furcht mehr vor meinem Zorn. Aber ſie ſoll es büßen, beim ewigen Gott, ſie ſoll es ſchon wieder lernen, vor mir zu zittern, und ſich zu beugen unter meinen Willen, ſie ſoll es fühlen, daß ſie einen Herrn hat, und daß Potemkin dieſer Herr iſt.

Und jetzt flammten ſeine Augen, und er ſchwang ſeine geballte Fauſt hoch empor, drohend, zum zerſchmetternden Schlag bereit.

Ja, ja, ich werde ſie demüthigen, murmelte er dann zwiſchen ſeinen feſt auf einander gepreßten Zähnen hervor, ich werde wie der Löwe das Netz zerreißen, mit welchem die heimtückiſchen Spinnen mich einzufangen gedenken, aber dazu muß ich erſt dieſes Netz ſehen und wiſſen, wo die Fäden angeſponnen ſind! Oh, oh, iſt es nicht zum raſend werden, daß ich, Potemkin, vor dem ganz Rußland ſich in den Staub beugt, den alle Welt allmächtig nennt, daß ich zittere vor Spinngeweben und vor dieſen kleinen, jammervollen Schleichern, die ein Tritt meines Fußes zerſchmettern würde, wenn ſie es nicht verſtänden, wie die Mäuſe, immer von dannen zu huſchen, und in ihr Mauſeloch zu kriechen, ſobald ſie meinen Schritt hören, und erſt hervorzukommen, wenn ich ſchlafe, um an meiner Macht zu nagen. Potemkin, Potemkin, ſei alſo auf Deiner Huth, denn die feindlichen Mäuſe wachen, wenn Du ſchläfſt.

Er verſank wieder in ſich ſelbſt und ſtarrte mit großen düſtern Blicken in das Leere. Graf Panin beherrſcht in gewiſſem Grade noch immer das Ohr der Kaiſerin, ſagte er dann leiſe vor ſich hin. Sie hört auf ihn in allen politiſchen Angelegenheiten, und ihre Freundſchaft zu dem alten König von Preußen iſt Panins Werk. Er will dieſes Bündniß, er will die Freundſchaft Preußens, und Katharina ſtimmt ihm bei. Dies iſt der einzige Punkt, in dem ſie mit ihrem Sohn, dem Großfürſten, harmonirt; gleich ihm liebt ſie den König Friedrich; das iſt die Brücke, welche ſich Panin zwiſchen Beiden gebaut hat. Wie,

wenn ich dieſe Brücke zerſtörte, wenn es mir gelänge, die Kaiſerin anderen Sinnes zu machen? Um Panin und durch ihn Orloff zu ſtürzen, müßte ich die Kaiſerin zu einer ganz neuen Politik beſtimmen, müßte ſie veranlaſſen, den entgegengeſetzten Weg einzuſchlagen. Auf dieſem entgegengeſetzten Wege würde ſie meinem Todfeind Orloff nicht begegnen, denn Orloff iſt preußiſch geſinnt, und er hält ſich deshalb fern vom Hof, weil der Oeſterreicher hier iſt. Oh, warum iſt dieſer Kaiſer Joſeph ein ſo ſtolzer und geiziger Mann, daß es unmöglich iſt, ſich für ihn zu intereſſiren! Wenn er zu mir käme, wenn er mir dieſen Vorzug vor allen andern Großen dieſes Reiches gewährte, er, der alle Einladungen ablehnt, und zu keinem der Großen in's Haus geht, wenn er bei mir eine Ausnahme machte! Ah, das wäre ein Triumph, den ich ihm mit all meiner Macht und meinem Einfluß lohnen wollte. Aber er thut es nicht! Dieſer übermüthige Kaiſer wagt es mir zu trotzen, er verſchmäht meine Einladung, und durch dieſen Trotz drängt er mich mit Gewalt hinüber auf die Seite des Königs von Preußen. Aber auf dieſer Seite finde ich Orloff und Panin und den Großfürſten, meine drei Todfeinde, welche Katharina mit Preußen verbinden. Ich kann ihre Politik nicht annehmen, denn das hieße, mich ihnen unterordnen; ich kann nur meinen eigenen Weg gehen, und auf dieſen Weg muß ich Katharina mit mir herüberziehen, damit ich ſie trenne von meinen Feinden. Wie fange ich es an? Was ſoll ich thun, was muß ich thun, um —

Ein lautes, dreimaliges Klopfen an der Thür ließ den Grafen verſtummen.

Se. Excellenz der Graf von Görtz, Geſandter Sr. Majeſtät des Königs von Preußen, wünſcht Sr. Durchlaucht ſeine Aufwartung zu machen, meldete der eintretende Officier.

Führen Sie den Herrn Geſandten in den kleinen Salon, ſagte Potemkin gelaſſen, und ſagen Sie der Excellenz, daß ich ſehr bald bereit ſein würde, ſie zu empfangen!

Ach, der Herr Graf von Görtz finden es für nöthig, mich aufzuſuchen, ſagte Potemkin leiſe vor ſich hin, indem er wieder nachläſſig in ſeinen Lehnſtuhl zurückſank. Das heißt alſo, der König von Preußen bedarf meiner, und die Intrigue meiner Feinde iſt noch nicht ganz ſo

weit gediehen, um dem König eine Garantie des Gelingens zu gewähren. Er bedarf meiner, überlegen wir alſo ein wenig!

Und der Fürſt, ohne im Mindeſten darauf Rückſicht zu nehmen, daß der preußiſche Geſandte ihn erwarte, überließ ſich ſeinem Nachdenken, und überlegte, wie er den Abgeſandten des preußiſchen Königs aufnehmen wolle.

Faſt eine halbe Stunde war vergangen, bevor der Fürſt mit ſeinem Ueberlegen zu Ende war und ſich aus ſeinem Lehnſtuhl erhob, um ſich in den kleinen Salon zu begeben, wo der Graf von Görtz ſeiner harrte.

Aber trotz dieſer beleidigenden Zögerung trat der Geſandte des Königs von Preußen dem Fürſten doch mit ſeinem verbindlichſten Lächeln entgegen, und erwiederte den nachläſſigen Gruß des Fürſten mit einer tiefen und reſpectvollen Verbeugung.

Potemkin ließ ſich im vollen Gefühl ſeiner Würde auf den Divan niedergleiten, und erſt dann deutete er auf einen Fauteuil ihm gegenüber hin, den der Graf ſich beeilte einzunehmen.

Se. Majeſtät der König von Preußen hat mich beauftragt, mich zu Ew. Durchlaucht zu begeben, und in ſeinem Namen bin ich hier, ſagte Graf Görtz feierlich.

Potemkin nickte nur leicht mit dem Kopf, ohne dieſe feierliche Introduction einer weitern Antwort werth zu halten.

Se. Majeſtät hat mir einen ſehr ſchmeichelhaften Auftrag gegeben, fuhr der Graf fort.

Entledigen Sie ſich deſſelben, ſagte Potemkin gelaſſen.

Graf Görtz verneigte ſich, und indem er ſich dann erhob, zog er aus der Bruſttaſche ſeines reichen, goldgeſtickten Gewandes ein Etui hervor, das er dem Fürſten überreichte.

Se. Majeſtät der König, mein allergnädigſter Herr, voll Anerkennung für Ew. Durchlaucht große und leuchtende Thaten, wünſcht Sr. Durchlaucht ein glänzendes Zeugniß ſeiner Zuneigung und Gewogenheit zu geben, ſagte Graf Görtz feierlich. Er hat deshalb beſchloſſen, Ew. Durchlaucht den höchſten und glänzendſten ſeiner Orden zu verleihen, und Ew. Durchlaucht zum Ritter des ſchwarzen Adlerordens zu ernennen, deſſen Inſignien ich die hohe Ehre habe, in dieſem Etui Ew. Durchlaucht zu überreichen.

Potemkin nahm das Etui, und ohne es zu öffnen, ſetzte er es mit vollkommener Gleichgültigkeit auf den Tiſch, der neben ihm ſtand. Kein Zug ſeines Antlitzes verrieth die ſtolze Genugthuung, die er innerlich empfinden mochte; müde und gelangweilt, wie zuvor, blieben ſeine Mienen.

Ach, ſagte er achſelzuckend, Se. Majeſtät ſendet mir den ſchwarzen Adlerorden. Ich bin dem König von Preußen zwar ſehr verbunden für dieſe Auszeichnung, aber doch weiß ich in der That nicht mehr, wie ich die Menge von Auszeichnungen der Art, die ich ſchon habe, neben einander ordnen kann, und nun ſoll ich auch den großen Orden des Königs von Preußen noch da anbringen.*)

Sagen Sie ſelbſt, Herr Graf, fuhr er lachend fort, indem er auf ſeine Bruſt deutete, welche in doppelter Reihe mit Ordenskreuzen behangen war, wenn ich alle die großen Bänder dieſer Orden anlege, werde ich da nicht das Ausſehen eines Bandhändlers haben, der ſich ſelber als Aushängefenſter dient, und die Proben ſeines Lagers ſpazieren führt?**)

Ew. Durchlaucht führen da, um mich Ihres Ausdrucks zu bedienen, die Proben Ihrer Schätze ſpazieren, aber es ſind zugleich die Proben Ihrer Verdienſte, Ihres Heldenmuthes, Ihrer Staatsklugheit und Weisheit. Es wäre eine zu weit getriebene Beſcheidenheit, wenn Ew. Durchlaucht nicht alle dieſe koſtbaren Proben der bewundernden Welt zeigen wollten, und wenn dieſe dann den großen Orden meines Herrn, des Königs von Preußen, auf Ihrer Bruſt vermiſſen ſollte.

Nun denn, um Sr. Majeſtät dem König von Preußen gefällig zu ſein, werde ich ihn tragen, und ſage Sr. Majeſtät meinen herzlichſten Dank für ſeinen Orden. Sie haben mir weiter nichts zu ſagen, Herr Graf?

Graf Görtz warf einen langen, fragenden Blick in dem Salon umher, und ließ denſelben beſonders auf den ſchweren Sammetvorhängen der Fenſter verweilen.

---

*) Potemkins eigene Worte. Siehe: Dohms Denkwürdigkeiten. Th. I. Seite 413.

**) Potemkins eigene Worte. Siehe: Masson, Mémoires secrètes sur la Russie. Vol. I., p. 161.

Ich hätte allerdings Ew. Durchlaucht noch eine geheime Mittheilung zu machen, ſagte er, nur müßte ich wiſſen und überzeugt ſein, daß Niemand uns belauſchen könnte.

Ah, Sie fürchten die Vorhänge dort, rief Potemkin, der den Blicken des Grafen gefolgt war. Unterſuchen Sie dieſelben doch und überzeugen Sie ſich, daß Niemand dort verborgen iſt.

Graf Görtz verneigte ſich. Die Verſicherung Eurer Durchlaucht genügt vollkommen, ſagte er, ſitzen bleibend. Erlauben mir alſo Ew. Durchlaucht, zu Ihnen ein offenes und zutrauliches Wort zu reden?

Im Namen Ihres Monarchen? fragte Potemkin, indem er gleichgültig und zerſtreut mit ſeinen Ordenskreuzen ſpielte.

Im Namen meines Monarchen! Ew. Durchlaucht wiſſen, daß der auf acht Jahre geſchloſſene Allianztraktat zwiſchen Rußland und Preußen ſich jetzt ſeinem Ende naht.

Wirklich, thut er das? fragte Potemkin nachläſſig. Ich wußte es nicht, Herr Graf, denn ich bekümmere mich wenig um dieſe kleinen Dinge der Politik.

Ew. Durchlaucht haben mehr das große Ganze im Auge und leiten das mit dem kühnen Auge des Feldherrn, dem nichts entgeht. Aber dieſer Allianzvertrag mit Rußland gehört für Preußen zu den großen Dingen der Politik, und der König wünſcht nichts ſehnlicher, als die Erneuerung deſſelben. Er weiß ſehr wohl, wie gefährlich für ſeine Abſichten das Erſcheinen des Kaiſers Joſeph am hieſigen Hofe iſt, und ich bin deshalb beauftragt, Ew. Durchlaucht vertraulich um Rath zu fragen, ob Sie meinen, daß, um den Beſuch des Kaiſers Joſeph zu contrebalanciren, es rathſam ſei, den Kronprinzen von Preußen auch am hieſigen Hofe einen baldigen Beſuch machen zu laſſen!

Potemkin erwiederte dieſe Frage nur mit einem lauten, ſchmetternden Lachen. Oh, oh, rief er dann, was ſeid Ihr doch Alle für zaghafte ängſtliche Leute! Nicht einmal Eure Beſuche wagt Ihr ohne Umſtände zu machen und anzunehmen! Als Kaiſer Joſeph ſeinen Beſuch in Petersburg bei meiner erhabenen Monarchin annoncirte, ließ Katharina erſt in vertraulicher Weiſe bei Eurer preußiſchen Majeſtät anfragen, ob ihm dieſer Beſuch auch nicht unangenehm ſei, und jetzt, da der Kronprinz von Preußen auch unſer prächtiges Petersburg kennen

lernen möchte, fragt die preußiſche Majeſtät wiederum erſt bei mir an, ob dieſer Beſuch zweckmäßig iſt.

Ja, Se. Majeſtät wendet ſich mit dieſer Frage ausſchließlich und direct an Ew. Durchlaucht, und von Ihnen allein wünſcht der König Rath in dieſer Angelegenheit zu empfangen, obwohl mancher Andere vielleicht glücklich wäre, dem König Rath zu ertheilen.

Mancher Andere? Das heißt Panin, — haben Ew. Excellenz den Miniſter in dieſer Angelegenheit nicht um Rath gefragt?

Nein, Durchlaucht, ich habe es nicht gethan, und werde es nicht thun, denn von Eurer Durchlaucht allein wünſcht der König Rath anzunehmen.

Zum erſten Mal flog jetzt ein Lächeln der Befriedigung über Potemkins Angeſicht, und er nickte mehrmals lebhaft mit dem Kopf. In dieſem Fall bin ich bereit, Sr. Majeſtät zu dienen, ſo viel es in meinen Kräften ſteht, ſagte er raſch. Wenn der König ſich vertrauensvoll und ausſchließlich, verſtehen Sie mich wohl, ſich ausſchließlich zu mir halten will, ſo bin ich bereit, mich mit der ganzen Kraft meines Wollens ihm zu weihen und ſeine Intereſſen zu verfechten.

Wie ſehr der König von Preußen bereit iſt, ausſchließlich ſich zu Ew. Durchlaucht zu halten, möge Ihnen dies eigenhändige Schreiben Sr. Majeſtät beweiſen, ſagte Graf Görtz, einen Brief hervorziehend und ihn dem Fürſten darreichend.

Potemkin nahm ihn ohne irgend ein Zeichen der Ueberraſchung, und das Siegel erbrechend, ſchlug er langſam das Papier auseinander. Dann, nachdem er mit flüchtigen Blicken die Zeilen überflogen hatte, reichte er das Papier dem Grafen Görtz dar.

Se. Majeſtät ſchreibt eine etwas undeutliche und unverſtändliche Handſchrift, ſagte er, ich bitte Sie daher, mir gütigſt dies Schreiben Ihres Souverains vorzuleſen.

Graf Görtz, die Abſicht Potemkins ſehr wohl begreifend, ihm den Inhalt des königlichen Briefes mitzutheilen, nahm das Papier und las mit lauter Stimme, und langſam genug, um jede Phraſe ihre gehörige Wirkung thun zu laſſen, dieſes ſo überaus ſchmeichelhafte und freundliche Schreiben des Königs an den Fürſten Potemkin.

Der König begann ſeinen Brief damit, daß er behauptete, er dürfe nach vielfachen und genügenden Beweiſen gar nicht bezweifeln,

daß der Beſuch des Kaiſers von Oeſterreich nichts Anderes bezwecke, als die beſtehende Verbindung zwiſchen Preußen und Rußland aufzulöſen und ein neues Syſtem der Politik zu ſchaffen. Alsdann erging ſich der König in großer Extaſe über das erhabene Genie des Fürſten, und bat ihn, die Sache Preußens zu unterſtützen und des Königs Intereſſen bei jeder Gelegenheit aufrecht zu halten. Dafür verſprach Friedrich wiederum dem Fürſten in jeder Beziehung beizuſtehen und ihm, wo und wie er es wünſche, nützlich und förderlich zu ſein, nicht blos jetzt, ſondern auch in der Zukunft, wo er ihm vielleicht von größerm Einfluß ſein könne als jetzt.*)

Eine lange Pauſe trat ein, als der Graf zu Ende geleſen. Potemkin hatte ſich in den Divan zurückgelehnt, und ſeine großen Augen zu dem reichbemalten Plafond emporgerichtet, ſchien er ſinnend den Inhalt dieſes Briefes zu überlegen.

Da ſind einige Phraſen, die ich nicht verſtehe, ſagte Potemkin dann, und für die ich um einige Erklärungen bitten möchte.

Ich bin beauftragt, Ew. Durchlaucht alle die Erläuterungen zu geben, die Sie nur wünſchen mögen.

Nun denn, was bedeutet dieſer Satz, den Se. Majeſtät hier gebraucht: „der König wird verſuchen, das möglich zu machen, was unmöglich ſcheint?“

Das bedeutet, daß der König erfahren hat, daß Ew. Durchlaucht den Wunſch hegen, Herzog von Kurland zu werden, und daß Seine Majeſtät Alles dazu thun werden, um dieſen Wunſch Eurer Durchlaucht zu erfüllen, daß er den König Stanislaus und die Republik Polen, von denen Kurland als Lehen abhängt, bewegen will, es an Ew. Durchlaucht zu übertragen, und daß er dazu beitragen will, den Herzog Biron, der alsdann Kurland verlieren würde, zu entſchädigen, indem er ihm bedeutende Vortheile für ſeine ſchleſiſchen Beſitzungen zugeſtehen würde.**) Es bedeutet dieſer Satz ferner, daß der König gern

---

*) Dieſer Brief iſt hiſtoriſch, und ſein Inhalt findet ſich angegeben in von Dohms Denkwürdigkeiten, Th. I. S. 412, und v. Raumer, Beiträge zur neuern Geſchichte, Th. V. S. 435.

**) Dohm. Th. I. S. 413.

bereit ist, dem zukünftigen Herzog von Kurland unter den deutschen Prinzessinnen eine Gemahlin zu verschaffen.

Nun wahrlich, rief Potemkin lachend, dieser unbestimmte und deutungsfähige Satz ist sehr reich an Inhalt. Aber der König legt in der That zu viel Werth auf das kleine Herzogthum Kurland, von dem ich nicht behaupten möchte, daß es mir für die Träume meiner Zukunft genügend erscheint, und welches ich, wenn ich es haben möchte, wohl erlangen und mir zu eigen machen könnte, ohne Se. Majestät deshalb bemühen zu müssen. Was aber die Heirath mit einer deutschen Prinzessin anbelangt, so weiß ich in der That nicht, ob meine gnädige Kaiserin Katharina es wünscht, daß ich mich vermähle, und ich muß diesen Punkt von ihr abhängig sein lassen. Aber nun erklären Sie mir noch den Schlußsatz! Was versteht der König darunter, wenn er sagt, er wünsche mir nützlich und förderlich zu sein, nicht blos jetzt, sondern auch in der Zukunft, wo er vielleicht von größerem Einfluß sein könne, als jetzt?

Graf Görtz ließ noch einmal seine Blicke spähend und mißtrauisch in dem Salon umhergleiten, dann neigte er sich vorwärts, dichter zu Potemkin hin, und sagte mit gedämpfter Stimme: Se. Majestät leistet Ihnen in diesen Worten das Versprechen, Ew. Durchlaucht in so weit mit dem Großfürsten zu versöhnen, daß im Fall des Todes der Kaiserin Ihnen keine Gefahr droht, sondern Ihre Person, Ihre Ehren und Besitzthümer gesichert sind.*)

Diesmal war der Fürst nicht im Stande, seine innere Aufregung zu unterdrücken, er zuckte lebhaft zusammen, und eine tiefe Gluth übergoß sein Angesicht.

Wie, fragte er hastig und leise, besitzt der König die Macht, meine innersten Gedanken zu lesen, und —

Er vollendete seinen Satz nicht, sondern sprang auf und ging mit großen Schritten einige Mal auf und ab. — Graf Görtz war gleichfalls aufgestanden, und folgte den Bewegungen Potemkins mit stillen, beobachtenden Blicken.

Hat Ihnen der Courier aus Berlin gar keine Briefe für die

*) Raumer, Beiträge ꝛc. Th. V. S. 435.

Kaiſerin mitgebracht? fragte Potemkin dann, indem er vor dem Geſandten ſtehen blieb.

Ja, Durchlaucht, ein eigenhändiges Schreiben des Königs an die Czarina, das ich indeſſen erſt übergeben ſollte, wenn ich das Glück gehabt, Ew. Durchlaucht zu ſprechen, und Sie mir die Zuſicherung Ihres Beiſtandes gegeben.

Potemkin nickte lebhaft mit dem Kopf. Und wann iſt der Allianztractat zwiſchen Rußland und Preußen abgelaufen?

In einigen Wochen, Durchlaucht. Aber es wäre wünſchenswerth, ihn ſchon jetzt zu erneuern und ihn der Kaiſerin baldmöglichſt zur Unterſchrift vorzulegen, damit ſie durch ihr Wort gebunden iſt, und die gefährliche Anweſenheit des Kaiſers von Oeſterreich unſere Allianz nicht zu zerſtören vermöchte.

Sie haben Recht, rief Potemkin lebhaft, man muß das Eiſen ſchmieden, ſo lange es noch heiß iſt, und da Ihr mich zu Eurem Schmied auserſehen, nun wohl, ſo will ich Euch den Willen thun. Es muß Alles ſo raſch wie möglich geſchehen. Ich werde noch heute, oder vielmehr ſogleich zur Kaiſerin gehen und ſie vorbereiten. Kommen Sie alsdann in einer Stunde und begehren Sie eine Audienz, um Ihro Majeſtät das Schreiben Ihres Königs zu übergeben, und veranlaſſen Sie den Grafen Panin, in deſſen Reſſort die Ausführung dieſer Sache gehört, noch heute der Kaiſerin das Project eines erneuerten Allianzvertrages vorzulegen. Sie ſehen, ich meine es ernſt mit meinem Eifer für Ihren König, denn ich mache ſogar gemeinſchaftliche Sache mit meinem Feind, dem Grafen Panin. Aber dafür verlange ich von Ihnen Eins: Schreiben Sie mir das auf, was Sie mir da als Erläuterung des letzten Satzes in dem Brief des Königs gegeben, fügen Sie hinzu, daß der König Sie dazu ermächtigt hat, mir dieſe Verſprechungen zu machen, und geben Sie dem Papier Ihre Unterſchrift.

Und darf ich Ew. Durchlaucht um den Zweck dieſes Papiers fragen?

Potemkin neigte ſich dicht an das Ohr des Grafen. Es iſt wegen Lebens und Sterbens, ſagte er leiſe. Wenn der Großfürſt zur Regierung kommt, ſo wird, bei der unbegrenzten Verehrung, welche Paul für den König von Preußen hegt, dieſes Blatt ſchon für's Erſte genügen, mich zu beſchützen und zu ſichern.

Ew. Durchlaucht ſollen dieſes Blatt haben, ſagte Graf Görtz.

Heute noch? Denn Sie begreifen, daß ich auch einer Sicherung und Gewißheit bedarf, wenn ich handeln ſoll. Die Worte Ihres Königs ſind gar ſo unbeſtimmt und laſſen ſich vielfach deuten.

Ich werde ihnen diejenige Deutung geben, welche mein Souverain will, daß ſie haben ſollen, ſagte der Graf raſch. Ich werde Alles, was mir der König befohlen, Ihnen in ſeinem Namen zu ſagen, ſogleich aufzeichnen und Ihnen das Papier ſenden, bevor Ew. Durchlaucht noch zur Kaiſerin ſich begeben.

Alsdann kann der König von Preußen auf mich zählen, und ich will mit eben ſolchem Eifer jetzt mich für ihn bei Katharina verwenden, als ich wünſche, daß er ſich dereinſt für mich bei Paul verwenden möchte!

Ich eile, Ew. Durchlaucht die gewünſchte Aufzeichnung zu machen, ſagte Graf Görtz, ſich zum Abſchiede verneigend.

Eilen Sie! In einer Stunde fahre ich zur Kaiſerin. Finden auch Sie ſich dort ein; es wird ſich dort ſchon Gelegenheit finden, mir das Papier zu überreichen. Adieu!

Ich glaube, daß es Preußen diesmal ehrlich meint, ſagte Potemkin, als er allein war. Aber was heißt das, ehrlich meinen? Der König von Preußen meint es ehrlich, das heißt, er giebt mir einen Orden, verſpricht mir ein Herzogthum, eine deutſche Prinzeſſin und ſeinen dereinſtigen Schutz, aber er verſpricht mir das Alles nicht aus Liebe zu meiner Perſon, ſondern aus Furcht vor meiner Perſon. Preußen iſt ehrlich, heißt alſo, Preußen bedarf meiner, und darum ſchmeichelt es mir. Ah, ich bin alſo doch mächtiger, als Panin, mächtiger als der Großfürſt, denn dieſe Beiden gehören zu der Partei des Königs von Preußen, und er wendet ſich von ihnen ab, und kommt zu mir. Der Eine Potemkin iſt mächtiger, als dieſe Beiden — ja, als dieſe Beiden, unterbrach er ſich ſelber, aber auch mächtiger als ihrer Drei? Der dritte iſt Orloff! Werde ich auch dann noch der Mächtigſte ſein, wenn Orloff einſt wiederkehrt? Ach, dieſer Orloff iſt der Alp, der mich ewig bedrückt, der wie ein Geſpenſterſchatten meinen Glanz und meine Herrlichkeit umdüſtert. Ich kann nicht ruhen, ſo lange Orloff athmet, ſein Leben ſchon iſt für mich eine Gefahr, ſeine Gegenwart für mich eine Drohung mit einem aufgehobenen Schwert! Er oder ich, Einer von uns Beiden muß weichen, denn Rußland iſt zu klein für uns

Beide. — Wer aber ist es, der weichen und dem Andern Platz machen muß? Ich nicht, nein, beim ewigen Gott, Ich nicht! Wie ein Elephant will ich da stehen, und unter dem Schritt meiner Füße, die jetzt Millionen Menschen zittern machen, wird doch wohl Raum sein für einen Orloff?

Und indem Potemkin das sagte, brach er in ein lautes, wildes Lachen aus, und seine Augen blitzten auf in Haß und wilder Schadenfreude. Aber als jetzt ein leises Geräusch an der Thür sich vernehmen ließ, schrak Potemkin zusammen, und sein Gesicht nahm einen fast angstvollen Ausdruck an.

Wie wagst Du es, mich abermals zu stören, schrie er dem eintretenden Officier entgegen. Habe ich Dir nicht gesagt, daß ich allein sein, daß ich Niemand empfangen will?

Durchlaucht, ich glaubte, die fremden Gesandten machen heute, wie immer, eine Ausnahme! Der Graf Cobenzl, der Gesandte Oesterreichs, wünscht Ew. Durchlaucht seine Aufwartung zu machen.

Cobenzl? fragte Potemkin rasch. Ist er allein?

Ganz allein, Durchlaucht!

Es ist gut. Geh hinaus! In zehn Minuten öffne die Thüren und laß den Grafen Cobenzl zu mir eintreten.

III.

Der österreichische Gesandte.

Genau nach zehn Minuten also wurden die Thüren geöffnet, und Graf Cobenzl tänzelte mit leichtfüßigem Schritt in den Salon. Potemkin erhob sich langsam von dem Divan, auf welchem er, noch als der Graf eintrat, lang hingestreckt gelegen. Sein Gesicht drückte die größte Ermattung und Gleichgültigkeit aus, seine Augen waren halb geschlossen, als öffne sie Potemkin eben nach langem Schlaf, und doch hatte Potemkin diese zehn Minuten nicht dazu benutzt, um zu schlafen, sondern um sich das große brillantfunkelnde Kreuz des schwarzen Adlerordens anzuheften und das große Band desselben — an die Erde neben den Divan fallen zu lassen.

Es ist gut, Herr Graf Cobenzl, sagte Potemkin, den Grafen begrüßend, sehr gut, daß Sie nicht fünf Minuten später gekommen sind, denn Sie würden mich alsdann nicht mehr getroffen haben.

Verzeihung, Durchlaucht, ich würde dann nur fünf Minuten in Ihrem Vorzimmer gewartet haben, statt daß ich jetzt zehn Minuten dort erdulden mußte! rief Graf Cobenzl laut lachend. Wissen Sie, das Antichambriren ist mir diablement verhaßt, und ich hab's niemals recht lernen können und mögen. Also wär's gut gewesen, wenn ich sogar zehn Minuten später gekommen wäre, denn alsdann würde ich ohne Weiteres gleich zu Ihnen haben eintreten können, um Ew. Durchlaucht meine Aufwartung zu machen.

Nein, ich würde Sie dann nicht mehr empfangen haben, sagte Potemkin ruhig. Denn ich bin eben im Begriff, zur Kaiserin zu gehen.

Ach, zur Kaiserin! rief Graf Cobenzl. Deshalb also dieses ordengeschmückte Gewand!

Nun, glauben Sie etwa, ich hätte einen Orden um Ihretwillen angelegt? fragte Potemkin mit ruhiger Insolenz.

Nein, gewiß nicht, Durchlaucht, ich glaubte, es sei eine Theaterprobe, ein —

Ach, der Graf Cobenzl beschäftigt sich immer mit Theater und Comödienspielen,*) rief Potemkin lachend. Was für eine Comödie werden wir das nächste Mal im österreichischen Gesandtschaftshôtel sehen?

Oh, ein höchst interessantes Lustspiel, Durchlaucht, und ganz neu, ganz pikant. Es ist mir aus Frankreich zugeschickt, und heißt: „Der gestürzte Günstling, oder die Launen des Glücks." Oh, vraiment, es ist ein höchst pikantes, amüsantes Stück, dieser gestürzte Günstling, die Franzosen verstehen sich darauf, so etwas zu machen!

---

*) Graf Cobenzl war ein leidenschaftlicher Theaterfreund, und schrieb selbst kleine Dramen für das Theater der Kaiserin von Rußland in der Eremitage, in denen er alsdann agirte. Selbst als Oesterreich durch die Feindschaft Frankreichs hart bedrängt ward, entsagte Cobenzl seiner Lieblingsbeschäftigung nicht, und so oft eine unangenehme Depesche in Petersburg von Wien aus anlangte, veranstaltete Cobenzl zur Versüßung derselben eine theatralische Darstellung, so daß Katharina einst zu ihm sagte: was werden Sie uns für ein schönes Drama geben an dem Tage, wo die Franzosen in Wien einrücken?

Potemkin stutzte, und ein blitzartiger, forschender Blick seiner großen Augen traf das Antlitz des Grafen. Und wo spielt dieses pikante Stück? fragte er hastig.

Wo? Wahrhaftig, das weiß ich nicht! Ich glaube da unten in der Tartarei, oder am mongolischen Hof, oder —

Oder im Mond, rief Potemkin lachend. Lassen wir das Comödienspiel, beschäftigen wir uns ein wenig mit der Wirklichkeit, und vor allen Dingen setzen wir uns!

Potemkin warf sich mit ungenirtester Nachlässigkeit auf den Divan nieder, und verhinderte dadurch Graf Cobenzl, sich neben ihn zu setzen. Derselbe nahm also mit ruhigster Gelassenheit auf dem großen Fauteuil neben dem Divan Platz, und dabei berührten seine Füße ganz unwillkürlich das lange, breite Band des preußischen Ordens. Graf Cobenzl bückte sich und es aufhebend, reichte er das Band mit einer leichten Verbeugung dem Fürsten dar.

Ach, wirklich, Sie wissen nicht, was Sie thun, indem Sie mir dies Band da aufheben, sagte Potemkin lächelnd. Es ist Ihr Feind, es ist Preußen, das mir dies Band geschickt hat. Ich bin in Verzweiflung, Herr Graf, noch ein neuer Orden, und zwar einer, der so sehr viel Raum einnimmt, denn der preußische schwarze Adlerorden ist ein gar großer Stern!

Ein gar großer Stern, wiederholte Graf Cobenzl, und ich erlaube mir, Ew. Hoheit zu gratuliren, denselben vom König von Preußen empfangen zu haben, denn das ist eine Gunst, die der sparsame König nicht allzu oft, und immer nur den Auserwähltesten erzeigt.

Es scheint indessen, daß die Brillanten nicht gar sonderlich in Preußen gedeihen, sagte Potemkin, gleichgültig auf das große Kreuz auf seiner Brust deutend. Diese Brillanten des schwarzen Adlerordens sind ein wenig gelb.

Finden Ew. Durchlaucht nicht, daß die Brillanten in Oesterreich besser gedeihen? fragte der Graf lächelnd.

Ich habe noch niemals Brillanten aus Oesterreich gesehen, sagte Potemkin gähnend.

Dann bin ich so glücklich, der Erste zu sein, der Ew. Durchlaucht den Beweis liefert, daß es auch in Oesterreich Brillanten giebt, rief Cobenzl, und indem er aufstand und ein Maroquinetui aus seiner

Brusttasche hervorzog, fuhr er fort: Se. Majestät mein allergnädigster Kaiser hat mir den schmeichelhaften Auftrag ertheilt, Ew. Durchlaucht dies Kästchen zu überreichen.

Noch einen Orden? fragte Potemkin beinahe entsetzt.

Nicht doch, Durchlaucht, das ist angemessenes Spielzeug für die großen Kinder, Sie aber sind ein großer Mann, und selbst wenn Sie Spielzeug goutiren, muß es noch einen ernsten und wissenschaftlichen Hintergrund haben. Mein Kaiser hat erfahren, daß Ew. Durchlaucht aus der Mineralogie ein Studium gemacht haben, und daß Sie eine kostbare Mineralien-Sammlung besitzen. Se. Majestät hat sich also erlaubt, Ihnen einige seltene Exemplare verschiedener Steine und Kiesel auszuwählen, und ich habe die Ehre, Ihnen dieselben im Namen des Kaisers zu überreichen.

Potemkin, dessen Müdigkeit und Gleichgültigkeit ihn plötzlich verlassen zu haben schien, öffnete rasch den Deckel des Kästchens, und ein Ausruf der Ueberraschung entfuhr seinen Lippen, als er den kostbaren Inhalt desselben betrachtete. Es waren indische Diamanten von seltener Größe und der herrlichsten Schleifung, türkische Rubinen von der feurigsten Purpurgluth, die blitzendsten Saphiren, die reinsten Turquoisen, große goldgeäderte Stücke Lapis-Lazuli, und die seltenen orientalischen Chrysopras, alle diese Steine ungefaßt in buntem Gemisch durcheinander, funkelnd und leuchtend in den wundervollsten Farbenblitzen.

Das ist in der That ein wundervolles Geschenk, eine seltene Ueberraschung, rief Potemkin, ohne die Augen von den blitzenden Steinen wegzuwenden und ganz im Anschauen derselben verloren. Ich sah nie einen so herrlich geschliffenen Brillant wie diesen hier, er strahlt ja wie ein vom Himmel gefallener Stern!

Alsdann ist er es würdig, von Ew. Durchlaucht aufgehoben zu werden, sagte Cobenzl sich verneigend.

Und dieser Saphir hier, fuhr Potemkin fort, selbst die Kaiserin besitzt kein so großes und so funkelnd reines Exemplar.

Die Czarin wird eben Ew. Durchlaucht selbst für den größten Edelstein in ihrer Krone, für ihren Saphir halten! Dies hier sind Turquoisen von dieser alten grünlichen Art, die das Entzücken aller Kenner und zugleich doch deren Verzweiflung erregen, weil man sie für schweres Geld nirgends mehr auftreiben kann, und —

Plötzlich unterbrach ſich Potemkin in ſeinem bewundernden Entzücken, und haſtig den Deckel des Käſtchens zuſchlagend, ſetzte er dasſelbe faſt beſchämt neben ſich auf den Tiſch hin.

Sie können Ihrem Souverain als Augenzeuge berichten, daß ich mich über ſein wahrhaft fürſtliches Geſchenk gefreut habe, ſagte Potemkin, ich werde ſelbſt noch heute dem Kaiſer meinen perſönlichen Dank darbringen. Und nun, mein Herr Graf, ohne Umſchweife, worin kann ich Oeſterreich gefällig ſein, und was wünſcht Kaiſer Joſeph von mir? Denn wenn man Geſchenke macht, hegt man hinwiederum auch einige Wünſche, die der Beſchenkte erfüllen ſoll. Sprechen Sie frei heraus, was iſt es?

Frei heraus alſo, Durchlaucht, der Kaiſer würde ſich freuen, wenn Sie dem öſterreichiſchen Cabinet Ihre Freundſchaft zuwenden und die Pläne unterſtützen möchten, welche daſſelbe hier verfolgt.

Und was ſind das für Pläne?

Oh, Ew. Durchlaucht ſind ein zu feiner politiſcher Kopf, um ſie nicht längſt errathen zu haben, und um nicht zu wiſſen, daß wir nur das Schlachtfeld verändert haben in dieſem großen Kampf gegen unſern Todfeind. Wir haben bis jetzt in Böhmen gekämpft um das baieriſche Erbe, jetzt ſetzen wir den Kampf in Petersburg fort, um die ruſſiſche Freundſchaft.

Aber hier hat Preußen bei weitem mehr Terrain und nimmt beinahe das ganze Schlachtfeld ein, Sie werden hier alſo einen ſchweren Kampf gegen daſſelbe haben!

Wenn Ew. Durchlaucht auf unſerer Seite ſtehen, nein! Preußen hat Orloff, Panin und den Großfürſten, aber —

Und wer ſagt Ihnen denn, daß Preußen nicht auch Potemkin für ſich hat? rief der Fürſt lachend. Sie ſehen ja, ich trage den preußiſchen Orden, weshalb alſo glauben Sie nicht, daß ich im Herzen auch ein Preuße bin?

Ich glaube das nicht, weil das ein politiſcher Fehler, eine moraliſche Schwäche wäre, deren beider Ew. Durchlaucht nicht fähig ſind. Sie dürfen und können niemals auf der Seite ſtehen, wo Ihre unerbittlichen und unverſöhnlichen Feinde ſchon vor Ihnen geſtanden haben, das würde heißen, ſich in das feindliche Lager flüchten, ſeine eigene Schwäche eingeſtehen, und indem man um Beiſtand bettelt, ſich vor

ſeinen Feinden demüthigen! Oh, Orloff, der es Ihnen niemals verzeihen kann, daß Sie es geweſen, der ihn aus der Gunſt der Kaiſerin verdrängt und ihn geſtürzt hat, Orloff könnte keine größere Genugthuung haben, als Ew. Durchlaucht jetzt hinter ſich zu ſehen, in ſeine Fußtapfen tretend und die Politik adoptirend, welche die ſeine iſt, und mit welcher er Sie bisher bekämpfte!

Orloff wird die Genugthuung niemals haben, rief Potemkin heftig.

Das iſt auch die Anſicht des Kaiſers, meines Herrn, und darum gerade hoffte er, daß Ew. Durchlaucht die Pläne Oeſterreichs unterſtützen werden.

Aber welches, ich frage noch einmal, welches ſind die Pläne Oeſterreichs?

Oeſterreich wünſcht ſich die Freundſchaft und das Bündniß Rußlands, das heißt, es möchte die Stelle einnehmen, welche Preußen hier bisher eingenommen.

Und möchte Preußen ganz und gar verdrängen und bei Seite ſchieben, nicht wahr?

Preußen, welches um die Gunſt der Kaiſerin buhlt, liebäugelt zugleich mit dem Großfürſten, es will ſich die Gegenwart und die Zukunft ſichern, und huldigt daher zwei Extremen, die ſich feindlich gegenüberſtehen. Es iſt ein Hauptplan des Königs von Preußen, die Kaiſerin mit dem Großfürſten zu verſöhnen, denn dadurch würde ſeine Partei für immer die herrſchende ſein. Ich weiß, daß noch geſtern Abend beim Miniſter Grafen Panin von dieſem Project die Rede war, und daß der Graf Görtz, der preußiſche Geſandte, die verſchiedenſten Vorſchläge zur Erreichung deſſelben machte.

Der preußiſche Geſandte war geſtern Abend bei Panin?

Nicht blos geſtern Abend, ſondern auch ſchon heute Morgen wieder, und von Panin kommend begab er ſich hierher zu Ew. Durchlaucht, um Ihnen den ſchwarzen Adlerorden und einen Brief des Königs von Preußen zu übergeben.

Wahrlich, Ihre Spione ſind ſehr gut und genau unterrichtet, rief Potemkin verwundert.

Sie werden auch ſehr gut und pünktlich bezahlt, Durchlaucht, ſagte Cobenzl lächelnd.

Und was zum Beiſpiel ſchlug denn der Graf Görtz vor, um den

großen Zweck einer Aussöhnung zwischen der Kaiserin und ihrem Sohn zu erreichen?

Graf Görtz meinte, man müsse sich vor allen Dingen nach mächtigen Bundesgenossen umsehen; Panin, der Großfürst und Graf Görtz selber seien wohl nicht im Stande, gegen den Kaiser Joseph und Ew. Durchlaucht das Feld zu behaupten, man müsse also zweierlei versuchen. Erstens: Ew. Durchlaucht selber für Preußen zu gewinnen mit Schmeicheleien, Versprechungen und Orden.

Das hat man versucht, das ist wahr! rief Potemkin erstaunt. Ihre Spione sind gut, wirklich sehr gut! Weiter! Was wollte man zweitens versuchen?

Zweitens wollte man einen mächtigen Bundesgenossen herbeirufen und den Grafen Orloff bitten, seine Güter zu verlassen, um nach Petersburg zu kommen.

Potemkin sprang auf, und den Grafen mit glühenden weitaufgerissenen Augen anstierend, rief er: Das hat Graf Görtz vorgeschlagen? Er, der eben erst hier war, der —

Der Ew. Durchlaucht für Preußen zu gewinnen suchte, ja, der hat den Vorschlag gemacht, Ihren Todfeind, den Grafen Orloff, herzurufen, oder vielmehr der Kaiserin den Wunsch einzublasen, daß sie Orloff gleichsam als eine Schutzwehr gegen Ew. Durchlaucht herbeirufe, um Sie zu erschrecken und im Zaum zu halten.

Das ist ein infernalischer Plan, aber ich sehe es ihm an, daß er echt ist, er trägt die heimtückischen Gedanken Panins an der Stirn, rief Potemkin, mit großen Schritten auf und ab gehend.

Graf Cobenzl schaute ihm mit lächelnder Miene zu, und als der Fürst immer noch schwieg, nahm er das breite Band des Ordens und ließ es spielend und lächelnd durch seine Hände auf- und niederrauschen.

Auf einmal blieb der Fürst vor Cobenzl stehen, und sein Antlitz hatte jetzt einen energischen, kühnen Ausdruck angenommen, alle seine Züge drückten Muth, Entschlossenheit und Spannung aus.

Herr Graf Cobenzl, sagte er, ich kenne die Wünsche und Pläne Oesterreichs, und werde sie jetzt unterstützen. Ich mache Ihre Sache zu der meinigen, denn für mich heißt jetzt die Frage nicht: Oesterreich oder Preußen, sondern: Potemkin oder Orloff! An diesem Ausspruch können Sie sehen, daß ich es ehrlich mit Oesterreich meine, aber Oester-

reich muß nun auch seinerseits ehrlich mit mir sein, und ohne vom Wege abzuspringen, mit mir dieselbe Straße gehen.

Oesterreich ist von ganzem Herzen bereit dazu.

Oesterreich muß auf meine Pläne eingehen, sie unterstützen und die Parole annehmen, die ich ihm gebe. Diese Parole ist: Die Eroberung der Türkei! Das ist das große Zauberwort, mit welchem ich das Herz Katharina's immer wieder zu mir zwinge, mit welchem ich ihren Ehrgeiz anfeuere, ihre Energie wecke, wenn sie ermatten will, das ist der große Opiumtraum, mit welchem ich Katharina erheitere, wenn die Langeweile der schläfrigen Wirklichkeit sie zu Boden drückt. Die Eroberung der Türkei, das ist der Schild, mit welchem ich mich zuweilen auch gegen meine Feinde schütze. Denn, Sie wissen es, und ich mache kein Hehl daraus, ich habe Feinde, mächtige Feinde, die alle Tage das Ohr der Kaiserin belagern und mich verleumden und verdächtigen, die ihr sagen, ich habe Nichts im Auge als die Befriedigung meines Ehrgeizes und meine eigene Größe. Oh sie haben schon mächtig eingewirkt auf Katharina's Character, sie haben ihre große Seele mit Schmeicheleien verweichlicht, so daß sie nicht mehr im Stande ist, eine unangenehme Wahrheit ohne Zorn zu hören; sie haben ihr großes Herz mit Mißtrauen und Argwohn erfüllt, so daß sie selbst Mir oft nicht ganz mehr traut, und daß ich oft zu den gefährlichsten Mitteln meine Zuflucht nehmen muß, um mir bei Katharinen mein Ansehen und meine Stellung zu bewahren. Wir sehen hier niemals rückwärts oder vorwärts, sondern werden allein von den Eindrücken des Augenblicks regiert. Ein guter und treuer Unterthan weiß daher nie, wie er sein Benehmen einzurichten habe. Wäre ich gewiß, gelobt zu werden, wenn ich Gutes, und getadelt zu werden, wenn ich Schlechtes thue, so wüßte ich doch, was ich zu erwarten habe. Aber diese Unterscheidungskraft fehlt, und wenn den Leidenschaften geschmeichelt wird, fragt man niemals den Verstand um Rath.*) Aber dies Alles, ich schwöre es bei dem Grabe meiner Mutter, dies Alles soll jetzt anders werden, ich will meine Gewalt über die Kaiserin ganz und ungetheilt wieder gewinnen, ich will wieder der Herr werden, und Niemand soll es mehr wagen, mir meine Herrschaft noch streitig zu machen! Wehe meinen Feinden, sie sollen

*) Potemkins eigene Worte. Siehe: v. Raumer. Th. V. S. 573.

zittern unter dem Fußtritt Potemkins, ich will sie vernichten, wo ich sie finde, und wäre es selbst auf den Stufen des Thrones!

Und indem Potemkin so sprach, ballte er seine Hände zur Faust zusammen und hob seine starken herkulischen Arme wie zum zerschmetternden Schlag empor.

Oesterreich wird immer bereit sein, Ew. Durchlaucht seinen Beistand gegen alle Ihre Feinde zu verleihen, sagte Graf Cobenzl eifrig.

Ich glaube das, rief Potemkin, von dem höchsten Zorn jetzt zu der besonnensten Ruhe übergehend, ich glaube das, denn es liegt in Eurem Vortheil. Ihr wißt, daß nur Ich Euch helfen kann, Eure Zwecke zu erreichen, und Euer Zweck ist: Ihr wollt Rußlands ganze Politik umgestalten, Ihr wollt uns neue Freundschaften und neue Feindschaften geben. Wir sollen mit Preußen brechen, das heißt, wir sollen auch dem Freundschaftsbündniß mit Frankreich entsagen, denn Ihr wißt wohl, daß Preußen und Frankreich jetzt wieder zusammenstehen. Wir sollen mit Oesterreich uns verbünden, Oesterreich will alsdann seine alten Verbindungen mit Frankreich brechen und England mit hineinziehen in den russisch-österreichischen Bund, um dadurch Frankreich und Preußen zu isoliren. Der Plan ist gut und kann gelingen, wenn Ihr klug seid und besonnen.

Und was nennen Ew. Durchlaucht klug und besonnen sein?

Ich nenne das: genau das Betragen abwägen, welches man gegen die Kaiserin beobachten will! Ich wage es nicht, dem Kaiser Joseph hierin einen Rath ertheilen zu wollen, aber ich gebe ihn Ihnen. Sie sind seit kaum einem Jahr hier, und Sie haben oft Gelegenheit, mit der Kaiserin zusammen zu sein. Ueberlegen Sie jedesmal erst mit mir das, was Sie der Kaiserin in Hinsicht auf politische Dinge sagen wollen, damit wir immer übereinstimmen und niemals in unsern Ansichten divergiren. Vermeiden Sie Alles, was wie List oder Verstellung aussieht, lassen Sie fühlen, daß dies nur die Eigenschaften Ihrer preußischen Gegner seien, und daß Sie dieselben verachten und verwerfen. Schmeicheln Sie so viel als möglich, Sie können nicht zu viel Salbung dabei anbringen, aber schmeicheln Sie der Kaiserin für das, was sie sein *sollte*, nicht für das, was sie ist.*) Zeigen Sie immer Oesterreichs Bereitwillig-

*) Potemkins eigene Worte. Siehe: v. Raumer, Beiträge ꝛc. Th. V. S. 485.

keit, auf der Kaiserin große Zukunftspläne einzugehen, und statt wie Preußen zurückzuschrecken vor ihrer Eroberungsluſt, huldigen Sie derſelben. Befolgen Sie dieſen Rath, und Sie werden ſehen, in einigen Monaten ſchon ſteht Oeſterreich hier an Preußens Stelle, der Vertrag mit Preußen wird nicht erneuert werden, und meine und Ihre Feinde werden von uns auf lange, wenn nicht auf immer beſiegt ſein. Dann, wenn es ſo weit iſt, wenn ich der unbeſtrittene, allmächtige Herr an dieſem Hofe bin, wenn dieſe elende Welt der Schmeichler und der Sclaven vor mir zittert und den Staub meiner Füße leckt, dann will ich ſie mit einem einzigen Fußtritt von mir ſtoßen dieſe elende Welt, und will mich aus allen dieſen Laſtern und dieſer Verderbtheit retten in die Einſamkeit des Landlebens, oder in das Schweigen des Kloſters. Wie eine Sonne will ich ſcheinen und freiwillig erlöſchen.

Ew. Durchlaucht belieben zu ſcherzen, ſagte Cobenzl lächelnd, die Macht und Größe iſt eine Götterſpeiſe, deren man nie überdrüſſig wird, und die man nie freiwillig aufgiebt.

Ich bin ihrer überdrüſſig, ſagte Potemkin müde, und freiwillig gebe ich ſie auf, aber gezwungen niemals! So lange ich noch Feinde habe, die mich ſtürzen könnten, bleibe ich; wenn es die nicht mehr für mich giebt, dann kann ich gehen, dann —

Ein lautes Klopfen an der Thür unterbrach ihn, und einer der Hausofficiere Potemkins trat eilig herein.

Was willſt Du ſchon wieder, und was wagſt Du hier einzutreten? ſchrie Potemkin, heftig mit dem Fuß ſtampfend.

Verzeihung, Durchlaucht. Der Kammerdiener des Kaiſers von Oeſterreich bringt einen eigenhändigen Brief des Kaiſers an den Herrn Grafen Cobenzl, und hat Befehl, ihn ſogleich in Gegenwart Ew. Durchlaucht abzugeben.

Ein ſeltſamer Befehl in der That, rief Potemkin, aber wir wollen ihm genügen. Laß den Kammerdiener des Kaiſers hier eintreten!

Der Officier ſchlug die Portière zurück und Günther, der vertraute Kammerdiener Joſephs, trat ein. Den Fürſten mit einer tiefen Verbeugung grüßend, ſchritt er gerade auf den Geſandten hin und überreichte ihm einen Brief.

Ein Handſchreiben Sr. Majeſtät, ſagte Günther laut. Excellenz

möchten daſſelbe ſogleich leſen. Es bedarf keiner Antwort, es genügt, daß ich es Ew. Excellenz ſelbſt übergeben habe.

Und ſich abermals tief verneigend, näherte ſich Günther, rückwärts gehend, der Thür und verſchwand hinter der Portière.

Ew. Durchlaucht erlauben, daß ich in Ihrer Gegenwart leſe? fragte Graf Cobenzl.

Leſen Sie, leſen Sie! Ohne Zweifel iſt es die Abſicht des Kaiſers, daß Sie den Brief in meiner Gegenwart leſen, erfüllen Sie alſo dieſe Abſicht.

Graf Cobenzl öffnete haſtig das Couvert und zog deſſen Inhalt hervor. Aber dies war nicht ein offenes, ſondern wiederum ein verſiegeltes Schreiben.

Oh, diesmal bin ich nicht der Empfänger, ſondern nur der Ueberbringer eines Briefes, ſagte Graf Cobenzl. Dieſes Schreiben hier iſt an Ew. Durchlaucht gerichtet. Es iſt des Kaiſers eigene Handſchrift, welche ich auf der Adreſſe erkenne.

Er reichte Potemkin den Brief dar, welchen dieſer haſtig ergriff und eilig erbrach.

Aber kaum hatte er ſeine Blicke auf den Inhalt deſſelben gerichtet, als er einen wilden Schrei ausſtieß, und wie von einem electriſchen Schlag durchzuckt, erbleichte und taumelte.

Um Gottes willen, rief Cobenzl entſetzt, was bedeutet dies? Ew. Durchlaucht ſind unwohl, wie es ſcheint? Erlauben Sie mir, Ihre Dienerſchaft und Ihre Aerzte zu rufen!

Er wollte nach der Thür eilen, aber Potemkin legte ſeinen Arm feſt auf des Grafen Schulter und hielt ihn zurück. Leſen Sie, ſagte er mit heiſerer, dumpfer Stimme, leſen Sie, daß ich höre, ob ich recht geſehen habe!

Er reichte dem Grafen das kaiſerliche Schreiben dar, und Cobenzl las: „Mein lieber Fürſt! Ich will Sie nicht, um mir Ihre Freundſchaft zu erwerben, mit Schmeicheleien und Verſprechungen füttern. Ich verſpreche Ihnen keine Herzogthümer, keine Prinzeſſinnen, keinen Schutz in der Zukunft, weil ich überzeugt bin, daß Sie durch Ihre eigene Macht ſich alles das ſelbſt verſchaffen können, was wir armen Sterblichen Ihnen zu bieten vermögen. Aber ich will Ihnen einen Dienſt erzeigen, und daraus mögen Sie die Aufrichtigkeit meiner Ge-

sinnungen ermessen. Vor einer Stunde ist Graf Gregor Orloff auf den Wunsch des Großfürsten und Panin's in Petersburg angelangt, und begiebt sich so eben zur Kaiserin, um eine geheime Unterredung mit ihr zu haben. Joseph."

Es ist also wahr, ich habe nicht falsch gelesen, schrie Potemkin, es sind nicht meine Gedanken, meine geheimen Befürchtungen, welche da als gespensterhafte Buchstaben sich in Schlachtordnung auf dem Papier aufstellten, es steht geschrieben: „Gregor Orloff ist in Petersburg, und er hat eben eine geheime Unterredung mit der Kaiserin?" Es steht so da?

Es steht so da, Durchlaucht, sagte Cobenzl ruhig.

Potemkin stieß einen Wuthschrei aus und sprang vorwärts wie ein Stier, der eben im Begriff ist, sich mit einem wüthenden Stoß auf seinen Feind zu stürzen.

Gregor Orloff ist bei Katharinen, und ich kann ihn nicht erwürgen, ihn nicht todt zu ihren Füßen niederschleudern, nicht —

Auf einmal verstummte er und ein triumphirendes Lächeln erhellte sein Angesicht. Ich habe noch meinen Schlüssel, sagte er laut vor sich hin, ich werde Katharina zwingen, mich zu hören, wenn sie Orloff gehört hat. — Herr Graf, fuhr er fort, sich an Cobenzl wendend, ich muß Sie jetzt bitten, mich zu verlassen, denn ich muß zur Kaiserin, sogleich auf der Stelle! Gehen Sie zu Ihrem Kaiser, sagen Sie ihm, daß ich ihm danke für seinen Brief, und daß, wenn es mir gelingt, dieses Unwetter, das über mir schwebt, zu besiegen, er auf ewig an mir einen dankbaren Schuldner und Diener finden soll. Aber jetzt kein Wort mehr, Herr Graf! Leben Sie wohl, und wenn Sie Lust haben, beten Sie für mich, oder besser, überlegen Sie, was für ein Drama Sie am Tage meines Begräbnisses zur Erheiterung des Hofes aufführen wollen.

Ach, an dem Tage könnten wir nur Voltaire's Meisterwerk: „Julius Cäsars Tod" aufführen, sagte Graf Cobenzl lächelnd, aber Gott verhüte eine solche Aufführung. Ich eile zu meinem Souverain, um ihm die Worte Ew. Durchlaucht zu hinterbringen.

Potemkin, vor Ungeduld zitternd, die bleichen Lippen fest aufeinander gepreßt, blieb mitten im Zimmer stehen, und rasch und ungestüm mit dem Fuß stampfend, als schlüge er den Takt zu der wilden Melodie

ſeiner Gedanken, folgten ſeine flammenden Blicke jeder Bewegung des Grafen, der ſich mit ſeinem gewöhnlichen zierlichen und tänzelnden Schritt der Thür näherte und noch vor derſelben ſtehen blieb, um dem Fürſten eine regelrechte Verbeugung zu machen.

Aber kaum war die Portière hinter Cobenzl niedergefallen, als Potemkin wie ein Raſender vorwärts ſprang, mit wilden Sätzen den Salon durcheilend und in ſein Schlafzimmer ſtürzend. Zu dem Schreibſecretair, der da neben ſeinem Bett ſtand, hinſpringend, ſchloß Potemkin denſelben auf, und haſtig einige Chatoullen, die mit Ketten, Brillanten und Gold angefüllt waren, herausziehend und zur Erde ſchleudernd, daß ihr koſtbarer Inhalt weit im Zimmer umher flog, ſchien er mit zitternden Händen nach irgend Etwas zu ſuchen. Jetzt hatte er es gefunden, jetzt drückte er an einer Feder, und ein verborgenes Schubfach that ſich auf.

Dieſes Schubfach enthielt nichts als einen Schlüſſel! Aber Potemkin nahm ihn mit einem Freudenſchrei, und ohne daran zu denken, die umhergeſtreuten Schätze, die vielleicht eine Million werth ſein mochten, wieder vom Boden aufzuſammeln, ſtürzte er wieder aus dem Schlafzimmer, vorwärts in ſein Cabinet, durch dieſes hindurch in ein dunkles, kleines Vorzimmer, dann über Corridore, Gänge und Treppen, vorwärts, immer vorwärts, athemlos, keuchend, aber vorwärts.

Jetzt ſtand er am Ende eines langen, öden Corridors. Hier ſchien er am Ende ſeines Reichs angelangt, und dieſe öde, weiße Wand ſchien die undurchdringliche Mauer zu ſein, welche die von Potemkin bewohnte Eremitage von den Räumen des kaiſerlichen Winterpalaſtes trennte.

Aber da, ganz am äußerſten Ende dieſer Mauer befand ſich eine kleine, kaum bemerkbare Vertiefung. Potemkin ſenkte ſeine Hand in dieſe Vertiefung und drückte an einer Feder. Sofort ſchien ſich die Wand aufzuthun und eine Thür ſprang auf. Aber hinter dieſer Thür befand ſich abermals eine Thür, die Thür zu dem geheimen Gang, welcher von Potemkins Wohnung gerade zu dem Winterpalaſt und zu den Gemächern der Kaiſerin führte.

Die Thür war verſchloſſen. Aber Potemkin hatte den Schlüſſel, welcher ſie öffnete.

Dank dieſem Schlüſſel ſprang er jetzt vorwärts durch die geöffnete Thür, weiter durch die öden Gänge und Gallerien. Und jetzt ſtand

er vor der kleinen Thür, welche gerade in die Gemächer der Kaiserin führte.

Der Schlüssel paßte auch zu dieser Thür, und indem Potemkin ihn leise in das Schloß senkte, murmelte er: Ich bin gerettet! Ich werde siegen!

IV.

Kaiserin Katharina.

Tiefe Stille herrschte in den Gemächern der Kaiserin; die prunkenden goldfunkelnden Säle, in denen sich allabendlich die von Gold, Juwelen und Ordenssternen funkelnde Hofgesellschaft versammelte, waren jetzt noch verödet und leer. Katharina hatte für diesen Vormittag die befohlene große Cour abgesagt, sie hatte Befehl ertheilt, daß Niemand vorgelassen werde, weil sie allein sein wolle, um zu arbeiten.

Aber sie war nicht allein! Sie war in ihrem, neben ihrem Schlafzimmer befindlichen Cabinet, und bei ihr war der Graf Gregor Orloff, der Mörder ihres Gemahls, der Geliebte ihrer früheren Tage.

Die Kaiserin lag halb hingegossen auf dem von purpurrothem Sammet überzogenen Ruhebette, und ihre klugen, blitzenden Augen waren mit einem Ausdruck innigster Herzlichkeit auf Orloff hingerichtet, der ihr gegenüber saß. Katharina war, trotz ihrer funfzig Jahre, noch immer eine schöne Frau; selbst das Alter schien Respect gehabt zu haben vor dieser hohen Stirn, welche eine Krone trug, und hatte kaum mit der Spitze seines Fingers sie zu berühren gewagt; ihr Auge hatte noch immer das Feuer der Jugend, ihr Mund das reizende coquette Lächeln ihrer früheren Tage bewahrt, und in ihrem Busen glühte noch immer das leidenschaftliche, liebebegehrende, unruhige, bewegliche Herz eines Mädchens von sechszehn Jahren. Dieses Herz war noch immer des glühenden Hasses, der leidenschaftlichsten Liebe fähig, und dieses energische, interessante Antlitz war immer noch im Stande, zu gefallen und Liebe zu erwecken.

Und in dieser Stunde wollte Katharina Orloff gefallen, in dieser Stunde träumte sie sich zurück in die goldenen Sonnentage ihrer

Jugendliebe, und mit wehmüthiger Theilnahme ſuchte ſie auf dem harten, alternden Geſicht des Grafen Orloff die verblichene Schönheit, welche ſie einſt an ihn gefeſſelt hatte. In dieſer Stunde war Katharina nicht die Kaiſerin, ſondern das Weib, und ſie dachte nicht an die Krone, welche einſt Gregor Orloff mit blutigen Händen auf ihr Haupt geſetzt, ſondern nur an die Myrthen und Roſen, mit denen er ſie umkränzt hatte.

Sie hatten ſich anfangs von gleichgültigen Dingen unterhalten, dann war die Kaiſerin verſtummt und in dieſes wehmüthige Schweigen verſunken, das den Grafen zu ängſtigen begann.

Majeſtät haben mir befohlen, ſagte er leiſe, befohlen, hierher zu kommen und —

Katharina hob ihren ſchönen, nur halb bedeckten Arm ein wenig von dem Ruhekiſſen empor, und winkte ihm mit ihrer von Brillanten funkelnden Hand.

Still, Orloff, ſtill, flüſterte ſie leiſe. Nenne mich nicht Majeſtät, es hört uns ja Niemand! Sag' nicht, daß ich Dir befohlen habe, hierher zu kommen!

Meine gnädige Kaiſerin, ſtammelte Orloff, ich —

Kaiſerin! rief Katharina glühend, ſteh' ich denn vor Dir als Deine Kaiſerin, Gregor? Nein, nein, Orloff, ich bin hier nur ein Weib, ein Weib, das Dich einſt ſehr geliebt hat, und das auch heute noch nicht erröthet, es Dir zu ſagen. Oh, ſie ſagen wohl von mir, ich ſei kein frommes Weib, ich habe mich verblenden laſſen von dem Religionsſpötter Voltaire, aber ſie irren ſich, die guten, dummen Menſchen, ich bin doch fromm, und ich habe doch eine Religion, über welche ich ſelbſt Voltaire nicht erlaubt haben würde zu ſpotten, das iſt die Religion der Erinnerungen, Gregor! Dieſer meiner Religion habe ich in meinem Herzen Tempel gebauet, und Dich betrachte ich als den erſten Hoheprieſter in demſelben! Deshalb auch, Gregor, habe ich Dich herberufen, wir wollen zuſammen einen Gottesdienſt halten in unſerm Tempel!

Graf Orloff murmelte einige unzuſammenhängende, verlegene Worte. Dieſe glühende, wehmuthsvolle Sprache der Kaiſerin machte ihn befangen, er verſtand ſie nicht und vermochte ihr nicht darin zu antworten; er war immer nur der Mann der That, des Handelns und

des Kämpfens gewesen, aber die Poesie des Herzens, die Gluth der Phantasie hatte ihm immer gefehlt.

Orloff verstand also die Sprache Katharinens nicht, aber er verstand ihr Lächeln und ihre Blicke, und er eilte zu ihr hin, und ein Knie vor ihr beugend, küßte er zärtlich ihre dargereichte Hand.

Gregor, sagte die Kaiserin leise und zärtlich, ich habe Dich rufen lassen, weil ich mit Dir zu sprechen habe über die Zukunft Deines Sohnes!

Ew. Majestät sprechen von Basile Bobrinsky? fragte Orloff, noch immer vor Katharinen knieend und lächelnd zu ihr aufblickend.

Ja, von ihm, sagte Katharina, von Deinem Sohn oder, wenn Du lieber willst, von unserm Sohn!

Von unserm Sohn, Katharina! rief der Graf heftig. Eure Majestät bekennen sich zu ihm als seine Mutter, und Sie haben doch seinen Vater aus Ihrem Herzen verstoßen, Sie haben mich aufgeopfert um eines Mannes willen, den ich hasse, nicht weil er mein glücklicher Nebenbuhler ist, sondern weil er die Liebe der großen Katharina nicht verdient, weil er nichts ist als ein Ehrgeiziger, ein Verschwender, ein herzloser Schacherer, der in jeder Stunde bereit ist, nicht blos die Ehre Rußlands, sondern die Liebe seiner Kaiserin zu verkaufen, wenn man ihm nur einen genügenden Kaufpreis dafür zu bieten vermag. Oh, es macht mich rasend, zu denken, daß Gregor Orloff einem Potemkin hat weichen müssen!

Katharina legte lächelnd ihre weiße Hand auf Gregor's Lippen.

Still, sagte sie, schilt ihn mir nicht, mein Freund. Sagte ich Dir nicht, daß ich der Religion der Erinnerungen angehöre, und daß ich heute einen Gottesdienst halten will in ihrem Tempel? Und Dich, Gregor; habe ich herberufen lassen, um diesen Gottesdienst mit mir zu begehen, und ein förmliches und heiliges Opfer niederzulegen auf dem Altar unserer Gottheit. Ich will Friede haben, Gregor, Friede mit meiner Vergangenheit, Friede auch in der Gegenwart und Zukunft! Ich will nicht, daß die beiden Männer, die meinem Thron und meinem Herzen am nächsten sind, in wilder Feindschaft und unversöhnlichem Haß einander so nah sich gegenüber stehen! Die Liebe soll Euren Haß versöhnen und diese Feindschaft enden, und über den Häuptern eines glücklichen Liebespaars sollen sich Orloff und Potemkin, die beiden größten Männer meines Reiches, ihre Hände geben! Ich bitte Dich also, Gregor, und Du siehst wohl, ich spreche nicht zu Dir als

Deine Kaiserin, sondern als die Katharina, welche Dich einst sehr geliebt hat, ich bitte Dich, Gregor, sage nicht Nein zu dem, was ich Dir jetzt vorschlagen will! Gieb Deine Einwilligung, daß unser Sohn Basile Bobrinsky die Gräfin Alexandra, Potemkins Nichte, heirathe!

Niemals, rief Orloff mit donnernder Stimme, indem er grimmig aufsprang, wie ein verwundeter Stier. Niemals, sage ich, werde ich einwilligen, daß mein Bastard die Dirne eines so verächtlichen Thoren als Potemkin heirathe!*)

Katharina richtete sich von ihrem Ruhelager empor, aber nicht im Zorn, sondern ruhig und sanft, und fast mit der Unterwürfigkeit eines liebenden Weibes.

Du willst mir diesen meinen Lieblingswunsch nicht gewähren, Gregor? fragte sie wehmüthig.

Ich kann nicht, Katharina, ich kann nicht, rief der Graf wild. All mein Blut empört sich schon bei dem Gedanken, daß mein Sohn der Verwandte Potemkins werden könnte. Nein, nein, kein Band der Liebe soll jemals meine Hand fesseln, daß sie, wenn sie es vermag, nicht wie ein Beil niederfällt auf den Nacken Potemkins und ihm das Haupt von seinem Rumpf trennt!

Katharina legte zum zweiten Mal ihre Hand auf Orloffs Mund. Still, Du wilder Riesengeist, sagte sie lächelnd, mußt Du nicht immer, wie Jupiter, Blitze schleudern und Titanen stürzen? Aber Du weißt wohl, daß Du mir so gefällst, und daß ich Dich am meisten liebte, wenn ich vor Dir zitterte. Ein Weib ist nur dann ganz glücklich, wenn sie sich in schaudernder Ehrfurcht beugt vor einem wahren Mann. Aber welch' ein Triumph alsdann, diesen Mann wieder in Liebe vor ihr sich beugen und ihn gehorsam zu sehen. Gönne mir heute diesen Triumph, Gregor! Ich will Dir meinen Lieblingswunsch opfern, und Bobrinsky soll nicht Potemkins Nichte Alexandra heirathen.

Seine Nichte, rief Orloff, sag' lieber seine Geliebte!

So ist es nicht, so falsch und treulos kann Potemkin nicht sein, rief Katharina heftig.

Sie ist es, Alexandra ist Potemkins Geliebte, der ganze Hof kennt und sieht diesen Scandal!

---

*) Orloffs eigene Worte. Siehe: Raumer, Beiträge ꝛc. Th. V. S. 402.

Wenn es so ist, und ich werde strenge untersuchen, wenn es so ist, so soll Potemkin meine Rache und meinen Zorn empfinden, und nichts vermag ihn alsdann noch vor dem Verderben zu schützen! rief Katharina mit flammenden Augen. Aber ich sage Dir, es ist nicht so, und wie sehr Potemkin auch fehlen mag, diesen Vorwurf verdient er nicht.

Ew. Majestät gestehen also doch ein, daß er Fehler hat, der große Potemkin? fragte Orloff mit einem wilden Lachen.

Ich gestehe es ein, sagte Katharina sanft, und gerade um Potemkins Fehler willen habe ich Dich herberufen!

Mich?

Dich, Gregor Orloff, den Treuesten der Treuen! Gregor, Du hast mir in Deinem Leben große Dienste erzeigt, und mich zu ewigem Dank verpflichtet, Dir verdanke ich meine Krone und Du bist einer der leuchtendsten Edelsteine in derselben. Aber dennoch erwarte ich jetzt noch einen Dienst von Dir, der fast noch größer ist als Alles, was Du bisher für mich gethan, und ich will Dich um etwas bitten, was für meine Ruhe von größerer Wichtigkeit ist, als Alles, was ich jemals von Dir verlangt habe!

Sprich, meine Kaiserin, sprich, und wenn es in meiner Macht steht, werde ich Deinen Befehl erfüllen, sagte Orloff, tief ergriffen von dem zugleich hoheitsvollen und feierlichen Wesen Katharina's.

Sie legte sanft ihre Hand auf Orloff's Schulter und blickte bittend zu ihm auf. Werde ein Freund Potemkins, sagte sie mit ihrem süßesten Ton. Wirke durch Dein Beispiel auf diesen außerordentlichen Mann, daß er vorsichtiger sei in seinem Benehmen, aufmerksamer auf die Pflichten der größten Aemter, die er bekleidet, sorgsamer, sich Freunde zu erwerben, und nicht, zum Lohn für alle meine Achtung und Freundschaft, mein Leben in eine ununterbrochene Scene des Elends zu verwandeln. Um Gotteswillen, Orloff, suche Potemkins Bekanntschaft, vermehre meine Verpflichtung gegen Dich, indem Du jetzt noch einmal mein persönliches Glück sicherst und mich bewahrst vor den Stürmen, die täglich und stündlich mein armes Haupt umbrausen!*) Willst Du das thun, Gregor, willst Du mich retten?

---

*) Der Kaiserin eigene Worte.

Sie lehnte ihr stolzes Haupt auf seine Schulter und schaute zärtlich flehend zu ihm auf.

Sie wissen es, Majestät, daß ich Ihr Sclave bin, rief Orloff glühend. Mein Leben steht in Ihrer Hand. Wenn Potemkin den Frieden Ihres Gemüthes stört, befehlen Sie, und er soll unverzüglich verschwinden, Sie sollen nie mehr von ihm hören! Aber, Madame, bei meinem Character und meinem Ruf, mich mit Hofränken einzulassen, die Freundschaft eines Menschen zu suchen, den ich als Mann verachten und zugleich als den Größten im Staat betrachten muß, verzeihen Ew. Majestät, wenn ich diesen Auftrag ablehne!

Gregor, Du willst also meinen Wunsch nicht erfüllen? rief Katharina, in Thränen ausbrechend. Grausamer Mann, so gehe denn, und laß mich allein mit meinen Schmerzen!

Ew. Majestät wollen es, ich gehe also, sagte Orloff, indem er sich tief verneigte und das Zimmer durchschritt.

Katharina stieß einen tiefen Seufzer aus und sank wie zerbrochen auf einen Fauteuil nieder.

Dieser Seufzer indeß schien beredter als alle Worte Orloff zurückzurufen. Schon an der Thür angelangt, wandte er sich um und kehrte zur Kaiserin zurück.

Weinen Sie um Potemkin, Madame? fragte er. Sie wissen ohne Zweifel, daß er keine wahre Anhänglichkeit an Sie hat, und überall nur sein eigenes Interesse zu Rathe zieht, daß er nur für die List ein überlegenes Talent besitzt, daß er sich bestrebt, Ew. Majestät allmälig von den Geschäften abzulenken und in einen Zustand trunkener Sicherheit einzulullen, um sich selbst mit der höchsten Gewalt zu bekleiden.

Orloff, schone mich, höre auf! bat Katharina, die Hände flehend zu dem Grafen erhebend.

Aber Orloff, ungerührt von ihren Thränen, fuhr lauter und heftiger fort: Potemkin hat Ihrer Flotte wesentlich geschadet, Ihr Heer zu Grunde gerichtet, und, was noch schlimmer ist, Ihren Ruf in den Augen der Welt erniedrigt und die Liebe Ihrer getreuen Unterthanen von Ihnen abgewandt. Wollen Sie sich eines so gefährlichen Mannes entledigen, so steht Ihnen mein Leben zu Diensten; ziehen Sie aber vor, zu zögern, mit ihm zu temporisiren, so kann ich bei der Ausführung

von Maßregeln nicht nützlich ſein, wo Schmeichelei, Heuchelei und Doppelzüngigkeit die nothwendigſten Eigenſchaften ſind.

Ich glaube Dir, oh leider, ich glaube Dir, rief die Kaiſerin ſchmerzlich weinend. Potemkin verdient alle die Vorwürfe, die Du ihm machſt, mein Verſtand ſieht es ein, aber mein Herz iſt dennoch zu ſchwach, um ihn ſo zu ſtrafen, wie er es verdient. Oh, die goldenen Tage meiner Energie ſind von mir gewichen, Gregor, das Alter hat an meinem Character gerüttelt, und einſehend, was ich thun müßte, habe ich doch nicht die Kraft, es thun zu wollen.

Ein Wort von Ew. Majeſtät, ein Wink Ihres Auges, ich wiederhole es Ihnen, und Potemkin iſt verſchwunden, und Sie ſollen nie wieder von ihm hören, und Rußland iſt befreit von dieſem Vampyr, der ihm ſeine Ehre, ſeine Schätze und ſeine Kraft ausſaugt.

Nein, nein, Gregor, keine Gewaltmaßregeln! rief die Kaiſerin angſtvoll. Ich danke Dir für Deinen Vorſchlag, Gregor, ich werde es Dir nie vergeſſen, daß Du freudig abermals bereit warſt, für mich Dein Leben zu wagen, um mich von dem Feind zu befreien, der meine Ruhe bedroht, und mein Leben vergiftet. Aber ich kann Dir dieſen Feind noch nicht opfern, mein Herz hat nicht den Muth zu ſagen: „tödte den Rieſen, der mit ſeinem Schatten meinen Thron verdunkelt.“ Oh, mir ſcheint, ganz Rußland würde erbeben von dem Fall dieſes Rieſen, und wie von einem Erdbeben müßte dies Schloß hier über mir zuſammenſtürzen. Du ſiehſt, Gregor, ich bin ein armes, ſchwaches Weib, ich habe ſelbſt nicht mehr den Muth zu ſtrafen!

Ich ſehe, daß Ew. Majeſtät den Verderber meines Vaterlandes höher ſtellen als das Vaterland, ſagte Orloff düſter. Um Potemkin zu erhalten, opfern Sie ihm Rußland! Und da es ſo iſt, Majeſtät, habe ich hier nichts mehr zu ſagen und zu thun. Um Gerechtigkeit zu üben, hätte ich für Sie ſelbſt das Amt eines Henkers übernommen, und mit dem Beil das Haupt des Schuldigen getroffen, aber die Schleichwege der Lüge und Intrigue, der unſichtbaren Bosheit, und lichtſcheuen Feigheit, die mit Nadelſtichen tödtet, dieſe Schleichwege ſind nicht für mich! Die gleißneriſchen Eidechſen, Eure Höflinge, mögen behende darauf hinglitſchen, aber der Stier Orloff hat keinen Platz darauf. Leben Sie wohl, Katharina, und laſſen Sie mich zurückkehren nach Gatſchina, denn hier bin ich nichts nütze! Leben Sie wohl!

Er näherte ſich der Kaiſerin, und ihre Hand nehmend drückte er einen glühenden Kuß auf dieſelbe, dann wandte er ſich um, und das Gemach durchſchreitend öffnete er die Thür, die in die lange Reihe der Empfangsſäle führte. Langſam durchſchritt er dieſe Gemächer, das Haupt gebeugt, ſorgenvoll und traurig, — und ſorgenvoll und traurig, mit unverwandten Blicken ſchaute die Kaiſerin dieſer hohen, ſtolzen Geſtalt nach, auf die ſie ſich hatte lehnen wollen in ihren Aengſten, und die ſie jetzt auch verließ. Eine unausſprechliche Angſt überkam ſie, ein Gefühl grenzenloſen Alleinſeins, rettungsloſen Verderbens.

Orloff, Orloff, rief ſie laut, und mit beflügelten Schritten eilte ſie vorwärts, flog ſie durch die Zimmer ihm nach, welcher ihr Retter ſein ſollte aus der Gefahr.

Orloff, eben ſchon im Begriff, durch die Thür, welche zu einem der Seitencorridore führte, hinauszugehen, blieb ſtehen, und die Hand an die Portière gelehnt, wandte er ſich um, und ſchaute der Kaiſerin entgegen, welche eben mit hochgerötheten Wangen, mit fliegendem Athem, ihr Antlitz zuckend vor Bewegung, zu ihm eilte.

Orloff, ſagte ſie mit heiſerer, leiſer Stimme, verlaſſe heute noch nicht Petersburg, bleib noch drei Tage, und harre meiner Botſchaft. Vielleicht gelingt es meinem Verſtand doch noch, mein Herz zu bezwingen, vielleicht überwinde ich doch noch meine weibiſche Furcht, und finde den Muth ein Mann zu ſein, und als Mann zu ſtrafen! Vielleicht laſſe ich Dich dann rufen, Gregor, und nehme den Dienſt an, den Du mir vorgeſchlagen! Bleibe alſo und warte, ich bedarf Deines Rathes und Beiſtandes, warte noch drei Tage!

Gut denn, ich warte, ſagte Orloff ſich leicht verneigend, drei Tage halte ich mein Schwert noch in Händen, und warte auf Ew. Majeſtät Wink, um es niederfallen zu laſſen. Drei Tage! Alsdann aber verlaſſe ich Petersburg und kehre nicht wieder! Drei Tage alſo!

Er verbeugte ſich leicht, trat durch die geöffnete Thür des Vorzimmers, und die Portière rauſchte hinter ihm nieder.*)

---

*) Dieſes ganze Geſpräch zwiſchen der Kaiſerin und Orloff iſt keine Erfindung, ſondern der Wahrheit gemäß, und befindet ſich wörtlich in den Geſandtſchaftsberichten, die Friedrich von Raumer mittheilt in den „Beiträgen zur neuern Geſchichte“. Bd. V. S. 394.

Drei Tage alſo! murmelte die Kaiſerin leiſe vor ſich hin, indem ſie langſamen Schrittes die ſchweigenden Säle durchwandelte und wieder in ihr Cabinet zurückkehrte.

Traurig und mit geſenktem Haupte trat ſie in dies Cabinet ein, und ſchritt vorwärts, gedankenvoll vor ſich hinmurmelnd: Drei Tage alſo wird er warten, ob ich —

Auf einmal ſtieß ſie einen gellenden Schrei aus, und rückwärts taumelnd, ſtarrte ſie mit weit aufgeriſſenen Augen, mit bebenden Lippen, erſchauernd wie vor einer Geſpenſtererſcheinung, nach dem Divan hin, zu dem ſie eben hatte hinſchreiten wollen, um ſich zu ruhen nach ſo vielen Aufregungen.

Auf dieſem Divan ſaß — Potemkin!

V.

Die Kaiſerin und ihr Herr.

Bleich, mit flammenſprühenden Augen, mit übereinandergeſchlagenen Armen ſaß Potemkin da, und ſeine Blicke ſchienen mit ihren zornigen Blitzen dieſe Frau zerſchmettern zu wollen, die ſcheu, athemlos vor ihm zurückbebte, und nicht den Muth hatte, um Hülfe zu rufen, nicht die Kraft, nur mit einem Wort den unerwarteten Beſuch zu begrüßen.

Auf einmal erhob ſich Potemkin von dem Divan, und ſeine ſtolze, coloſſale Geſtalt richtete ſich in ihrer ganzen majeſtätiſchen Höhe empor.

Katharina erbebte und wich ſcheu zurück. Aber Potemkin ging grade an ihr vorüber und ſchritt durch das Cabinet nach der Thür hin, durch welche Katharina eben eingetreten war. Mit einer raſchen Bewegung ſeiner Hand drückte er die Thür zu, verſchloß ſie, zog den Schlüſſel heraus, und ſteckte ihn in ſeine Taſche.

Katharina, welche ihm mit entſetzten Blicken nachgeſchaut hatte, zuckte zuſammen im tödtlichen Schreck, und ließ ihre Blicke ſuchend, hülfeflehend im Zimmer umherſchreiten! Nirgends ein Ausweg, eine Rettung, jeder Weg zur Flucht abgeſchnitten! Sie war allein mit Potemkin, ganz allein!

Kein Wort war bis dahin von ihnen geſprochen worden, und

grauenvoller und entſetzlicher, als alle Worte es vermocht hätten, ſprach dieſes Schweigen zu dem Herzen der Kaiſerin, und mehr beängſtigte es ihre Seele, als die lauteſten Vorwürfe es vermocht hätten.

Aber jetzt brach Potemkin dieſes Schweigen und dieſe fürchterliche Stille. Sich der Kaiſerin grade gegenüber ſtellend und ſie anſtarrend mit ſeinen zornigen Blicken, ſagte er mit lauter, höhniſcher Stimme: „Wenn Potemkin den Frieden Ihres Gemüthes ſtört, befehlen Sie, und er ſoll augenblicklich verſchwinden, und Sie ſollen nie wieder von ihm hören!“

Oh, rief Katharina entſetzt, er hat gehorcht, er weiß Alles!

Ja, er weiß Alles, ſagte Potemkin lachend. Dank dem Schlüſſel, den Katharina mir gegeben, kam ich hierher, und hinter der Tapete da verborgen, hörte ich Alles, hörte ich, wie Orloff der Kaiſerin ſeine Henkersdienſte anbot. Warum nahmſt Du ſie nicht an? Warum willigteſt Du nicht augenblicklich ein, mich verſchwinden zu laſſen? Du haſt das Beil in ſeine Hand gelegt, mit welchem er mich treffen ſoll, warum ließeſt Du es nicht ſogleich niederfallen?

Er war zu ihr herangetreten, und ſo dicht näherte er ſein flammendes Antlitz dem ihrigen, daß ſie den Athem ſeines Mundes wie eine glühende Kohle auf ihrer Stirn brennen fühlte.

Ich frage Dich noch einmal, rief er, wüthend mit dem Fuß auf den Boden ſtampfend, warum ließeſt Du das Beil Deines Henkers nicht niederfallen auf mein Haupt? Antworte mir, ich will es! Antworte mir!

Als Katharina immer noch ſchwieg, ſtreckte er den Arm empor und ſeine Fauſt hob ſich drohend gegen ihr Haupt auf.

Potemkin! ſchrie Katharina, entſetzt zurückweichend. Willſt Du mich zerſchmettern?

Und wenn ich es thäte? rief er zähneknirſchend. Wäre es nicht eine wohlverdiente Strafe für Deinen Verrath und Deinen Treubruch! Bin ich nicht berechtigt, das Weib zu richten und zu ſtrafen, der ich mein Leben, meine Seele, mein Herz geopfert habe, und die mich dafür verrathen, verleumdet und beſchuldigt hat, nicht in's Geſicht, nicht Stirn an Stirn, wie es großen Seelen geziemt, ſondern hinter meinem Rücken, heimlich und im lichtſcheuen Dunkel. Aber zittre, Du treuloſes, verrätheriſches Weib, die Stunde des Gerichts iſt gekommen, und ich

bin Dein Richter! Und ich will Dich zerſchmettern mit meinem Zorn, und ich will Rache nehmen für alle Qualen, die Du mich da, hinter dieſer Tapete, in einer Viertelſtunde haſt erdulden laſſen. Antworte mir alſo, ich will es, ich befehle es Dir, warum haſt Du das Beil nicht niederfallen laſſen, das Du Deinem Henker Orloff in die Hand gegeben? Sieh mich an und antworte mir, ich will es, ich befehle es!

Wieder ſtampfte er wild mit dem Fuß auf den Boden, und wie Donner rollte ſeine Stimme durch den Raum.

Katharina, wider ihren Willen „ſeinem Befehl“ gehorchend, hob ihren Arm zu ihm empor, und ſchaute in ſein glühendes Antlitz. Sie ſah dieſe hohe umwölkte Stirn, dieſe großen wetterleuchtenden Augen, dieſe grollenden purpurrothen Lippen, dieſe hohe, athletiſche Geſtalt, und ein Gefühl grauſigen Entzückens, ſeltſamer Wonne überkam ſie. Vergeſſen war ihre Angſt, ihr Entſetzen, ein ſüßes Beben durchſchauerte ihre ganze Geſtalt, und nicht achtend der drohenden Fauſt, die ſich gegen ſie erhoben, rief ſie laut: Oh Alexandrowitſch, wie ſchön Du biſt! Wie ein zürnender Gott ſtehſt Du vor mir, und ich bete Dich an in Deiner Manneſchönheit!

Und ſtrahlend vor Entzücken legte Katharina ihre beiden Arme um Potemkins mächtige Geſtalt und lehnte ihr Haupt an ſeine Bruſt.

Potemkin ſtand noch immer da mit erhobenen Armen, drohend und zornerfüllt.

Warum läßt Du Deine Arme nicht niederfallen, flüſterte Katharina, warum zerſchmettert mich nicht Deine Rieſenhand? Sieh, ich fürchte mich nicht, ich bin bereit, den tödtlichen Schlag zu empfangen! Oh, es muß ſüß ſein, Gregor, ſüß, von Deinen Händen zu ſterben. Es wäre das letzte Entzücken, welches Du Deiner Katharina bereiteſt, und ſie würde Dich ſegnen, indem ſie ſtürbe! Schlag doch zu, Gregor Alexandrowitſch, zerſchmettere das arme Weib, das, wenn Du ihr zürnſt, nichts weiter wünſcht, als zu ſterben!

Potemkin ächzte tief auf, und mit einem heftigen Ruck ſich von Katharinens Arm befreiend, wich er ſcheu, entſetzt immer weiter von ihr zurück. Auf einmal ſtieß er einen lauten Schmerzensſchrei aus, und beide Hände vor ſein Antlitz ſchlagend, brach er in ein lautes Weinen und Schluchzen aus.

Warum weinſt Du, Potemkin? fragte Katharina, zu ihm hineilend.

Warum ich weine? fragte er mit bebender Stimme. Ich weine über mein eigenes Verbrechen! Ich weine, weil die Verzweiflung mich faſt zu dem fürchterlichſten Verbrechen verleitet hat! Oh warum verdorrt ſie nicht, dieſe tempelſchänderiſche Hand, die ſich frevelnd eben gegen das Allerheiligſte erhoben hatte! Warum ſendet Gott nicht einen ſeiner Blitze hernieder und zerſchmettert den Verbrecher, der in der Raſerei ſeines Kummers zum Hochverräther ward an ſeiner Kaiſerin!

Ganz in Verzweiflung und Schmerz ſtürzte Potemkin zu Katharinens Füßen nieder, und ihre Kniee umklammernd, rief er: tödte mich, Katharina, habe Erbarmen, tödte mich, damit ich nicht wahnſinnig werde vor Reue und Schmerz!

Katharina neigte ſich zu ihm nieder und verſuchte ihn ſanft empor zu ziehen. Nein, ſagte ſie leiſe und lächelnd, Du ſollſt leben, leben für mich!

Nein, rief Potemkin leidenſchaftlich, richte mich nicht auf, laß mich hier zu Deinen Füßen liegen, wie der Sünder zu den Füßen des Altars liegt, und um Verzeihung fleht und ſeine Sünden beichtet. Ich bin ein Schuldiger, ich bin ein Verbrecher, aber es iſt die Verzweiflung, welche mich dazu gemacht hat. Als ich da hinter der Tapete ſtand, und hörte, wie Deine Lippen mich anklagten, da fühlte ich, wie der Wahnſinn mit kalten Geſpenſterfingern zu meinem Hirn emporkroch. Oh, Katharina, daß Du mich anklagen konnteſt, Du, die ich liebe wie meine Gottheit, der ich huldige, wie meinem verkörperten Ideal, daß Du an mir irre werden konnteſt, das iſt es, was mich zur Verzweiflung getrieben, das iſt —

Er vermochte nicht weiter zu ſprechen, Schluchzen erſtickte ſeine Stimme, und ſein Antlitz an Katharina's Kniee lehnend, weinte er laut.

Katharina, tief ergriffen von ſeinem Schmerz, die Augen von Thränen umdüſtert, neigte ſich zu ihm nieder, ihn mit zärtlichen Worten anflehend, aufzuſtehen und ſich ſeinem Schmerz nicht hinzugeben.

Laß mich hier zu Deinen Füßen, ſagte er, und laß mich weinen! Ach, ich weine jetzt nicht mehr über mich, ſondern über Dich, Katharina, Dich, den ſchönſten Stern meines Lebens, den ſie von ihrer Höhe herabziehen, deſſen Glanz ſie verlöſchen wollen! Und es wird ihnen gelingen, denn ſie haben mit ihren giftigen, gehäſſigen Worten das Ohr meiner Herrin ſchon getroffen, ſie haben ſie umgarnt mit ihren Ränken und Kniffen, und die große, die argloſe Katharina iſt in ihre Schlingen

gegangen und wird darin ihre Füße verwirren, daß sie fällt, und dann ist sie verloren!

Wer ist es, von wem redest Du? fragte Katharina angstvoll.

Ich rede von meinen Feinden, welche darum meine Feinde sind, weil ich nicht mit ihnen gemeinschaftliche Sache machen wollte, weil ich ihre Hände, die sie mir darreichten angefüllt mit Gold und Brillanten, weil ich diese Hände nicht annehmen, nicht zum Verräther werden wollte an meiner angebeteten Kaiserin. Oh, sie haben mir glänzende Versprechungen gemacht, sie wollten mich herüberziehen mit Ordensbändern und Ehren, mit Verheißungen und Schmeicheleien. Aber ich hörte nicht auf sie! Was kümmerten mich die Versprechungen einer goldenen Zukunft, was kümmerte mich der Zorn des Großfürsten Paul, ich sah nur Dich, dachte nur Dich, und mehr galt mir die Größe Deiner Gegenwart, als die Sicherstellung meiner Zukunft. Ich bin Dir treu geblieben, und das ist mein Verbrechen, und darum senden sie jetzt einen der Verschwornen zu Dir, um mich anzuklagen, um mich zu verderben, denn sie wissen es wohl, daß ich ihnen auf ihrem Wege stehe, und daß sie erst über meine Leiche schreiten müssen, um zu Dir zu gelangen.

Katharina hatte ihm abermals in höchster Spannung zugehört. Seit er den Großfürsten genannt, hatte ihr Wesen sich verwandelt, war der weiche, zärtliche und gerührte Ausdruck ihrer Züge einem harten, finstern Ausdruck gewichen. Sie war jetzt nicht mehr das Weib, sondern die strenge Kaiserin.

Potemkin, sagte sie gebieterisch, und mit einer stolzen Bewegung ihrer Hand, ich befehle Dir, aufzustehen, und mir zu antworten auf meine Fragen.

Potemkin erhob sich mit der Schnelligkeit und dem Gehorsam eines Sclaven, und sagte unterwürfig: frage mich, Gebieterin! Ich schwöre es bei dem Grabe meiner Mutter, daß ich Dir die Wahrheit sagen werde!

Was sagtest Du von dem Großfürsten? Was hat er vor? Wer sind die Feinde, von denen Du sprichst? Welches sind ihre Pläne, ihre Zwecke?

Ich sage von dem Großfürsten, daß er es überdrüssig ist, länger in der Dunkelheit und Abhängigkeit dahin zu leben, während er sich

berechtigt glaubt, die Krone zu tragen, welche er auf dem Haupt seiner Mutter sieht.

Katharina stieß einen Schrei des Zorns aus, und legte unwillkürlich ihre Hand an die Stirn, als wolle sie da die Krone festhalten, welche ihr Sohn bedrohte.

Er wird diese Krone nicht haben, und sollte ich mit ihm um dieselbe kämpfen von Angesicht zu Angesicht. Oh, ich will doch sehen, ob er den Muth hat, seine verbrecherische Hand auszustrecken nach dem Haupt seiner Mutter!

Er wird Hände dingen, welche den Muth dazu haben, denn Du weißt wohl, Katharina, das Verbrechen, vor dem man selber zurückscheut, das überträgt man seinen Verschworenen, und sie führen es aus.

Katharina schauerte in sich zusammen, und ein leichter Schatten flog über ihr Angesicht. Ja, ich weiß es, murmelte sie leise, und daß ich das weiß, das nimmt mir den Schlaf meiner Nächte und die Ruhe meines Gewissens.

Und der Großfürst hat Verschworene, Katharina. Nicht Einen, nicht Zwei, halb Rußland ist sein Verschworener, halb Rußland sagt, daß die Krone der Kaiserin Katharina seit seiner Volljährigkeit dem Thronfolger, ihrem Sohne, gehöre. Und dieses halbe verschworene Rußland hat seine Anführer und Feldherren; sie strecken ihr Lager bis zu den Füßen Deines Thrones, und indem sie sich den Anschein geben, Dir zu huldigen, legen sie immer enger das Netz um Deine Füße und umgarnen Dich. Und weil sie da neben Dir den treuen Wächter Deiner Sicherheit und Deiner Ruhe sehen, weil sie wissen, daß sein Auge und sein Ohr immer offen sind, daß er jede ihrer Bewegungen überwacht, so wollen sie dieses lästigen Wächters Deiner Ruhe sich entledigen. Sie sind also zu ihm gegangen und haben versucht, ihn für sich zu gewinnen, und als an seiner Treue und Liebe zu Katharinen ihre Bestechungsversuche wie ohnmächtige Pfeile an einem goldenen Schild abgeprallt sind, da sind sie zu der Kaiserin gegangen, um das Gift ihrer Verleumdungen gegen den Wächter von Katharinens Sicherheit auszuspritzen. Oh, und Katharina hat ihnen ein willig Ohr geschenkt, Katharina hat den armen Potemkin, ihren einzig Getreuen, verrathen und aufgegeben, sie hat sich von ihm gewandt und ist freiwillig hineingegangen in die Netze, mit welchen ihre Feinde sie umstellt

haben. Oh, Katharina, mein Engel, meine Heilige, hüte Dich vor Deinen Feinden, hüte Dich vor dem Großfürsten, der niemals vergessen hat, wie sein Vater gestorben, und daß es seines Vaters Krone ist, die auf Deinem Haupte strahlt! Hüte Dich vor Orloff, der Dich haßt, seit Du um meinetwillen ihn verstoßen hast, und der heute, bevor er zu Dir kam, im Palast des Großfürsten mit ihm und Panin eine geheime Zusammenkunft hatte, eine Zusammenkunft, welcher auch der preußische Gesandte, Graf Görtz, beiwohnte. Oh, meine Katharina, Sonne meiner Augen, laß Deinen Glanz nicht erlöschen, strahle mächtig und segenbringend weiter über dieser Deiner Welt, die Du geschaffen, verjage die dunklen Wolken, welche langsam heranrauschen, um Dich unter ihren mächtigen Schleiern zu verhüllen. Laß es ihnen nicht gelingen, das boshafte Werk der Nacht, bleibe die Sonne, als welche Potemkin Dich geliebt hat, und wirf zuweilen einen Strahl der Erinnerung auf das einsame Grab des Mannes, dessen Herz gebrochen, weil Katharina ihm mißtraute, und der das Leben von sich warf, weil es für ihn keinen Werth mehr hatte! Und jetzt lebe wohl, mein Engel, lebe wohl! Lebe weiter zum Segen Deines Volkes! Führe die großen Pläne aus, die wir gemeinschaftlich ersonnen, und wenn Du alsdann auf dem Gipfel Deiner Größe stehst, so wende Dein Auge rückwärts, und gedenke des Freundes, der gestorben vor Schmerz um die verlorene Liebe seiner Kaiserin! Lebe wohl!

Er stürzte vor ihr nieder und küßte mit einer leidenschaftlichen Gluth ihre Füße und den Saum ihres Kleides. Dann sprang er empor, und einen letzten schmerzlichen Blick auf die Kaiserin werfend, eilte er der Thür zu.

Aber Katharina sprang ihm nach, wie eine gereizte Tigerin; mit einem hastigen Griff packte sie ihn am Arm und starrte ihn mit flammenden Blicken an. Wo willst Du hin, Potemkin? fragte sie laut.

Ich will zu Gregor Orloff gehen, sagte er feierlich, ich will vor ihm niederknieen und sagen: die Kaiserin hat Dir das Beil in die Hand gegeben. Hier ist mein Haupt, zerschmettere es, denn die Kaiserin hat es gewollt, und ich will ihr gehorchen und treu sein bis zum letzten Hauch meines Lebens.

Nein, Gregor, Du wirst bleiben, rief Katharina, weinend vor Rüh-

rung und Angſt zugleich. Du wirſt Deine Katharina nicht verlaſſen, ſie nicht unbeſchützt der Wuth ihrer Feinde dahin geben.

Sie legte ihren Arm um ſeinen Hals und wollte ihn von der Thür zurückziehen, aber er wandte ſich ſanft von ihr.

Laß mich hingehen und ſterben, Katharina, rief er, ich mag nicht mehr leben nach Dem, was ich heute gehört habe! Oh, zu denken, daß Deine Lippen es waren, welche Potemkin verläſterten und anklagten! Laß mich ſterben, Katharina!

Du ſollſt leben, Potemkin, um dieſe Lippen Dein begeiſtertes Lob ſingen zu hören, ſie Dir zulächeln zu ſehen vor dem ganzen Hof, vor allen Deinen Feinden!

Das wirſt Du heute thun, und morgen wirſt Du mich wieder verrathen! Morgen wirſt Du wieder Dein Ohr den Verleumdungen Gregor Orloff's erſchließen und wirſt es dulden, daß er Potemkin einen ehrgeizigen Verſchwender, einen Verräther Rußlands nennt.

Nein, ich werde das nicht mehr anhören, rief Katharina heftig, immer noch bemüht, Potemkin von der Thür zurückzuziehen, ich werde das nicht mehr anhören, denn ich werde Gregor Orloff nicht mehr dieſe Schwelle überſchreiten laſſen. Der Zufall hat Euch Beiden denſelben Vornamen gegeben, aber damit Niemand ſich täuſche, welcher Gregor der Auserwählte der Kaiſerin iſt, darf es hier nur einen Gregor geben, das iſt Gregor Potemkin!

Wie, Katharina, Du willſt mir Orloff opfern? fragte Potemkin erſtaunt.

Ich opfere ihn Dir, ſagte ſie lächelnd, es wird nur noch einen Gregor an meinem Hof und meinem Herzen geben! Gregor Potemkin!

Du ſchwörſt es mir, Katharina?

Mein kaiſerliches Wort darauf, Potemkin. Wirſt Du jetzt bleiben? Wirſt Du bei Deiner Katharina ausharren und ſie beſchützen?

Ich werde bleiben, ſagte Potemkin, von der Thür zurücktretend, ich werde bleiben, um Deine Feinde zu ſchrecken und ſie zu bekämpfen, wenn ich es noch vermag! Es ſoll nicht geſagt werden, daß ich geflohen bin in dem Augenblick, wo Dein edles und ſtolzes Haupt von Gefahren bedroht wird! Ich werde alſo bleiben, denn die Gefahr iſt groß.

Mein Gott, Gregor, mein Herz erbebt vor Deinen Worten, ſagte

Katharina ſcheu und ängſtlich. Welche Gefahren ſind es denn, die mein Haupt bedrohen?

Du fragſt es noch, Katharina, und Du weißt, daß der Großfürſt lebt, und daß Orloff und Panin ſeine Vertrauten ſind, und daß Preußen ſein Bundesgenoſſe iſt?

Nein, nein, Gregor, Du gehſt zu weit, rief die Kaiſerin lächelnd. Ich glaube Dir, daß mein Sohn Paul mich haßt, daß er mit meinem Miniſter und den Großen meines Reiches conſpirirt, aber ich glaube Dir nicht, daß Preußen mit ihnen im Bunde iſt. Der König von Preußen iſt viel zu klug und viel zu weiſe, um nicht zu berechnen, daß es mehr in ſeinem Vortheil liegt, mit mir in Freundſchaft zu leben, als mit meinem Sohn! Oh, König Friedrich wünſcht ja ſehr meine Freundſchaft, und er wird nicht ſo unüberlegt ſein, in einem Moment wider mich zu conſpiriren, wo ihm Alles darauf ankommen muß, mit mir in beſtem Einvernehmen zu ſtehen, weil das Schutz- und Trutz-Bündniß, das wir mit einander auf acht Jahre abgeſchloſſen hatten, zu Ende geht, und der König deſſen Erneuerung wünſcht! Du ſiehſt alſo, Gregor, Deine zärtliche Beſorgniß führt Dich zu weit, Preußen conſpirirt nicht mit meinem Sohn, ſondern es hält zu mir.

Oh Du edle, argloſe Kaiſerin, rief Potemkin gerührt, Du, welche immer nur das Große und Erhabene will und fühlt, Du haſt keine Ahnung von der kleinlichen Berechnung, dem kalten Egoismus der Welt. Du glaubſt, Preußen ſtehe treu an Deiner Seite? Nun wohl, ich ſage Dir, der König von Preußen, welcher, wie Du ſagſt, Dein Leben wünſcht, denkt zugleich ſehr lebhaft an Dein Sterben und macht ſeine Speculationen auf Deinen Tod!

Die Kaiſerin erblaßte und ein glühender Zorn blitzte in ihren Augen auf. Beweiſe mir das, ſagte ſie gebieteriſch.

Potemkin verneigte ſich und zog aus ſeinem Buſen ein Papier hervor, das er der Kaiſerin überreichte. Ein Brief des Königs von Preußen, den ich heute Morgen durch ſeinen Geſandten empfing. Lies!

Katharina nahm das Papier und las es haſtig, und immer tiefere Falten legten ſich auf ihre Stirn, immer düſterer ward der Ausdruck ihres Geſichtes.

Viel Schmeicheleien und viel Verſprechungen, ſagte ſie dann. Die

letzteren verstehe ich nicht ganz. Was bedeuten diese letzten mysteriösen Zeilen hier?

Das fragte ich den Grafen Görtz auch, Majestät, und er hatte die Güte, es mir zu erklären. Diese Zeilen bedeuten, daß der König von Preußen mir, wenn ich bei meiner Kaiserin seine Interessen und die Erneuerung des abgelaufenen Bündnisses verfechte, dafür seine Stimme für das Herzogthum Kurland bewilligt, mir, wenn ich es wünsche, eine deutsche Prinzessin zu meiner Gemahlin anwerben will, und endlich, daß er, im Fall des Todes der Kaiserin, mir den neuen Kaiser Paul, den jetzigen Großfürsten, so geneigt machen will, daß er mich in meinen Würden und meinen Besitzthümern beläßt!

Das ist nicht möglich, rief Katharina außer sich, das sind willkürliche Deutungen, Worte, die in der Luft verflattern!

Ich habe dafür gesorgt, daß sie es nicht thun! sagte Potemkin lächelnd.

Wie meinst Du das?

Ich bat den Grafen Görtz, mir diese Versprechungen des Königs von Preußen, die er mir mündlich gegeben, schriftlich zu wiederholen.

Und er hat es gethan? Und Du kannst mir auch dieses Papier geben?

Der Graf Görtz sagte mir, daß er Dich um eine Audienz gebeten habe, um Dir ein Schreiben seines Souverains zu überreichen, und daß Du ihm dieselbe bewilligt habest. Er kam zu mir, um mich mit all' diesen Versprechungen zu verlocken, daß ich Dich bereden sollte, gleich heute den neuen Allianztraktat mit Preußen abzuschließen. Ich versprach's und machte nur noch die Bedingung, daß, wenn Graf Görtz hierher komme zur Audienz, er mir die schriftliche Aufzeichnung der königlichen Versprechungen mitbringen möge.

Die Kaiserin warf einen raschen Blick auf die Uhr, welche da drüben auf dem Kamin stand. Es ist zwei Uhr, die Stunde, die ich dem Gesandten bewilligt habe, sagte sie. Er muß schon im Vorzimmer sein.

Wenn Ew. Majestät erlauben, gehe ich zu ihm und fordere von ihm das Papier.

Die Kaiserin nickte rasch mit dem Haupt; Potemkin zog jetzt wieder den Schlüssel hervor und schloß die Thür auf, welche in die Empfangsäle führte.

Katharina schaute ihm nach, wie er durch die Säle dahin eilte;

ein tiefer Seufzer entrang ſich ihrer Bruſt, und ganz leiſe flüſterte ſie: es iſt kein Entrinnen mehr! Er ſchwebt über mir, wie das unabänderliche Verhängniß, dem man in Gehorſam ſich beugen muß!

Nach wenigen Minuten ſchon kehrte Potemkin zurück, und mit einem triumphirenden Lächeln reichte er der Kaiſerin das Papier dar.

Jetzt werden Ew. Majeſtät nicht mehr zweifeln, daß ich die Wahrheit geſagt habe, rief er. Es iſt die ſchriftliche Wiederholung der Verſprechungen, die mir Graf Görtz mündlich im Namen ſeines Königs gemacht!

Katharina überflog das Blatt mit eiligen Blicken. Du haſt Recht, ſagte ſie, der König von Preußen denkt an meinen Tod, und in Bezug auf Dich iſt es mir lieb, daß er es thut, denn Deine Zukunft iſt dadurch geſichert, und wenn ich dereinſt ſterbe, wird die Sorge und Angſt um Dich nicht die Ruhe meiner Todesſtunde trüben. Das danke ich dem König durch dieſes Blatt. Nimm es, Gregor, und bewahre es wohl auf; einſt, wenn ich nicht mehr bin, wird es Dein Freibrief ſein!

Potemkin nahm das Papier aus den Händen der Kaiſerin, und es heftig in mehrere Stücke zerreißend, warf er dieſe zu Katharina's Füßen nieder.

Potemkin, Du zerreißeſt dieſes koſtbare Papier, das Dir ein Schutzbrief bei dem zukünftigen Kaiſer ſein ſoll? fragte Katharina erſtaunt.

Er ſah ſie mit flammenden Blicken an. Ich mag nicht mehr leben, wenn Katharina nicht mehr da iſt, meinem Leben Sonnenſchein, Wonne und Glanz zu verleihen, ſagte er, ich wünſche, daß Paul mich tödten und vernichten möge, weil ich Dich und nur Dich geliebt habe, ich werde jauchzend ſterben als ein Märtyrer meiner Liebe und meiner Treue!

Oh, Gregor, das iſt ein Wort, deſſen ich gedenken werde, ſo lange ich lebe, rief die Kaiſerin, ein Wort, das Dir zu jeder Zeit alle Thüren meines Palaſtes öffnen ſoll, und mit dem Du Deine Feinde immer in die Flucht jagen ſollſt! Du haſt mir heute viel geopfert, Gregor, aber ich will es Dir lohnen, mein kaiſerliches Wort darauf! Du haſt mir die Sicherheit Deiner Zukunft geopfert, ich will Dir wenigſtens dafür die Gegenwart glänzend machen, und Deine Feinde ſollen zu ihrer bittern Pein ſehen müſſen, daß ſie nur dazu beitragen, Dein Schickſal noch herrlicher zu geſtalten! Möge der Großfürſt zittern vor einem unbedachten Wort, einer unüberlegten Handlung; Sibirien öffnet ſeine Steppen ſowohl dem Fürſten als dem Bauern, und jeder Verräther, ſei

er der Großfürſt oder der Leibeigene, iſt vor den Stufen des Thrones gleich ſtrafbar. Möge auch Panin ſich hüten! Ich kenne ihn genau und weiß, daß die Worte Redlichkeit und Offenheit, welche er immer im Munde führt, nur der Schleier ſind, mit dem er ſeine Intriguen verhüllt. Bei dem geringſten Schritt, den er unverhüllt thut, werde ich ihn zur Rechenſchaft ziehen!

Und Preußen? fragte Potemkin mit einem feinen Lächeln.

Katharina lächelte auch. Ich kann dem König von Preußen nicht zürnen, ſagte ſie, denn was für Abſichten er auch dabei gehabt haben mag, jedenfalls war es doch ſein Beſtreben, Dich groß und mächtig zu machen und Dich zu ſichern vor der Zukunft, die Dich bedroht in der Geſtalt meines Sohnes! Das iſt edel und ſchön von dem König von Preußen, und dafür werde ich ihn immer achten und lieben!

Und der Allianztractat, der jetzt abgelaufen iſt? fragte Potemkin düſter. Wollen Ew. Majeſtät dieſem weiſen, berechnenden König den Triumph gönnen, daß dieſer Tractat erneuert werde?

Darauf kann ich Dir erſt dann antworten, wenn ich den preußiſchen Geſandten empfangen und gehört habe, welche Anträge er mir von ſeinem König zu machen hat! Bleibe hier, Gregor, und warte. Ich werde den Geſandten dort in dem zweiten Zimmer empfangen, und Du kannſt alſo Alles hören, was geſprochen wird.

Die Kaiſerin nickte Potemkin lächelnd zu und begab ſich in den anſtoßenden Salon. Potemkin ließ die Portière hinter ſich zufallen, und einen Fauteuil neben dieſelbe hinrollend, ſetzte er ſich gravitätiſch in demſelben nieder, wie ein Richter, der bereit iſt, die Anklage eines Delinquenten zu vernehmen und ihm das Urtheil zu ſprechen.

VI.

Eine diplomatiſche Niederlage.

Die Kaiſerin war nicht ſobald in dem neben ihrem Cabinet befindlichen kleinen Audienzſaal eingetreten, als ſie heftig klingelte und dem eintretenden Kammerherrn befahl, die im Vorſaal wartenden Grafen Panin und Görtz eintreten zu laſſen. Alsdann ließ ſie ſich in dem Fau-

teuil, dem einzigen in dem Salon befindlichen Sitzplatz, nieder und erwartete mit stolzer Gelassenheit die Annäherung der beiden Herren, die eben in den Saal eintraten und sich der Sitte gemäß, schon an der Thür dreimal tief und langsam verneigten, Graf Panin wie ein Leibeigener, der gewohnt ist, den Staub von den Füßen seiner Herrin zu küssen, Graf Görtz mit dem ruhigen und feinen Anstand eines Weltmannes, der, indem er sich ehrfurchtsvoll neigt, doch seiner eigenen Würde und Stellung eingedenk bleibt.

Die Kaiserin erwiederte den slavischen Gruß Panins mit einem kaum merklichen Kopfnicken, den Gruß des Grafen Görtz mit einem graciösen Lächeln und einem anmuthigen Winken ihrer weißen Hand.

Nun, Herr Graf, sagte sie freundlich, bringen Sie mir frohe Botschaft von dem Weisen von Sanssouci? Ist der König, das erhabene Vorbild aller Fürsten und aller Dichter, von seinem Unwohlsein genesen?

Der König ist genesen, Majestät, und er wird glücklich sein, zu vernehmen, welchen freudigen Antheil Ew. Majestät an seinem Wohlbefinden nehmen.

Oh, rief Katharina, der große Friedrich weiß es wohl, welchen großen und innigen Antheil ich an seinem *Leben* nehme, vielleicht so viel als er an meinem Tode haben würde.

Graf Görtz blickte überrascht in das lächelnde Antlitz der Kaiserin. Wie, rief er entsetzt, Ew. Majestät sagen, der König würde Antheil an Ihrem Tode haben?

Sagte ich das? fragte Katharina leichthin. Es war ein Sprachfehler, mein lieber Graf, ich wollte *nehmen* sagen, Antheil nehmen, nicht Antheil *haben*! Mein Gott, es ist mir da geschehen, was leider sehr vielen Menschen geschieht. Ich habe *nehmen* mit *haben* verwechselt; wie Viele glauben schon zu haben, was sie sich eben nehmen wollen, und wieder, wie viele Andere glauben zu nehmen, was sie schon haben. Also, ich wollte sagen, daß der König gewiß dereinst nicht mehr Antheil an meinem Tode nehmen könnte, als ich Antheil an seinem Leben nehme.

Der König, mein gnädiger Souverain, ist um Vieles älter als Ew. Majestät, und seine vielen Kriege haben ihn noch älter gemacht als seine Jahre.

Nun, wenn Kriege den Jahren vorgreifen, rief Katharina lächelnd, dann bin ich eine Urgreifin, denn auch ich habe viele Kriege geführt.

Möge die Zeit gekommen sein, wo die Majestäten von Rußland und von Preußen die Schwerter in die Scheide stecken und ihren Völkern die Segnungen des Friedens gönnen können! rief Graf Görtz emphatisch.

Seid Ihr auch der Meinung des preußischen Herrn Gesandten, Ihr, Graf Panin? fragte die Kaiserin rasch.

Ich weiß von dem edlen Herzen meiner erhabenen Monarchin, daß sie glücklich sein wird, Rußland und der Welt den Frieden zu erhalten, und ich glaube, daß der Moment gekommen ist, wo dies möglich ist, erwiederte Panin ausweichend.

Es ist wahr, sagte die Kaiserin sinnend, wir haben jetzt für den Augenblick keine Veranlassung zum Krieg. Alle Zwistigkeiten zwischen mir und der Pforte sind durch die letzte den Frieden bestätigende Convention ausgelöscht worden, und die Pforte wird sich wohl hüten, neue Streitigkeiten hervorzurufen. Auch in Polen haben wir keinen Bruch des Friedens mehr zu erwarten; es wird nicht wagen, sich meiner Oberherrschaft zu entziehen und sich des Schutzes unwürdig zu machen, den Rußland ihm großmüthig gewährleistet hat. Auch unsere Beziehungen zu allen übrigen europäischen Staaten sind freundlich und gut, England sucht unser Bündniß, Holland desgleichen, Frankreich ist uns befreundet, Preußen ist unser Alliirter, und Oesterreich hat als schmeichelhaftes Zeichen seiner Gesinnung seinen Kaiser an unsern Hof gesandt. Ihr habt Recht, es ist gar keine Aussicht auf einen Krieg, und die Russen und die Türken können als gut befreundete Nachbarn ihren Kopf auf ihr Kissen legen und schlafen.

Und Kaiserin Katharina, sagte Graf Görtz, Kaiserin Katharina kann jetzt, nachdem sie sich glänzenden Kriegsruhm erworben und ihre Heere furchtbar gemacht, ausruhen von ihren Siegen. Sie kann als Schöpferin eines neuen Wohlstandes ihres weiten Reiches, als Gesetzgeberin, als Bildnerin und Beglückerin der mannigfachen ihrer Herrschaft unterworfenen Völker die höchste Stufe des Regentenruhms erreichen, und durch glänzende Thaten der innern Regierung ihren edlen Ehrgeiz befriedigen.

Oh, sehen Sie da, rief Katharina mit einem leisen Ausdruck des Spottes, wie gut es der Herr Gesandte versteht, eine Lehre in die

goldbrocatenen, ſchimmernden Gewänder der Schmeichelei einzukleiden! Sie meinen alſo, Herr Graf, daß es jetzt meine Regentenaufgabe wäre, die Schulmeiſterin meiner Völker zu werden, und ſtatt des erobernden Schwertes die civiliſirende Zuchtruthe in die Hand zu nehmen. Und Ihr, Panin, lächelt dazu gar holdſelig und überlegt, wie viele Millionen dieſe goldenen Zeiten des Friedens in unſere Kaſſen fließen laſſen würden, nicht wahr?

In der That, Majeſtät, der Frieden wäre eine Segnung, unſere erſchöpften Finanzen würden ſchnell wieder einen blühenden Zuſtand erreichen, und die Künſte des Friedens würden dem herrlichen ruſſiſchen Reich einen ganz neuen Aufſchwung verleihen.

Katharina lächelte. Ja wohl, ſagte ſie, wir werden Fabriken bauen, Manufacturen anlegen, Academien gründen und unſer Volk gelehrt machen, wie es das Volk meines edlen Verbündeten, des Königs von Preußen, iſt. Ich hoffe mit Euch Beiden, daß dieſe Zeit der Ruhe und des Friedens gekommen iſt, und daß ich mich gleich Friedrich dem Großen jetzt nur nach innen mit der Beglückung meiner Völker zu beſchäftigen brauche! Oh, Europa geht einer ſehr glücklichen Zeit entgegen, der Zeit des ewigen Friedens, wie es ſcheint!

Und damit dieſe Zeiten des Friedens wirklich ewig und dauernd ſein mögen, ſagte Graf Görtz, werden die Monarchen daran denken müſſen, ſich einander in Freundſchaft und Zugehörigkeit immer mehr zu nähern, ihre Intereſſen zu verſchmelzen und Hand in Hand in unerſchütterlicher und unauflöslicher Bundesgenoſſenſchaft die neuen Wege des Friedens zu wandeln. Alsdann wird kein Feind es wagen, dieſe heilige Ruhe zu unterbrechen, und drohend und angreifend ſich Denen gegenüber zu ſtellen, die ſtark und unüberwindlich erſcheinen durch Eintracht und gemeinſames Wollen!

Nun, ſagte Katharina lächelnd, wir ſind im Stande, unſern Feinden dieſes Schreckbild mächtiger Bundesgenoſſenſchaft entgegenzuſtellen, denn wir leben ja mit unſerm preußiſchen Nachbar in treueſter und herzlichſter Allianz.

Dieſer Allianztraktat, ſagte Graf Panin raſch, dieſer Allianztraktat war nur auf acht Jahre abgeſchloſſen, und die acht Jahre ſind bald zu Ende!

Wirklich! Acht Jahre ſind ſchon verfloſſen, ſeit wir jenes Bündniß

schlossen? rief die Kaiserin erstaunt. Acht Jahre! Die Zeit fliegt über unserm Haupt mit Sturmesflügeln hin, und ehe wir es denken, stehen wir an unserm Grabe. Ach, ich werde alt, ich fühle es, meine Kräfte ermatten, und bald wird es mit mir zu Ende gehen. Mein edler Freund, der König von Preußen, läßt sich wirklich von seiner Freundschaft für mich verblenden, wenn er glaubt, es verlohne sich noch der Mühe, mit mir Bündnisse abzuschließen und Traktate zu erneuern. Es wäre weiser, er verständigte sich zu rechter Zeit mit meinem Nachfolger, und entwürfe mit ihm die großen Pläne einer Zukunft, die leider mir nicht mehr gehören wird!

Ew. Majestät belieben gnädigst zu scherzen, sagte Graf Görtz ehrfurchtsvoll. Wie sehr mein Souverain, der König von Preußen, auf das lange und glückliche Leben Ew. Majestät hofft, davon bin ich im Stande, Ew. Majestät einen überzeugenden Beweis zu geben, denn ich bin beauftragt, Ew. Majestät im Namen des preußischen Monarchen ganz neue Vorschläge für eine Allianz der Zukunft zu machen. Wollen Ew. Majestät mir gnädigst verstatten, dieselben vorzutragen?

Kennt Ihr diese Vorschläge, Graf Panin? fragte die Kaiserin rasch.

Nein, Majestät. So viel mir aber Graf Görtz gesagt hat, ist er beauftragt, Ew. Majestät nicht förmliche, sondern nur vorläufige Vorschläge zu machen, und erst wenn diese die Billigung Ew. Majestät erhalten, wird der König seine Vorschläge in definitive Anträge verwandeln.

Nun denn, Herr Graf Görtz, sagte Katharina, lassen Sie Ihre vorläufigen Vorschläge hören.

Der König von Preußen, mein hoher Herr, wünscht nichts sehnlicher, als diesem Freundschaftsverhältniß zwischen Rußland und Preußen eine lange Dauer zu geben, damit zu gleicher Zeit den Frieden Europa's zu sichern, und denjenigen Fürsten, welche vielleicht von Ehrbegierde und Eroberungssucht verblendet, den Ruhestand Europa's zu stören wünschen könnten, in so drohender Allianz gegenüber zu treten, daß sie nicht zu thun wagen, was sie zu thun wünschten. Zu diesem Zweck scheint meinem Monarchen nichts geeigneter als die Abschließung einer Defensivallianz und einer gegenseitigen Garantie ihres jetzigen Besitzthums zwischen den Mächten Rußland, Preußen, Polen und der Türkei. Eine solche defensive Allianz scheint meinem Monarchen das sicherste Mittel, dem jetzt im östlichen Europa bestehenden Zustande

Dauer zu geben, und die Ruhe auf lange Zeit vor jeder Unterbrechung zu ſchützen. Wenn nun Ew. Majeſtät dieſen Plan des Königs von Preußen billigen und gut heißen, ſo wird mein Monarch den betreffenden Höfen von Polen und der Türkei dieſelben Vorſchläge machen, und dem Abſchluß des Bündniſſes wird dann nichts mehr im Wege ſtehen, denn Frankreich wird ein ſolches, wie der König weiß, ſehr gern ſehen, und Oeſterreich wird durch die Kraft eben dieſes Bündniſſes genöthigt ſein, jeder Unternehmung, welche die Ruhe ſtören könnte, zu entſagen!

Die Kaiſerin hatte den Worten des preußiſchen Geſandten mit immer ſteigendem Erſtaunen, mit immer höher anſchwellendem Mißvergnügen zugehört. Den ſcharfen, verſtohlenen Blicken des Grafen Panin war das nicht entgangen, und er erkannte an dem heftigen Zucken von Katharina's Lippen, an den Falten, die ſich auf ihrer Stirn bildeten, daß der Plan des Königs ſcheitern werde, und daß er nicht die Macht habe, dies Lieblingsproject des Großfürſten zu unterſtützen. Freilich hatte er dem Grafen Görtz ſeine Unterſtützung zugeſagt, aber die Stirnfalten der Kaiſerin waren mächtiger, als ſein gegebenes Wort, und da er ſich durch die kluge Verleugnung ſeiner Kenntniß des preußiſchen Planes die Möglichkeit eines Rückzugs offen gehalten, beſchloß Graf Panin jetzt denſelben einzuſchlagen, und ſeinem heimlichen Bundesgenoſſen, dem Grafen Görtz, jetzt als offener Widerſacher entgegenzutreten.

Als Graf Görtz jetzt ſchwieg, trat eine augenblickliche Pauſe ein. Die Kaiſerin, glühend vor Zorn, athemlos vor Aufregung, heftete ihre flammenden Blicke bald auf den Geſandten, bald auf ihren Miniſter, immer noch ſchweigend, als bedürfe ſie der Zeit, um ſich von ihrer Ueberraſchung zu erholen.

Das alſo ſind die Vorſchläge Sr. Majeſtät des Königs von Preußen, ſagte ſie endlich hochaufathmend, und ihre Stimme zitterte vor Erregung. Statt ſich einfach mit einer Erneuerung unſeres ablaufenden Allianztraktates zu begnügen, macht die preußiſche Majeſtät uns ganz neue unerwartete Anträge, und ſchlägt uns ein Defenſiv-Bündniß mit der Pforte vor! Herr Graf Panin, Ihr ſeid Miniſter, und da Ihr meine Geſinnungen kennen müßt, übertrage ich Euch das Geſchäft, dem Herrn Geſandten des Königs von Preußen ſo zu ant-

worten, wie Ihr glaubt, daß es meinen Ansichten und den Interessen meines Reiches gemäß ist! Ich ertheile Euch das Wort! Sprecht also, antwortet dem Herrn Grafen!

Sie lehnte sich zurück in den Fauteuil und ließ ihre Augen mit einem glühenden, durchbohrenden Ausdruck auf dem Angesicht des Ministers ruhen.

Kein Zug in dem Antlitz Panins verrieth Schwanken oder Unentschiedenheit, er schien völlig mit sich einig und ganz bewußt dessen zu sein, was er zu sagen habe. Mit ruhiger Würde und einem Ausdruck des Erstaunens wandte er sich an den Grafen.

Da Ihro Majestät, meine erhabene Monarchin, mir befohlen hat, sagte er, statt ihrer das Wort zu nehmen, so müssen mir Ew. Excellenz erlauben, Ihnen das Erstaunen auszudrücken, mit welchem ich den wunderbaren und höchst unerwarteten Eröffnungen Ew. Excellenz zugehört habe. Se. Majestät der König von Preußen schlägt der Kaiserin von Rußland ein Bündniß mit der Pforte vor. Eine Defensivallianz zwischen Rußland und der Türkei, das ist indessen ein so unglaublicher mährchenhafter Gedanke, daß ich nicht im Stande bin zu begreifen, wie Eurer Excellenz erhabener und weiser Monarch eine solche Verbindung Rußlands mit dem alten Erbfeind seines Reiches nur als möglich hat denken können!*)

Sehr gut, Panin, rief die Kaiserin, lebhaft mit dem Kopf nickend.

Graf Panin, ermuthigt von diesem Beifall Katharinens, fuhr fort: Die Pforte ist für Rußland eine Macht, mit der jeder Friede nur Waffenstillstand, nur momentane Unterbrechung des Kriegszustandes sein kann. Eine Allianz mit der Pforte ist daher dem ganzen politischen System Rußlands und allen persönlichen Gesinnungen meiner Monarchin höchst zuwider und ganz unausführbar.**)

Da es so ist, sagte Graf Görtz sich verneigend, so wird mein Monarch diesen Plan sofort aufgeben, und ich erlaube mir nur zu wiederholen, daß der König von Preußen seinen Plan keineswegs als förmlichen Antrag angesehen wissen will, sondern nur als eine Idee, auf welche der Wunsch, die Ruhe im östlichen Europa befestigt zu sehen,

*) Panins eigene Worte. Siehe Dohms Denkwürdigkeiten. Th. I. S. 401.

**) Panins eigene Worte. Siehe Dohm ꝛc. S. 400.

etwa leiten könne, und über welche Idee der König die Meinung seiner hohen Alliirten, der Kaiserin von Rußland, zu wissen wünschte.

Sie kennen jetzt meine Meinung über diese Idee, rief Katharina, indem sie sich rasch von ihrem Lehnstuhl erhob, und stolz mit blitzenden Augen dem Diplomaten gegenüber stand. Graf Panin hat Ihnen genau und gut meine Meinung darzulegen gewußt, und ich bitte Sie, dieselbe dem König mitzutheilen. Und damit der große Friedrich sehe und erfahre, daß ich kein Hehl aus meinen wahren Absichten mache, und daß ich sehr wohl seine Gesinnungen in Bezug auf mich kenne, will ich Ihnen frei und offen sagen, was ich will, und was der König mit seinem Plan verhindern möchte! Sie sollen also wissen, mein Herr, daß ich den letzten Frieden mit der Pforte keineswegs deshalb geschlossen habe, damit ein bleibender Zustand auf denselben gegründet werden solle, sondern vielmehr allein in der Absicht, um Zeit zu gewinnen, Zeit, damit ich neue Kräfte zum Angriff sammle, und mich rüsten könne zur Ausführung der Entwürfe, welche in meiner Seele glühen, und bei denen mich hoffentlich das Glück, das bisher allen meinen Unternehmungen zu Theil geworden, nicht verlassen wird. Eine Verbindung mit den Türken ist darum auch für mich unmöglich, sie widerspricht allen meinen Entwürfen und Neigungen, und ich beklage deshalb auch den Vorschlag Sr. Majestät des Königs, denn ich sehe aus demselben, daß ich niemals auf eine Mitwirkung des großen Friedrich zur Ausführung meines Lieblingsentwurfes rechnen kann, und dies macht mich traurig. Sagen Sie dies dem König und fügen Sie hinzu, daß ich sehr wohl die Absicht seines Vorschlags durchschaue, und daß sein Plan mir sehr weise berechnet und ganz den wahren und bleibenden Interessen des preußischen Staats angemessen erscheine. Nicht um meine Besitzungen zu sichern und den Ruhestand zu fördern, hat der König diesen Plan einer Devensivallianz zwischen Preußen, Rußland, Polen und der Türkei vorgeschlagen, sondern weil er mein Streben kennt, die glühenden Wünsche meines Herzens errathen hat, und sie abdämmen und einengen möchte, damit sie nicht hinaus können über die Grenzen meines Reiches! Rußland hat seine Grenzen noch nicht geschlossen; so weit die Welt reicht, reichen Rußlands Wünsche, und sie werden wachsen und gedeihen, und auch dann noch nicht befriedigt sein, wenn die Polen unterjocht und die ungläubigen Türken

verjagt ſind aus dem Erdtheil, über welchem leuchtend und groß nur das Kreuz, das heilige Symbol des Chriſtenthums, ſich erheben ſoll! Sagen Sie dies Alles Ihrem König, denn dies iſt mein letztes Wort und ich werde es niemals weder verleugnen noch zurücknehmen!

Sie grüßte die Herren mit einem leichten, ſtolzen Kopfnicken und das Gemach mit großen Schritten durcheilend, kehrte ſie zurück in das nächſte Zimmer.

Dort ſaß Potemkin noch immer auf ſeinem Lehnſtuhl neben der Portière. Er hatte Alles gehört, Alles verſtanden, und er begrüßte daher die eintretende Kaiſerin mit einem ſtrahlenden Lächeln, und mit Blicken voll Begeiſterung und Gluth.

Katharina winkte ihm mit der Hand, und ſchritt vorwärts, gerade durch das Zimmer zu ihrem Cabinet. Potemkin folgte ihr leiſe und lächelnd.

In ihrem Cabinet angelangt, ließ ſich Katharina tief aufſeufzend auf den Divan niedergleiten.

Schließe die Thüren, Gregor, ſagte ſie athemlos, laß die Portièren nieder, damit mich Niemand hört, denn ich weiß nicht, ich muß entweder laut weinen, oder laut lachen. Es iſt mir, als habe ich ein Mährchen gehört, in welchem die heiligſten und geheimſten Wünſche meines Herzens in Kartenhäuſer verwandelt und von einer Grille umgeſtoßen werden. Oh, oh, Potemkin, laß mich lachen, lachen, daß die Wände meines Palaſtes einſtürzen und der König von Preußen es vernimmt, welche Senſation ſein mährchenhafter Plan bei mir gemacht hat. Gregor, ich, ich ſollte eine Defenſivallianz mit der Türkei abſchließen? Begreifſt Du das, und Du findeſt nicht, daß das ein Scherz iſt, über den man lachen muß, bis Einem die Augen übergehen?

Ich kann nicht lachen, Majeſtät, wenn es ſich um die heiligſten Güter der Menſchen handelt, ſagte Potemkin faſt zürnend. Der König von Preußen wagt es, Ew. Majeſtät einen ſolchen Vorſchlag zu machen? Ein Bündniß zwiſchen Rußland und der Türkei! Das hieße ja das religiöſe Gefühl der ganzen ruſſiſchen Nation beleidigen und den Widerſtand der öffentlichen Meinung gegen Dich aufreizen, gegen Dich, meine erhabene, herrliche Czarina, deren edle und kühne Hand dazu berufen iſt, den frevelnden Halbmond abzureißen von der Kuppel der heiligen Sophienkirche zu Conſtantinopel und das heilige Kreuz der Chriſtenheit wieder auf demſelben zu befeſtigen.

Und glaube es mir, mein Freund, rief Katharina glühend, ich werde dieſen meinen Beruf niemals vergeſſen, und ihm niemals ungetreu werden. Der König von Preußen hat nicht die Kraft, meine Hand zurückzuhalten, und ſein abmahnender Ruf wird übertönt werden von den kühnen Siegeshymnen, die meines großen Oberfeldherrn Potemkins Mund mir zu ſingen weiß! Wie lange noch, und unſer Schwert wird wieder aus der Scheide fliegen, und die Welt wird wieder erdröhnen unter den Siegerſchritten meiner Armeen, und die Völker werden ihre alten Landkarten verbrennen und neue zeichnen müſſen, eine neue Karte von Europa, denn Polen und die Türkei werden von derſelben verſchwunden ſein, und Rußland wird die Hälfte der Karte einnehmen!

Oh, möchte der König von Preußen lange genug leben, um eine ſolche Karte in ſeiner Bibliothek aufhängen zu können, rief Potemkin lachend. Und der abgelaufene Allianztraktat zwiſchen Rußland und Preußen, Katharina?

Er wird nicht wieder erneuert werden, ſagte die Kaiſerin mit einem triumphirenden Lächeln. Das wird wenigſtens ein kleiner Geißelhieb ſein für den Aerger, den mir Preußen bereitet hat.

Ein Schach dem König! rief Potemkin. Ach, meine erhabene Kaiſerin, Du wirſt, wie überall, Siegerin bleiben auch in dieſem Kampf, und dem Schach des Königs wird bald das Matt folgen.

Es iſt wahr, ſagte Katharina ſinnend, der König von Preußen iſt alt geworden, und die Adlerfittige ſeines Geiſtes beginnen zu ſinken. Er möchte ausruhen in irgend einem Myrthenhain, während ich mich ſehne weiter zu fliegen, immer höher hinauf, der Sonne zu! Wer wird mir folgen zu dieſer ſchwindelnden Höhe, wer wird mit mir den kühnen Flug wagen, und —

Se. Majeſtät der Kaiſer von Oeſterreich! rief draußen die laute Stimme des Kammerherrn, welcher heftig an die Thür des Cabinets der Kaiſerin klopfte.

Kaiſer Joſeph kommt! rief Katharina. Du weißt, ich habe ihm auf ſeinen Wunſch erlaubt, immer unangemeldet und ohne alles Ceremoniell zu mir zu kommen. Nur muß der Wachtpoſten am äußern Thor ſofort ein Zeichen geben, wenn der Kaiſer naht, und ſo gelangt

die Nachricht zu mir, noch bevor Joseph die Schwelle des Palastes überschritten hat.

Eben vernahm man da draußen das Heranrollen eines Wagens. Das ist der Kaiser, sagte Potemkin. Lebewohl, Katharina, die arme Krähe muß sich zurückziehen vor dem stolzen Kaiseraar. Ach, Katharina, warum bin ich nicht unter einem kaiserlichen Thronhimmel geboren; warum bin ich nicht ein Kaiser, wie er es ist! Ich würde dann das Recht haben, Dir meine Hand zu bieten, das Recht, mit der Gluth der Eifersucht Deine Schwelle zu bewachen, und keinen andern Mann dieselbe überschreiten zu lassen!

Würde ich Dich mehr lieben können, Gregor, wenn Du ein Kaiser wärst, als jetzt, wo Du der Potemkin bist? fragte Katharina mit einem süßen Lächeln. Aber still, der Kaiser kommt! Lebe wohl, Gregor, lebe wohl, und bewahre Deinen Schlüssel wohl, denn wenn Joseph fort ist, mußt Du wieder zu mir kommen! Lebe wohl!

Potemkin küßte glühend ihre dargereichte Hand und verschwand wieder durch die geheime Thür der Tapete, die auf den kleinen Corridor führte. Aber statt diesen Corridor hinabzugehen, trat er rasch durch die gegenüberliegende Thür in das kleine Zimmer ein, das dem kaiserlichen Cabinet als Vorsaal diente, und welches der Kaiser durchschreiten mußte, wenn er sich jetzt zu Katharinen begab.

Er war kaum eingetreten, als die Thür da drüben sich öffnete, und der Kaiser Joseph, seiner Gewohnheit gemäß in seiner einfachen Uniform, ganz allein und ohne Begleitung in den kleinen Vorsaal eintrat.

Josephs große blaue Augen richteten sich sofort mit einem raschen fragenden Blick auf Potemkin, dem er lächelnd seinen Gruß zunickte.

Aber Potemkin legte einen Finger auf seinen Mund, und deutete auf die Thür des kaiserlichen Cabinets hin. Joseph verstand den Wink, und ging mit seinem lauten gewichtigen Schritt vorwärts.

Während er weiter ging, näherte sich ihm Potemkin und flüsterte leise: Sire, ich habe Ihnen vorgearbeitet; die Freundschaft mit Preußen hat heute einen gewaltigen Riß bekommen, und der Allianztraktat wird nicht wieder erneuert werden. Es hängt jetzt von Ihnen ab, diese Umstände zu benutzen, und Oesterreich die Stelle einnehmen zu lassen, welche Preußen bisher inne hatte. Schonen Sie gnädigst die Sympa-

thieen der Kaiserin, schmeicheln Sie ihrem Ehrgeiz und Sie werden Alles erlangen! Meiner Mitwirkung sind Ew. Majestät gewiß!

Wie Sie, Durchlaucht, meiner Dankbarkeit! flüsterte der Kaiser, der jetzt schon vor der Thür des kaiserlichen Cabinets stand.

Potemkin machte eine tiefe, ehrfurchtsvolle Verbeugung und schlüpfte dann wieder auf den Corridor hinaus. Der Kaiser blieb stehen, bis die Thür sich leise hinter Potemkin geschlossen hatte, und dann erst klopfte er laut an die Pforte des kaiserlichen Cabinets.

VII.

Katharina und Joseph.

Katharina lag, als der Kaiser zu ihr eintrat, in graciösester Nachlässigkeit auf dem Divan, und schien gar nicht zu ahnen, daß es der Kaiser sein könne, welcher da zu ihr komme. Sie flog daher, als sie Josephs ansichtig ward, mit einem Schrei freudiger Ueberraschung aus dem schwellenden Polster empor, und eilte dem Kaiser lächelnd entgegen, ihm ihre beiden Hände darreichend.

Der Kaiser bückte sich und küßte diese Hände. Ich komme zu Ew. Majestät, sagte er, weil ich mich krank fühle und ermattet, und weil ich Ihres Anschauens bedarf, um mich wieder stark und lebenskräftig zu fühlen! Ich habe schlimme Nachrichten aus Wien, Majestät. Meine Mutter kränkelt und begehrt dringend meine baldige Rückkehr.

Das sind zwei böse und traurige Nachrichten auf einmal! rief die Kaiserin schmerzlich. Sie sagen mir, daß die größte und edelste Frau, welche jemals einen Thron geschmückt hat, leidend ist, und lassen mich zugleich befürchten, daß Sie mich verlassen wollen. Aber Sie dürfen das nicht, Sire, es wäre grausam, mich so bald schon eines kaum gewonnenen Freundes berauben zu wollen! Nein, nein, Sie dürfen mich nicht schon wieder verlassen, jetzt, da kaum die Scheidewand gefallen, welche so lange Oesterreich und Rußland von einander getrennt hat.

Ja, es war wirklich wie eine hohe spanische Wand, welche uns von einander schied, rief Joseph lächelnd, und der König von Preußen stand als spanischer Windmacher neben der Wand, und blies immerfort

dagegen und hielt ſie aufrecht mit dem Hauch ſeiner Verleumdungen und Bosheiten. Aber ich ſehnte mich immer nach dem Anblick der ſtolzen und kühnen Beherrſcherin Rußlands, und da mir die ſpaniſche Wand zu hoch war, um darüber fortſchauen zu können, riß ich ſie nieder, und ſprang drüber weg, und kam hierher, um zu Ew. Majeſtät Füßen niederzufallen, zu meinem eigenen Entzücken und zum wahren Entſetzen des Königs von Preußen, der den ruſſiſchen Kaiſerhof gern als eine Domaine betrachtet, die er wenigſtens als Schildwache umſchreitet, da er ſie nicht als Herr beſitzen kann. Oh, es war in der That der ſchönſte Gedanke meines Lebens, hierher zu kommen, um mein Herz zu ſtärken an dem Anblick der genialſten und größten Frau, welche mit dem Feuer ihres Geiſtes jetzt die Welt durchſtrahlt, und die dazu berufen ſcheint, die ganze Welt vor ihr ſich beugen zu ſehen!

Nein, Sire, ich verdiene Ihr Lob nicht, ſagte Katharina traurig, ich bin nicht die größte Frau; der Sohn der erhabenen Kaiſerin Maria Thereſia darf mich nicht ſo nennen! Sie beſitzt alle Tugenden, welche eine Sterblichgeborene ſchmücken können, die Weisheit des Geſetzgebers, den Heldenmuth des Kriegers, und endlich die Tugend, Ehrbarkeit und Unſchuld des Weibes! Ach, mein Freund, ich gehöre nicht zu den Auserwählten, denen das Schickſal vergönnt hat, inmitten der Stürme dieſer Erde ſich die Unſchuld des Himmels zu bewahren. Ich habe ein großes und ſtolzes Erdenloos erhalten, aber ich habe großen und ſtolzen Lohn dafür zahlen müſſen! Ich bin eine Kaiſerin geworden, aber ich bezahlte meine Krone mit den höchſten Schätzen der Frau! Still, unterbrechen Sie mich nicht, ſagen Sie nicht, daß es nicht ſo iſt! Wir ſind hier allein, und Niemand hört dies Bekenntniß, das ich aus vollſter Wahrheit meiner Seele dem Sohn Maria Thereſia's ablege. Sie iſt die genialſte und größte Herrſcherin, denn ſie iſt die tugendhafteſte Frau!

Aber ſie iſt eine Frau geblieben auch als Herrſcherin, ſagte Joſeph lächelnd, ſie regiert mit dem Herzen, während Katharina von Rußland nur allein mit ihrem Kopf regiert, und ihrem Herzen nur dann Rechte gewährt, wenn die großen Geſchäfte ihrer Regierung ihr Zeit und Muße dazu laſſen. Oh, Ew. Majeſtät tragen Ihre Krone nicht als Weib, ſondern als ein ſtarker, willenskräftiger Mann, und wie wollen Sie denn von einem Mann verlangen, daß er ſich in den

Stürmen und dem Tosen des Lebens die Tugend der Unschuld bewahre. Wer groß sein will, muß die Schuld kennen, denn die Unschuld kann nur im Verborgenen unangetastet bleiben. Sobald sie sich hinauswagen will in das Leben, verliert sie durch die Schlechtigkeit der Menschen ihre Krone, und geht entweder umher im zerlumpten Bettelgewande, ein Spott der Welt, oder sie erkauft sich mit ihrem Herzblut einen Purpurmantel, und lernt von den Schuldigen, wie man es machen muß, um die Schlechten zu besiegen, und der Welt Gesetze zu geben. — Wären Sie unschuldig geblieben und rein von aller Schuld, so wären Sie niemals Katharina die Große geworden. Es giebt leider jetzt so viele Männer, welche Weiber sind, daß man Gott danken muß, endlich einmal ein Weib zu sehen, welches ein Mann ist!

Sie verstehen es auf eine neue Art zu schmeicheln, rief Katharina lächelnd, aber man muß ein Weiberhasser sein, um in dieser Weise zu schmeicheln. Sind Sie das, Sire?

Ich würde die Weiber anbeten, wenn es deren viele gebe, wie der Mann Katharina, sagte Joseph. Aber ich habe solcher Art zu meinem Unglück keine weiter kennen gelernt, und daran ist mein Leben gebrochen und zerschellt, daran sind meine Hoffnungen untergegangen und meine Wünsche gescheitert. Oh Kaiserin, was habe ich nicht Alles gewünscht, gewollt und erstrebt, welche große Pläne, welche kühne Zukunftswünsche glühten nicht in meinem Herzen, aber die Weiber, die Weiber haben mir Alles untergraben und vernichtet, wenn ich auch nicht sagen will, daß sie Alle lange Kleider trugen und zum schönen Geschlecht gehörten. Und es ist ihnen gelungen, meine Energie ist gebrochen, und von dem Joseph, welcher ich einst gewesen, ist kaum noch eine Spur geblieben.

Sie lästern sich selber, Freund, rief Katharina, ihm schalkhaft drohend. Ich meine doch, der Kaiser Joseph habe uns erst kürzlich bewiesen, daß es ihm nicht an Energie gebricht, und daß sein Ehrgeiz sich nicht gern in Grenzen einengen läßt.

Ach, Ew. Majestät gemahnen mich an den Zwetschkenrummel, den ich gegen Baiern unternommen! Es war die letzte Don Quixoterie des deutschen Kaisers, der noch für die Idee schwärmte, ein einiges, großes Deutschland aus der Zerfallenheit der deutschen Stämme aufrichten zu können, und mit seinem Deutschland einen neuen Stern

aufgehen zu laſſen an dem europäiſchen Staatenhimmel. Ach, Majeſtät, warum mußten Sie es gerade ſein, die meine Schwärmerei brach, Sie, von allen europäiſchen Fürſten der Einzige, welcher fähig war, mein Herz zu begreifen und meine Pläne zu billigen? Dieſe Pläne, welche doch zuletzt nichts Anderes beabſichtigen, als die alten Raubritter und Rattenkönige aus ihren Burgen und Schlupfwinkeln zu vertreiben, den Augiasſtall des deutſchen Reichskammergerichts zu reinigen, und das lebendige und wahre Recht an die Stelle des todten, lügneriſchen Actenrechtes zu ſetzen! Glauben Sie mir, Katharina hätte einen guten und nützlichen Nachbarn gefunden an dem Kaiſer von Deutſchland; er würde treu und groß an Ihrer Seite geſtanden ſein und würde Ihnen geholfen haben, die Welt zu erobern, die Uebermüthigen zu züchtigen, und Recht, Wahrheit und Gerechtigkeit zu etwas mehr als zu einer Fabel zu machen. Aber Katharina, die große Herzenskündigerin, ließ dies Eine Mal ſich den ſtolzen, kühnen Blick umnebeln von allerhand Dünſten, die der altgewordene König von Preußen, den ſeine Unterthanen den Einzigen nennen, vor ihr aufzuwirbeln wußte, und um eines altersſchwachen Greiſes willen, der für ſeine welk gewordenen Lorbeerkränze bangte, trat die kühne Minerva des Jahrhunderts in die Schranken. Es war ein edler und erhabener Irrthum, um deſſentwillen ich Sie anbeten und verehren mußte, wenn ich es bis dahin noch nicht gethan! Der Irrthum einer großen Seele, welche an die Größe der Andern glaubt, und große Worte mit großen Thaten verwechſelt. Und freilich, große Worte hat der alte König genug gemacht, ſprach von Deutſchlands Recht und Einigkeit, ſchilderte mich als den Raubritter, der einfallen wollte in den deutſchen Tempel der Eintracht und Sitte, und machte ſich zum Hohenprieſter Deutſchlands, dem er aber in franzöſiſcher Sprache ſeine Hymnen ſang, weil er ein viel zu guter Deutſcher iſt, um die deutſche Sprache nicht von Grund ſeines Herzens zu verachten. Oh, Majeſtät, ſagen Sie lieber, iſt es nicht um Thränen zu lachen, daß dieſer Mann, welcher das deutſche Weſen, die deutſche Sprache und den deutſchen Geiſt bisher immer verachtet und verſpottet hat, jetzt plötzlich ſich zum Vorkämpfer dieſes ſelben deutſchen Reichs macht, das einſt den Bannſtrahl über ihn ausgeſprochen und den ländergierigen Emporkömmling in die Reichsacht erklärt hat? Und wäre er nur wenigſtens ausgezogen zu einem ehrlichen

Kampf! Aber er vermeinte, es ſei genug am Schwertgeraſſel und Trompetengeſchmetter, und wenn er mir von fern ſeine vergilbten Lorbeeren zeigte, würde ich ſofort Reißaus nehmen, wie ein rechtes Mutterſöhnchen. Da ich's nicht that, verkroch er ſelber ſich, der große Held, hinter dem Reifrock meiner Mutter, und die beiden alten Majeſtäten zitterten und conſpirirten miteinander, und warfen ſich mit Zwetſchken ſtatt mit Kanonen, und aus dem großen Krieg, den ich erhoffte, ward nur ein närriſches Confettiſchmeißen eines deutſchen Carnevals! Oh, Sie lachen, Kaiſerin! Sie haben Recht, ich bin ein Thor, mich noch immer ſo zu erzürnen bei dem Gedanken an unſern deutſchen Zwetſchkenrummel! Vergeben Sie es mir und lachen Sie mich tüchtig aus!

Nein, ich lache Sie nicht aus, rief Katharina, ihre Hand auf Joſephs Schulter legend und ihm tief in das erregte Antlitz ſchauend, ich lache vor Freuden über Ihr ſchönes, feuriges Weſen, über den edlen energiſchen Haß, der von Ihrem Antlitz ſtrahlt. Mein Gott, ein Mann, der ordentlich zu haſſen verſteht, iſt eben ſo ſelten, als ein Mann, der ordentlich zu lieben verſteht, und darum freue ich mich Ihrer, und darum fühle ich, indem ich Sie anſchaue, für Sie die zärtlichſte Sympathie! Sagen Sie, Freund, Sie haſſen ihn alſo ſehr, den König Friedrich von Preußen?

Ja, ich haſſe ihn, rief Joſeph hochaufathmend, ich haſſe ihn jetzt eben ſo ſehr, als ich ihn einſt geliebt habe! Ich haſſe ihn, denn er iſt es geweſen, der alle meine Pläne zerſtört, meine Hoffnungen vernichtet hat. Er hat Deutſchland wider mich aufgehetzt, er hat mir Baiern entriſſen, Baiern, welches mein war durch das Recht der Verträge, und auf welches ich ſicherlich gegründetere Anſprüche beſaß, als er auf Schleſien. Ich haſſe ihn um ſo mehr, weil das Schickſal mir nicht mehr die Gelegenheit gönnen wird, mich an ihm zu rächen und ihn zu beſiegen, denn was wäre es jetzt wohl noch für ein Ruhm, dieſen alten, gichtkranken Mann zu beſiegen, der ſo ſchwach iſt, daß er nicht einmal mehr die Flöte blaſen kann, weil er keine Zähne mehr hat.

Es iſt wahr, ſagte die Kaiſerin ſinnend, ſelbſt die Geiſter werden alt, und dem Genie ſelbſt rupft das mürriſche Greiſenthum die Federn aus, daß es nicht mehr ſich aufzuſchwingen vermag. Von dem großen Helden Friedrich iſt nichts mehr übrig geblieben, als ein kurzſichtiger Greis, der ſeine Zeit nicht mehr verſteht.

Und der sich doch einbildet, ihr Gesetze vorschreiben und sie aufhalten zu können in ihrem Lauf, rief Joseph glühend. Oh, Katharina, hüten Sie sich wohl vor diesem alten Mann, der sich an Sie anklammert, nicht sowohl, um sich an Ihnen aufrecht zu halten, sondern mehr noch, um Sie zurückzuhalten und Ihren vorwärtsstrebenden Eroberungsschritt zu hemmen. Er verleugnet jetzt die Thaten seiner Jugend, und der Held, der einst die Grenzen seines Landes durch Schlesien erweiterte, der möchte Sie und mich jetzt bannen in die Grenzen unserer Reiche, und will nicht, daß unsere Blicke hinausschweifen über dieselben! Aber es wird ihm nicht gelingen, Sie zurückzudrängen, wie er es mir gethan. Sie haben nicht, wie ich, eine Mutter an Ihrer Seite, welche Ihnen die Hände bindet, und Sie werden den König von Preußen nicht zu dieser hemmenden Mutter annehmen wollen! Ich sehe den Adlerblick Katharina's, welcher sich gen Süden wendet und die Wogen des schwarzen Meeres aufleuchten macht. Ich sehe schon die weiße Hand sich ausstrecken nach der Moschee zu Constantinopel, und das Kreuz aufpflanzen, wo jetzt noch der Halbmond prangt!

Katharina stieß einen Schrei aus, und mit einer leidenschaftlichen Bewegung ihre beiden Arme um Josephs Nacken schlingend, zog sie ihn zu sich und drückte einen glühenden Kuß auf seine Stirn.

Oh, mein Freund, ich danke Ihnen für dieses Wort, rief sie in flammender Begeisterung, und mit diesem Kuß gelobe ich Ihnen meine Treue und meine Freundschaft. Denn ich fühle es, Sie haben mich verstanden, Sie haben die ehrgeizigen Wünsche, die da bis jetzt geheimnißvoll und tief in meiner Brust geruht haben, errathen!

Ich habe sie errathen und ich billige sie, sagte Joseph feierlich. Das Schicksal hat Ihnen eine Mission gegeben und Sie müssen sie erfüllen, Sie müssen mit Ihrem Schwert diese Pforte erstürmen, welche sich dem Glauben und dem Christenthum widersetzt, Sie müssen die Fahne des Propheten versenken in die Wellen des schwarzen Meeres, um auf den Wimpeln Ihrer Schiffe dort das heilige Kreuz Christi wehen zu lassen!

Oh Gott, ich danke Dir, rief Katharina, die Arme zum Himmel emporstreckend, lächelnd unter Thränen der Begeisterung. Ich habe einen Freund gefunden, der mein Herz versteht und meine Träume zu deuten weiß!

Und der, wenn die Stunde gekommen iſt, bereit ſein wird zu helfen, daß dieſe Träume zur Wirklichkeit werden können!

Ich nehme Ihre Anerbieten an, und ich werde Sie daran mahnen, wenn die Stunde gekommen iſt. Hier meine Hand, ich biete ſie Ihnen zu einem neuen Bunde, zu einem Bunde wider die alte Welt. Wollen Sie ſie annehmen, Freund, wollen Sie mit mir vereint dieſe alte, morſch gewordene Welt zerſtören, und eine neue Welt mit neuen Grenzen aus dem Schutt hervorſteigen laſſen?

Ich nehme Ihre Hand an, Katharina, und Sie werden mich zu jeder Stunde bereit finden, die Treue zu bewähren, die ich Ihnen jetzt gelobe, und Ihnen zu helfen, Ihre großen Zukunftspläne auszuführen.

Und ſo, Hand in Hand, wollen wir die Welt erobern! rief Katharina glühend. Gelobt ſei Gott, daß ſie groß genug iſt, um Raum zu haben für uns Beide! Uns Beiden muß die Welt gehören, wir Beide müſſen ſie uns erobern und ſie unter uns theilen. Was ſollen ſie Alle auf Erden, dieſe kleinen, jammervollen Fürſten, die erzittern, wenn ihr Nachbar links ſich eine neue Trommel anſchafft, weil das auf Krieg deutet, wenn ihr Nachbar rechts eine Erbſchaft thut, weil er vielleicht dann ein Dorf mehr beſitzt wie ſie. Hinweg mit all' dieſen kleinen Thronen und den kleinen Fürſtenſeelen darauf, zwei Throne darf es nur geben und zwei große Fürſten darauf, die über die Welt hinleuchten wie die Dioskuren der alten Götterwelt, und die Heroenwelt der Griechen wieder auferſtehen laſſen aus dem Schutt der Jahrtauſende! Oh, Freund, welche Wonne muß das ſein, dazuſtehen auf der Höhe des Weltenthrones, hinzublicken über die Erde, welche in ſchauderndem Entzücken unter unſerm Fußtritt erbebt, wie das Meer bei dem Aufgang der Sonne, hinzublicken auf dieſe Millionen und abermals Millionen Menſchen, die von uns das Licht ihres Geiſtes, ihre Cultur, ihre Bildung, ihre Kunſt und ihr Glück erhalten! Oh, welch' eine große ſtrahlende Zukunft thut ſich vor meinen trunkenen Blicken auf, eine Zukunft, in der es nur zwei Reiche geben wird, das Reich des Weſtens und das Reich des Oſtens, nur noch zwei Throne, den Thron des griechiſchen und den Thron des römiſchen Kaiſerthums, nur noch zwei Völker, die beide ſo groß, ſo mächtig ſind, daß ſie niemals daran denken können, einander zu lieben, und ihre Schwerter bei Seite zu legen, um der glücklichen Welt den ewigen Frieden und das ewige Glück zu geben!

Sagen Sie, Freund, wollen Sie mir helfen, diesen Göttertraum zu verwirklichen?

Ich will Ihnen helfen, meine erhabene Freundin, rief Joseph glühend. Ich will treu zu Ihnen halten, und was der König von Preußen als Phantasterei verlacht, das wollen wir zur Wirklichkeit machen!

Das wollen wir, sagte Katharina energisch. Oh, Sie wissen nicht, wie lange ich schon in meiner Seele diesen Plan hege, und wie viel ich ihm schon vorgearbeitet habe. Es steht schon fertig vor meiner Seele da, dieses erhabene neue Reich, das wir aufbauen wollen aus den Trümmern der alten Göttertempel Griechenlands. Aus ihrer Asche sollen sie erstehen die ewigen Städte Griechenlands, Troja und Athen sollen wieder aufleben von den Todten, und von der Akropolis hernieder soll das Kreuz der Christenheit seinen Strahlenschimmer über ganz Asien ergießen. Und diese neue Welt wird Mein sein, mein Werk, und so werde ich das Testament meines großen Ahnherrn Peters des Großen erfüllen! Er hat seinen Nachfolgern geboten, Europa zu reinigen von den Türken, das schwarze Meer zu öffnen, daß es auf seinen schäumenden Wogen russische Schiffe trage! Ich werde seinem Gebot gehorchen, ich werde die Türkei erobern, und in Stambul soll der Thron meines Enkels, des griechischen Kaisers Constantin, sich erheben, während in Petersburg mein Enkel Alexander von seinem Thron hernieder schaut auf Asien und Europa, welche ihm gehören und vor seinem Scepter sich beugen. Griechenland, das schöne Land der Götter und der Dichter, darf nicht länger das Eigenthum der barbarischen Türken sein, wir wollen es wieder befreien und verklären, wir wollen ihm einen neuen Kaiser Constantin geben, und an den Ufern des schwarzen Meeres ihm seinen Thron errichten. Sie wissen nicht, Freund, was Alles ich nicht schon gethan, dieses Ziel zu erreichen. Seit seiner Geburt schon bestimme ich meinen zweiten Enkel für diese große Zukunft des griechischen Kaiserthums. Aus den Brüsten einer Helena trank er sich Lebenskraft, griechische Kleider umhüllen seine Glieder, griechische Knaben habe ich aus Athen hierher kommen lassen, daß sie spielend dem Kinde die Sprache ihrer Heimath lehren, und schon ist jetzt wieder ein Schiff unterwegs, das zweihundert junge Neugriechen hierher bringt, welche dereinst die Garde des zukünftigen Kaisers von Griechenland bilden

ſollen.*) Griechiſche Worte ſollen die erſten ſein, welche ſeine kleinen Lippen ſtammeln, und wie die Medaille, die am Tage ſeiner Geburt geprägt ward, ſchon hinweiſt auf ſeine hohe Beſtimmung,**) ſo ſoll auch Alles, was ihn umgiebt, was ihm gelehrt wird, das hohe Gepräge ſeiner Zukunft an ſich tragen. Sehen Sie hier, mein Freund, ich ſelber habe für meinen Enkel, den einſtigen Kaiſer Conſtantin, die Landkarte entworfen, nach welcher man ihm die Geographie ſeines Reiches lehren ſoll, ſeines Reiches, das ich ihm erobern will!

Die Kaiſerin hatte ſich haſtig erhoben und eilte zu ihrem Schreibtiſch hin, aus deſſen Schubfach ſie jetzt eine Rolle Papier hervorholte, mit der ſie dann zum Kaiſer zurückkehrte.

Faſſen Sie dies Papier an, ſagte ſie, dem Kaiſer die Rolle darreichend, Sie müſſen mir da helfen, mein griechiſches Kaiſerthum aufzurollen!

Joſeph war lächelnd behülflich, die Karte aufzurollen, die ſie alsdann vor ſich auf dem Tiſch ausbreiteten und, Beide über denſelben geneigt, mit glühenden Augen betrachteten.

Achten Sie zuerſt ein wenig auf die Randzeichnungen meiner Karte, ſagte Katharina, mit dem weißen Vorfinger ihrer Rechten auf dieſelben hindeutend.

Ich erkenne die genialen Gedanken Eurer Majeſtät in dieſen Zeichnungen, ſagte Joſeph lebhaft. Hier ſteht der Genius Rußlands, gelehnt auf das ruſſiſche Wappenſchild, und hat in ſeiner Linken einen Pfeil, Pferdeſchweife, Fahnen mit dem Halbmond und andere Siegestrophäen; dort drüben ſehe ich auf den Wogen des ſchwarzen Meeres ein ruſſiſches Schiff, das eben einen türkiſchen Segler in den Grund bohrt.

Und hier in der Mitte ſehen Sie das Kaiſerthum Griechenland und den Archipelagus, rief Katharina. Achten Sie wohl auf die Farben, welche hier die Länder begrenzen, denn in dieſen Farben erkennen Sie meine Pläne. Dieſe gelbe Farbe hier bezeichnet die Grenzen des grie-

---

*) Theodor Mundt: der Kampf um das ſchwarze Meer, S. 117.

**) Dieſe Medaille war von Potemkin entworfen. Auf derſelben ſah man, wie ein gewaltiger Blitzſtrahl auf die große Moſchee zu Conſtantinopel herniederfährt, ſo daß dieſelbe zerſchmettert wird und von ihrer Spitze den Halbmond hernieder gleiten läßt. Dem Titel der Kaiſerin war auf dieſer Medaille die Bezeichnung hinzugefügt: propugnatrix fidei (Vorkämpferin des chriſtlichen Glaubens). Theodor Mundt: Kampf um das ſchwarze Meer, S. 117.

chiſchen Kaiſerthums. Sehen Sie da! Es beginnt dort nordweſtlich bei Raguſa, zieht ſeine Grenzlinie von Skopia, Sophia, Philippopolis und Adrianopel bis an das ſchwarze Meer, dann geht es hinunter bis an die ſüdliche Spitze von Morea, und umfaßt dort unten die Joniſchen Inſeln und die des Archipelagus, mit Einſchluß von Mytilena und Samos. Das iſt das Reich meines griechiſchen Kaiſers der Zukunft, der in Conſtantinopel thronen wird! Hier aber, dieſe rothe Farbe, die bezeichnet die neue Grenze meines Reiches. Durch Natolien zieht ſie ſich hindurch, beginnt dort nördlich bei Pendavaſchi und endigt hier drüben bei dem Meerbuſen von Syrien.

Der Kaiſer, welcher mit geſpannter Aufmerkſamkeit dem brillantenblitzenden Finger Katharina's gefolgt war, hob jetzt ſeine Augen von der Landkarte empor, und richtete ſie mit einem ſeltſamen lächelnden Ausdruck auf das erregte Antlitz der Kaiſerin.

Was ſchauen Sie mich ſo eigenthümlich und mit einem ſo geheimnißvollen Lächeln an? fragte Katharina.

Ich lächle, weil das, was Ew. Majeſtät mir da zeigen, mich an eine kleine Begebenheit meiner frühern Reiſen erinnert, ſagte Joſeph heiter. Es war im Anfang meiner armen Mitregentſchaft, und ich war ausgezogen, mich ein wenig umzuſehen in den Grenzen meines Reiches. In Mähren beſtieg ich einen mächtig hohen Berg und mit Entzücken ſchaute ich hernieder auf die herrliche Landſchaft, auf Städte, Dörfer und blühende Gefilde, die in prangendem Reichthum mich da umgaben. Wem gehört dieſes lachende Dorf dort und das köſtliche Schloß? fragte ich meinen Führer. „Den ehrwürdigen Patres Jeſuiten," antwortete er mir. Und dieſer Strich hier mit den Dörfern und Kapellen? fragte ich weiter. „Den ehrwürdigen Patres Benedictinern," war die Antwort. — Und das hier? — „Dem hochwürdigen Capitel zu Brünn." — Aber dies ſchöne große Gut dort? „Das gehört den Clariſſinerinnen." Aber wo liegt denn das, was mir gehört? fragte ich ungeduldig, und der Führer antwortete mir lächelnd: „Wenn Ew. Majeſtät weiter hinein kommen in's Land." — Und ich kam weiter hinein in's Land, in Gebirge, in Stein-, Sand- und dürres Haideland, und da lag Alles, was mir gehörte.*)

*) Lebensgeſchichte Joſeph II. von Hübner. Th. I. S. 49.

Und jetzt möchten Ew. Majestät auch mich, Ihren Führer durch die neue Welt, fragen: wo liegt das, was mir gehört? fragte die Kaiserin lächelnd. Bat ich Sie nicht, wohl Acht zu haben auf die Farben meiner Karte? Ich habe Ihnen die rothe und die gelbe Farbe erläutert. Aber finden Sie nicht noch eine dritte Farbe auf meiner Karte?

Der Kaiser bückte sich tiefer auf die Karte nieder, Katharina hatte sich aufgerichtet, und die beiden Arme auf den Tisch aufgestützt, schaute sie mit leuchtendem, triumphirendem Antlitz zu dem Kaiser nieder.

Hier im Westen sehe ich noch eine grüne Grenzlinie gezogen, welche Neapel und Sicilien umfaßt, sagte Joseph.

Die grüne Farbe auf meiner Karte bezeichnet Oesterreichs Grenzen, sagte Katharina lächelnd. Wie ich hoffe auf die Wiederherstellung des alten Griechenlands im schönsten Lichte der Cultur und der Musen, so müssen Ew. Majestät auf die Wiederherstellung der alten Roma hoffen. Rom und Neapel, das sei Ihr Stambul, und wie Sie mich nicht hindern werden, meine Herrschaft hinabzustrecken bis zum schwarzen Meer, so werde ich auch Sie nicht hindern, Ihre Grenzen auszudehnen bis zu den Küsten des mittelländischen Meeres. Italien seufzt, wie Deutschland, unter der Last seiner Throne und seiner Fürsten, es ist zerstückelt, zerrissen und unglücklich, wie Deutschland es ist. Erbarmen Sie sich Italiens, Sire! Wien sei der Sitz Ihres Thrones, aber die blauen Wogen des mittelländischen Meeres müssen den Fuß desselben umspülen. Tragen Sie nicht den Namen und Titel eines Königs von Rom? Geben Sie Ihrem Titel Inhalt, Sire! Ihnen gehöre der Westen und Süden, wie mir der Osten, uns Beiden zusammen die Welt! Wir wollen sie unterjochen und uns unterthan machen, wir wollen sie glücklich, groß und stark machen, und der von so viel Schmerzen zerrissenen Menschheit wollen wir den ewigen Frieden bringen!

Joseph hatte ihr mit staunenden Blicken zugehört, eine tiefe Bläße hatte, während die Kaiserin sprach, seine Wangen überzogen, und war dann einer flammenden Röthe gewichen. Mit glühender Innigkeit faßte er jetzt Katharina's beide Hände und drückte sie fest an seine Brust.

Ich danke Ihnen, Katharina, sagte er tief bewegt, ich danke Ihnen aus tiefster Seele, daß Sie leben und da sind! Was auch die Politik meines Verstandes einwenden möchte, in Ihren göttlich schönen Zukunftsträumen schlägt ein Herz und ein Geist, dem ich mich verwandt fühle!

Auch in meiner Bruſt giebt es Träume einer großen, die ganze Menſchheit umfaſſenden Zukunft, und auch ich hoffe, daß einſt für ſie die Stunde der Verwirklichung anbrechen werde! Oh, meine große geniale Herzenskündigerin, Sie haben tief hineingeſchaut in mein Herz, Sie haben richtig erkannt, daß da das Wort „Rom“ mit brennenden Zügen eingezeichnet ſteht! Ja, das iſt es, wonach ich mich ſehne, dieſem meinem Titel: „König von Rom,“ Inhalt und Wahrheit zu geben, nicht mehr der ſclaviſche Vaſall eines Prieſters zu ſein, ſondern neben dem Stuhl von St. Peter den Thron des Königs von Rom aufzuſtellen! Ich danke Ihnen, Katharina, daß Sie das Wort gefunden, mit dem Sie die geheimſten Wünſche meines Herzens aus ihrem Schweigen erlöſt haben. Oh, jetzt, da ich eine Seele gefunden, welche meine Gedanken verſteht und begreift, jetzt thut ſich auch vor mir eine große, ſtrahlende Zukunft auf, und Großes will ich ſchaffen, Herrliches erſtreben, denn Katharina wird meine Bundesgenoſſin ſein! In dieſer Stunde werfe ich ſie von mir, alle dieſe Wünſche und Hoffnungen, welche ich bis heute noch für Deutſchland gehegt. Gott iſt mein Zeuge, ich wollte Deutſchland groß, glücklich und frei machen, ſtark im Kampf mit ſeinen Feinden, mächtig im Bund mit ſeinen Freunden, ich wollte es zu dem einigen, großen, ſtarken Herzen Europas machen! Aber Deutſchland hat mich verſchmäht, und ſo wende auch ich mich jetzt von ihm und überlaſſe es ſeinem Schickſal, und ſtatt daß ich ſonſt meine perſönlichen Intereſſen dem Wohle Deutſchlands opfern wollte, werde ich jetzt die Intereſſen Deutſchlands dem Wohl des Kaiſers von Oeſterreich opfern. Da ich Deutſchland nicht groß machen konnte, will ich Oeſterreich groß machen, ſo groß und mächtig, daß Katharina von Rußland mich als einen gleichberechtigten Bundesgenoſſen anerkennen und achten ſoll! So laſſen Sie uns denn zuſammenſtehen und unſere Zukunft bauen!

Und ein Bündniß ſchließen, das wir jetzt noch geheim halten wollen vor der Welt, das ſie aber einſt erkennen ſoll an ſeinen Früchten und an ſeiner Glorie! rief die Kaiſerin, die Hand des Kaiſers feſt in der ihren drückend. Gemeinſame Intereſſen verbinden uns von dieſer Stunde an mit einander, Rom und Conſtantinopel heißen die großen Stichworte unſerer Zukunft.

Sie werden in Conſtantinopel das Kreuz aufrichten, ich werde es in Rom von meinem Rücken laden, ſagte Joſeph lächelnd, ich werde

mich und meine Staaten befreien von dem Joche Roms! Das soll meine erste That sein, sobald ich meine Hände frei habe von den Fesseln, welche sie jetzt noch binden! Aber nie werden meine persönlichen Interessen mich hindern, Ew. Majestät Interessen zu unterstützen und an Ihre Seite zu eilen, sobald Sie mich rufen. Oh, möchten Sie mich bald rufen, es ist ein großes Werk, das Ew. Majestät vor sich haben, und große Arbeit gehört dazu, es zu vollenden!

Ich hoffe, daß Gott mir gnädig sein wird, damit ich lange genug lebe, um sie zu vollenden, und um mit Ihnen, Sire, eine so enge, so feste, auf einer so breiten Grundlage ruhende Verbindung zu schließen, daß es nicht in der Gewalt meines Nachfolgers steht, sie aufzulösen.*) Es wäre traurig, wenn mein Tod, gleichwie der Tod der Kaiserin Elisabeth, das Zeichen sein sollte, das ganze System russischer Politik zu ändern. Und dies würde der Fall sein, wenn ich stürbe, bevor ich mein Werk in der Türkei vollbracht habe! Denn Paul hängt mit schwärmerischer Verehrung an dem König von Preußen und der König ist meinen Plänen abgeneigt, oder er belächelt sie als die Phantasterei einer Frau!

Oh, Ew. Majestät wird ihm hoffentlich bald beweisen, daß diese Phantastereien sich zur Wirklichkeit verklären können!

Sie glauben also an die Wahrheit und Möglichkeit meines Planes? rief Katharina freudig. Sie finden ihn groß, schön und ausführbar?

Joseph legte seine Hand fest auf Katharina's Arm, und sah ihr tief in die Augen. Hören Sie, ob ich Ihren Plan schön und ausführbar finde! sagte er. Ich habe Ihnen gesagt, daß ich den König von Preußen, der alle meine Pläne durchkreuzt, alle meine Wünsche vernichtet hat, von Grund meines Herzens hasse, nicht wahr?

Sie haben mir das gesagt, und ich glaube es Ihnen, Sire!

Nun wohl denn, Majestät, ich bin so begeistert für Ihren Plan, daß ich noch dann seine Ausführung wünschen würde, wenn dies nur unter Friedrichs Mitwirkung und Vergrößerung geschehen könnte.**)

Kein Anderer als Ew. Majestät soll bei meinen Plänen mitwirken

---

*) Katharina's eigene Worte. Siehe: von Raumer, Beiträge ꝛc. Th. V. Seite 477.

**) Raumer: Beiträge ꝛc., Th. V. S. 444.

und vergrößert werden, rief Katharina. Ich weiß, auch Sie sind den Türken noch eine Revanche schuldig!

Das bin ich! rief Joseph mit blitzenden Augen. Die Türken haben mir Belgrad genommen und mich gelüstet sehr, es ihnen wieder zu nehmen und mir zu erobern, was Mein sein muß, denn Belgrad, das ist die Donau, und was Eurer Majestät das schwarze Meer mit seiner Schifffahrt ist, das ist für mich die Donau! Ich bin nicht eroberungssüchtig; ich beabsichtige nicht mehr, mir Schlesien zu erobern, und werde niemals wieder den Frieden Deutschlands stören; mein einziger Ehrgeiz soll von jetzt an sein, die Türken aus Europa zu vertreiben und meine italienischen Besitzungen zu erweitern.*)

Und zu beiden Dingen biete ich Ihnen meine Hand, Sire, nehmen Sie sie an, es ist die Hand einer geheimen Verbündeten, die gleich Ihnen nur auf den günstigen Moment wartet, um ihr Schwert zu erheben gegen die ungläubigen Moslems. Sobald dieser Moment gekommen ist, werde ich Ew. Majestät zu meiner Hülfe herbeirufen. Werden Sie alsdann, treu unserm geheimen Bündniß, meinen Ruf hören und ihm folgen?

Der Kaiser küßte innig die dargereichte Hand der Kaiserin. Ich werde ihn hören, sagte er, ich werde nicht blos bereit sein, meine Pflicht als Verbündeter zu erfüllen, sondern alle meine Macht wird Ihnen in voller Ausdehnung zu Gebot stehen. Betrachten Sie mich alsdann als Ihren General und mein Heer als das Ihrige.**)

Und betrachten Sie mich immerdar als eine mütterliche Freundin und Schwester, die mit freudigem Stolz hinblicken wird auf Ihre großen Erfolge und Siege, und fest durchdrungen ist von dem Glauben an Ihre großen und erhabenen Ziele!

Und jetzt, Kaiserin, lassen Sie mich von Ihnen scheiden, sagte Joseph tief bewegt, scheiden vielleicht auf lange Zeit!

Wie, rief Katharina schmerzlich betroffen, Sie wollen mich verlassen, wollen abreisen?

Meine Mutter ist krank und verlangt nach mir, sagte Joseph. Der Kaiser hat sich in Mißmuth von ihr getrennt, aber der Sohn darf den

*) Des Kaisers eigene Worte. Raumer, V. S. 552.

**) Des Kaisers eigene Worte. Raumer, V. S. 553.

Ruf der Liebe nicht überhören, mit dem ſeine Mutter ihn zurückfordert an ihr Krankenlager, das vielleicht ihr Sterbelager ſein wird. Ich bitte Ew. Majeſtät, mich zu beurlauben, denn ich muß heute noch abreiſen.

Heute noch, ſeufzte die Kaiſerin ſchmerzlich. Ich habe kaum in Ihnen den Freund gefunden, der mich verſteht, und ſchon verläßt er mich wieder!

Aber er wird wieder kommen, ſobald Katharina ihn ruft. Machen Ew. Majeſtät nur, daß die Türken bald Gelegenheit geben zum Krieg, dann werden Sie Ihren General Joſeph ſchnell an Ihrer Seite finden. Aber jetzt muß ich fort! Vergeſſen Sie dieſer Stunde nicht, Majeſtät. Ich habe mich Ihnen immer ſo gezeigt, wie ich wirklich bin, ich habe nie Falſchheit oder Kunſt gebraucht, Ihren guten Willen und Ihre Freundſchaft zu erwerben, und Sie ſind deshalb im Stande, über meinen Character und meine Verdienſte zu urtheilen. Ich ſehe voraus, daß man nach meiner Abreiſe verſuchen wird, mich zu verleumden und anzuſchwärzen, ich bitte Sie aber, daß, bevor Sie ſolchen Anklagen Glauben beimeſſen, Sie vorher Ihr eigenes Urtheil befragen und darnach entſcheiden.*)

Ich werde Sie in meinen Gedanken vor mir ſehen mit dem edlen, ſtolzen und offenen Antlitz, wie Sie jetzt mir gegenüber ſtehen, und dann wird es Niemand gelingen, mir meinen Glauben an Ew. Majeſtät wankend zu machen, ſagte Katharina innig.

Und ich, rief Joſeph, ich werde Ihrer gedenken in meinen ſchönſten, wie in meinen ſchlimmſten Stunden. In den ſchönſten Stunden wird der Gedanke an Sie mich begeiſtern, in den ſchlimmen — und glauben Sie mir, deren habe ich ſehr viele, in den ſchlimmen Stunden wird er mich tröſten und erheben und mir einen glänzenden Hoffnungsſtern für die Zukunft zeigen! Ich bin kein Schmeichler, glauben Sie mir daher, was ich Ihnen ſagen will, Majeſtät: Ich kam, ganz erfüllt von Anerkennung und Verehrung für Sie, ich gehe, ganz durchdrungen von Anbetung, Bewunderung, Liebe und Ehrfurcht für die hohe, geniale Frau, die bei Weitem noch den hohen Ruf übertrifft, den ſie in der Meinung der Welt ſchon errungen. Die Wochen, die es mir vergönnt war, an Ihrer Seite zu verleben, halte ich deshalb auch für die genußreichſte

*) Des Kaiſers eigene Worte. Siehe: v. Raumer, Beiträge der neuern Geſchichte. Th. V. S. 443.

und nützlichste Zeit meines Lebens, und danke Ihnen für dieselben als für eine herrliche Bereicherung.*)

Die Kaiserin, tief gerührt von dem herzlichen und innigen Ton, mit welchem Joseph zu ihr gesprochen, schlang ihre Arme um seinen Hals und drückte ihn zärtlich an ihre Brust.

Ach, flüsterte sie leise, wären Sie mein Sohn, so würde die ganze Welt uns unterthan werden und mein letzter Lebenshauch würde ein Dankgebet sein für den herrlichen Sohn, der Geist ist von meinem Geist! Wären Sie mein Sohn, so würde Katharina nicht einsam sein, nicht zerquält von Kabalen, Verschwörungen und Intriguen, so würde sie keine Furcht kennen, sondern sie würde mit freudigem Vertrauen sich stützen auf Ihren sichern und treuen Arm, und würde mit Stolz aller Welt zurufen: „wagt es nicht, mich anzugreifen, denn mich beschützt mein Sohn, und dieser Sohn ist ein Mann! Beugt Euch vor ihm, wie ich mich vor ihm beuge!"

Indem Katharina so sprach, neigte sie sich wirklich tief vor dem Kaiser, und seine Hand erfassend, drückte sie einen glühenden Kuß auf dieselbe.**)

Joseph stieß einen Schrei aus, und vor der Kaiserin niedersinkend, küßte er ehrfurchtsvoll den Saum ihres Gewandes. Dann sprang er empor, und gleichsam, als fürchte er diesen großen, inhaltsvollen Moment durch ein lautes Wort zu entweihen, flüsterte er leise: Leben Sie wohl, Katharina!

Ehe die Kaiserin Zeit hatte zu antworten, war Joseph schon der Thür zugeeilt, und dieselbe hastig öffnend, stürzte er von dannen. Katharina blickte ihm, in Thränen ausbrechend, nach. Oh mein Gott, rief sie schmerzlich, er geht, er läßt mich allein. Ich habe einen treuen Freund gefunden, aber nur, um ihn zu verlieren. Ich habe einen großen, edlen Mann kennen gelernt, aber nur, um inne zu werden, daß es Keinen in meiner Umgebung giebt, der ihm gleicht, Keinen, der mich versteht, dem ich vertrauen darf! Ich bin allein, ganz allein, oh, und es ist so schauerlich, allein zu sein, so —

Plötzlich verstummte sie und lauschte seufzend auf den Gesang, der sich da auf einmal vernehmen ließ, gleichsam als komme er aus der

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe: v. Raumer. Th. V. S. 444.

**) Historisch. Siehe: v. Raumer, Beiträge. Th. V. S. 443.

Erde empor. Es war eine tiefe, vollkräftige, männliche Stimme, welche da sang. Katharina kannte die Stimme gar wohl, sie wußte, daß es Potemkin war, welcher jetzt sang, sie wußte, daß er, trotzend auf seine Macht, hinabgegangen war in die für den Günstling bestimmten Gemächer, und daß er sie zu sich rufe mit seinem Lied.

Sie blieb aber stehen und lauschte, und eine schmerzliche Wehmuth überkam sie bei den Erinnerungen, die Potemkins Gesang in ihr erweckte. Sie kannte das Lied gar wohl, das er sang. Einst in den schönen Tagen, die nun längst vergangen waren, hatte Potemkin es für sie gedichtet, damals hatte es ihr Thränen des Entzückens entlockt, und inniger hatte sich Potemkin damals gefreut über das Geschenk ihrer Thränen, als jetzt über das Geschenk der schönsten Diamanten.

Potemkin aber sang:

Seit ich Dich sah, dacht' ich nur Dich,
Glaubt' immer Dich zu sehen,
Dein reizend Auge fesselt' mich!
Nie wagt' ich zu gestehen,
Daß ich Dich liebe glühend heiß,
Daß ich nur Dich, nur Dich noch weiß!

Die Liebe ist wohl ein Tyrann,
Gebietet allen Herzen
Und fesselt mit demselben Bann
Der Freuden wie der Schmerzen.
Doch Gott, wie groß ist diese Pein:
Ganz Ich Dein Eigen, Du nicht mein!

Warum, oh Schicksal, schufst Du sie
So schön, so groß, so prächtig?
Warum befahlst Du, daß ich sie
Nun lieben mußt' so mächtig?
Sie, welche nie mein Mund benennt,
Doch deren Bild im Herzen brennt!*)

*) Dieses Liebeslied ist wirklich eine Dichtung Potemkins und ist in Rußland zu einem Volkslied geworden, das mit den Worten beginnt: Kak skoro ia tébe widal etc. — Masson theilt eine französische Uebersetzung desselben mit, die ich in's Deutsche übertragen habe. Siehe: Masson, Mémoires secrèts sur la Russie. Vol. I. p. 167.

Als die letzten Worte dieſes Liedes verklungen waren, ſchauerte Katharina in ſich zuſammen und ein paar Thränen fielen aus ihren Augen und rannen langſam über ihre Wangen nieder. Aber wie bezaubert von dieſen Tönen, kaum ſich ſelber deſſen bewußt, was ſie that, durchſchritt ſie das Gemach, und ſich zur Erde bückend, drückte ſie leicht an dem goldenen Knopf, der da angebracht war. Sofort ließ ſich ein klirrender Ton vernehmen, der Fußboden öffnete ſich und eine kleine Wendeltreppe ward ſichtbar, die Treppe, welche von dem Cabinet der Kaiſerin in die Zimmer des Günſtlings führte. — In dieſem Zimmer befand ſich jetzt Potemkin, und Potemkin hatte Katharina gerufen mit ſeinem Liebeslied.

Sie ſchickte ſich an, dieſem Ruf zu folgen und zu Potemkin hinabzuſteigen, aber indem ihr Fuß ſchon die erſte Stufe der Treppe berührt hatte, warf ſie einen ſchmerzlich vorwurfsvollen Blick gen Himmel und ihre zitternden Lippen flüſterten leiſe: Katharina wieder in den alten Ketten!

Drittes Buch.

Die neue Zeit.

I.

Der Schwur.

Maria Thereſia war nicht mehr. Am neunundzwanzigſten November 1780 ging ſie heim zu ihren Vätern, heim zu ihrem geliebten „Franzel", dem auch noch der letzte Liebes- und Sehnſuchtsruf der ſterbenden Kaiſerin gehörte. Mit verklärtem Antlitz, mit ſtrahlendem Auge wollte ſich Maria Thereſia von ihrem Lehnſeſſel erheben, auf welchem ſie den Tod erwartete; Kaiſer Joſeph, der mit der zärtlichſten Theilnahme eines Sohnes Tag und Nacht an dem Krankenbett ſeiner Mutter verweilte, hielt ſie ſanft zurück. Wo wollen Ew. Majeſtät hin? fragte er. Maria Thereſia breitete die Arme aus und rief: „Zu Dir! Zu Dir! Ich komme!" — Dann ſank ſie zurück und ihre ſterbenden Lippen flüſterten mit einem letzten Lächeln: Franz! Mein Franz!

Maria Thereſia war nicht mehr. Ein finſterer Trauerſchleier lagerte ſich über das ſonſt ſo heitere und lachende Wien. Die Edlen und Guten betrauerten die große Kaiſerin, weil ſie ſie geliebt und bewundert hatten, weil ſie während einer Regierungszeit von vierzig Jahren ſich immer großſinnig, mild und ſanft gezeigt, weil ſie immer den Willen gehabt, das Rechte und das Gute zu thun. Die Unedlen und Schlechten, die Heuchler und Schmeichler jammerten um Maria Thereſia's Tod, weil ſie, ſelber wahrheitsliebend, keuſch und tugendhaft, nicht geahnt hatte, daß Jene nur eine tugendhafte, fromme Maske vor ihr Antlitz gelegt, und alle die guten und edlen Eigenſchaften, um deren willen ſie Maria Thereſia belohnt und befördert hatte, nur auf ihren Lippen, aber nicht in ihrem Herzen beſeſſen hatten. Sie klagten nicht darüber, daß Maria Thereſia, die edle Regentin, geſtorben, ſondern nur darüber, daß die Quelle verſtopft ſei, aus welcher ihnen ſonſt Reichthum und Ueberfluß geſtrömt, die Quelle der Penſionen, der Gnadengehalte, der Titel und Aemter.

Digitized by Google

Maria Thereſia war nicht mehr. Das Geläute der Glocken, das dumpfe Rollen der Trommeln verkündete den Wienern, daß eben die Leiche der Kaiſerin hinabgeſenkt worden in die Gruft der Kapuzinerkirche, und daß Kaiſer Franz, der ſo lange auf dem Paradebett von Stein ſeiner Kaiſerin geharrt, ſie endlich jetzt wieder an ſeiner Seite hatte. Mit dröhnendem Schall waren die eiſernen Pforten der Grabkapelle wieder hinter der kaiſerlichen Leiche zuſammengeſchlagen und heimgekehrt waren alle die Tauſende, welche als Leidtragende, freiwillig oder befohlen, die Kaiſerin auf ihrem letzten Weg durch ihr geliebtes Wien begleitet hatten.

Auch Kaiſer Joſeph war heimgekehrt von dem ſchweren Gang, und gefolgt von ſeinen Vertrauten, dem Feldmarſchall Lacy und dem Grafen Roſenberg, hatte er ſich in ſein Cabinet zurückgezogen. Eine tiefe Traurigkeit ſprach aus ſeinem edlen Angeſicht, ſchwermüthig und bewölkt war ſeine Stirn. Die Arme ineinandergeſchlagen ging er langſamen Schrittes, geſenkten Hauptes auf und ab, ganz der beiden Herren vergeſſend, denen er doch befohlen hatte, ihm in ſein Cabinet zu folgen, und die ſich in eine Fenſterniſche zurückgezogen hatten, nicht wagend, das tiefe Schweigen des Kaiſers nur mit einem Wort, einem lauten Athemzug zu unterbrechen.

Endlich aber ſchien Joſeph aus ſeinem traurigen Nachdenken zu erwachen und ihrer zu gedenken. Grade auf ſie zuſchreitend, blickte er die beiden Freunde lange und forſchend an.

Bin ich ein ſchlechter und undankbarer Sohn geweſen? fragte er mit tiefer, bewegter Stimme. Ich beſchwöre Euch, meine Freunde, keine Höflings-Antworten, ſondern die reine, ungeſchminkte Wahrheit: bin ich ein ſchlechter und undankbarer Sohn geweſen gegen meine große Mutter Maria Thereſia? Lacy, beim Andenken an Ihre eigene Mutter verlange ich von Ihnen, daß Sie mir die Wahrheit ſagen!

Beim Andenken an meine eigene Mutter werde ich die Wahrheit ſagen, rief der Feldmarſchall ernſt und feierlich. Nein, Ew. Majeſtät ſind kein ſchlechter, kein undankbarer Sohn geweſen. Sie haben vielmehr mit edler Selbſtüberwindung die großen Laſten Ihrer Sohnespflicht ertragen, Sie haben oft genug Ihr eigenes ſtolzes Herz überwunden, und ſich ſchweigend und gehorſam dem Willen der Kaiſerin

gebeugt, selbst wenn Sie wußten, daß dieser Wille irrt. Das ist meine wahre und aufrichtige Meinung!

Und die Ihre, Graf Rosenberg? fragte Joseph mit einem trüben Lächeln.

Die Meine ist, daß Ew. Majestät nicht blos kein schlechter und undankbarer Sohn gewesen, sondern ein sehr edler, versöhnlicher Sohn, dessen Herz weich blieb und sich nicht verhärtete gegen seine Mutter, obwohl ihm seit seiner frühesten Jugend viel Anlaß dazu geworden. Ew. Majestät haben in Demuth und Geduld mehr ertragen, als ein thatendurstiger, ehrgeiziger Mann ertragen könnte, wenn ihn nicht die Liebe und die Treue immer an die Pflicht des Sohnes gemahnt hätten, Ew. Majestät haben mehr geschwiegen, als jeder Andere gethan haben würde, dem nicht die Sohneszärtlichkeit die Lippen geschlossen!

Ich habe geschwiegen, aber mein Herz hat gegrollt, sagte der Kaiser düster, ich habe Vieles ertragen, aber ich habe es nicht ertragen mit Freudigkeit, sondern mit Unwillen, und Maria Thereſia hat das mit klarem Blick erkannt. Sie hat auf meiner düstern Stirn die Vorwürfe gelesen, die meine Lippen nicht sprachen. Ich habe ihr viel gezürnt, sie aber hat oft um mich geweint! Oh, diese Thränen meiner Mutter brennen jetzt auf meiner Seele und beunruhigen mein Gewissen!

Ew. Majestät sollten daran gedenken, daß die Kaiserin alle die kleinen Zerwürfnisse früherer Tage vergessen und vergeben hatte, sagte Graf Rosenberg, daß sie während der letzten Wochen ihres Lebens nur erfüllt war von Dank und Liebe für ihren kaiserlichen Sohn, der ihrer pflegte mit der Treue und der Hingebung, wie nur die wahre Liebe deren fähig ist!

Ew. Majestät sollten auch gedenken, sagte Lacy, daß Maria Thereſia mit dem klaren Blick, welcher Sterbenden eigen zu sein pflegt, erkannt hatte, wie viel Kummer und Schmerzen sie, ohne es zu wollen, Ew. Majestät bereitet hat, und daß sie, groß und edel, wie sie es immer war, wenn nicht fremde Einflüsse über sie Macht gewonnen, Ew. Majestät um Vergebung gebeten!

Ich habe mir dies Alles selbst gesagt, rief Joseph, ich habe es mir in diesen schlummerlosen Nächten hundert Mal wiederholt, und dennoch bleibt der Stachel des Vorwurfs in meinem Gewissen, und dennoch gäbe ich jetzt freudig Jahre meines eigenen Lebens darum,

wenn meine Mutter noch lebte, wenn ich ihr in unbegrenzter Hingebung meine Liebe und meine Unterwerfung beweisen könnte!

Gönnen Ew. Majestät der großen Kaiserin doch die Ruhe im Grabe und die Seligkeit im Himmel, rief Lacy fast unwillig. Maria Theresia war müde des Lebens und ist freudig gestorben. Ew. Majestät aber müssen jetzt freudig leben, eingedenk der hohen Erbschaft, welche der Tod der Kaiserin Ihnen gegeben hat! Diese Erbschaft ist ein Staat, sind viele Millionen Menschen, welche von Ew. Majestät ihr Glück und ihre Ruhe erwarten!

Es ist wahr, rief Joseph glühend, ich habe eine große Erbschaft empfangen, und ich schwöre es hier in dieser Stunde vor Euch, meinen Zeugen, ich schwöre es, ich will diese Erbschaft treu und rechtlich verwalten, nicht als ein übermüthiger stolzer Erbe, der verschwenden darf in üppiger Lust, was sein ist, sondern als ein treuer Verwalter, der Gott und seinem Nachfolger Rechenschaft schuldig ist! Ich schwöre es, ich will meinen Unterthanen ein guter Kaiser sein! Die Thränen meiner Mutter, welche sie um mich geweint, ich will sie trocknen in den Augen der Unglücklichen, und die Liebe, welche sie sterbend mir geschenkt, will ich vererben auf ihr Volk! Ihr könnt mich an diesen Schwur mahnen, wenn ich seiner einst vergessen sollte. Aber jetzt fordere ich auch von Euch ein Gelübde, jetzt, am Anfang einer neuen Zeit stehend, fordere ich von Euch Beiden auch einen Beweis Eurer Treue!

Sprechen Sie, Sire, rief Lacy mit einem schönen Lächeln, ich bin bereit, Alles zu thun, was Sie wünschen können!

Setzen Ew. Majestät meine Treue auf die Probe, sagte Rosenberg feierlich, ich weiß, daß sie nicht wanken wird.

Der Kaiser legte seine beiden Hände auf die Schultern seiner Freunde, und sah sie mit zärtlichen Blicken an. Beneidenswerth der Mann, sagte er, der sich rühmen darf, wie ich, zwei treue Freunde zu haben! Aber hört, was ich von Euch fordere! Ich stehe jetzt am Anfang einer neuen Welt, am Beginn eines neuen Daseins. Ich bin jetzt der Kaiser meines Volkes, frei endlich zu thun, was ich will, frei, die Pläne zu verwirklichen, die ich lange Jahre schweigend in meinem Herzen genährt, frei, um meinen Willen zur That werden zu lassen und meine Gedanken zu Handlungen. Ich will das Gute und das Rechte, ich will die Guten glücklich machen, und den Bösen ein Schrecken

ſein, ich will mein Volk befreien von den Ketten der Unwiſſenheit, in denen es ſo lange geſchmachtet, ich will es frei, groß und ſtark machen! Ich will, daß es Licht werde in meinem Reich, und die Finſterlinge will ich austreiben aus ihren Höhlen und Schlupfwinkeln, ich will, daß die Tugend geehrt, und das Laſter verachtet werde, und ich will es daher ſtrafen, wo es ſich zeige, wie ich die Tugend belohnen werde, wo ich ihr begegne! Aufklärung! das ſei das große Wort, welches ich mit leuchtender Sternenſchrift auf meine Krone ſchreibe, und der ich jeden Gedanken und jeden Pulsſchlag meines Lebens weihe! Aber wenn mein Eifer einmal mich abführen ſollte vom rechten Wege, wenn ich in dem Wunſch, das Gute zu thun, irren ſollte in dem Beſtreben dazu, wenn ich, einzig nur die Zwecke im Auge habend, mich in den Mitteln vergreifen ſollte, dann iſt der Moment gekommen, wo ich von Euch Beiden den Beweis Eurer Freundſchaft und Eurer Treue verlange. Dann ſollt Ihr frei und wahr vor mich hintreten und mich warnen, dann ſollt Ihr ohne Furcht vor dem Kaiſer, nur eingedenk Eurer Freundſchaft, mich Euer mahnendes und warnendes Wort vernehmen laſſen! Wenn Ihr meint, daß ich mich in einem Irrthum befinde, ſo ſollt Ihr mich aufklären, wenn Ihr ſeht, daß ich mich hinreißen laſſe von meinem glühenden Thatendrang, ſo ſollt Ihr mich warnen; ſollt auch dann nicht ſchweigen und verſtummen, wenn Eure Warnung mich unwillig macht und ich Euch von mir weiſen möchte. Gerade dann ſollt Ihr Eure Stimme lauter vernehmen laſſen, und, mich gemahnend an dieſe Stunde, ſollt Ihr von mir fordern, daß ich Euch höre und Eure Warnung beachte. Wollt Ihr das, meine Freunde? Wollt Ihr mir ſchwören, mir zu allen Zeiten die Wahrheit zu ſagen, ſo oft ich ſie von Euch fordere, aber in großen und wichtigen Momenten ſie mich auch dann hören zu laſſen, wenn ich ſie nicht von Euch fordere?

Ich ſchwöre es Ew. Majeſtät! riefen Lacy und Roſenberg wie aus Einem Munde.

Gott und der Kaiſer haben Euren Schwur gehört, ſagte Joſeph feierlich, und Euer Freund dankt Euch, daß Ihr ihn geleiſtet habt. Gebt mir Eure Hände, Ihr meine treuen Freunde! Ich danke Euch für die Liebe, die Ihr mir bisher bewieſen, ich danke Euch für die Liebe, die Ihr mir noch ferner erzeigen werdet! Oh, an Euch werde

ich niemals zweifeln, von Euch Beiden bin ich überzeugt, daß Ihr mir Eure Freundschaft bewahren werdet bis zu meinem Tode!

Ew. Majestät sind der jüngste von uns Dreien, sagte Lacy, und Sie sprechen von Ihrem Tode, als könnten wir Sie überleben!

Das Alter, mein Freund, zählt nicht nach Jahren allein, sagte der Kaiser mit einem wehmüthigen Lächeln. Das Alter zählt nach den Wundennarben, die das Leben auf unsere Stirn und unser Herz gezeichnet, und wenn Ihr diese bei mir zählt, so werdet Ihr Beide sagen müssen, daß ich länger gelebt habe als Ihr, uud daß ich also früher sterben werde. Versprecht mir, bis zu meinem Tode treu bei mir auszuhalten, und mir dereinst die Augen zuzudrücken!

Das werden Ihre Kinder, das wird Ihre Gemahlin thun, Sire! rief Graf Rosenberg.

Ich werde mich nicht wieder vermählen, sagte der Kaiser düster, der Entschluß ist gefaßt und er ist unabänderlich. Mein Neffe Franz von Toscana wird mein Sohn sein, auf ihn will ich die Liebe übertragen, die ich vielleicht für eigene Kinder hegen könnte, und für ihn will ich dereinst werben um eine Gemahlin. Die Kaiserin Katharina hat schon meine vorläufige Werbung angenommen, und wird einwilligen, daß ihre Adoptivtochter Elisabeth von Würtemberg, die Schwester der Gemahlin des Großfürsten Paul, einst die Gemahlin meines Neffen werde! Möge er glücklicher sein in seiner Ehe, als ich es gewesen bin! Sprecht mir nicht mehr von solchen Plänen, meine Freunde, mein Herz ist ausgebrannt und leer an Liebe!

Und doch schlägt es so warm und groß für die Menschheit und für Ihr Volk! rief Rosenberg.

Ja, meinem Volk gehört mein ganzes Herz, und darum ist darin auch kein Platz für ein Weib! sagte der Kaiser lächelnd. Oh mein armes, viel geplagtes, geduldiges, treues Volk! Dich allein will ich fortan lieben! Dich will ich frei, Dich will ich glücklich machen! Zerreißen will ich die Bande, mit denen die Priester Eure Geister gefesselt, und die Ketten, mit denen sie Euer Gewissen belastet haben. Ihr sollt nicht mehr am Gängelband geleitet werden, wie die Kinder, sondern Ihr sollt als Männer betrachtet, als Männer geachtet werden! Ein Volk von freien Männern und von tugendhaften Frauen, von unschuldigen Kindern und sorgenlosen Greisen will ich um mich haben,

es soll hell werden in meinen Staaten, und die ägyptische Finsterniß, von der mir die Benedictiner in Prag einst unter ihren Klosterschätzen ein Stückchen gezeigt, die ägyptische Finsterniß möge unter den Mönchen und in den Klöstern verbleiben, aber die Augen meines Volkes sollen mir die Priester nicht mehr damit verblenden. Und jetzt an's Werk, meine Freunde, an's Werk! Mein Volk ruft mich, und jeder Moment meines Lebens gehört ihm! Ihr habt mein Gewissen beruhigt, und ich habe Euren Schwur empfangen, daß Ihr treu zu mir halten wollt. Oh, mit zwei Mentoren wie Euch an meiner Seite, muß und wird es mir schon gelingen, mein Volk glücklich zu machen, und mir ein wenig Ruhm zu erwerben!

II.

Fürst Kaunitz.

Seit drei Tagen hatte Fürst Kaunitz sein Cabinet nicht verlassen, seit drei Tagen hatte er keine Audienzen ertheilt, keine Geschäfte besorgt, keine Briefe gelesen oder geschrieben. Seit drei Tagen hatte, einem lakonischen Befehl des Fürsten gemäß, ihm sein Diner in seinem Cabinet servirt werden müssen, und selbst die sonstige stete Gesellschafterin seiner einsamen Diners, selbst die Gräfin Clary durfte nicht bei demselben gegenwärtig sein. Der Fürst dinirte ganz allein, das heißt, er nahm einige Löffel Bouillonreis, seinem gewöhnlichen Mittagsmahl, und berührte kaum die Speisen, die der geräuschlos ihn bedienende Kammerdiener ihm darreichte. Kein Wort sprach der Fürst dabei mit seinem Lieblingsdiener, und wenn der Tisch abgeräumt war, blieb er eben so unbeweglich und steif vor demselben sitzen, wie er es den ganzen Vormittag gethan.

Dieses erstarrte und versteinerte Wesen begann die Umgebung des Fürsten zu ängstigen, denn Niemand kannte die Ursache dieser Erstarrung, Niemand hatte gewagt, dem Fürsten die Nachricht von dem Tode der Kaiserin Maria Theresia mitzutheilen, Niemand hatte auch nur mit einem Wort auf dieses große und schmerzvolle Ereigniß hinzudeuten versucht, und doch schien Kaunitz dasselbe zu wissen, denn seit drei

Tagen saß er so da in seiner schweigenden Unbeweglichkeit, und seit drei Tagen lebte die Kaiserin nicht mehr.

Heute mochte das Geläute aller Glocken, das dumpfe Trommelwirbeln vielleicht den Fürsten benachrichtigt haben, daß heute das Begräbniß der Kaiserin stattfinde, aber gefragt hatte er Niemand, und es schien, als wenn das laute Geräusch der Straße sein Ohr gar nicht berührte. Nicht einmal wandte er den Blick zum Fenster hin, und selbst dann, als der feierliche Leichenzug an seinem Hause vorüberzog, blieb der Fürst kalt, unbeweglich, den Rücken den Fenstern zugewandt, vor seinem Tisch sitzen und starrte mit großen, weitgeöffneten Augen in das Leere.

Herr von Binder, der ihn durch die geöffnete Thür des Nebenzimmers, von Kaunitz unbemerkt, beobachtet hatte, Herr von Binder allein sah die zwei Thränen, die langsam über des Fürsten Wangen niederrannen, und diese Thränen gaben ihm Muth, trotz des Verbotes noch einmal eine Annäherung an den Fürsten zu wagen. Er nahm seinen Hut, und leise zu der Ausgangsthür des Zimmers, in welchem er sich befand, hinschleichend, öffnete und schloß er alsdann diese Thür mit Geräusch, durchschritt das Gemach und trat, gleichsam als wenn er eben erst anlange, in das Cabinet des Fürsten ein.

Kaunitz saß immer noch so unbeweglich und starr da, wie er es zuvor gethan, nur zuckten seine Lippen ein wenig, und eine leichte Wolke flog über seine Stirn.

Binder hatte den Muth, bis dicht zu dem Fürsten hinzuschreiten und legte jetzt sanft und leise seine Hand auf die Schulter des Fürsten.

Durchlaucht, sagte er mit leiser, zitternder Stimme, Durchlaucht, haben Sie Erbarmen mit dem Kummer Ihres armen Dieners und Freundes. Brechen Sie endlich dieses fürchterliche Schweigen, das mich, das alle Ihre Verehrer und Diener ängstigt wie ein großes Unglück. Sagen Sie uns wenigstens, was Ihnen fehlt.

Mir fehlt gar nichts, sagte Kaunitz mit ernster, feierlicher Stimme.

Durchlaucht, rief Binder kühn, dies ist das erste Mal, daß Ihre Lippen sich zu einer Unwahrheit öffnen. Es fehlt Ihnen etwas! Ich sehe es an Ihren bleichen Wangen, an Ihrer unthätigen Ruhe und endlich an diesen Thränen, die noch nicht auf Ihren Wangen getrocknet sind!

Fürst Kaunitz machte eine unwillige Bewegung und wandte sein Haupt langsam zu dem hinter ihm stehenden Freunde um.

Habe ich Ihnen erlaubt, mich zu beobachten und an meinem Betragen zu deuteln? fragte er mit strengem, eiskaltem Ton. Steht es Euch kleinen erbärmlichen Seelen zu, den Schmerz und das Leiden einer großen Seele ermessen und verstehen zu wollen? Behaltet Ihr Eure Schmerzen für Euch, heult und schreit sie in die ganze Welt aus, wenn es Euch Spaß macht, und Ihr Trost findet an dem Gespötte der Welt, aber mir laßt die Freiheit, auch meine Schmerzen für mich zu haben, und zu schweigen. Ich bedarf keines Tröstens. Gehen Sie also an Ihre Arbeit, und schließen Sie dort die Thür zu Ihrem Arbeitszimmer, denn ich liebe es nicht, ein paar spionirende Augen auf meinem Antlitz zu wissen. Gehen Sie!

Durchlaucht, wagte Binder zu sagen, meine Augen haben nicht spionirt, sondern mein Herz, und —

Herr Staatsreferendar von Binder, unterbrach ihn Kaunitz, Sie sind nicht hier, um von Ihrem Herzen zu sprechen, sondern um sich mit den Staatsangelegenheiten zu beschäftigen! Gehen Sie also an Ihre Arbeit!

Herr von Binder seufzte tief auf, und schlich langsam durch das Cabinet nach seinem Arbeitszimmer hin.

Thür zu! sagte Kaunitz gebieterisch, und gehorsam dem Befehl, schloß Herr von Binder die Thür des Nebenzimmers.

Fürst Kaunitz war nun wieder allein. Sein Gesicht nahm wieder seine kalte steinerne Ruhe an, grade aufgerichtet und unbeweglich wie ein Marmorbild saß er wieder auf seinem Fauteuil und starrte in das Leere.

Auf einmal ward die große, in das Eingangszimmer des Fürsten führende Flügelthür mit ungewohnter Hast geöffnet, und der auf der Schwelle derselben erscheinende Kammerdiener rief mit lauter feierlicher Stimme: Se. Majestät der Kaiser!

Ein Zittern durchfuhr die starre Gestalt des Fürsten, mit einer hastigen Bewegung legte er die beiden Hände auf die Lehnen seines Stuhls, um auf dieselben gestützt sich aufzurichten. Aber noch bevor er Zeit gehabt sich zu erheben, stand der Kaiser, hastig das Gemach durchschreitend, an seiner Seite und drückte ihn sanft in den Fauteuil nieder.

Bleiben Ew. Durchlaucht, sagte Joseph, Sie sehen, ich komme ohne Umstände, empfangen Sie mich eben auch ohne Umstände. Wollen Sie mir eine Stunde der Unterhaltung mit Ihnen gönnen?

Kaunitz schien nicht die Kraft zu haben, eine Antwort zu geben, er nickte nur leicht mit dem Kopf.

Joseph wandte sich nach dem Kammerdiener um, welcher noch immer an der Thür stand. Schließen Sie die Thüren, sagte er, und lassen Sie Niemand eintreten, so lange ich hier bin.

Während der Diener sich eilig zurückzog und dem Befehl gehorchte, rollte sich der Kaiser rasch einen Sessel neben den Fürsten hin und setzte sich.

Eine augenblickliche Pause trat ein, dann sagte Joseph ernst: Ich bringe Ihnen Grüße von meiner Mutter, der Kaiserin.

Kaunitz wandte langsam seine großen starren Augen auf den Kaiser hin, und schaute ihm lange in das bewegte Antlitz.

Die letzten Grüße der Kaiserin, Sire, sagte er dann langsam.

Wie, Durchlaucht, rief der Kaiser, Sie wissen also schon die Schmerzenskunde. Man hat gewagt, sie Ihnen zu sagen?

Niemand hat es gewagt, sagte Kaunitz, aber seit drei Tagen hat man mir keine Bülletins von dem Befinden der Kaiserin gebracht, und das hat mir Alles gesagt.

Nun denn, mein Freund, da Sie es wissen, darf ich es Ihnen nicht mehr verhehlen! Ja, ich bringe Ihnen die letzten Grüße der Kaiserin! Maria Theresia ist nicht mehr!

Ein Seufzer, der mehr einem Aechzen, einem innerlichen Schluchzen gleichkam, hob die Brust des Fürsten, und ganz zerbrochen ließ er sein Haupt auf seine Brust sinken, aber er sagte kein Wort.

Joseph indeß verstand diese stumme Sprache des Fürsten, und ließ sich von seinem Schweigen nicht beirren. Ich weiß, sagte er innig, Sie beklagen mit mir den Verlust, der nicht blos mich und meine Geschwister, sondern der ganz Oesterreich betroffen.

Ich beklage Sie, ich beklage Oesterreich und ich beklage mich selber, sagte Kaunitz langsam.

Sie sind meiner edlen Mutter immer ein treuer, unerschütterlicher Diener und Freund gewesen, fuhr der Kaiser fort, Sie haben ihr geholfen, Oesterreich groß, glücklich und mächtig zu machen. Die Kaiserin

hat das nicht einen Moment vergeſſen, ſie hat Ihrer mit der zärtlichſten Dankbarkeit gedacht, und — hören Sie wohl auf meine Worte, Fürſt, — und ſie hat mir aufgetragen, Sie daran zu mahnen, daß Sie eines Tages feierlich in die Hand der Kaiſerin gelobt und geſchworen haben, bis zu dem letzten Tage Ihres Lebens all' Ihre Geiſteskraft, Ihre Kenntniß, Ihre Energie und Thätigkeit dem Dienſte Oeſterreichs zu weihen. Sie hat mir aufgetragen, Ihnen zu ſagen, daß das Fortgehen der Kaiſerin Sie nicht von Ihrem Schwur entbindet, denn Sie hätten ihn Oeſterreich geleiſtet, und Oeſterreich gehe nicht von hinnen, ſondern es bleibe, und hoffe noch Vieles von Ihnen. Maria Thereſia läßt Ihnen durch mich ihren letzten Willen mittheilen, der alſo lautet: „Fürſt Kaunitz ſoll, eingedenk ſeines Schwurs, Oeſterreich dienen wie bisher. Ich habe meine Pflichten als treue Dienerin Oeſterreichs erfüllt bis zu meinem letzten Lebenshauch, und ich befehle dem Fürſten, daß er das auch thue, und daß er die Liebe, Treue und Anhänglichkeit, die er mir gezollt, auf meinen Nachfolger übertrage!" Dies ſind die Worte meiner Mutter, Durchlaucht, ich habe ſie Ihnen getreulich wiederholt, und jetzt komme ich, um Sie zu fragen: wollen Sie dem letzten Willen meiner Mutter gehorſam ſein? Wollen Sie mir das bleiben, was Sie meiner Mutter waren? Wollen Sie Oeſterreich treu und ergeben bleiben bis zum Tode, und als mein erſter Rathgeber und Miniſter, mir helfen, Oeſterreich glücklich und groß zu machen?

Fürſt Kaunitz öffnete die Lippen, um zu antworten, aber es war, als ob ihm ein Krampf die Kehle zuſchnürte; ſeine ſonſt ſo ſtarren Züge wurden jetzt von einem ſchmerzlichen Zucken bewegt, tiefe Seufzer rangen ſich aus ſeiner Bruſt hervor, und nicht mehr im Stande, ſeine Bewegung zu unterdrücken, mußte Kaunitz es geſchehen laſſen, daß plötzlich, Bächen gleich, die bis dahin unſichtbar unter Steinen dahin gefloſſen, die Thränen aus ſeinen Augen ſtürzten und ſein Antlitz überflutheten.

Es war dies ein ſo unerhörter, ſo nie geſehener Anblick, daß auch der Kaiſer ſich tief davon erſchüttert und die Thränen auch in ſeine Augen treten fühlte.

Aber Fürſt Kaunitz überließ ſich dieſem leidenſchaftlichen Ausbruch des Schmerzes nicht lange. Mit einer unwilligen Bewegung ſchüttelte

er die Thränen aus ſeinen Augen fort, und trocknete ſich mit dem Battiſttaſchentuch ſorgfältig die bethaueten Wangen.

Verzeihung, Majeſtät, Verzeihung, ſagte er dann, ſich tief verneigend. Sie ſehen es wohl, der Kummer hatte mich ſchwach gemacht, und Diejenigen, welche ſonſt immer behaupten, daß ich ein ziemlich geſchickter Diplomat ſei, würden, wenn ſie mich eben geſehen hätten, ſich mit verächtlichem Achſelzucken von mir gewandt haben, denn es iſt wahr, ich habe mich benommen, wie ein großes Kind, das noch nicht gelernt hat, ſeine Gefühle zu beherrſchen. Aber ich ſchwöre Ew. Majeſtät, daß eine ſolche Unart mir nicht wieder geſchehen ſoll, und deshalb, Sire, bitte ich, verzeihen Sie mir noch dies Mal.

Der Kaiſer reichte ihm mit einem ſanften Lächeln ſeine Hand dar. Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen, ſondern ich habe Ihnen zu danken, ſagte er. Sie haben für mich gethan, was Sie für wenig andere Menſchen, glaube ich, gethan: Sie haben mich in Ihr Herz ſehen laſſen, und unter der Maske des großen unerſchütterlichen Diplomaten haben Sie mich das Antlitz eines tiefbewegten Menſchen ſehen laſſen. Ich danke Ihnen dafür, ich danke Ihnen auch für die Liebe, die Sie meiner Mutter geweiht haben, und nicht wahr, eingedenk dieſer Liebe, werden Sie auch den letzten Willen der Kaiſerin erfüllen, und treu zu Oeſterreich halten und zu mir?

Kaunitz heftete ſeine Blicke mit einem ſeltſamen Ausdruck auf das Antlitz des Kaiſers. Es iſt dies nun einmal die Stunde der Wahrheit, ſagte er, und darum will ich Ew. Majeſtät auf Ihre Frage auch nur mit der Wahrheit antworten. Ich erwartete ſeit drei Tagen dieſe letzte Botſchaft der Kaiſerin, und wäre ſie nicht gekommen, ſo würde ich geglaubt haben, Oeſterreich habe Meiner nicht vonnöthen, und ich könnte von hinnen gehen, wie Maria Thereſia auch von hinnen gegangen iſt.

Was ſoll das heißen, Durchlaucht? fragte der Kaiſer erſchrocken.

Das ſoll heißen, daß ich geſtorben ſein würde, wenn Ew. Majeſtät mich nicht mehr würdig gehalten hätten, Ihr Miniſter und der Diener Oeſterreichs zu ſein.

Wie, Durchlaucht, Sie würden es gewagt haben, Hand an ſich ſelber zu legen?

Hand an mich ſelber? Nein, Sire, ich würde mich einfach haben

vor Hunger sterben lassen. Ich würde es nicht mehr der Mühe werth gehalten haben, die Creatur zu pflegen und zu erhalten, da der Geist, welcher in der Creatur wohnt, überflüssig geworden. Ew. Majestät haben mir also das Leben durch Ihr Hierherkommen erhalten, und da ich jetzt hoffen darf, Oesterreich und Ew. Majestät durch mein Leben zu nützen, so danke ich Ihnen. Und jetzt, Sire, lassen wir einen Schleier über die eben verflossenen Minuten fallen, einen undurchdringlichen Schleier, und da Ew. Majestät meinen, daß mein Menschenantlitz immer nur eine Maske trägt, so erlauben Sie mir jetzt meine Maske, die einen Moment abgefallen war, wieder vorzulegen. Sie hat mir in meinem Leben immer viel gute Dienste gethan, und wenn ich Oesterreich einige Dienste geleistet, so verdanke ich das zum Theil meiner Maske. Die Menschen verdienen es wahrlich nicht, daß man ihnen sein Menschenantlitz unverhüllt zeige, und wer von ihnen etwas erlangen will, der muß eine Maske tragen. Hätten wir zum Beispiel vor einem Jahr unsere Maske nicht so früh sinken lassen, so würde Baiern jetzt unser sein. Wir hatten aber zu früh den König von Preußen unser wahres Antlitz sehen lassen, und er errieth uns, und erkannte, daß unser Gelüste auf Baiern eigentlich ein Gelüste auf Deutschland war. Oh, dem König von Preußen gegenüber muß man sich immer hüten, seine Maske zu lüften, er ist ein weitsehender Staatsmann, und was zu fern liegt, um es sehen zu können, das riecht er, denn er hat eine gar feine Spürnase.

Nun, jetzt fürchte ich weder seine Nase, noch seine Augen mehr, rief der Kaiser. Jetzt mag er auf mich sehen, und ich hoffe, es sollen große Dinge sein, die wir in Oesterreich ihn sehen lassen werden. Fürst Kaunitz, ich habe Ihnen vorher die letzte Botschaft meiner Mutter gebracht, jetzt aber frage ich Sie als der regierende Kaiser: wollen Sie mir folgen auf den Wegen, welche ich jetzt einschlagen will? Wollen Sie mir helfen, das Gebäude des neuen Oesterreichs aufzubauen, ein Gebäude, das nichts an sich hat von der Kloster- und Mönchsherrlichkeit, von der Gottseligkeit und Heuchelei früherer Tage, sondern das einfach, groß und licht emporsteigen soll, mit hohen, hellen Fenstern, damit das Licht ungehindert eindringen und die freie Gottesluft es durchdringen kann in allen seinen Winkeln? Wollen Sie als mein Baumeister mir zur Seite stehen und, Stein auf Stein geduldig

mit mir aufeinander fügend, ausharren, bis das Gebäude vollendet iſt? Nein, antworten Sie mir noch nicht, Durchlaucht. Ueberlegen Sie es wohl! Es iſt eine gefährliche Arbeit, welche wir Beide da vorhaben, und wenn das Gebäude nicht feſt und ſicher zuſammengefügt iſt, wird es zuſammenſtürzen und uns Beide unter ſeinen Trümmern begraben!

Ihr Gebäude muß allerdings ſo feſt und ſtark ſein, daß man es eine Burg nennen könnte, ſagte Kaunitz, eine Burg, hinter welcher man ſich verſchanzen kann gegen die anſtürmende Wuth des Clerus und des Adels!

Der Kaiſer ſtieß einen Ausruf der Ueberraſchung aus. Wie, rief er, Sie haben meine Abſichten ſchon errathen und kennen ſie, noch bevor ich ſie ausgeſprochen?

Nein, Sire, Sie haben ſie mir ſchon lange verrathen, und was Ihr Mund mir nicht ausgeſprochen, das ſagten Ihre Augen und Ihre Mienen. Ich habe Ew. Majeſtät oft beobachtet, wenn Sie den heuchleriſchen Prieſtern, den übermüthigen Dienern der Kirche gegenüber ſtanden, ich habe Ihr Stirnrunzeln geſehen, wenn Sie die Anmaßungen und die Ausnahmeſtellung der Ariſtokratie beobachteten und ſahen, wie Leute ohne Verdienſt, ohne Kenntniſſe und Fähigkeiten nur deshalb zu hohen Aemtern und hohen Gehalten befördert wurden, weil ſie alten adlichen Häuſern angehörten und ein adelich Wappen an ihrer Kutſche gemalt hatten. Und jedes Mal, wenn ich Ew. Majeſtät in ſolchen Momenten die Stirn runzeln ſah, hat ſich mein Herz gefreut, und habe ich mit Wonne der Zukunft gedacht, der Zukunft, wo es Ew. Majeſtät vergönnt ſein würde, Ihre Gedanken zu Thaten zu machen!

Und jetzt iſt dieſe Zukunft zur Gegenwart geworden! rief Joſeph glühend. Jetzt beginnt der große Kampf, der wiederhallen ſoll in allen Klöſtern, in allen Kirchen und in allen Burgen und Schlöſſern. Das Mittelalter wollen wir ausrotten in Oeſterreich mit Stumpf und Stiel, und das Feudalweſen, und die Hierarchie, die Prieſter und die Adelsherrſchaft wollen wir abſchütteln, wie der Löwe die läſtigen Inſekten abſchüttelt, die ſich in ſeine Mähne geſetzt!

Nur möge der Löwe ſich hüten, daß die Inſekten ihn nicht ſtechen, ſagte Kaunitz, denn ſie tragen Gift in ihrem Stachel!

Wir wollen ihnen alſo den Giftſtachel ausreißen, rief der Kaiſer, wir wollen ihnen die Macht nehmen, uns zu ſchaden. Und worin be-

ſteht die Macht der ſchädlichen Inſekten, die in den Klöſtern und den Ritterburgen ihre Neſter gebaut? In dem Gelde und den Schätzen der Prieſter, der Kirchen und Klöſter, in der Unſtrafbarkeit des Adels, in ſeiner Erhabenheit über dem Geſetz! Dies alſo muß geändert werden. Der Adel muß, gleich allen übrigen Menſchen, gehorchen lernen und ſich dem Geſetz beugen, das für ihn nicht anders ſprechen und richten darf, wie für den Aermſten meiner Unterthanen. Die Kirche muß arm werden, und die todten Schätze, welche ſie in ihren Seminarien und Klöſtern vergraben hat, herausgeben, damit ſie der Welt nützen und lebendigen Segen bringen. Arm, wie Chriſtus und ſeine Jünger es geweſen, müſſen die Prieſter ſein, damit ſie ihre Augen abwenden von dem Weltlichen und nur auf Gott und den Himmel ihr Augenmerk richten.

Wenn Ew. Majeſtät das bewerkſtelligen können, ſo wird Ihr Volk Sie als einen zweiten Meſſias anbeten müſſen, Sire, denn Sie haben ihm dann zum zweiten Mal das Heil und die Erlöſung gebracht.

Ja, ich will mein Volk erlöſen von der geiſtigen Knechtſchaft, und ſollten meine Widerſacher ſelbſt die Macht haben, mich dafür an's Kreuz zu ſchlagen, ſo werde ich ſterben in dem freudigen Bewußtſein, das Große und Rechte gewollt zu haben! rief Joſeph begeiſtert. Die innere Verwaltung meiner Staaten erfordert eine Umſchaffung und Umgeſtaltung. Ein Reich, das ich regiere, muß nach meinen Grundſätzen beherrſcht, Vorurtheil, Fanatismus, Parteilichkeit und Sclaverei des Geiſtes unterdrückt und jeder meiner Unterthanen in den Genuß ſeiner angebornen Freiheiten geſetzt werden. Der bisherige Einfluß der Geiſtlichkeit auf die Regierung meiner Mutter ſoll aufhören. Ich ſehe nicht gern, daß die Leute, denen die Sorge für das zukünftige Leben aufgetragen iſt, ſich ſo viel Mühe geben, unſer Daſein hienieden zum Augenmerk ihrer Weisheit zu machen! Das Mönchsthum hat in Oeſterreich überhand genommen, die Anzahl der Stifter und Klöſter iſt zum Außerordentlichen emporgeſtiegen. Die Regierung aber hatte bisher kein Recht über die Perſonen der Prieſter, und ſie ſind die gefährlichſten und unnützeſten Unterthanen in jedem Staat, da ſie ſich der Beobachtung aller bürgerlichen Geſetze zu entziehen wiſſen und ſich bei jeder Gelegenheit an den Pontifex Maximus nach Rom wenden. Ich weiß, es iſt ein ſchweres und gefährliches Werk, was ich da vorhabe! Ich will das Heer der

Mönche reduciren, die Fakirs zu Menſchen bilden, ſie, vor deren geſchornem Haupt der Pöbel in Ehrfurcht auf die Kniee niederfällt, und die ſich eine größere Herrſchaft über das Herz des Bürgers erworben haben, als irgend etwas, welches nur immer einen Eindruck auf den menſchlichen Geiſt machen konnte. Aber ich will dem Monachismus den Schleier wegreißen, ich will Andromachens Gewebe der Ascetenlehre von den Lehrſtühlen meiner Univerſitäten verbannen, und den blos beſchaulichen Mönch in einen thätigen Bürger, einen nützlichen Unterthan verwandeln.*)

Oh, Sire, rief Kaunitz faſt ängſtlich, Ihre Worte erſchrecken mich, wie eine Fanfare, die zur mörderiſchen Schlacht ruft. Ueberlegen Ew. Majeſtät wohl, was Sie da thun. Bedenken Sie, daß Sie die Fackel des Aufruhrs unter ſiebenzigtauſend fanatiſche Kreuz- und Mönchsritter werfen wollen, die in Oeſterreich wohnen und Macht haben.

Es wird bald nicht ſo viele Mönchsritter mehr geben, ſagte der Kaiſer lächelnd. Wir werden ihre Feſtungen ſchleifen und ihnen ihr Mönchskleid, das ihre Rüſtung iſt, ausziehen.

Wie, Ew. Majeſtät wollen —

Die unnützen Klöſter aufheben und die faulen Mönche zwingen, arbeitſame Menſchen zu werden.

Aber die empörte Prieſterſchaft wird Zeter ſchreien und ſich nach Rom um Hülfe wenden!

So mag der Papſt ſie Alle einladen, nach Rom zu kommen! So lange ſie aber in meinen Staaten leben, ſind ſie meine Unterthanen, und ich allein habe ihnen Geſetze zu geben.

Aber das heißt Rom ſelbſt den offenen Krieg erklären!

Es iſt auch ſehr meine Abſicht, das zu thun! Der Knecht der Knechte Gottes ſoll erkennen, daß ich alleiniger und unumſchränkter Herr ſein will in meinen Staaten, und daß er keine Macht mehr haben darf über die Gewiſſen meiner Unterthanen, ſeien dieſe nun Laien oder Prieſter. Wir haben dieſer Macht des Papſtes und des Mönchsthums den Verfall des menſchlichen Geiſtes zu verdanken, denn dieſe unechten

*) Dieſe ganze Rede enthält nur die eigenen und ausdrücklichen Worte des Kaiſers. Siehe: Briefe Joſephs II. S. 48.

Begriffe von der Religion verbreiten ſich auf den gemeinen Mann; er kannte Gott nicht mehr und hoffte Alles von ſeinen Heiligen.*)

Es iſt viel Wahrheit in Ihren Worten, Sire, aber dieſe Wahrheit iſt gefährlich wie ein zweiſchneidig Schwert, das leicht Den verwundet, der es in Händen hält. Hüten Sie ſich, Sire, oder gehen Sie wenigſtens nicht zu raſch vor. Es giebt viele Dinge, die raſch und kühn vollbracht ſein wollen, andere wieder wollen bedächtig und zögernd, Schritt vor Schritt gethan ſein, und wer raſch auf ſie zuſtürzt, überſpringt gar leicht ſein Ziel. So iſt es mit Dem, was Ew. Majeſtät vorhaben. Nur mit Beſonnenheit, mit bedächtigem Vorwärtsſchreiten können Sie hoffen, Ihr Ziel zu erreichen, nur wenn Sie ſehr leiſe auftreten, werden Sie ſich Vortheile erringen!

Ich habe nicht Zeit zum langſamen Vorſchreiten, nicht Zeit zum Leiſegang der Schlauheit. Was gethan werden ſoll, muß raſch gethan werden, um ſo mehr, da dieſe Frage von der Aufhebung der Klöſter für mich nicht blos eine Angelegenheit der Religion, ſondern auch eben ſo ſehr der Finanzwirthſchaft iſt. Die Klöſter ſind überreich, die Kirchen und Wallfahrtsorte enthalten übergroße, todte Schätze, und der Finanzzuſtand meiner Kaſſen iſt ſehr ſchlecht. Nach einer kurzen Ueberſicht, die ich mir über denſelben verſchaffte, finde ich die Staatsſchulden auf eine ungeheure Höhe angewachſen, und wir werden Einſchränkungen machen müſſen. Ich darf nicht, wie meine gnadenreiche Mutter, ſechs Millionen Gulden für mein Budget verwenden, ſondern ich muß verſuchen, wie Friedrich der Große, mit dreimalhunderttauſend Thalern auszukommen. Freilich werde ich dann aber auch nicht, wie die großmüthige Maria Thereſia es that, auf jeder Spazierfahrt mir einen Beutel voll Kremnitzer Ducaten mitnehmen, um ſie hier und dort unter das gaffende Volk zu ſchnellen, ſondern die guten Leute müſſen an einem einfachen Gruß ohne metallene Begleitung es ſich genügen laſſen. Ich werde auch nicht, wie meine kaiſerliche Frau Mutter, zweitauſend zweihundert Pferde in meinen Marſtällen halten. Der Kammerbeutel, aus dem die Gnadengehalte floſſen, wird auf immer verſtopft ſein, und viele der Gnadengehalte und Penſionen werde ich einziehen müſſen, denn ich muß Einſchränkungen machen, ſo ſchwer es denen auch fallen

*) Des Kaiſers eigene Worte. Siehe: Briefe Joſephs II. S. 52.

mag, die davon betroffen werden.*) Aber alle diese Einschränkungen genügen nicht; ich bedarf großer Summen, ich bedarf der Millionen, und da ich weiß, daß diese in den Kirchen und Klöstern zu finden sind, so werde ich sie dort suchen!

Fürst Kaunitz hatte dem Kaiser mit staunender Aufmerksamkeit, mit immer wachsender Theilnahme zugehört; als der Kaiser jetzt schwieg, nickte Kaunitz lebhaft mehrmals mit dem Kopf, und der Schimmer eines Lächelns flog über sein Antlitz hin. Sire, sagte er, Sie besitzen einen so tapfern und freudigen Muth, daß ich mein altes, vernarbtes Herz daran wieder jung und unbesonnen werden fühle, und daß ich alle Bedenken meines Kopfes überhören will. Sei es denn, ich werde wie ein treuer Champion an Ihrer Seite stehen, und möchte es mir wenigstens, wenn der mörderische Kampf beginnt, alsdann vergönnt sein, einige der Hiebe aufzufangen, mit denen der Fanatismus, die Mönchswuth und der Aberglaube des Volks das Haupt meines edlen, jugendfeurigen Kaisers bedrohen werden! Ew. Majestät müssen aber darauf gefaßt sein, daß es nicht blos das Priesterthum ist, das sich wider Sie aufbäumen wird, sondern auch das Volk, das von dem Priesterthum verdummte Volk, dem jedes Anrühren an die Kirche wie eine Gottesleugnung erscheinen wird, und dem in seinem blödsinnigen Aberglauben die Aufklärung gleichbedeutend sein wird mit der Gottlosigkeit! Das Volk, Sire, wird wider Sie schreien, wie es damals schrie, als wir die Aufhebung der Jesuiten durchsetzten.

Und es wird aufhören zu schreien, wie es damals auch aufgehört hat, rief der Kaiser lächelnd. Nur Muth, Freund, wir werden siegen, Rom und allen Mönchskutten zum Trotz, und wenn wir mit den Klostergeldern unsere Schulden bezahlt und nützliche Anstalten errichtet haben, dann wird das Volk, welches doch zuletzt immer einen gesunden und tüchtigen Sinn hat, wohl zur Einsicht kommen, daß wir sein Bestes gewollt und wird nicht mehr hören auf das Geschrei der Zeloten! Ich habe Ihr Wort, Sie werden mir helfen, meine Pläne auszuführen, Sie werden mir Ihren Rath, Ihren Beistand leihen, und mich nicht verlassen auf den neuen Wegen, die ich bahnen will!

---

*) Josephs eigene Worte. Siehe: Briefe ꝛc. S. 49.

Nein! Ich werde Ew. Majestät helfen, das Unkraut auszujäten und nützliche Saat auszustreuen.

Und die Saat, die wir ausstreuen, sie wird gute Früchte tragen, rief der Kaiser glühend vor Begeisterung. Wir jäten das Unkraut des Mönchthums aus und legen in General-Seminarien Pflanzschulen für neue Priester an, für Seelsorger, die einen neuen geläuterten Geist mit in die Welt bringen und durch weisen Unterricht ihn dem Volk mittheilen sollen. So werden nach einem Zeitraum von einem Jahrhundert wieder wahre Christen in Oesterreich sein; so werden, wenn ich meinen Plan vollbracht, die Völker meines Reiches genauer die Pflichten kennen, die sie Gott, dem Vaterland und ihren Nebenmenschen schuldig sind, — so werden uns noch die Enkel segnen, daß wir sie von dem übermächtigen Rom befreit, die Priester in die Grenzen ihrer Pflichten zurückgewiesen, und ihr Dortsein dem Herrn, ihr Dasein aber dem Vaterland allein unterworfen haben!*)

III.

Der jüdische Banquier und seine Tochter.

Rahel, die schöne Tochter des reichen Banquiers Eskeles Flies, war allein in dem glänzenden Gemach, das ihr die verschwenderische Liebe ihres Vaters eingerichtet hatte, und das nur das erste war in einer Reihe von Gemächern, die mit einem Glanz und einem Luxus ausgestattet waren, der eines Königs nicht unwürdig gewesen. Rahel aber war seit frühester Jugend an diese Pracht gewöhnt und blickte mit kalten, gleichgültigen Augen auf den Luxus, der sie umgab. Weder die goldprunkenden Meubles, noch die reichen orientalischen Teppiche, die Lustres von Bergcrystall, die kostbaren Gemälde, die großen venetianischen Spiegel konnten ihr jemals ein Lächeln, ein freudiges Wort abgewinnen, und inmitten aller ihrer Schätze und ihres Luxus stellte das schöne Mädchen selber sich immer in schmuckloser Einfachheit dar. Vergebens war es, daß ihr Vater die kostbarsten Kleiderstoffe für sie

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe: Briefe ꝛc. S. 52.

aus Paris bringen ließ, daß er ihr die schönsten Brillanten und Perlen schenkte, ihr Bracelets, Ohrgehänge und allerlei andere Schmuckgegenstände brachte, Rahel erschien immer doch nur im einfachen weißen Gewande, und eine frische Rose oder ein lichtes Band war der einzige Schmuck ihrer Toilette.

Und Rahel war bewunderungswürdig in dieser einfachen Toilette; ihre Jugend, ihre Schönheit, ihre Grazie, das war der Schmuck, den sie angelegt, alle Brillanten überstrahlte ihr glühendes feuriges Auge, und schöner als alle Perlen schimmerten die zwei Reihen weißer Zähne bei ihrem süßen Kinderlächeln zwischen ihren Purpurlippen hervor. Wenn sie in ihrem leichten weißen Gewande durch die Reihe der glänzenden Prunksäle ihres Vaters daher schritt, so war sie immer doch die Königin und Herrin derselben, und eine unnennbare Hoheit und Unschuld umgab ihre hohe schlanke Gestalt.

Rahel, wie gesagt, war allein in ihrem Cabinet. Sie lag anmuthig hingestreckt auf dem Diwan von dunkelgrünem Sammet, wie ein Schwan, der sich im Grün des Ufers gebettet hat. Ihr voller weißer Arm, von dem der weite weiße Spitzenärmel herabgesunken war, ruhte auf der Seitenlehne des Divans, und in die aufgestützte Hand hatte sie ihr Haupt gelehnt, von dem in langen Locken das schwarze, glänzende Haar niederrieselte auf ihren vollen Hals und die schönen üppigen Schultern. In ihrer Rechten hielt sie einen Brief, auf den ihre gesenkten Augen gerichtet waren, und ein wundervolles süßes Lächeln umspielte ihre feinen purpurrothen Lippen, während sie las.

Als sie zu Ende gelesen, ließ sie langsam die Hand mit dem Brief in ihren Schooß niedersinken, und das Haupt ein wenig rückwärts neigend, schlug sie, in sinnende Betrachtungen vertieft, ihre strahlenden schwarzen Augen zur Decke empor.

Oh, mein armer, geliebter Freund, flüsterte sie leise, er hofft Alles von der Großmuth des Kaisers. Er jauchzt der Zukunft entgegen, als ob sie im Stande wäre, uns glücklich zu machen! Uns glücklich zu machen! Kein Kaiser kann das, denn wo ist das Land der Welt, in dem eine Jüdin das Weib eines Christen werden darf? Auch der edle Kaiser Joseph wird nicht so weit gehen in seiner Toleranz, er wird die Fesseln der Schmach vielleicht von uns nehmen, aber er wird uns den Christen nicht gleichstellen! Und ich darf niemals daran denken,

auf andere Weise diese Schranke wegzureißen, welche mich von meinem Geliebten trennt! Es würde meinen Vater tödten, wenn seine Rahel eine abtrünnige Tochter seines Volkes würde. Nein, nein, nie darf das geschehen! Besser ist es, meine eigene Liebe zu tödten, als die Mörderin meines Vaters sein! Ach, mein armer Vater, und ach, mein armer Geliebter! Euch Beiden gehört mein Herz, und doch werde ich dem Einen entsagen müssen, um dem Andern meine Liebe zu beweisen! Wem aber, wem soll ich entsagen?

Sie schwieg und blickte träumerisch sinnend empor, aber immer höher glühte ihre Wange auf, immer feuriger blitzte ihr Auge, immer stürmischer wogte ihr Busen, und nicht mehr im Stande, in so ruhiger, friedlicher Stellung zu verharren, sprang sie, leicht wie eine Gazelle, von dem Divan empor und schüttelte hochaufathmend ihr Haupt, daß die Locken, schwarz wie die Todtenvögel, ihr Antlitz umflatterten.

Nein, mein Geliebter, rief sie glühend, nein, nicht Dir kann ich entsagen! Ich habe Dir meine Liebe und Treue geschworen, und ich werde meinen Schwur erfüllen, oder sterben! Das Weib soll ihrem Geliebten folgen, und um seinetwillen soll sie Vater und Mutter verlassen. Vater und Mutter, warum denn nicht auch ihren Glauben und ihren Gott! Ich werde den Muth dazu haben, wenn es also sein muß, ich werde Alles hingeben für Dich, mein Günther, denn ich weiß, ich bin der Stern Deines Lebens, und wenn ich Dir untergehe, ist es Nacht um Dich, und ich weiß auch, daß Du die Seele meiner Seele bist, und daß ich lieber mein ganzes Dasein hinwerfen will, als Dir entsagen, von Dir mich abwenden! So will ich denn kämpfen für meine Liebe und mein Glück, und in diesem Kampf untergehen, oder Siegerin sein!

Sie nahm den Brief, den sie vorhin gelesen, und preßte ihn lange und fest an ihre glühenden Lippen, dann faltete sie ihn zusammen und schob ihn in ihren Busen.

Du sollst der Schild sein, mit dem ich meine Brust umpanzere, sagte sie mit einem reizenden Lächeln, indem sie den Brief an ihrer Brust verbarg. Von Dir beschützt, zittere ich nicht, sondern werde Muth haben, den Kampf zu wagen, und —

Ein leises Klopfen an ihrer Thür machte sie verstummen; ehe sie

Zeit hatte zu einer Antwort, öffnete sich die Thür, und eine hohe, männliche Gestalt trat herein.

Mein Vater! rief Rahel freudig, und mit ausgebreiteten Armen flog sie zu ihm hin und schmiegte sich zärtlich an seine breite, kräftige Brust.

Herr Eskeles Flies streichelte zärtlich ihr dunkles Lockenhaar und drückte einen Kuß auf ihre hohe weiße Stirn.

Ich habe Dich zwei Tage nicht gesehen, mein Vater, sagte Rahel mit leisem Vorwurf.

Ich war hinunter gefahren nach Brünn, meine Tochter, um einmal die großen Fabriken, die ich dort angelegt, zu inspiciren.

Aber Du warst gegangen, ohne Abschied zu nehmen!

Abschied nehmen ist gar eine schlimme Sache, sagte ihr Vater lächelnd, und ich mag nichts damit zu thun haben. Aber ich liebe das Heimkehren, und Du weißt wohl, Kind, so wie ich die Schwelle meines Hauses betrete, ist mein erster Gang immer zu Dir! Und heute, Rahel, komme ich als Freudenbote!

Rahel hob ihr Haupt von seiner Brust empor und sah ihm fragend in das lächelnde Angesicht. Als Freudenbote? fragte sie. Betrifft Deine Botschaft uns Beide?

Nicht uns Beide allein, Rahel, sondern unser ganzes Volk! — Sieh mich an, meine Tochter, und sag' mir, ob Du keine Veränderung an mir findest.

Rahel trat zurück und überschaute lächelnd die große stolze Gestalt ihres Vaters. Nein, sagte sie, das ist dasselbe energische ausdrucksvolle Angesicht, dieselbe mächtige Gestalt, derselbe Blick, dasselbe gütige Lächeln und auch dieselbe gewohnte Toilette sogar. Doch nein, da seh' ich eine Veränderung. Du hast das gelbe Band, das Zeichen der Schmach, vergessen, das der Jude um seinen Arm tragen muß.

Der Kaiser hat es von meinem Arm gelöst, Rahel, von dem Arm unsers ganzen Volkes. Wir sollen nicht mehr gezwungen sein, als Abzeichen ein gelbes Band oder gelbe Aermel zu tragen. Die Schmach der Jahrtausende will der Kaiser von uns nehmen, und auch für die Juden soll es fortan Menschenrechte geben!

Der Kaiser ist ein edler, großmüthiger Monarch! rief Rahel mit freudestrahlendem Angesicht.

Freilich, wir sind so tief hinabgestoßen in die Abgründe der Scla-

verei und der Verachtung, sagte ihr Vater düster, so tief, daß es schon Großmuth erscheint, wenn man uns einen Finger darreicht, an dem wir uns ein wenig aufrichten können, um nicht ganz zu versinken in unserm Elend. Der Kaiser will ein wenig wieder gut machen von dem Uebel, das man uns hier, wie aller Orte, zugefügt! Wir sollen nicht mehr nöthig haben, das gelbe Band, das bisher den Juden kenntlich machte, zu tragen! Aber wozu braucht's auch des gelben Bandes für die feinen christlichen Augen. Sie werden uns doch erkennen, denn der Kaiser, der uns die gelben Bänder nimmt, kann uns doch die langen Nasen und das schwarze Haar, und alle die kleinen Züge, an denen die christliche Liebe den Juden erkennt, nicht aboperiren!

Und mögen sie uns immerhin erkennen, sagte Rahel lächelnd, der Kaiser wird's nicht dulden, daß sie uns verspotten und uns um unsers Glaubens willen verhöhnen und zurücksetzen, wie sie es bisher gethan.

Der Kaiser wird wenig Zeit haben, an uns zu denken, Rahel, sagte ihr Vater achselzuckend. Er wird genug zu thun haben, für sich selber zu sorgen und sich die Schaar seiner Feinde abzuwehren, die sich mit jedem Tag vergrößert, weil der Kaiser seinem erstaunten Volk mit jedem Tag neue Ueberraschungen bereitet. Er hat damit angefangen, die Aufhebung der Klöster zu befehlen, und als die Mönche und Nonnen sich nach Rom wandten um Hülfe, und als der Papst an den Kaiser schrieb und befahl, der Kaiser sollte die Kirchengüter unangetastet lassen, erklärte der Kaiser, Rom habe in seinen Landen keine Befehle zu ertheilen. Da überkam ein Schrecken das österreichische Volk, und sie bebten schon ein wenig zurück vor dem Kaiser, der selbst an den Papst nicht mehr glaubte. — Aber der Kaiser ging noch weiter, er gab das Toleranzedict, er erlaubte den Nichtkatholiken, den Protestanten und Lutheranern, sich Kirchen zu bauen, frei und offen ihre Religion zu bekennen, er gestattete ihnen, in den Staatsdienst zu treten und versprach ihnen Anerkennung und Förderung.

Aber in seinem Toleranzedict vergaß er doch unserer, gedachte er nicht der armen Juden!

Er hat's jetzt nachgeholt, Rahel, auch gegen uns will er Toleranz üben, und jetzt geht ein Schrei der Wuth durch alle seine christlichen Lande. Wie ich jetzt durch die Straßen Wiens fuhr, sah ich, wie sich überall an den Straßenecken, wo die neue Verordnung des Kaisers an-

geheftet war, das Volk zusammenrottete, und mit finstern Gesichtern und höhnischem Lachen die seltsame Mähr las, daß der Jude auch ein Mensch sei, der Rechte habe, dem man sogar jetzt gestatten wolle, für sein gutes Geld sich Acker zu pachten und Landmann zu werden, oder ein Handwerk zu erlernen. Acker zu pachten, mein Kind, besonders unkultivirten Acker, aber zu kaufen, das soll uns noch immer nicht verstattet sein.*) Und dies Wenige, was uns vergönnt wird, schon das scheint diesem christlichen Volk zu viel, schon um dessentwillen nennen sie den Kaiser einen Gottesleugner, und seine Humanität scheint ihnen ein Verbrechen! Laut auf offener Straße hörte ich das Volk ihn verwünschen, und ihm wegen seines Unglaubens mit der Rache des Himmels drohen!

Die Rache des Himmels wird über Diejenigen kommen, die den edlen und großmüthigen Kaiser verwünschen! rief Rahel glühend.

Ihr Vater zuckte die Achseln. Wenn der Himmel wirklich Rache übte für die Erbärmlichkeit der Menschen, sagte er, hätte er dann nicht längst seine Blitze herniedersenden und unsere Peiniger strafen müssen? Nein, mein Kind, Gott überläßt es den Menschen selbst, das Verbrechen der Menschen an ihnen zu rächen. Weißt Du, was die Rache der Juden an den Christen ist? Der Reichthum. Sie haben uns Alles genommen, Ehre, Rang, Titel und Orden, aber eine Macht ist uns geblieben, das Geld! Das habe ich seit lange erkannt, und darum habe ich gearbeitet und gestrebt, Nacht und Tag, darum habe ich gerechnet, gescharrt und geknausert, und Tausende zu Tausenden gefügt, bis die erste Million da war. Ist die aber erst da, so ist der Weg zu der zweiten gebahnt, und sie läßt nicht lange auf sich warten! Sie ist auch bei mir rasch gekommen, und eine dritte, eine vierte, eine fünfte und eine sechste ist ihr gefolgt! Der Jude Eskeles Flies ist ein reicher Mann geworden durch seine eigene Kraft, er hat Fabriken angelegt, und wenn er eintritt in die Hallen, so neigen sich demüthig vor ihm die fünfhundert Christen, denen der Jude Nahrung und Verdienst giebt! Und wenn er durch die Straßen geht, so grüßen ihn selbst die vornehmen Herren Grafen und Barone, und nicken ihm gar freundschaftlich zu, und flüstern zu einander: das ist der reiche Eskeles Flies, denn in

*) Ramshorn: Kaiser Joseph II. S. 259.

ihrer Ehrfurcht vor meinem Geld vergeſſen ſie's ſchon, mich den Juden Eskeles Flies zu nennen. Selbſt der Kaiſer nickt mir freundlich zu, wenn er in ſeinem Cabriolet an mir vorüber fährt, denn ſelbſt der Kaiſer iſt der Schuldner des Juden geworden, und er hat es nicht verſchmäht, ſich von dem Juden mit dem gelben Band um den Arm eine Million Gulden zu leihen! Oh, ich ſag' Dir, Kind, an jenem Tage, als ich das Geld in die kaiſerliche Staatskaſſe ablieferte, da hüpfte mein Herz vor Freuden, ich that, was ich nicht gethan hatte ſeit dem Tage Deiner Geburt, ich weinte vor Freuden und ſank nieder auf meine Kniee und dankte Gott!

Oh, ſprich nicht ſo, mein Vater, rief Rahel, angſtvoll ſich an ihn ſchmiegend. Du verleumdeſt Dich, und ich kenne Dich beſſer, als Du Dich ſelber kennſt! Dein Herz hängt nicht am Gelde, und Du, der Du ſo einfach biſt in Deinem Leben und Deinen Bedürfniſſen, Du biſt es Dir, gleich mir, bewußt, daß es nicht der Reichthum iſt, welcher glücklich macht.

Du irrſt, Rahel, mein Kind, ſagte Eskeles Flies mit einem leiſen Kopfſchütteln. Der Reichthum allein iſt es, der den Juden glücklich machen kann, denn der Reichthum iſt unſere Macht und unſere Ehre. Der reiche Jude Eskeles Flies! Siehſt Du, vor dem beugen ſich die ſtolzen Chriſten, denn das kleine Wörtchen reich, das iſt ſein Titel, ſein Adelsdiplom, ſeine Würde und ſein Orden. Sie haben unſerm Ehrgeiz alle Quellen verſtopft, und ſo hat er ſich denn ergießen müſſen in einen einzigen Weg, der ihm geblieben, in den Weg zum Reichthum, und ſo haben wir Alle bei uns ein einziges Talent gebildet, das Talent: Geld zu verdienen; und des Juden Hand iſt geworden wie ein Magnet, wenn er die Finger ausſtreckt, ſo tanzen die Thaler und die Ducaten aus den Käſten der Chriſten hervor und hängen ſich an ſeine Fingerſpitzen, und ſchauen ihn an mit liebängelndem Glanz, denn ſie wiſſen's gar wohl, daß ſie nirgends beſſer gehegt und gepflegt werden, als in den Käſten und den warmen, liebkoſenden Händen der Juden! Rahel, Rahel, ich hoffe, daß eine Zeit kommen wird, in der die Juden alles Geld und alle Papiere an ſich gebracht haben, in der die Juden den Königen Geſetze geben, und in den Cabinetten der Kaiſer entſcheiden werden über Krieg und Frieden der Nationen. Denn ohne Geld werden ſie keine Kriege machen können, und wenn die Juden alles

Geld und alle Millionen in ihren Käſten haben, ſo werden wir es ſein, die zu entſcheiden haben, ob Krieg ſein ſoll, denn wir werden es ſein, die das Geld dazu leihen. Oh, mein Kind, die Juden werden die Chriſten aufeinander hetzen, kraft ihres Geldes, und wenn ſie ſich einander die Hälſe brechen, und wenn das Chriſtenblut in Strömen dahin fließt, dann werden wir Juden es ſein, die es vergoſſen haben, wir Juden, welche die Chriſten dafür bezahlen, daß ſie einander ſchlachten! Und das wird die Rache ſein, die wir nehmen an dieſen Chriſten, welche die Liebe im Munde und den Haß und den Hochmuth im Herzen tragen!

Ueberlaß den Andern die Rache, mein Vater, ſagte Rahel mit zitternder Stimme. Die Rache iſt ein ätzendes Gift, deſſen Berührung ſchon krank macht, und das Glück tödtet. Gönne uns unſer Glück, mein Vater, laß uns beſſer ſein, als dieſe ſtolzen Chriſten, die uns, wie Du ſagſt, unſere Naſen, unſer ſchwarzes Haar und unſere kleinen Eigenthümlichkeiten nicht verzeihen können, und ſich darüber ärgern, daß wir reich ſind.

Ja, rief ihr Vater lebhaft, ſie ärgern ſich über unſern Reichthum! Das iſt meine Genugthuung, deshalb umgebe ich Dich und mich mit fürſtlichem Luxus, deshalb habe ich ein Hôtel, reich galonirte Lakayen, eine glänzende Tafel, eine prachtvolle Equipage, deshalb führe ich den Haushalt eines großen Herrn, denn ſie ärgern ſich über unſern Reichthum! Sie ärgern ſich, daß der Jude Eskeles Flies mehr Geld hat, wie ſie, und daß er es mit vollen Händen zum Fenſter hinaus wirft; aber er weiß, daß es immer verdoppelt wieder zur Hinterthür herein ſchlüpft, während, wenn die faulen Grafen es zum Fenſter hinausſchmeißen, es nicht wieder kommt, weil ſie zu ſtolz ſind zu arbeiten, und neues Geld zu verdienen! Sie ärgern ſich, daß, wenn ſie in Noth ſind, der Jude ihnen Geld leiht, und mit ihren Wechſeln und ihren Verſchreibungen ihre Ehre in ſeine Judentaſche ſteckt. Sie ärgern ſich, daß er glänzende Diners giebt, und doch kommen ſie, wenn er ſie einladet, denn ihrem lüſternen Gaumen behagen die herrlichen Weine und die ſeltenen Speiſen, die der Jude ihnen vorſetzt, und die er ſelber oft mit königlicher Verachtung an ſich vorübergehen läßt, weil das Geſetz ihm verbietet, davon zu eſſen. Und ſie ärgern ſich jetzt am meiſten darüber, daß der reiche Jude Eskeles Flies außer ſeinem Geld noch

einen Schatz besitzt, der mehr werth ist, als alle Millionen der Welt, eine junge, schöne und geistreiche Tochter!

Oh, rief Rahel erröthend, jetzt, mein Vater, habe ich wohl ein Recht zu sagen, daß Du in der Lebhaftigkeit Deines Gefühls übertreibst! Vorher durfte ich es nur denken, jetzt darf ich es sagen: Du gehst zu weit, mein Vater, zu weit im Tadeln, wie im Loben. Der Haß und die Liebe haben Deine sonst so klaren und tiefblickenden Augen ein wenig verblendet; Du unterschätzest die Christen, und Du überschätzest Deine Tochter!

Ihr Vater zog sie in seine Arme und drückte ihr schönes Haupt zärtlich an seine Brust. Nein, mein Kind, ich überschätze Dich nicht, sagte er innig. Du bist wirklich schön, reizend, anmuthig und geistreich. Es ist nicht blos mein Vaterauge und mein Vaterherz, das Dich dafür hält, sondern ganz Wien sagt es, ganz Wien spricht von der schönen Rahel, der Tochter des reichen Eskeles Flies.

Still, mein Vater, still! Oder willst Du, daß Deine Tochter ein eitles, hochmüthiges Geschöpf werde?

Ich will, daß meine Tochter sich ihres Werthes bewußt sei, und daß sie ihre Vorzüge gebrauchen lerne!

Gebrauchen? Und wozu, fragte Rahel verwundert.

Dazu, meine Tochter, daß Du das Glück Deines Vaters vollständig machst, und ihm hilfst, seine Rache an den hochmüthigen, stolzen Christen zu vollenden! Oh, mein Kind, Du weißt es nicht, welch ein stolzes Gefühl befriedigter Rache mein ganzes Wesen durchglüht, wenn ich Dich sehe, umschwärmt von Grafen und Baronen, die sich um Dich drängen, und sich ehrfurchtsvoll beugen vor Deiner Schönheit und den Millionen Deines Vaters. Rahel, gebrauche Deine Schönheit und Deinen Geist, um zu machen, daß alle diese vornehmen Herren als Deine überwundenen Sclaven zu Deinen Füßen liegen, und dann schreite mit verächtlichem Fuß über sie hin, und gönne mir das Glück, all' diesen demüthig Werbenden zu sagen: „Meine Tochter ist eine Jüdin und will eine Jüdin bleiben, und niemals wird sie sich herablassen, eines Christen Weib zu werden, denn sie verachtet die Christen, wie Ihr die Juden verachtet, wenn sie nicht reich sind!" — Gönne mir einen solchen Tag des Triumphes, meine Tochter, und dann fordere

von mir was Du willſt, ich werde es Dir gewähren, und ſollte ich die Sterne vom Himmel herniederziehen!

Rahel antwortete nicht; ihr Haupt ruhte noch immer an ihres Vaters Bruſt; er ſah nicht, daß die Thränen in hellen Strömen aus ihren Augen floſſen, aber er fühlte, daß ein krampfhaftes Zittern ihre ganze Geſtalt erſchütterte, und mit einem Ausruf des Schreckens hob er ſie empor und trug ſie zum Divan hin. Sie ließ es geſchehen, daß er ſie ſanft auf denſelben niederdrückte, daß er ſich neben ſie ſetzte, und leiſe ſeinen Arm um ihren Nacken ſchlang, um ſie wieder an ſein Herz zu ziehen.

Warum weinſt Du, Rahel? fragte er leiſe und angſtvoll. Sage mir, was bedeuten dieſe Thränen? Oh, Kind, treibe Deinen Vater nicht zur Verzweiflung, ſage mir, warum Du weinſt?

Ich weine, weil das, was ich lange fürchtete, jetzt als eine entſetzliche Wahrheit vor mir ſteht, flüſterte ſie ſchluchzend. Ich weine, weil mein Vater, mein theurer, angebeteter Vater, ſeine Rache und ſeinen Haß mehr liebt, als ſein einziges Kind, denn ſeinem Haß will er die Seele ſeines Kindes opfern, und um ſeiner Rache willen ſoll ſeine Tochter ſich zu einer elenden Coquette erniedrigen, welche die Liebe, die Unſchuld und die Tugend dem ſtolzen, herzloſen Ruhm opfert: die elende Begier einiger armen, verſchuldeten Grafen und Barone erregt zu haben!

Ich ſage Dir aber, fuhr ſie fort, ihr Haupt raſch emporhebend und ihren Vater mit blitzenden Augen und glühenden Wangen anſchauend, ich ſage Dir, mein Vater, und ich ſchwöre es Dir bei dem Andenken an meine Mutter, die uns dort oben erwartet, ich werde niemals mich zu ſolcher Coquetterie erniedrigen, und niemals ſoll es geſagt werden, daß Rahel in kaltem höhniſchem Uebermuth Liebe zu erwecken ſuchte, ohne ſie erwiedern zu wollen! Oh, jetzt verſtehe ich erſt, weshalb Du all' dieſen Herren erlaubteſt, in unſer Haus zu kommen, jetzt begreife ich, warum dieſer hochmüthige Wüſtling, vor dem meine Seele zurückſchaudert, und der ſich in ganz Wien den Namen des Frauenverführers erworben hat, warum der Graf Liechtenſtein Podſtadzky das Recht hat, ſich Deiner Tochter zu nahen und mir ſeine ſchlimme Geſellſchaft aufzudrängen!

Ihr Vater ſtieß einen Ausruf der Freude aus und ein ſtrahlendes Lächeln flog über ſein Antlitz hin. Du liebſt ihn alſo nicht? fragte er,

ihre beiden Hände ergreifend und sie fest an seine Brust drückend. Sag' es, meine Tochter, wiederhole es mir noch einmal, Du liebst ihn also nicht, diesen schönen Grafen Podstadzky?

Wie? Ich sollte ihn lieben, diesen entarteten Wüstling, diesen Menschen ohne Herz, ohne Geist und ohne Seele? rief Rahel mit dem Ausdruck tiefen Abscheues.

Und ich Thor fürchtete, daß das Herz meiner Rahel sich verirrt habe, ich Thor fraß heimlich manche Nacht schon an diesem Schmerz, und als ich vorhin Deine Thränen sah, da war's mir, als ob ein Dolch mir in's Herz führe, denn ich meinte, Du weintest, weil Du meinen Worten angemerkt, daß ich nimmer den Grafen Podstadzky zu meinem Schwiegersohn annehmen würde, selbst wenn der Kaiser es erlauben wollte, daß der verschuldete Graf, um sich zu erretten, eine Jüdin zu seiner Gemahlin machte. Aber nun ist Alles gut, nun athme ich wieder leicht und frei, und nun freut's mich, zu denken, daß der vornehme Graf die Tochter des Juden liebt!

Nein, mein Vater, dieser Mensch liebt mich nicht, sagte Rahel verächtlich, er liebt nichts als sein Vergnügen und sich selbst. Aber er belästigt mich mit seiner Frechheit, und ich bin nicht gewillt, seine Beleidigungen länger zu ertragen!

Oh, er hat es gewagt, Dich zu beleidigen? rief ihr Vater mit drohendem Ton. Was ist es, mein Kind? Was that er Dir?

Er ist während dieser Tage, da Du verreist warst, drei Mal hier gewesen, um mich zu besuchen. Ich ließ ihn abweisen; da hat er es gewagt, sich schriftlich an mich zu wenden und mir durch mein Kammermädchen einen Brief zustellen zu lassen, einen Brief, in welchem der freche Mensch es gewagt, mir eine glühende Liebeserklärung zu machen und mich um eine geheime Zusammenkunft zu bitten. Lies Du selbst, mein Vater, und dann sage, ob ich nicht ein Recht habe, diesen Menschen zu verachten!

Sie nahm den geöffneten Brief, der vor ihr auf dem Tisch lag, und reichte ihn ihrem Vater dar.

Herr Eskeles Flies las ihn und sein Antlitz flammte auf in Zorn. Siehst Du, meine Tochter, sagte er mit tiefem Grimm, siehst Du, das ist die Sprache, welche die Christen vermeinen, gegen ein ehrbares unschuldiges Mädchen führen zu dürfen, weil sie eine Jüdin ist, weil sie

außerhalb der Geſellſchaft ſteht! Aber wir wollen dieſen Uebermüthigen ſtrafen für dieſe Beleidigung, ganz Wien ſoll es erfahren, daß wir den Grafen verachten und verſpotten!

Wie, mein Vater, rief Rahel entſetzt, Du willſt Deine Tochter zum Gerede und Geſpötte der Welt machen?

Nein, Rahel, aber ich will der Welt, welche, wie ich weiß, ſchon gewagt hat, ein Liebesverhältniß zwiſchen Dir und dem Grafen zu muthmaßen, ich will der Welt beweiſen, daß ſie ſich geirrt, und daß die ſchöne Rahel und ihr Vater den Grafen Liechtenſtein Podſtadzky verachten. Deshalb, meine Tochter, bitte ich Dich, ja, ich verlange es von Dir, daß Du dem Grafen die erflehete Zuſammenkunft bewilligſt und ihm eine Stunde beſtimmſt, in welcher Du ihn hier in Deinem Zimmer empfangen willſt. Aber es muß eine Tagesſtunde ſein, unter dem vollen Glanz der Sonne und des Lichtes kann meine Tochter den Grafen Liechtenſtein Podſtadzky empfangen, denn Rahel Eskeles Flies hat nicht nöthig, den Tag zu ſcheuen und ihr Thun zu bergen unter dem Schleier der Nacht!

Ich werde thun, was Du befiehlſt, ſagte Rahel ſeufzend, obwohl ich Dir geſtehen will, mein Vater, daß mein Herz bangt, und ich wünſchte, wir begnügten uns, den Grafen einfach von unſerer Thür zu weiſen und ihn niemals wieder die Schwelle unſeres Hauſes überſchreiten zu laſſen.

Damit er vielleicht lachend ſeinen Kumpanen und ariſtokratiſchen Freunden erzählt, die ſchöne Rahel liebe ihn, und ihr Vater habe ihm einige Millionen geboten, wenn er ſie zu ſeiner Gemahlin mache, er aber habe ſein adlich Wappen nicht beſchmutzen wollen und ſei deshalb fortgeblieben aus unſerm Hauſe? Oh, ich kenne ja dieſe Verleumdungen, welche die ſtolzen Chriſten allzeit bereit haben, wenn es gilt, ſich an einem Juden zu rächen, und deshalb, Rahel, muß ganz Wien wiſſen, daß ich es bin, welcher den Grafen Podſtadzky verachtet. Thue alſo diesmal meinen Willen, Rahel, ich befehle es Dir nicht mehr, aber ich bitte Dich darum: ſchreib' dem Grafen, daß Du ihm eine Zuſammenkunft bewilligſt, gieb ihm eine Stunde an, wann er kommen ſoll!

Damit er meinen Brief ſeinen Freunden zeige? fragte Rahel. Damit er die Welt glauben mache, ich habe ihn geliebt, und deshalb habeſt Du ihm gezürnt? Iſt es durchaus Dein Wille, daß er hierher

komme, so werde ich hinschicken und ihn mündlich einladen. Meine alte treue Amme soll hingehen, sie kennt mein Herz und wird nichts Schlimmes von ihrer Rahel denken, selbst wenn diese den Grafen Podstadzky zu sich einladen läßt.

Warum willst Du nicht das Kammermädchen hinsenden, das Dir den Brief des Grafen gebracht hat?

Weil ich sie sofort ihres Dienstes entlassen und sie verabschiedet habe, mein Vater.

Das war es, was ich hören wollte, sagte ihr Vater lächelnd. Ich finde meine Rahel immer so, wie ich sie erwartete, stolz und keusch, und ohne den leisen Schimmer eines Fleckens auf ihrer klaren, jungfräulichen Stirn. Oh, nur Geduld, Geduld, mein Kind, ich will Dich belohnen für diese Stunde, und da Du die Grafenkrone des Herrn Podstadzky verschmähst, will ich um Deine schöne Stirn eine Freiherrnkrone legen. Du siehst mich erstaunt an? Ja, mein Kind, das bleibt vorläufig mein Geheimniß, aber ich denke, Du sollst es bald erfahren, was der reiche Jude Eskeles Flies unter der freisinnigen Regierung des edlen Kaisers Joseph mit seinem Gelde sich Alles erkaufen kann! Aber jetzt lebe wohl, man erwartet mich im Comtoir, ich muß rechnen, mein Kind, rechnen, denn meine Millionen müssen sich verdoppeln, damit ich meiner Rahel ein Königreich kaufen und ihr zu Füßen legen kann!

Er küßte seine Tochter auf die Stirn und erhob sich dann, um das Zimmer zu verlassen. Aber schon an der Thür angelangt, wandte er sich noch einmal um.

Ist der Geheime Secretair des Kaisers, Herr Günther, wieder hier gewesen? fragte er lächelnd.

Ja, er war hier, sagte Rahel gelassen.

Und Du hast seinen Besuch angenommen?

Ich habe ihn angenommen, mein Vater, denn Du selbst warst es, der ihm den Besuch unseres Hauses erlaubt hat.

Ihr Vater schwieg einen Augenblick. Und doch glaube ich, sagte er dann, daß es besser wäre, wenn Du ihn seltener empfingst. Du, in Deiner Unbefangenheit und dem stolzen Gefühl Deiner Ueberlegenheit, hast vielleicht nicht gesehen, was die wachsamen Augen Deines Vaters längst errathen haben: dieser junge Mann liebt Dich, Rahel, er liebt Dich wahrhaft. Nicht so wie die übermüthigen Aristokraten, sondern

mit einem redlichen Herzen. Ich glaube wahrhaftig, er könnte kühn genug sein, zu vermeinen, die schöne Rahel Eskeles Flies könnte ihren Vater und ihren Glauben aufgeben, um das Weib eines kleinen Geheimsecretairs zu werden, eines Subaltern-Beamten, dessen Bruder der Kammerdiener des Kaisers ist und den Vorzug genießt, Seiner Majestät die Stiefel ausziehen zu dürfen. Ich habe solche kühne Wünsche in den Augen des jungen Menschen gelesen, und wenn ich auch lachen muß über seine Vermessenheit, so jammert es mich doch zugleich, weil er, obwohl ein Christ, doch ein guter Mensch ist. Vielleicht ist's noch Zeit, ihn von seiner Liebe zu heilen und ihn zur Besonnenheit zurückzuführen. Behandle ihn also strenge, oder besser noch, nimm ihn gar nicht mehr an. Du siehst, Rahel, ich bin nicht immer so schlecht, Dich zur Coquetterie verleiten zu wollen, und ich bitte selbst für den armen, kleinen Geheimsecretair Günther. Armer, junger Mensch! Er hat den Anblick der Sonne nicht ertragen können und seine Augen sind ihm davon geblendet worden! Es ist also besser, ihn die Sonne nicht mehr sehen zu lassen und ihn so zur Vernunft zurückzuführen. Also, es ist abgemacht, der Cabinetssecretair Günther wird nicht mehr angenommen!

Er nickte seiner Tochter noch einmal lächelnd zu und ging dann eilig hinaus.

Rahel schaute ihm, wie erstarrt vor Schreck, mit weit aufgerissenen Augen nach, bis sein Schritt in der Ferne verhallte. Dann aber sank sie wie zerschmettert auf ihre Kniee nieder, und ihre Hände vor ihr Antlitz schlagend, flüsterte sie mit verzweiflungsvollem Schmerz: oh mein Gott, ich soll ihn nicht mehr sehen! Ich soll ihn aufgeben und verlassen, ihn, den ich ewig lieben werde!

Schluchzen erstickte ihre Stimme, und in dem mit so viel Pracht und Reichthum ausgestatteten Zimmer vernahm man nur noch das tiefe Klagen, die bangen Seufzer der schönen Rahel, der Tochter des reichen Juden Eskeles Flies, die sich arm und elend fühlte, trotz der Millionen ihres Vaters.

IV.

Die Gräfin Baillou.

Die schöne Gräfin Baillou gab heute in dem Hôtel, das sie sich auf der langen Straße zu Wien gekauft hatte, ihr erstes Fest. Sie hatte dazu Einladungen an die ganze hohe Aristokratie von Wien gesandt, und überall waren dieselben angenommen worden.

Und doch lebte die schöne Gräfin erst seit einigen Wochen in Wien, doch war sie mit Niemand von der hohen Aristokratie verwandt, und niemals hatte man in diesen hohen Kreisen früher ihren Namen vernommen. Aber sie war nach Wien gekommen, ausgestattet mit zwei Dingen, welche ihr die Salonthüren der hohen Aristokratie geöffnet hatten, ausgestattet mit Empfehlungsbriefen und Gold. Ihre herrliche Equipage, ihre Lakayen in den goldbetreßten Livréen, ihre eigene glänzende Toilette, und endlich ihre große Schönheit hatten die Augen der vornehmen Welt schon gefesselt, noch bevor die Gräfin ihre Empfehlungsbriefe abgegeben.

Man hatte im Augarten ihre glänzende Equipage bemerkt, man hatte Abends im Theater das Flimmern ihrer Brillanten und ihrer wundervollen schwarzen Augen gesehen, und die ganze Schaar der jungen Cavaliere des ersten Ranges richtete von ihren Logen aus ihre Perspective auf die fremde, glänzende Dame, die da mit so viel Grazie und vornehmer Unbekümmertheit in dem Fauteuil ihrer einsamen Loge lehnte. Plötzlich sahen sie die Thür dieser Loge sich öffnen, ein junger Mann trat ein und näherte sich der schönen Fremden, die ihn mit einem Lächeln empfing, welches zwei Reihen blendend weißer Zähne blicken ließ. Ein Ausruf der Ueberraschung ertönte von den Lippen der Cavaliere, die da drüben in der großen Loge versammelt und deren Perspective noch immer auf die Fremde gerichtet waren. Sie Alle erkannten jetzt den jungen Mann, der zu der Dame eingetreten.

Es war der Graf Podstadzky Liechtenstein, der schönste, reichste, übermüthigste Cavalier des Kaiserhofes, von dessen Verschwendung, Leichtfertigkeit und Unwiderstehlichkeit ganz Wien sich die wunderbarsten Dinge erzählte, und der, seit einigen Monaten von großen Reisen zurückgekehrt, in Wien seinen Aufenthalt genommen. Seitdem war der

junge Graf Podstadzky, der einzige Sohn einer der vornehmsten Aristokratenfamilien, der einzige Erbe des alten Grafen Podstadzky, welcher beim jungen Kaiser in hohem Ansehen stand, das bewunderte Vorbild aller jungen Cavaliere geworden, und Alle hatten sich bestrebt, ihm nachzueifern. Als sie daher den jungen Mann jetzt in die Loge der Fremden eintreten sahen, stand es bei ihnen Allen fest, daß es nothwendig sei, die Bekanntschaft der geheimnißvollen Dame zu machen, welcher Graf Podstadzky eben mit so viel Ehrfurcht und Aufmerksamkeit begegnete, daß er es nicht wagte, neben ihr Platz zu nehmen, sondern in ehrfurchtsvoller Haltung vor ihr stehen blieb, während sie auch nicht einen Moment um seinetwillen ihre nachlässige, bequeme Stellung aufgegeben hatte.

Als der Graf Podstadzky endlich die Loge der Dame verlassen, eilten die jungen Cavaliere aus ihren Logen, um dem Grafen zu begegnen, um ihn mit glühender Neugier über den Namen, den Stand und die Verhältnisse der jungen Fremden auszufragen.

Graf Podstadzky gab ihnen auf alle ihre stürmischen Fragen genügende Auskunft. Er erzählte ihnen, daß er die Gräfin Baillou vor einem Jahre in Rom kennen gelernt habe, wo sie mit ihrem Gemahl, einem achtzigjährigen Greis, an den die Habgier ihrer verarmten Aeltern sie verkauft hatte, ein glänzendes Haus gemacht und die Zierde der hohen, so exclusiven und strengen Aristokratie des alten Roms gewesen. Er erzählte ferner, daß man sie in Rom nicht blos wegen ihrer Schönheit, ihres Geistes, und ihres Reichthums bewundert habe, sondern mehr noch wegen ihrer stolzen unnahbaren Tugend, die an der Seite eines alten, verhaßten Gemahls, und umringt von einem Heer junger schöner Anbeter, um so merkwürdiger gewesen. Aber selbst die größte Wachsamkeit der neidischen und eifersüchtigen Damen Roms habe an der jungen Gräfin keinen Makel finden und nicht einer ihrer Anbeter habe sich verrühmen können, von der Gräfin jemals nur eine kleine Bevorzugung, ein kleines Zeichen ihrer Gunst erhalten zu haben. Daher habe man die Gräfin immer nur la Contessa del cuore freddo genannt. Ferner erzählte der Graf Podstadzky, daß er selber die glühendste Liebe zu dieser wunderbaren, kaltherzigen Schönheit empfunden habe, und in Verzweiflung gebracht von ihrer Grausamkeit, um ihretwillen Rom verlassen habe. Jetzt aber, da er sie so uner-

wartet hier wieder gefunden, habe er der Verſuchung nicht widerſtehen können, ſie zu begrüßen, und habe mit heimlichem Entzücken von ihr vernommen, daß ſie ſeit einigen Monaten Wittwe, Erbin der ungeheuren Reichthümer ihres Gemahls und Willens ſei, eine Saiſon in Wien zu verleben.

Natürlich beſtürmten die jungen Cavaliere den glücklichen bevorzugten Grafen Podſtadzky, ſie der wunderbaren, ſchönen Contessa del cuore freddo vorzuſtellen, damit ſie gleich ihm ſelber verſuchen dürften, ihr kaltes Herz endlich zu rühren, und die Liebe der jungen Wittwe zu gewinnen.

Graf Podſtadzky begab ſich in die Loge der Gräfin, um ihr den Wunſch der Cavaliere mitzutheilen, kehrte aber bald mit der unwillkommenen Nachricht zurück, die Gräfin Baillou empfange keine Herren, welche ihr nicht von irgend einer namhaften und angeſehenen Dame der Geſellſchaft vorgeſtellt worden.

Dieſe Weigerung machte die Cavaliere nur noch begieriger auf die Bekanntſchaft der ſtolzen ſpröden Frau, und als ſie am andern Tage in ihrer von vier herrlichen Rappen gezogenen Equipage ihre Promenade im Augarten machte, folgte ihr ein ganzer Cortège vornehmer, junger Reiter, welche Blicke voller Neid auf den jungen Grafen Podſtadzky Liechtenſtein warfen, welcher beneidete, glückliche Sterbliche neben dem Wagen ritt.

Einige Tage ſpäter machte die Gräfin Baillou ihre Antrittsviſiten, das heißt, ſie fuhr bei den Hôtels der größten und angeſehenſten Familien vor, und ließ durch ihren von goldenen Treſſen ſtrotzenden Lakayen ihre Karte und Empfehlungsbriefe abgeben, ohne indeß perſönlich eine Viſite machen zu wollen.

Die Empfehlungsbriefe waren ſämmtlich von den erſten Fürſten- und Grafenfamilien Roms ausgeſtellt, die Colonna's und Orſini's hatten die Gräfin Baillou ihren Bekannten und Freunden in Wien mit ſolcher Wärme empfohlen, daß dieſe ſich beeiferten, dieſen Empfehlungen zu genügen. In den nächſten Tagen ſah man daher vor dem Gaſthof, in welchem die Gräfin abgeſtiegen war, ein ununterbrochenes Vorfahren von Equipagen der hohen öſterreichiſchen Ariſtokratie, deren Damen aus eigener Neugierde, und gedrängt von den Wünſchen ihrer Gatten,

Brüder und Freunde, welche ja nur durch die Damen zu der Ehre gelangen konnten, der Fremden vorgestellt zu werden, kamen, der Gräfin Baillou ihren Gegenbesuch zu machen.

Allein die Gräfin Baillou nahm in ihrem Gasthof die Besuche der Damen eben so wenig an, als sie in ihrer Loge die Besuche der Herren hatte annehmen wollen. Nun schrieb sie an alle diese Damen Entschuldigungsbriefe, und aus allen diesen Briefen, von welchen keiner dem andern glich, obwohl sie doch alle dasselbe Thema der Entschuldigung behandelten, sprach ein solch hoher, feingebildeter Geist, so viel Liebenswürdigkeit und Zierlichkeit, daß selbst die anspruchvollsten und stolzesten Damen sich davon überwunden fühlten, und erklärten, die Gräfin Baillou müsse eine sehr geistreiche und liebenswürdige Frau sein, und es verlohne wohl der Mühe, ihre Bekanntschaft zu machen. In ihren Briefen dankte die Gräfin den Damen für die große Zuvorkommenheit, mit welcher diese, nicht Dank dem Verdienst der Gräfin, sondern Dank den Empfehlungsbriefen ihrer Freunde in Rom, die Fremde aufgenommen, indem sie sogar sich herablassen wollten, sie in den elenden Zimmern eines Gasthofes zu besuchen. Aber diese Zimmer seien nicht würdig, so hohen Besuch zu empfangen, und deshalb verzichte die Gräfin auf das Glück, die jungen Damen kennen zu lernen, bis zu dem Moment, wo sie so glücklich sein dürfe, sie in ihrem eigenen Hôtel empfangen zu können. An der Einrichtung desselben werde bereits gearbeitet, und sobald sie vollendet, werde die Gräfin die Damen ersuchen, durch ihr liebenswürdiges Erscheinen ihr Haus zu weihen, und ihr, der Fremden, großmüthig eine Heimath zu geben.

Nach diesen Briefen hatte man wenig mehr von der Gräfin Baillou gesehen; selbst im Theater war sie nicht mehr erschienen, nur im Augarten begegnete man zuweilen ihrer Equipage, aber die Fenster derselben waren heraufgezogen, und die Contessa del cuore freddo schien sich hinter diese glänzenden Wände vor den neugierigen Blicken der ihr fremden Cavaliere nicht allein, sondern auch vor den Unterhaltungen des Grafen Podstadzky geflüchtet zu haben. Vergebens suchte dieser sich ihr zu nähern, vergebens ritt er dicht an ihren Wagen heran, um sie zu begrüßen. Die Gräfin Baillou schien seine ehrerbietigen Verbeugungen kaum zu bemerken, und nicht Einmal ließ sie

die Fenster niedergleiten, um dem Grafen die so sehnlichst gewünschte Unterredung zu gestatten.

Aber wenn man wenig mehr von der Gräfin Baillou sah, hörte man doch desto mehr von ihr. Sie hatte sich auf der Graben-Gasse, der fashionablesten Straße der Wiener Altstadt, ein ganzes Hôtel gemiethet, und mit wahrem Neid hatten seine jungen Freunde von dem Grafen Podstadzky vernommen, daß er das Glück gehabt, der Gräfin Baillou bei dem Aufsuchen einer passenden Wohnung behülflich zu sein, und daß er sie begleiten durfte, als sie das von ihm vorgeschlagene Hôtel besichtigte. Von der glänzenden Einrichtung dieses Hôtels, das nun für den Winter die Residenz der schönen Gräfin sein sollte, fing man bald an, sich in Wien die größten Wundermährchen zu erzählen. In den Magazinen der ersten Kaufleute hatte die Gräfin Baillou so außerordentliche und verschwenderische Bestellungen gemacht, daß dieselben Anstand genommen haben würden, dieselben auszuführen, hätte der Ruf ihnen nicht schon von den enormen Reichthümern der Gräfin erzählt, und wäre sie nicht außerdem bei ihrem ersten Erscheinen in den Magazinen von dem jungen Grafen Podstadzky Liechtenstein begleitet gewesen, den Jedermann kannte, und dessen Begleitung für die schöne Fremde eine genügende Bürgschaft sein konnte.

Die Besitzer der großen Magazine beeilten sich daher, ihre kostbarsten geschnitzten und ausgelegten Meubles, ihre Stoffe von goldgesticktem Sammet und schwerem Seidenbrokat, ihre Lustres von Bergcrystall, ihre persischen Teppiche, ihre Venetianischen Spiegel, ihre Marmorvasen und Statuen, kurz Alles, was zu einer noblen und glänzenden Einrichtung nothwendig war, zur Verfügung zu stellen. Die Goldarbeiter empfingen von der Gräfin Baillou die Bestellungen zu den schweren massiven Tafelaufsätzen und goldenen und silbernen Couverts, und die Juweliere schätzten sich glücklich, der Gräfin Baillou einige ihrer auserlesensten und kostbarsten Schmucksachen verkaufen zu können.

Die Gräfin hatte aber auch eine Eigenschaft, welche die Kaufleute mit Entzücken erfüllte. Sie bezahlte Alles baar, zwar nicht mit klingender Münze, aber doch mit guten österreichischen Banknoten, ihr Haushofmeister hatte von seiner Herrin die strenge Ordre erhalten, keine Sendung der Kaufleute und Fabrikanten anzunehmen, ohne nicht zugleich den Betrag für dieselben auszuzahlen, und diese strenge Ordre

der Gräfin war es, welche die Lieferanten entzückte, und sie mit wahrer Bewunderung für die schöne Fremde erfüllte.

Und endlich jetzt war die Ausschmückung und Einrichtung des Hôtels fertig, und die Gräfin, wie gesagt, wollte heute ihr erstes Fest geben, zu welchem sie an alle die vornehmen Familien, an welche sie Empfehlungsbriefe gehabt, ihre Einladungen gesandt hatte, die von Allen bereitwillig acceptirt worden waren; denn Jedermann war begierig, dieses Feenschloß zu sehen, und mehr noch die geheimnißvolle Fee aus den Schleiern ihrer Verborgenheit hervorrauschen zu sehen.

Es war aber auch in der That ein Feenschloß, dieses Hôtel der Gräfin Baillou, und die lange Reihe dieser Prunkgemächer und Säle war mit einem Luxus ausgestattet, welcher an die verschwenderische Pracht des alten Roms erinnern konnte. Da sah man Säle, ganz zusammengesetzt aus Marmor, Bronze und Spiegeln, die Fußböden ausgelegt mit den seltensten und kostbarsten Holzarten, die einen köstlichen Duft von Cedern und Rosen ausströmten, und über deren glänzende Spiegelfläche die tanzenden Füße wie beschwingt dahingleiten mochten. Da waren Zimmer mit den herrlichsten Gemälden, den auserlesensten Kunstgegenständen, die in anscheinender Nachlässigkeit hier und dort auf marmornen Tischen und goldenen Gueridons umherstanden, während die kostbarsten Divans und Fauteuils zum Niedersitzen einladeten, um alle diese herrlichen Sachen beim Schein der hunderte von Wachskerzen, die von goldenen Armleuchtern und Wandleuchtern und von den Lustres der Decke ihr Licht ausströmten, bewundern zu können. Aber wem dieses Meer von Licht, von Gold, Crystall und Spiegeln die Augen verblendete, der mochte sich zurückziehen in die kleinen, reizenden Boudoirs, die von Zeit zu Zeit an der Seite der Säle und Prunkgemächer sich öffneten, und in denen ein süßes Schweigen, ein sanftes Dämmerlicht herrschte, und wo man auf schwellende Polster hingestreckt, in behaglicher Ruhe dem Treiben der glänzenden Gesellschaft, die sich da in den Gemächern bewegte, zuschauen konnte. An diese Reihe der Zimmer, Säle und Boudoirs schloß sich das Gewächshaus an, eine neue Reihe von Sälen, in denen aber die herrlichsten Blumen aus allen Ländern und Zonen, die wundervollsten Palmen, die von den grünen Zweigen der Orangen und Lorbeerbäume herniederhängenden Früchte die Pracht des Goldes, des

Marmors, und der Spiegel ersetzten, wo in vergoldeten Käfigen oder in schaukelnden Reifen die buntgefiederten Vögel der südlichen Zonen, von dem Kakadu bis zu den kleinen Colibri's sich wiegten, wo in Bosquets, aus blühenden Myrthen und Rosengesträuchen gebildet, künstliche Rasenbänke zum Sitzen einluden, um dem Murmeln und Plätschern der kleinen Cascaden und Springbrunnen zuzuhören, die ihr herrlich duftendes Wasser in marmorne Becken ergossen.

Noch war die Gesellschaft nicht eingetreten in diese prachtvollen Räume, aber alle Vorbereitungen zu dem Empfang der Gäste waren beendet, die Kerzen der Lustres, Armleuchter und Gueridons brannten schon und verbreiteten Tageshelle durch diese Säle, deren tiefes Schweigen zugleich etwas Schauerliches und geheimnißvoll Feierliches hatte.

Die Gräfin Baillou selbst war noch nicht in dem ersten der Säle erschienen, in welchem sie ihre Gäste empfangen wollte, sie hatte noch ihr Toilettenzimmer nicht verlassen, und die Säle in ihrer Vollendung und Pracht, zum heimlichen Aerger ihres Haushofmeisters, noch gar nicht in Augenschein genommen.

Aber endlich öffnete sich da drüben die Thür, endlich verließen ihre Dienerinnen das Toilettenzimmer, und der Anzug der Gräfin war vollendet. Der Haushofmeister stand noch immer in dem Empfangssaal, nach welchem das Toilettenzimmer der Gräfin ausmündete und erwartete ihr Kommen. Und jetzt flog die Thür auf, und diese hohe wundervolle Frauengestalt in dem weißen Atlasgewande, mit dem Diadem von Brillanten in dem schwarzen Haar, mit den Armbändern von Brillanten um die blendend weißen üppigen Arme, das war sie, die schöne Gräfin Baillou. Wie eine Feenkönigin schwebte sie daher, ein Meer von Glanz, Licht und Farben um sich her verbreitend, bewunderungswürdig in ihrer Schönheit, ihrer Würde und Hoheit, die allen Glanz der Brillanten und Edelsteine noch überstrahlte. Ihre Gestalt hatte zugleich etwas von der Venus und der Juno, sie war zugleich üppig und hoheitsvoll, imponirend und reizend; es war die Gestalt dieser reizenden Frauen Roms, welche bei aller Gluth und Ueppigkeit der Italienerin doch nie vergessen, daß sie die Töchter der ewigen Roma sind, und daß diese Abkunft ihnen einen ewigen unvergänglichen Adel verleiht. Ihr Haupt, das sich auf einem schlanken Halse wiegte, war umringt von Locken, die schwarz wie Ebenholz zur

Seite ihres Antlitzes niederrollten, und ihr durchsichtig blasses Gesicht, dessen klassisches Oval an den Kopf der Venus von Milos erinnerte, wie mit einem Rahmen umgaben. Und in diesem bleichen edlen Antlitz mit dem energischen Mund, der kühnen, leicht gebogenen Nase, der hohen, majestätischen Stirn leuchteten zwei Augen von so unergründlicher Tiefe, so intensiver Gluth, als hätte ein Strahl von der brennenden Sonne des Südens sich in ihre Tiefe gesenkt.

Die Gräfin ging, oder schwebte unhörbaren Schrittes bis in die Mitte des Empfangsaales, und ihr schönes Haupt seitwärts wendend, warf sie einen einzigen langen prüfenden Blick durch die Reihe der Gemächer, die sich da vor ihr aufthat. Dann wandte sie sich an ihren Haushofmeister, der in athemloser Spannung einem Wort von ihr entgegenharrte.

Nicht übel, mein Freund, sagte sie mit ihrer sonoren, melodischen Stimme. Ich bin mit Ihnen zufrieden, und ich danke Ihnen. Sie haben Alles, wie es scheint, gut und glänzend arrangirt.

Wollen mir die Frau Gräfin nicht das Glück gönnen, Sie durch diese Säle geleiten zu dürfen, und von Ew. Gnaden zu erfahren, ob ich Alles Ihren Anordnungen gemäß arrangirt und placirt habe? fragte der Haushofmeister.

Wozu das, mein Freund? sagte die Gräfin gleichgültig. Ich bin im Voraus überzeugt, daß Sie meinen Befehlen genügt haben, und daß Alles gut arrangirt ist. Für mich selbst aber hat dieses Bischen Flittertand und diese Decorationenpracht gar keinen Werth und ich bin gar nicht neugierig es zu sehen. Sorgen Sie nur dafür, daß auch die Küche ihre Schuldigkeit thue, und daß meine Gäste die auserlesensten Speisen, die seltensten Weine und Alles, was den Gaumen der üppigsten Schwelger reizen und erfreuen kann, hier finden mögen.

Ich hoffe, Ew. Gnaden werden zufrieden sein, denn die beiden Köche, welche ich aus Paris verschrieben habe, scheinen wirklich große Künstler zu sein, und werden gewiß Herrliches leisten. Der Eine von ihnen verrühmt sich, von dem Prinzen Soubise, dem großen Mäcen der Kochkunst selber, gebildet zu sein, der Andere behauptet, von dem Herzog von Richelieu einige eigenhändig geschriebene Recepte zu Pasteten von der Erfindung des Herzogs erhalten zu haben.

Lassen Sie sie also nach diesen Recepten kochen, sagte die Gräfin

müde, lassen Sie sich den Glanz meines Hauses angelegen sein, und vergessen Sie nie, daß es nicht Ihre Aufgabe ist, irgendwie Ersparungen machen zu wollen, sondern vielmehr Alles so glänzend als möglich einzurichten.

Sie entließ den Haushofmeister mit einem kaum merklichen Kopfnicken, und ließ sich langsam und mit einem tiefen Seufzer in einen Fauteuil niedergleiten.

Aber kaum hatte der Haushofmeister das Zimmer verlassen, kaum hatte die Thür des Vorsaals sich hinter ihm geschlossen, als die Gräfin sich mit einer raschen Bewegung aus ihrem Fauteuil erhob. Auf einmal war jetzt das müde, stolze, hoheitsvolle Wesen verschwunden, und Alles an ihr athmete Leben, Feuer und Gluth. Mit einem raschen Blitz ihrer Augen schaute sie umher, als müsse sie sich noch einmal vergewissern, daß sie allein sei, dann, als sie sich überzeugt, daß wirklich Niemand da sei, der sie belauschen könne, durchschritt sie hastig den Saal und trat in das anstoßende Gemach ein. Ihre Augen, die mit flammenden Blitzen hierhin und dorthin flogen, schienen Alles sehen, Alles prüfen zu wollen, und je mehr sie sahen, desto höher blitzten sie auf, desto schneller ward der Schritt der Gräfin.

Ein wunderbares Bild war es, diese hohe majestätische Gestalt zu sehen, die da wie Sternenglanz durch die einsamen, schweigenden Säle blitzte, überall in ihren funkelnden Brillanten, das hundertfache Licht der Kerzen auffangend, und ihren eigenen Glanz wiederspiegelnd und verdoppelnd in den hohen Spiegeln, an denen sie vorüberschwebte. Wer sie so gesehen, der hätte sie für die verzauberte Mährchenkönigin halten mögen, die nach tausendjährigem Schlaf erwachte, und in ihren hermetisch verschlossenen Räumen vergeblich nach Menschen, nach Leben, nach einem Menschenwort suchte, aber von dem bösen Geist, der sie beherrschte, verdammt war, in der Fülle der Pracht einsam und elend zu sein, bis sie sich entschließen wolle, ihm zu dienen und ihm gehorsam zu sein.

Hatte die Gräfin Baillou schon diesen Entschluß gefaßt? Wollte sie dem „bösen Geist", der sie in diese einsamen Säle gebannt, gehorsam sein und ihm dienen?

Zuweilen, während sie durch die Säle ging, flog ein Ausdruck triumphirenden Hohns über ihr schönes bleiches Angesicht, zuweilen,

wenn sie eben an irgend einem prächtigen Meuble, einem auserlesenen kostbaren Schmuck der Säle vorüberging, tönte ein helles, spöttisches Lachen von ihren Lippen, und die schweigenden Säle schienen zu erzittern vor diesem Lachen, das unheimlich und drohend klang, wie das Triumphlied des „bösen Geistes."

Auf einmal aber ward die Stille dieser Säle durch das Geräusch nahender Schritte unterbrochen. Die Gräfin, von deren Lippen eben erst wieder ein lautes triumphirendes Lachen ertönt war, nahm jetzt wieder ihre ernste, hoheitsvolle Miene an, und wandte langsam ihr Haupt jener Seite zu, von woher das Geräusch der Schritte gekommen.

Es war ein junger hochgewachsener Mann, der da eben eiligen Schrittes daherkam, die lächelnden Blicke unverwandt auf die Gräfin gerichtet, die ihm durch die Säle entgegenschritt.

Grade in der Mitte des großen Tanzsaals, grade unter dem großen Kronleuchter von Bergcrystall trafen sie mit einander zusammen. Die Gräfin reichte ihm ihre Hand dar, er schloß sie fest in der seinen, und schaute ihr mit einem tiefen langen Blick in das bleiche reizende Angesicht. Sie erwiederte diesen Blick und sah ihn fest, mit großen flammenden Augen an.

So standen sie Hand in Hand einander gegenüber in dem festlichen Saal, festlich geschmückt sie selber, Hand in Hand, ernst, schweigend und feierlich, als ständen sie eben vor dem Altar und empfingen die Weihe zu dem Bunde ihrer Herzen. Nur daß kein Priester da war, diesem Bunde die Weihe zu geben. Oder war der „böse Geist" unsichtbar da, und schlang unauflösliche Fesseln um die Hände dieses Paars, und verfluchte sie zu ewigem Bunde?

Vielleicht hatte die Gräfin die verfluchenden Worte des bösen Geistes vernommen, denn ihre schwellende Oberlippe hob sich zu einem spöttischen Lächeln, und ihre schwarzen Augen flammten höher auf.

Herr Graf Carl von Podstadzky Liechtenstein, sagte sie spöttisch, bist Du ein Mann, und zitterst doch?

Ich bin ein Mann, und zittere doch, sagte er ernst. Ich zittere nicht für mich, sondern nur für Dich, Arabella. Wie ich Dich eben so schön, so erhaben und reizend vor mir sah, da durchlief ein Grausen mein ganzes Blut, und es war mir, als schrie etwas in meinem Herzen: „habe Erbarmen mit ihr! Schone dieses Weibes mit der engelgleichen

Schönheit. Ihr ſteht Beide an einem fürchterlichen Abgrund, rette ſie wenigſtens, ſchleudere ſie mit Gewalt von demſelben zurück, bevor Du ſelber hinein ſtürzeſt!"

Die ſchöne Gräfin zuckte leicht die Achſeln. Deutſche Empfindſamkeit, ſagte ſie verächtlich. Wenn der Graf Podſtadzky uns von dieſer deutſchen Empfindſamkeit unter die Karten miſcht, ſo iſt unſer Spiel verloren.

Unſer Spiel heißt Va banque! ſeufzte der Graf.

Es heißt Va banque, rief ſie triumphirend. Va banque! Aber wir werden es ſein, welche die Bank ſprengen. Höre, was ich Dir ſagen will! Es iſt wahr, wir ſtehen Beide an einem fürchterlichen Abgrund, aber man muß mit feſtem Auge hinunter ſchauen, dann verliert ſich der Schwindel, und der Blick gewöhnt ſich an die Tiefe, ohne zu erſchrecken. Wir ſtehen aber auch Beide vor einer wunderherrlichen reizenden Landſchaft, und zu ihr hin wollen wir den Blick wenden, nach ihr wollen wir ſtreben. Wovor willſt Du mich retten, Freund? Ich will gar nicht gerettet ſein, ich will muthig meinen Weg vorwärts gehen, und keine Abgründe ſollen mich ſchrecken.

Gieb mir von Deinem Muth, Deiner Entſchloſſenheit, ſeufzte der Graf. Laß mein Auge Stärkung finden in Deinem Anſchauen, Arabella, mein Engel!

Du nennſt mich einen Engel? fragte ſie mit einem höhniſchen Lächeln. Nenne mich wenigſtens einen gefallenen Engel, das klingt ſchöner und iſt die Wahrheit. Ich bin wirklich aus allen meinen Himmeln auf die Erde niedergefallen, und ein Glück war's, daß ich beim Niederfallen grade den ſchönen, reichen, jungen Grafen Podſtadzky Liechtenſtein bereit fand, mich in ſeinen Armen aufzufangen. So zerſchmetterte ich mir wenigſtens nicht die Glieder, und ruhte aus in Deinen Armen von dem großen Sturz. Aber ſtill, ſprechen wir nicht von der Vergangenheit und von verlornen Himmeln. Du ſiehſt, Carlo, Dein gefallener Engel iſt Dir treu und was ich Dir in Rom gelobte, das halte ich! Ich bin da, und will Dir helfen, Deinem Schickſal ein Paroli zu biegen, und will Deiner Seele Muth einblaſen und Energie. Ich bin da, um Dir beizuſtehen, Deine und meine Rache zu nehmen an dem Schickſal! Wende Deinen Blick nicht auf die Abgründe, Carlo, ſondern auf die Höhen, vor denen wir ſtehen, und denke daran, daß

wir nur nöthig haben, dieſe Höhen zu erklimmen, um ſicher zu ſein. Ich fühle mich ſchon jetzt ſicher! Fühle meine Hand, ſie iſt warm, fühle meinen Puls, er geht ruhig und gleichmäßig, ich habe keine Furcht, ich zittere vor keinem Schreckniß.

Du biſt ein Heldenweib, Arabella, ſagte der Graf, Du kennſt in der That keine Furcht, und als ich vorhin hier eintrat, war mir's ſogar, als ob ich Dich lachen hörte.

Du haſt Recht, ich lachte auch, ſagte ſie. Und mußte ich nicht lachen, lachen vor Freude und ſtolzer Luſt, wenn ich daran dachte, zu welcher Miſère mich das Schickſal eigentlich verdammt hatte und in welchen Glanz und in welche Pracht ich mich ſelber vor dieſer Miſère gerettet habe? Oh, iſt es nicht ein wundervolles, ſtolzes Gefühl, ſich ſagen zu können, daß man ſelber ſeines Glückes Schmied iſt, daß man ſich ſelber Alles zu verdanken hat? Wir Beide, Carlo, wir haben nicht nöthig, uns an Gott zu wenden und ihn um Glück zu bitten und ihm zu danken, wir ſchaffen uns unſer Glück ſelber und bedanken uns dafür bei uns ſelber.

Und werden uns auch eines Tages bei uns ſelber für unſer Unglück zu bedanken haben, ſagte der Graf leiſe.

Mag ſein, ſagte ſie achſelzuckend. Dann aber erinnere Dich, daß das Unglück eigentlich ſchon bereit war, uns zu verſchlingen, und daß wir ihm doch wenigſtens einige Jahre des Glückes abgezwungen haben! Hinweg, mein Freund, mit dieſer empfindſamen Furcht, ſie paßt nicht zu Dir und zu den Wegen, die Du wandelſt.

Du haſt Recht, Arabella, ſagte er hochaufathmend, die Furcht paßt nicht zu den Wegen, die ich wandele. Aber verſprich mir nur, daß ich Dich immer auf dieſen Wegen finden werde.

Ich verſpreche Dir das, ſagte ſie feierlich. Ich verſpreche Dir das bei dem Andenken an Rom und an die dunklen Wogen der Tiber, aus denen Du mich errettet haſt. Aber jetzt genug des Ernſtes und der Beängſtigungen. Schau um Dich, Carlo, ſieh', welche Pracht und welcher Glanz uns umgiebt, denke, daß dies Haus weiter nichts iſt als die Grundlage zu dem Bau unſeres Glückes, und daß er ſich immer ſtolzer und herrlicher empor heben wird, Denke, daß wir hier in Deinem Eigenthum ſind und daß ich hier die erſte Geſellſchaft Wiens empfangen will. Horch, mein Freund, da rollen die Wagen

ſchon heran. Sie kommen, die ſtolzen, tugendhaften Damen, ſie kommen, ſich vor meinem Reichthum zu beugen und ſich über meine Schönheit zu ärgern. Noch eine Frage, Carlo! Wie ſtehſt Du mit der ſchönen Rahel?

Ich hoffe, unſer Plan wird gelingen! Rahel liebt mich, wie es ſcheint, denn ich habe ſie um ein Rendezvous gebeten, und ſie hat es mir bewilligt. Uebermorgen wird ihr Vater verreiſen, und dann ſoll ich zu ihr kommen!

Geh', mein Carlo, geh', mein beſter Segen begleitet Dich, rief die Gräfin lächelnd. Mache Deine Sache gut, damit das klingende Geld des reichen Juden Eskeles Flies recht bald in unſere Truhen geht und ſich mit unſern Banknoten paart. Und nun fort, fort! Geh' dort hinaus und erſt in einer halben Stunde komm' in den Empfangſaal, mich zu begrüßen. Die tugendhaften Damen dürfen mich nicht in einem tête-à-tête mit dem leichtfertigen jungen Grafen Podſtadzky treffen! Adio, Carlo!

Sie warf dem jungen Mann mit der Spitze ihrer Finger einen Kuß hin, und während der Graf alsdann durch eine Seitenthür von dannen ſchlüpfte, durcheilte die Gräfin raſchen Schrittes und hochgehobenen Hauptes die Säle, um die edlen Damen zu empfangen, deren hochtönende Namen der Huiſſier an der Thür des Empfangſaals eben mit lauter Stimme verkündete.

V.

Der Auszug der Clariſſinerinnen.

Der lang gefürchtete und entſcheidende Schlag war endlich geſchehen. Joſeph hatte muthig, die Gefahr kennend, aber ſie nicht fürchtend, den Kampf mit ſeinen gefährlichſten Feinden begonnen, er hatte der Prieſterſchaft den Fehdehandſchuh hingeworfen, und hatte mit demſelben ſogar den Stuhl des heiligen Petrus zu Rom getroffen.

Der erſte Schlag, den er führte, traf die geiſtlichen Oberhirten in ſeinen Landen, die Biſchöfe. Sie ſollten von nun an Unterthanen ſein des Kaiſers, wie alle übrigen Unterthanen. Unabhängig und frei von

dem Papſte ſollten ſie als Staatsbürger dem Kaiſer allein gehorſam ſein, und keine Bulle und kein Befehl des Papſtes ſollte zur Ausführung kommen, bevor nicht der Kaiſer dazu ſeine Erlaubniß ertheilt. Die Biſchöfe ſollten in ihre alten Rechte wieder eingeſetzt werden, und die angemaßte Befugniß des Papſtes, daß Er allein in katholiſchen Landen Dispenſationen in Eheſachen, Abläſſe und Strafen gebieten könne, ſollte aufhören und in die Hände der Biſchöfe übergehen.

Aber dies war nur der erſte Schritt, den der Kaiſer gegen das erzitternde Rom that. Frei wollte er ſein Volk haben und ſelbſtſtändig, und auch die Prieſter und Geiſtlichen zählte er zu ſeinem Volk.

Deshalb entband er alle geiſtlichen Gemeinden und Ordenshäuſer in den öſterreichiſchen Erbſtaaten von aller Verbindlichkeit und allem Zuſammenhang mit auswärtigen Obern, Provinzen und Klöſtern, und der Ordensgeneral zu Rom durfte den öſterreichiſchen Ordensgeiſtlichen keine Geſetze mehr auferlegen, nur die einheimiſchen Biſchöfe hatten das Recht dazu. Kein Geld durfte mehr von den Klöſtern und Brüderſchaften außer Landes geſandt werden, keine geiſtliche Verordnung durfte ohne Landesfürſtliche Genehmigung verbreitet werden.

Dieſe Verordnungen brachen indeß nur den Machteinfluß, den Rom ſich in Oeſterreich angemaßt, ſie betrafen nur Roms Einfluß auf den Clerus, aber ſie erſchütterten noch nicht den Machteinfluß, den der Clerus auf das Volk bis dahin ausgeübt. Dieſen indeß zu brechen, ſein Volk frei zu machen von der Vormundſchaft der Prieſter, die Gewiſſen zu erlöſen von den Banden der Bigotterie und des Aberglaubens, das war das große Ziel, welches der Kaiſer ſich ſelber geſteckt, darnach wollte er ringen und ſtreben, unbeirrt von den ängſtlichen Mahnungen ſeiner Freunde, von den wüthenden Drohungen ſeiner Feinde.

Das Volk ſollte frei werden von den Prieſtern und dem Aberglauben.

Hinweg alſo mit dem Ablaßkram, den Amuletten, den Wallfahrten und Prozeſſionen. Die Religion ſollte gereinigt werden von dem Flitterſtaat und dem Aufputz, den Hochmuth, Unwiſſenheit und Eitelkeit ihr ſeit Jahrhunderten angeheftet, die Prieſter ſollten wieder die Diener der Kirche, nicht mehr ihre Herren ſein, und anſtatt das Volk, wie ſie bisher gethan, zu verdummen, ſollten ſie daſſelbe aufklären. Deshalb befahl der Kaiſer, daß ſie ſelber gehalten ſein ſollten, ſich Kenntniſſe zu erwerben und gründliche Studien zu machen, deshalb gründete er Se-

minarien, in denen die angehenden Prieſter erzogen werden ſollten zur Toleranz, zur Liebe und zur Freiheit.

Aber dieſes Alles war doch nur die Vorbereitung zu dem großen Schlag, mit dem der Kaiſer endlich dieſes ganze Gebäude der Prieſterherrſchaft und des Monachismus zerſchmettern und in Staub legen wollte.

Dieſer letzte entſcheidende Schlag war die Aufhebung der Klöſter.

Die Klöſter ſollten nicht mehr eine Zufluchtsſtätte ſein für die Trägheit, die Arbeitsſcheu, die Genußſucht und Bequemlichkeit. Arbeiten und nützlich ſein ſollten die Mönche ſowohl wie die Nonnen. Ein heiliges und gottſeliges Leben, der Drang nach Einſamkeit und Stille, um in heiliger Zurückgezogenheit die Hände zu müßigen Gebeten zu falten, das ſollte nicht mehr die Aufgabe der Mönche und Nonnen ſein, und deshalb erließ der Kaiſer ein ganz neues, nie geahntes Geſetz. Alle die nutzloſen Klöſter ſollten aufgehoben werden und die Bewohner derſelben ſollten in das Leben, in die Wirkſamkeit, zu der Arbeit um das tägliche Brod, zurückkehren.

Und jetzt ging ein Schrei des Entſetzens durch alle öſterreichiſchen Lande, aus den Klöſtern tönte er hervor und fand ſeinen Widerhall in allen Hütten und allen Paläſten, und Alles ſchrie und jammerte und klagte: der Kaiſer will die Religion vernichten! Der Kaiſer greift ſie an in ihren heiligſten Satzungen, der Kaiſer iſt ein Ungläubiger, ein Ketzer, und er will auch ſein Volk zu ſeinen Geſinnungen bekehren, und er will auch ſein Volk mit hineinziehen in das Verderben, mit dem eines Tages die Rache des Himmels ihn ſelber zerſchmettern wird.

So ſprachen und wehklagten die Prieſter, und das Volk ſprach und wehklagte es ihnen nach. Die Religion, klagte man, ſei gefährdet, die heilige Kirche ſei bedroht von dem ungläubigen Kaiſer.

Joſeph hörte wohl dies Geſchrei, aber er lächelte dazu. Wenn die Prieſter aufhören werden zu ſchreien, wird mein Volk die Stimme der Vernunft hören und mir danken für das, was ich thue, ſagte er. Und wenn ſie ſehen, daß der Himmel nicht einſtürzt an dem Tage, an welchem die faulen Mönche und Nonnen ihre Klöſter verlaſſen und wieder eintreten müſſen in die Welt, oder ſich zum Dienſt in nützlichen Klöſtern bequemen, wenn ſie ſehen, daß Gott keine Blitze ſendet, mein ruchlos Haupt zu zerſchmettern, ſo werden meine guten Unterthanen doch zur Beſinnung kommen, und ſie werden einſehen, daß ich ſie frei gemacht

von einer ſchlimmen Geiſtesfeſſel! Ich will ja nur das Beſte meines Volkes, und es wird mich gewiß einſt dafür lieben und mir danken!

Aber noch freilich war das Volk nicht zu dieſer Einſicht und Erkenntniß gekommen, noch entſetzte es ſich vor dieſem freigeiſtigen Kaiſer, der mit ſeinen räuberiſchen Händen die Pforten der Klöſter öffnete, die frommen Bewohner hinausſtieß in die Welt, und von den Altären, und aus den Schränken der Sacriſteien die heiligen Kirchenſchätze nahm, um ſie in Geld zu verwandeln und daſſelbe zu ſeinen nützlichen Zwecken zu verwenden.

Aber der kaiſerliche Befehl ward nicht zurückgenommen, trotz Prieſterwuth und Volksgeſchrei, und der zwölfte Januar 1782 war der Tag, an welchem das kaiſerliche Decret über die Kloſteraufhebungen zur Ausführung kommen ſollte.

Zu ganzen Schaaren ſtürzte daher das Volk von Wien nach dem Königskloſter, aus welchem die heiligen Clariſſinerinnen heute ihren Auszug halten ſollten, und deſſen Kloſterſchätze man zugleich in öffentlicher Auction verſteigern wollte.

Tauſende von Menſchen füllten die Straßen und ſtarrten hinüber nach den Pforten des Kloſters, vor denen die Commiſſarien des Kaiſers in voller Uniform ſich aufgeſtellt hatten, um von der Priorin des Kloſters im Namen des Kaiſers die Schlüſſel in Empfang zu nehmen.

Unweit davon ſah man die Beamten der öffentlichen und gerichtlichen Auctionen ihre Tiſche aufſchlagen und ihre Papiere und Schreibgeräthe in Bereitſchaft ſetzen, und neben ihnen hatte ſich ein Schwarm jüdiſcher Handelsleute aufgeſtellt, welche das Kloſter begierdevoll wie Raben umſchwärmten.

Seht ſie an, die Söhne der Finſterniß, murmelte der Prieſter, der ſich da drüben unter den dichteſten Volkshaufen gemiſcht hatte, ſeht dieſe Juden, welche der Kaiſer frei gegeben hat, daß ſie heute ſogar hierher kommen dürfen, um die heiligen Kloſterſchätze zu kaufen, die der Herr Kaiſer verauctioniren läßt! Der Jude wird die herrlichen Monſtranzen und Weihkeſſel kaufen, welche Eure Prieſter zum Dienſte Gottes geſegnet hatten, und er wird ſie einſchmelzen und Geld daraus machen zu niedrigem Handel und Wandel. Der Jude wird die koſtbaren alten Nachtmahlskelche kaufen, aus denen Eure Prieſter Euch den Segen zugetrunken, er wird daraus trinken, wenn er den Schabbes feiert und

den Chriſten flucht. Der Jude wird die goldgeſtickten Tiaren Eurer Prieſter kaufen, und er wird ſeiner Frau daraus Kleider machen, mit denen ſie im Tempel und auf der Straße einherſtolziren kann. Der Jude darf das Alles thun, denn der Kaiſer hat es ihm erlaubt, der Kaiſer hat den Juden frei und den Chriſten unfrei gemacht, der Kaiſer hat dem Juden erlaubt, zu thun, was er will, und es dem Chriſten verboten, denn unſere frommen Brüder und Schweſtern dürfen dem Herrn nicht mehr dienen, ſie werden ausgetrieben aus ihren Tempeln und die Juden werden hereingelaſſen, damit ſie ſchachern und handeln in den heiligen Räumen, in denen ſonſt nur fromme Lieder und inbrünſtige Gebete erſchallt ſind.

Das Volk hatte ſich dicht um den Prieſter gedrängt, in athemloſer Andacht mit flammenden Blicken und finſtern Mienen hatte es den leiſen Worten deſſelben zugehört, und als er jetzt ſchwieg, lief durch die dichtgedrängten Haufen ein drohendes Gemurmel, wie das Rollen eines nahenden Unwetters hin, und manche Fauſt hob ſich empor und mancher wüthende Blick richtete ſich hinüber nach den Juden, die da ſtanden und lachten und plauderten, und des Moments harrten, wo ſie „Geſchäfte" machen könnten.

Wir werden es nicht erlauben, Ehrwürden, rief ein junger Burſche mit wüthenden Mienen und drohend gehobenen Armen, wir werden es nicht erlauben, daß die Juden die heiligen Schätze kaufen, und ihre Weiber die Kleider unſerer Heiligen anziehen.

Nein, wir werden das nicht erlauben, ſchrie und heulte der ganze Haufe.

Ihr werdet es erlauben müſſen, ſagte der Prieſter, denn der Kaiſer hat es befohlen, und Ihr ſeid dem Kaiſer allein Gehorſam ſchuldig, nicht mehr dem heiligen Vater zu Rom, auch nicht mehr Euren Seelſorgern und Geiſtlichen. Der Kaiſer allein iſt Euer Herr, ihm allein habt Ihr zu gehorchen, und wenn er das heilige Gebäude dort den Juden verkaufen will, ſo dürft Ihr nicht murren, wie auch die frommen Clariſſinerinnen nicht murren dürfen, die der Kaiſer heute austreibt aus ihrer heiligen Heimath, die ſie ſich erkauft haben mit ihrem Gelde und den Gelübden ihres Herzens, welche ſie Gott dargebracht. Ihr Geld behält der Kaiſer, und von ihren Gelübden gegen Gott entbindet ſie auch der Kaiſer, und ſtößt die armen Lämmer des Herrn hinaus

in die Welt und macht ſie zu Märtyrern. Oh, wir Alle werden unter dieſem freiſinnigen Kaiſer, der die Heiligen verſpottet und die Prieſter verhöhnt, Märtyrer werden müſſen unſers Glaubens. Aber wir werden es dulden in freudiger Begeiſterung, denn wir werden dulden für Gott und unſere Kirche. Seht nur, da kommen ſie einher gewallt, die frommen Märtyrerinnen der neuen Zeit! Seht nur die Dulderinnen, denen man verbieten will, ihrem Gott zu dienen.

Und mit weit ausgebreiteten Armen, das Antlitz von Thränen überfluthet, deutete der fanatiſche Prieſter hinüber nach dem Kloſter. Die Pforten deſſelben hatten ſich eben geöffnet, und in feierlichem Schweigen verließen die Nonnen das Kloſter, deſſen Pforte ſie nun nie wieder überſchreiten ſollten. Voran ſchritt die Priorin, in ihrem weißen Ordenskleid, das Haupt umweht von dem langwallenden Schleier, das von Thränen überfluthete bleiche, vom Alter durchfurchte Antlitz gen Himmel gewandt, die Hände, welche das große goldene Crucifix hielten, feſt an die Bruſt gedrückt. Paarweiſe folgten ihr die Nonnen, voran die alten, im Dienſt des Herrn ergrauten, hinter ihnen die jungen, und dann die Novizen. Es war ein langer feierlicher Zug, der unter dem Schweigen der tiefen Rührung des Volks, aus dem Kloſter hinaus trat auf die Straße, um ſich ſelber die letzte Ehre zu erzeigen, und ſich ſelber zu begraben.

Vor den kaiſerlichen Commiſſarien machte der Zug Halt. Eine athemloſe Stille trat ein. Mit gefalteten Händen, mit von Thränen verdüſterten Blicken ſchaute die Menge auf die ehrwürdige Priorin, welche jetzt, dem grauſamen Befehl gemäß, die Schlüſſel ihres Kloſters und das große Kreuz der Priorin in die Hände des kaiſerlichen Commiſſarius niederzulegen hatte.

In tiefem Schweigen, mit Thränen in den Augen, ſchaute die Menge ihr zu, hier und da ſah man die Frauen die Kniee beugen und die Hände falten zu ſtummen Gebeten, ſah man die Männer drohende Blicke auf die Commiſſarien ſchleudern, oder mit der geballten Fauſt hinüber deuten nach der nahe gelegenen Kaiſerburg; dann wieder wandten ſich Aller Augen auf die ehrwürdige Priorin und ihre Nonnen hin.

Die Priorin war vor dem Commiſſarius ſtehen geblieben und hatte mit feſter Hand ihm den Schlüſſel der großen Hauptpforte des Kloſters dargereicht. Ihre Hand hatte nicht gezittert, als ſie das that, ihr Auge

hatte nicht einen Moment ſich vom Himmel abgewandt. — Aber jetzt ſollte ſie auch das heilige Kreuz, das Zeichen ihrer Würde, dahin geben, und dies Opfer ſchien die Kräfte der frommen Frau zu brechen. Sie ſtreckte die Hand aus, um dem Commiſſarius das Kreuz darzureichen, aber wie er es faſſen wollte, zog ſie daſſelbe zurück und drückte es feſt an ihre Bruſt. Dann hob ſie es empor an ihre Lippen, und indem ſie es küßte, fielen ihre Thränen darauf nieder und ſchmückten es wie mit funkelnden Brillanten.

Die Menge erbebte von tiefem Mitgefühl, lautes Schluchzen allein unterbrach das tiefe Schweigen, ſelbſt die Drohungen waren verſtummt und nur noch von Rührung erfüllt waren ihre weichmüthigen Herzen.

Nun hob die Priorin mit beiden Händen das Kreuz empor, hoch über ihrem Haupt, und wie ſie das that, hoben auch die Nonnen die Arme auf zum Himmel, weinend, mit leiſen Gebeten auf den zitternden Lippen.

Vielleicht hatten ſie immer noch gehofft, Gott werde ſich ihrer erbarmen, er werde ein Wunder thun und den Frevel verhindern.

Aber Gott blieb ſtumm, und alſo mußte man ſich dem Befehl des Kaiſers unterwerfen.

Die Priorin ließ ihre erhobenen Hände ſinken, und zitternd, das Haupt auf die Bruſt geſenkt, reichte ſie den Commiſſarien das Kreuz dar. Aber als ſie es jetzt mit einem raſchen Griff ihren Händen entwanden, da hob ſie mit einer drohenden Geberde ihr Haupt wieder empor, da öffnete ſie die bleichen Lippen und mit lauter Stimme rief ſie: Wehe! Wehe!

Wehe! Wehe! riefen die Nonnen ihr nach, und wie von einer ſchmerzlichen Verzweiflung erfaßt, jammerte und wehklagte die Menge: Wehe! Wehe!

Das Opfer war vollendet, dem kaiſerlichen Befehl genügt. Die Priorin hatte den Schlüſſel und das Kreuz hingegeben, und damit waren ſie und die Nonnen ihres heiligen Gelübdes entbunden, damit waren ſie ausgeſtoßen aus dem Kloſter in die Welt.

Schwankend, ihre ganze Geſtalt von frommen Schauern durchbebt, wandte die Priorin von den Commiſſarien ſich ab, um nun hineinzugehen in die Welt, die ſie nicht mehr kannte, in der ſie keine Heimath, keine Freunde mehr hatte, in der ſie eine Fremde war.

Aber der Kaiser hatte es befohlen, und man mußte gehorchen.

Das Haupt gesenkt, die Hände auf der Brust gefaltet, ging die Priorin vorwärts, und gleich ihr, mit gesenktem Haupt und gefalteten Händen, folgten die Nonnen. Ihr Auge schaute nicht auf den Weg, sie wußte nicht, wohin sie ging, wohin sie ihre Schritte lenkte. Sie ging nur vorwärts, vorwärts, gerade hinein in das dichteste Gewühl der Menge, die sich vor ihr auseinander theilte, wie das Meer vor dem Kiel des stolzen Schiffes und ihr einen Weg frei gab. Unwissend dessen, was sie that, schritt die Priorin hinein in die Gasse, gerade hinein in den seufzenden, weinenden, klagenden Volkshaufen, und hinter ihr her schritten die Nonnen, angestaunt von den Blicken der Männer und verschämt vor ihnen die Augen senkend.

Der Priester, der vorher zu dem Volk geredet, hatte sich jetzt durch die Haufen durchgedrängt und mitten im dichtesten Gewühl begegnete er der Priorin.

Wohin willst Du, meine Tochter? fragte er mit lauter Stimme.

Sie hob ihr Haupt empor und blickte ihn mit ernsten, thränenlosen Augen an. In die weite, weite Welt, sagte sie trostlos.

Weshalb thust Du das? fragte er wieder. Hast Du nicht Deinem Gott und dem Papst zu Rom geschworen, dem Herrn zu dienen und ihm treu zu sein bis an Deinen Tod? Haben nicht Gott und der Papst Dein Gelübde empfangen?

Gott und der Papst haben mein Gelübde und das meiner frommen Schwestern empfangen, aber der Kaiser hat uns unserer Gelübde entbunden. Der Kaiser will nicht, daß wir Gott dienen, daß wir beten und uns kasteien, und in frommen Bußübungen uns vorbereiten auf den Tod.

Der Kaiser will, daß Ihr nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft werdet, rief eine mächtige Stimme mitten aus dem Menschengewühl hervor. Der Kaiser will, daß Ihr beten sollt mit guten Handlungen, und daß Ihr, statt in Unthätigkeit ein nutzloses Dasein zu führen, gute Frauen, tugendhafte Mütter werden, und dem Staat Kinder geben und erziehen sollt, denn das ist der Beruf, den Gott selber dem Weibe gegeben.

Ein drohendes Gemurmel durchlief die Menge, und Aller Augen richteten sich nach jener Seite hin, von woher die Stimme gekommen. Aber vergebens suchten die wüthenden Blicke des Priesters Den zu er-

ſpähen, der ſo dreiſte Worte geſprochen; es war unmöglich, ihn in der Menge ausfindig zu machen.

Die Priorin hatte wieder ihr Haupt geſenkt und wollte weiter ſchreiten, aber noch einmal hielt der Prieſter ſie auf. Aber wo werdet Ihr denn jetzt wohnen? fragte er. Wovon werdet Ihr leben? Hat man Euch Euer Vermögen wiedergegeben, was Ihr dem Kaiſer geſchenkt, als Ihr in daſſelbe eintratet?

Das Kloſter mit ſeinen Schätzen gehört jetzt dem Kaiſer, ſagte die Priorin ſanft. Der Kaiſer hat Alles zu ſeinem Eigenthum gemacht, aber Jeder von uns giebt er eine Penſion von zweihundert Gulden.

Aber man kann nicht leben von zweihundert Gulden! rief der Prieſter erzürnt.

Man kann davon leben, wenn man durch Arbeit ſich Etwas dazu verdient, rief die mächtige Stimme von vorhin. Fragt dieſe braven Leute, ſie, die immer gearbeitet, immer Gott mit ihrem Fleiß gedient haben, fragt ſie, ob Jeder von ihnen ſich nicht glücklich preiſen würde, wenn er eine Penſion von zweihundert Gulden erhielte? Was haben denn die faulen Nonnen für Verdienſte, daß ſie mehr haben wollen, wie die fleißigen Arbeiterinnen? Und wenn ihnen die Penſion nicht genügt, warum treten ſie denn nicht ein in die nützlichen Klöſter der Urſulinerinnen und Eliſabethinerinnen, wie der Kaiſer es ihnen freigeſtellt? Dieſe beiden Klöſter wird der Kaiſer niemals aufheben, denn die frommen Urſulinerinnen und Eliſabethinerinnen dienen Gott und dem Kaiſer, indem ſie Kranke pflegen und Kinder erziehen. Warum, da Ihr ſo große Furcht habt vor der Welt, tretet Ihr denn nicht in die Klöſter und dient dem Herrn, indem Ihr Euch Euren Mitmenſchen nützlich macht?

Ja, warum thut Ihr das nicht? fragten hier und dort einzelne Stimmen, und immer lauter und lauter ward die Frage: warum thut Ihr das nicht? Warum geht Ihr nicht zu den Eliſabethinerinnen und Urſulinerinnen, die unſere Kinder erziehen und uns pflegen, wenn wir krank ſind?

Stimmt ein heiliges Lied an und zieht ſchnell von dannen, murmelte der Prieſter raſch, indem er von der Priorin zurücktrat.

Und jetzt erhob die Priorin ihre Stimme und mit mächtigem Laut ſtimmte ſie an: Cujus animam gementem, contristantem et dolentem pertransivit gladius!

Pertransivit gladius! fielen die Nonnen mit ſchmetternden Stimmen ein, indem ſie raſcher vorwärts ſchritten, unaufgehalten von dem Volk, in deſſen Augen die Thränen getrocknet waren, und deſſen Rührung ſich bei den Worten, welche jene unbekannte Stimme zu ihnen geſprochen, abgekühlt hatte.

Während die Nonnen ſo unbehindert und unaufgehalten weiter zogen, blieb das Volk ruhig auf ſeinem Platz ſtehen und begann allmälig ſeine Blicke von den Nonnen ab und wieder dem Kloſter zuzuwenden. Nur drei Männer, die Hüte tief über die Stirn gedrückt, die Rockkragen hoch über ihr Antlitz emporgezogen, machten ſich Bahn durch die Menge und folgten in einiger Entfernung den Nonnen.

Ihr ſeht, meine Freunde, ſagte der Eine von ihnen, das Volk iſt immer gelehrig und gut. Ein paar verſtändige Worte genügten, um alle die Machinationen jenes fanatiſchen Prieſters zu zerſtören, der durchaus das Volk aufhetzen wollte.

Und dem es auch gelungen wäre, wenn Ew .Majeſtät —

Still, um Gottes willen, Lacy, verrathen Sie uns nicht, flüſterte der Kaiſer. Wir ſind ehrſame Arbeiter, mein Freund, weiter nichts!

Und weiß Gott, wir haben als ehrſame Arbeiter mit unſern Händen und Ellenbogen zu thun gehabt, um uns durchzudrängen, brummte Lacy. Es war in der That ein gefährliches Unternehmen von Ew. — von Ihnen, hierher zu gehen.

Ich mußte hier ſein, um das Volk zu betrachten, um den Eindruck zu ſtudiren, den dieſer Auszug der Nonnen auf die Gemüther machte, und um meine ſchlauen Feinde in ihrem eigenen Kriegslager zu beobachten. Denn als die Frau Priorin mich erſuchen ließ, ihr und den Nonnen freien, feierlichen Abzug aus dem Kloſter zu geſtatten, ahnte ich ſogleich, daß ſie irgend einen geheimen Zweck mit dieſer Bitte verbanden. Deshalb verweigerte ich es ihnen auch nicht, damit meine hochmüthigen und mächtigen Feinde nicht etwa vermeinten, ich hätte Furcht vor ihnen, aber deshalb mußte ich auch mit zur Stelle ſein, um zu ſehen, was ſie beabſichtigten und welchen Plan ſie entworfen. Und ſagen Sie ſelbſt, Lacy, war es nicht gut, daß wir da waren? Habe ich nicht dieſen Schwarzröcken eben durch Liſt eine Schlacht abgewonnen? Wollten ſie nicht die gutmüthige, gerührte Menge zu einer Empörung aufreizen? Wiegelten ſie nicht mit ihrer frommen und vortreff-

lich gespielten Komödie mein gutes Volk auf, daß es im Begriff war, sich wider mich zu empören?

Es ist wahr, sagte Lacy, es hatte ganz den Anschein, als wolle das Volk zu wildem Zorn sich aufstacheln lassen von dieser frommen Komödie.

Oh, ich kenne ja meine verschmitzten Feinde! rief der Kaiser. Man muß immer auf der Huth vor ihnen, und immer auf einen hinterlistigen Angriff gefaßt sein. Nun, diesmal habe ich sie mit ein paar Worten aus dem Felde geschlagen. Aber sie werden sich vielleicht an einer andern Stelle wieder sammeln. Gehen wir nach der Nicolai- und nach der Seilergasse, wo die zwei andern Clarissinerinnen-Klöster auch aufgehoben werden. Sehen wir, was sich dort begiebt.

VI.

Die Ausleuchtung.

Du giebst mir Dein Wort, mein Vater, daß Du ihn nicht länger als fünf Minuten hier in meinem Zimmer läßt? fragte Rahel.

Ich gebe Dir mein Wort, erwiederte ihr Vater, nicht länger soll er hier bleiben, als nöthig ist, um meine Vorbereitungen zu treffen.

Deine Vorbereitungen! rief Rahel angstvoll. Laß mich zum Mindesten wissen, was Du beabsichtigst, mein Vater?

Einen Scherz, weiter nichts, rief Herr Eskeles Flies lachend. Nur eine Annonce an die guten Wiener, daß der reiche Jude Eskeles Flies nichts zu schaffen haben will mit dem vornehmen und reichen Grafen Podstadzky Liechtenstein. Will nur dem Herrn Grafen und dem ganzen Wien ein Licht anzünden, daß sie Alle erkennen sollen, es sei nicht wahr, daß die schöne Rahel Eskeles Flies den Grafen Podstadzky liebe. Habe nur Vertrauen, meine Tochter! Ah, da schlägt es elf Uhr! Die Stunde des Rendezvous! Adieu, meine Rahel, adieu, und sei standhaft! Gönne es Deinem Vater, daß er mindestens mit einem lustigen Scherz ein wenig seine Rache kühle an den hochmüthigen Christen, die kein Herz in ihrer Brust tragen, denn sonst würde es sich erbarmt haben des Jahrtausende alten Jammers unsers Volkes. Horch, da kommen Schritte durch das Vorzimmer! Adieu, meine Rahel! Dein Vater ist verreist, und Dein glücklicher Liebhaber kommt!

Er nickte ihr lachend zu und ſchlüpfte durch die Seitenthür von dannen. Es war Zeit, denn eben öffnete ſich da drüben die Thür und der Graf Podſtadzky erſchien auf der Schwelle.

Rahel bebte in ſich zuſammen, und ſtatt, wie er zu erwarten ſchien, dem Grafen entgegen zu gehen, ſchwankte ſie rückwärts und machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand nach ihm hin.

Aber der junge Graf achtete nicht darauf. Mit ſtrahlenden Augen und einem ſiegesgewiſſen Lächeln näherte er ſich dem ſchönen Mädchen, und breitete die Arme nach ihr aus, um ſie an ſein Herz zu ziehen.

Endlich, mein holder, ſchöner Engel, flüſterte er, endlich iſt die Stunde des Glücks für mich gekommen, endlich will die ſchöne Rahel meine Liebe erhören, endlich will ſie mein ſein und mich zu dem Glücklichſten der Sterblichen machen!

Wer ſagt Ihnen, daß ich das will? fragte Rahel, indem ſie mit einer ſtolzen Handbewegung die Arme des Grafen zurückſchleuderte und einen Schritt zurücktrat.

Nun, thuſt Du es nicht ſchon jetzt, mein ſchöner Engel? fragte der Graf lächelnd. Haſt Du mir nicht ein Rendezvous bewilligt?

Wer hat Ihnen erlaubt, mich Du zu nennen? fragte Rahel, glühend vor Zorn.

Die Liebe hat mir das erlaubt, meine reizende Rahel! rief er lachend. Die Liebe, welche gemacht hat, daß die ſchöne Rahel mir ein Rendezvous gewährte, die Liebe geſtattet auch, daß ich Dich Du nenne, und daß Du es mir erwiederſt. Oh, mein herrliches Kind, was haben wir Beide denn noch zu ſchaffen mit den kalten Formen der Welt! Was kümmert es uns, wie ſich die Menſchen da draußen benehmen in der Welt! Unſere Herzen ſprechen zu einander in der Sprache des Glückes, der Liebe, der Seligkeit! Wir bedürfen der Welt nicht mehr und ihrer Formen, Eins wollen wir ſein in Liebe, Eins in Hingebung und Wonne! Komm, mein Engel, wozu dieſe Sprödigkeit? Niemand iſt hier, der uns belauſcht!

Gott iſt hier, ſagte Rahel ernſt, Gott hört es, wie Sie mich beſchimpfen, und er wird Sie dafür ſtrafen!

Oh, rief der Graf lachend, Gott hat nicht Zeit, den Rendezvous aller Liebenden in Perſon beizuwohnen und ihren Worten zu lauſchen. Der einzige Gott, welcher hier iſt, das iſt der Gott Amor, mein Kind.

Oh Rahel, Rahel, wie ſchön Du biſt mit dieſen blitzenden Augen, wie ich Dich anbete in Deiner ſtolzen, herrlichen Schönheit!

Er wollte ſie wieder in ſeine Arme ziehen, aber ſie wehrte ihn ſtolz zurück. Herr Graf Liechtenſtein Podſtadzky, fragte ſie mit ſtolzem Ton, ſind Sie hierher gekommen, um mir Ihre Hand, Ihren Namen und Ihr Herz anzubieten?

Oh, ich wäre der Glücklichſte der Sterblichen, wenn ich das könnte, rief der Graf glühend. Aber Du weißt es, meine herrliche Rahel, die Geſetze unſerer Kirche geſtatten es dem Chriſten nicht, eine Jüdin zu heirathen.

Geben Sie mir alſo einen Beweis Ihrer Liebe, ſagte Rahel.

Ich bin bereit, Dir jeden Beweis meiner Liebe zu geben, ſprich nur, mein Engel, was kann ich thun!

Werden Sie Jude! ſagte Rahel feierlich.

Jude? Ich? Der Graf Podſtadzky ſoll Jude werden? rief er, in ein lautes, übermüthiges Lachen ausbrechend.

Werden Sie Jude, damit Sie mir Ihre Hand reichen können, fuhr Rahel fort. Werden Sie Jude, und Rahel Eskeles Flies wird Ihr Weib werden, und alle Millionen ihres Vaters werden Ihr Erbtheil ſein!

Graf Podſtadzky lachte nicht mehr, er verwünſchte ſogar in ſeinem Herzen ſeinen eigenen Uebermuth, der ihn lachen gemacht, und nahm eine ernſte Miene an, denn die Erinnerung an die Millionen des reichen Juden hatten ihn beſonnen gemacht.

Was kümmern mich die Millionen Deines Vaters, ſagte er, ich liebe und will nur Dich, meine Rahel. Ich wäre ſelig, wenn ich Deinen Vorſchlag annehmen, wenn ich — ſeine Zunge ſträubte ſich, es auszuſprechen — wenn ich Jude werden könnte! Aber auch dies erlauben die Geſetze unſeres Landes uns nicht. Der Chriſt darf ſeine Religion nicht ablegen und Jude werden.

So ſteht denn die Religion auf immer trennend zwiſchen uns und nie kann der Graf Podſtadzky Liechtenſtein der Gemahl der Jüdin Rahel Eskeles Flies werden. Wußten Sie das, Herr Graf?

Wohl wußte ich das, meine theuerſte Rahel, aber was fragt die Liebe nach den Hinderniſſen, die ſich der Ehe entgegenſetzen? Die Liebe genügt ſich ſelber, ſie gedenkt nicht der Zukunft, ſie lebt nur der Ge-

genwart, der süßen, bezaubernden Gegenwart. Komm, meine Rahel, laß uns dieser Gegenwart genießen.

Wagen Sie es nicht, mich zu berühren, rief Rahel, mit flammenden Zornesblicken vor dem auf sie eindringenden Grafen zurückweichend. Gehen Sie, aber erst hören Sie, was ich Ihnen zu sagen habe. Ich habe Ihrer unverschämten Bitte genügt, ich habe Sie hierher kommen lassen, nicht aber, weil ich Sie liebe, sondern weil ich Sie verachte, und weil der Graf Podstadzky eine Züchtigung dafür verdient, daß er es gewagt hat, mich zu beleidigen und in meiner Ehre zu kränken. Und jetzt gehen Sie, mein Herr, wir haben einander nichts mehr zu sagen.

Und mir erlauben der Herr Graf, daß ich die Ehre haben darf, Sie heraus zu begleiten, sagte hinter ihnen eine laute spöttische Stimme, und wie der Graf sich umwandte, sah er da Herrn Eskeles Flies, welcher sich ihm näherte, in seiner Rechten eine große brennende Wachsfackel haltend.

Der Graf erbleichte, aber schnell seine Fassung wieder gewinnend, fragte er mit einem übermüthigen Lachen: Sind wir im Fasching, und wollen Sie Gott Amor mit der brennenden Fackel darstellen?

Ja, das will ich, Herr Graf, sagte Eskeles Flies, ich will für Sie Gott Amor sein und Ihnen mit meiner Fackel leuchten, damit Ihr Fuß nicht strauchele, und damit Sie niemals abirren von dem rechten Wege, von dem Wege der Tugend, der Ehre und der Redlichkeit.

Herr Eskeles Flies sagte das mit so bedeutender Betonung, mit so feierlichem Ernst, daß der Graf stutzte und einen scheuen, forschenden Blick auf das Antlitz des Banquiers warf. Dieser erwiederte den Blick mit so scharfem, durchbohrendem Anschauen, daß der Graf ganz verwirrt und angstvoll das Auge zu Boden senkte.

Kommen Sie, Herr Graf, sagte Herr Eskeles Flies, erlauben Sie, daß ich und meine Dienerschaft Sie hinausleuchten.

So sprechend stieß er die Thür auf, und jetzt bot sich dem Grafen ein seltsamer Anblick dar.

Den ganzen Vorsaal entlang hatten sich die reichgallonirten Livréebedienten des Banquiers in zwei Reihen, dicht wie eine Mauer aufgestellt, Jeder von ihnen mit einer großen Wachsfackel in der Hand, deren gelbes flackerndes Licht seltsam contrastirte zu der Helle der Wintersonne, die mit ihren glänzenden Strahlen durch die Fenster hereinblitzte.

Kommen Sie, wenn es Ihnen gefällig iſt, Herr Graf, ſagte der Banquier vollkommen ernſthaft, erlauben Sie mir, Sie heimzuleuchten.

Und mit ſeiner Fackel in der Hand ſchritt Herr Eskeles Flies vorwärts. Der Graf zögerte einen Moment, ſein Fuß ſträubte ſich, vorwärts zu ſchreiten in dieſer lächerlichen Prozeſſion, und einen finſtern, ſcheuen Blick nach allen Seiten werfend, ſuchte er nach einem Ausweg, dieſer Lächerlichkeit zu entfliehen. Aber er ſah, daß dies unmöglich war. Hinter ihm hatte Rahel die Thür verſchloſſen, und an beiden Seiten der Thür hatten ſich die Diener ſo nahe aufgeſtellt, daß es unmöglich war, ſeitwärts an ihnen vorbei zu ſchlüpfen, unmöglich, dieſe dichte brennende Mauer zu durchbrechen.

Il faut faire bonne mine au mauvais jeu, murmelte der Graf achſelzuckend, und mit einem ſpöttiſchen Lächeln ſchritt er vorwärts.

Jetzt ſtieß der ihm vorleuchtende Banquier die Thür auf, welche auf den Vorplatz und zur Treppe führte. Auch hier derſelbe Anblick. Auch hier ſtanden die Diener und Livréebedienten des Banquiers den Vorplatz entlang bis zur Treppe, und auf der Treppe bis hinunter auf den Flur, bis dicht hin zu der Hauptthür, deren beide auf die Straße hinausführende Flügel weit geöffnet waren. Und jeder von dieſen Männern, die mit mühſam verbiſſenem Lachen zu dem Grafen hinſchaueten, hatte eine brennende Wachsfackel in der Hand, die mit ihrem flackernden gelben Licht ihrer ſelber und des Grafen zu ſpotten ſchien.

Wieder ſuchte der Graf nach einem Ausweg, um zu entfliehen, aber wieder umſonſt, denn hier, wie da drinnen, ſtanden die Diener dicht neben einander wie eine Mauer, ihre Fackeln dem Grafen entgegen ſtreckend, ſobald er die Mitte des Spaliers verlaſſen, und zu ihnen herantreten wollte.

Und wieder verneigte ſich Herr Eskeles Flies mit einem ſpöttiſchen Lächeln und ſagte laut: Erlauben Sie mir, Herr Graf Podſtadzky Liechtenſtein, daß ich Sie heimleuchte.

Der junge Graf ſuchte noch immer das übermüthige Lächeln auf ſeiner Lippe feſtzuhalten, und ſchritt mit anſcheinender Gelaſſenheit, mit hochgehobenem Haupt vorwärts, über den Vorplatz der Treppe hinunter und über den Flur bis zur Hausthür hin.

Hier endlich hoffte er der lächerlichen Prozeſſion überhoben zu ſein. Aber das war ein Irrthum. Auch außerhalb der Hausthür

zu beiden Seiten derſelben ſtanden wiederum die reich gallonirten Livréebedienten des Banquiers, mit brennenden Fackeln in den Händen, und bildeten neben der Straße, zur Seite des langen, Herrn Eskeles Flies gehörenden Hôtels ein doppeltes Spalier. Und hinter dieſem Spalier ſchob und drängte ſich auf der Straße eine ungeheuere Menſchenmaſſe bis dicht an die Thüren des Hôtels. Jeder Vorübergehende war, angezogen von dem ſeltſamen Fackelzug bei Tage, ſtehen geblieben, um das Ende dieſer wunderlichen Faſchings-Prozeſſion abzuwarten, und zu erfahren, was der reiche Banquier Eskeles Flies, den ganz Wien kannte, mit dieſem Aufzug bezwecke.*)

Herr Eskeles Flies, die Fackel in der Hand, erſchien eben auf der Schwelle ſeines Hôtels, und hinter ihm ſah man das bleiche ſpöttiſche Geſicht eines jungen Mannes, den die näher heranwogende Menge ſich bis jetzt vergeblich bemühte zu erkennen.

Da wieder verneigte ſich Herr Eskeles Flies, und mit ſo lauter, dröhnender Stimme, daß kein Ton derſelben der lauſchenden Menge verloren ging, ſagte er: Erlauben Sie mir, Herr Graf Podſtadzky Liechtenſtein, daß ich Sie heimleuchte.

Lachen und wohlgefälliges Murmeln durchlief die Menge, hundert und aber hundert Augen wandten ſich auf den jungen Mann hin, der jetzt mit finſtern Mienen, mit feſt zuſammen gepreßten Lippen hinter dem Banquier in der Mitte der Diener, die mit ihren Fackeln ihm leuchteten, dahin ſchritt.

Seht da, rief eine kichernde Stimme aus dem Volkshaufen, der reiche Jude hat, wie es ſcheint, einen Marder in ſeinem Hühnerſtall gefangen und er leuchtet ihn heim, wie er ſagt.

Und der Marder iſt der ſchöne Graf Podſtadzky Liechtenſtein, rief eine andere Stimme. Ihr kennt ihn doch, den ſchönen jungen Herrn, der ſich den ſtolzen Titel „der Frauenverführer" erworben hat. Seht nur, wie er beſchämt von dannen ſchleicht, denn der Jude leuchtet ihn heim aus ſeinem Hauſe.

Der Jude leuchtet den Grafen heim, hohnlachte, jubelte, ſchrie

---

*) Dieſer ganze Auftritt hat ſich in Wahrheit ſo zugetragen. Siehe darüber: Briefe eines reiſenden Franzoſen Th. I. S. 405. Ferner: Friedels Briefe aus Wien. Th. II. S. 380.

die Menge, und unter diesem Lachen und diesem Geschrei schritt der Graf weiter durch die Reihe der Diener mit ihren brennenden Fackeln, Wuth im Herzen, mühsam nur eine äußere ruhige Haltung bewahrend.

Jetzt endlich waren sie am Ende des Spaliers, am Ende des Hôtels angelangt. Herr Eskeles Flies wandte sich um, und dem Grafen mit einem freundlichen, verbindlichen Lächeln in das zornige Antlitz schauend, sagte er mit schmetternder Stimme: Ich habe die Ehre mich dem Herrn Grafen Podstadzky Liechtenstein zu empfehlen. Oder wünschen Ew. Gnaden, daß ich Sie noch weiter heimleuchte?

Es ist genug, sagte der Graf mit leiser wuthzitternder Stimme. Ich werde Sie für diese Beleidigung zur Rechenschaft ziehen. Wir wollen doch sehen, ob es schon dahin gekommen ist, daß der Jude ungestraft den Edelmann beleidigen darf!

Ich fürchte, Herr Graf, daß es dahin gekommen, daß der Jude auch Menschenrechte hat, sagte der Banquier lächelnd, ich fürchte, daß der Jude, kraft dieser Menschenrechte, welche die Gerechtigkeit des Kaisers ihm verliehen, wohl befugt ist, einen ihm und seinem Hause angethanen Schimpf von sich abzuwehren, und müßte er dabei auch dem hochgeborenen Grafen eine Beleidigung anthun. Verklagen Sie mich doch vor dem Kaiser und dem Gericht, ich werde alsdann meine Gegenklage anbringen.

Oh, seht da, der Jude will es wagen, gegen den Grafen zu klagen! rief Graf Podstadzky Liechtenstein mit einem verächtlichen Achselzucken.

Ja, bei Gott, sagte Eskeles Flies laut genug, um von der Menge verstanden zu werden, ja, bei Gott, der Jude will es wagen, gegen den Grafen zu klagen, denn Dank unserm edlen Kaiser, ist jetzt der Jude *auch* ein Mensch vor dem Gesetz, Dank unserm edlen Kaiser, ist auch der Graf *nur* ein Mensch vor dem Gesetz, und wird gerichtet und gestraft wie jeder Andere. Es ist eine neue Zeit angebrochen, Herr Graf, eine Zeit der Gerechtigkeit und der Freiheit. Der Kaiser will allen seinen Unterthanen ein gerechter und gnädiger Herr sein, und er hat gesagt: vor dem Gesetz sind alle meine Unterthanen gleich, und nach denselben Gesetzen soll der geringste wie der höchste meiner

Unterthanen gerichtet werden. Es lebe unſer gerechter und gütiger Kaiſer! Es lebe Joſeph, der Vater ſeines Volkes!

Es lebe Joſeph, der Vater ſeines Volkes! rief die Menge ihm nach, und unter dieſem Jubelgeſchrei des Volks ſchlich ſich der vornehme Graf beſchämt und wüthend von dannen.

Schluß des zweiten Bandes.

Kaiſer Joſeph der Zweite

und

ſein Hof.

Von

L. Mühlbach.

Dritte und letzte Abtheilung:

Kaiſer Joſeph als Selbſtherrſcher.

Dritter Band.

Sechste Auflage.

Berlin, 1860.

Druck und Verlag von Otto Janke.

Kaiſer Joſeph

als

Selbſtherrſcher.

Von

L. Mühlbach.

Dritter Band.

Sechste Auflage.

Berlin, 1860.

Druck und Verlag von Otto Janke.

Viertes Buch.

Die Reformen und das Volk.

I.

Die Pasquille.

Die ganze Nacht hindurch hatte der Kaiser mit seinem vertrauten Secretair Günther gearbeitet. Der Morgen war herein gebrochen, es war heller Tag geworden, und noch immer schien der Kaiser nicht geneigt, sich Ruhe zu gönnen, und seine Geschäfte zu unterbrechen. Er war seit einigen Tagen erst von seiner Reise nach den Niederlanden zurückgekehrt. Ueberall dort hatte ihn das Volk mit begeistertem Jubel empfangen, überall hatte er die Herzen gewonnen durch seine Leutseligkeit und Güte. Nur die Priester, die Bischöfe und Geistlichen hatten finster dreingeschaut, denn der Kaiser, welcher allen seinen Landen dieselben Gesetze, dieselben Freiheiten und dieselbe Aufklärung geben wollte, der Kaiser hatte auch in Belgien seine neuen Religionsgesetze verkünden lassen. Auch dort sollte die Priesterschaft ihre tyrannische Herrschaft über die Gewissen der Menschen verlieren, auch dort sollte das Volk befreit werden von der Herrschaft der Kirche, und die Geistlichkeit unterthänig werden dem Kaiser und den Gesetzen des Landes. Das war ein Donnerschlag gewesen für die mächtige und hochmüthige Priesterschaft Belgiens, und zornige Blitze waren in ihren Augen aufgeleuchtet. Aber der Kaiser hatte sich den Anschein gegeben, ihre zornigen Blitze nicht zu sehen, und ihre Klagen, die sie, so lange Joseph da war, doch nur halblaut zu murmeln wagten, gar nicht zu hören. Er war nicht gekommen um der Priester und Mönche, sondern nur um des Volkes willen, er buhlte nicht um die Gunst der mächtigen Bischöfe, sondern nur um die Liebe des armen machtlosen Volkes, und wenn die Priester ihn leise einen stolzen Tyrannen nannten, so begrüßte das Volk ihn als den frommen und leutseligen Kaiser, besonders seit es ihn demüthig und fromm in einer der Kirchen den ihm vorbehaltenen

Ehrenplatz hatte verschmähen und mitten unter dem armen Volke hatte knieen sehen.*)

Und begleitet von diesen Grüßen und Segenswünschen des Volks war der Kaiser heimgekehrt nach Wien, aber nicht um auszuruhen von seiner beschwerlichen Reise, sondern um weiter zu arbeiten an dem großen Werk, das er begonnen, um weiter zu bauen an seinem neuen Oesterreich.

Mit unermüdlichem Eifer hatte er seit seiner Rückkehr sich wieder den Regierungsgeschäften hingegeben, alle während seiner Reise eingegangenen Bittschriften und Rescripte selbst lesend und prüfend, und dann auch für alle selbst die Antwort bestimmend.

Seit zwei Tagen hatte daher der Kaiser kaum sein Cabinet verlassen, aber der erste expedirende Secretair hatte alle zwei Stunden in dasselbe eintreten müssen, um die abgefertigten Briefschaften in Empfang zu nehmen und zu befördern. Vier Secretaire hatten den ganzen Tag vollauf zu thun gehabt, um die Briefe auszuführen, deren Inhalt der Kaiser in kurzen Sätzen am Rande der Briefe und Bittschriften entweder selbst geschrieben, oder von Günther hatte schreiben lassen. Und diese Secretaire mußten sehr genau und pünktlich arbeiten, denn der Kaiser begnügte sich nicht, ihnen Arbeit zu geben, sondern er prüfte auch ihre Arbeit, und alle von ihnen während des Tages ausgearbeiteten Briefe und Rescripte mußten am Abend dem Kaiser in sein Cabinet gebracht werden. Dort prüfte er dieselben mit der größten Genauigkeit, ließ sich dieselben von Günther vorlesen oder las sie selbst. Alsdann mußte Günther sie in Gegenwart des Kaisers adressiren und siegeln, und damit Joseph sicher war, daß auch keins dieser Papiere unterschlagen werden könne, that er dieselben eigenhändig in eine große Mappe, die er verschloß, indem er dem Boten, welcher sie zu expediren hatte, den Schlüssel übergab, zugleich mit einer Liste, auf welcher die Namen der Adressaten verzeichnet waren. Neben diesen Namen mußten diejenigen, welche die Briefe erhielten, bei Empfang derselben eine Bescheinigung hinzufügen, und dieser Quittungsbogen

*) In Luxemburg wohnte der Kaiser dem Hochamt bei, und kniete nicht unter dem ihm errichteten Baldachin nieder, sondern mitten unter seinem Volk. „Vor dem Höchsten, sagte er, sind wir Alle gleich." Hübner I. S. 233.

der Bestellungen mußte alsdann an jedem nächsten Morgen dem Kaiser vorgelegt werden.

Aber dieser regelmäßige Gang der Geschäfte hatte dem Kaiser seit seiner Rückkehr aus den Niederlanden nicht genügt. Die Rescripte, Bittschriften und Vorlagen hatten sich während seiner Abwesenheit zu Bergen angehäuft, also mußte auch die Arbeit verdoppelt werden, um diese Berge abzutragen. Da die Tage nicht dazu genügten, mußten die Nächte zu Hülfe genommen werden.

Der Kaiser, in dem Eifer seiner rastlosen Thätigkeit, empfand gar keine Erschöpfung, keine Abspannung, sein Auge leuchtete nach dieser langen, angestrengten Nacht noch eben so hell und klar, sein Geist war noch eben so frisch und kühn, und erst, als das letzte Actenstück abgefertigt war, erhob sich der Kaiser von seinem Schreibtisch und machte einige Gänge im Zimmer auf und ab, während Günther mit eiliger Hand die Papiere zusammenlegte und sie in die Mappe that.

Der Kaiser hatte ihm, ohne daß der junge Mann es gewahrte, zugesehen, und blieb jetzt, mitten in seinem Gang durch das Zimmer, vor ihm stehen.

Günther, sagte er, Sie sehen leidend und blaß aus? Was fehlt Ihnen?

Der junge Mann hob die Blicke langsam zu dem Kaiser empor, und ein trübes Lächeln trat auf seine Lippen. Sire, sagte er, mir fehlt gewiß nichts als ein wenig Schlaf, und nur davon bin ich blaß.

Das ist nicht wahr, sagte der Kaiser ruhig, Sie verleumden sich selbst, wenn Sie so sprechen, denn Sie sind der beste und unermüdlichste Arbeiter, und niemals noch habe ich Sie erschöpft und unlustig gesehen, Ach, sehen Sie wohl, Sie schlagen vor meinen Blicken die Augen nieder! Sie verbergen mir Etwas, Günther! Wie? Haben Sie kein Vertrauen mehr zu mir, mein Freund?

Ich habe zu Ew. Majestät das heiligste und freudigste Vertrauen, sagte Günther ernst, aber, wenn denn Ew. Majestät die Wahrheit wissen wollen, ich ängstige mich um Sie!

Der Kaiser sah ihn erstaunt an. Sie ängstigen sich um mich? wiederholte er erstaunt. Und weshalb diese Angst, Günther?

Weshalb? fragte Günther erregt. Weil Ew. Majestät zu kühn, zu unerschrocken sind, weil Sie keiner Gefahr achten und vor keinem

Schreckniß zurückbeben, weil Sie Ihre Hände kühn hineinstecken in die lodernden Flammen, um daraus Ihren Völkern das Heil zu erretten! Aber es wird doch in den Flammen verbrennen, und Ew. Majestät werden zum Dank für Ihr edles Bestreben sich nur schlimme Brandwunden holen!

Immer dasselbe Lied, sagte der Kaiser achselzuckend. Sie sprechen wie Lacy und Rosenberg. Immer zögern, immer hinhalten, immer temporisiren, das ist Eure Taktik! Ich aber will rasch vorwärts, und was ich heute thun kann, das will ich nicht auf morgen verschieben, denn wer weiß, ob ich den Morgen noch erlebe, um meinen Willen ausführen zu können!

Freilich, rief Günther fast erzürnt, wenn Ew. Majestät so fortleben, dann ist es ungewiß, ob Sie noch viele Morgen erleben werden, denn Ew. Majestät werden sich aufreiben. Ew. Majestät vergessen, daß die menschliche Kraft auch ihre Grenzen, daß die Natur auch ihre Rechte hat. Oh verzeihen mir Ew. Majestät diese kühne und übermüthige Sprache, aber Sie selber haben mich dazu ermächtigt! Ich habe, als ich mein Amt antrat, in Ihre Hand feierlich geschworen, Ihnen allezeit die Wahrheit zu sagen und Ew. Majestät meine innersten Gedanken mitzutheilen, auch niemals etwas zu verschweigen, was ich in Bezug auf Ew. Majestät erfahren habe! Und deshalb, getreu meinem Schwur, Ew. Majestät immer die Wahrheit zu sagen, muß ich auch heute Ihnen sagen: Ew. Majestät thun Unrecht! Sie strengen sich mehr an, als es die Menschennatur erlaubt. Sie sind es aber Ihren Völkern schuldig, mit äußerster Sorgfalt auch auf Ihr leibliches Wohl zu achten, Sie müssen sich für Oesterreich gesund erhalten, Sire, denn was sollte aus diesem neuen, stolzen Riesenbau Oesterreich werden, wenn sein kaiserlicher Baumeister von dannen ginge, ehe er vollendet ist. Es ist ja Niemand da, der zu Ende führen könnte, was Ew. Majestät begonnen, und also müssen Ew. Majestät den Bau selbst vollenden, damit er fest da stehe, und stark genug sei, den Stürmen aller Zeiten zu trotzen!

Darin, mein Freund, haben Sie Recht, sagte der Kaiser mit einem sanften Lächeln, ich darf nicht einen Moment meinen begonnenen Riesenbau verlassen, damit mir die Priester nicht meine Bausteine stehlen, und damit mir der hochmüthige Adel nicht von der Arbeit

wegläuft. Und auch darin haben Sie Recht, daß ich keinen Nachfolger habe, der meine Pläne versteht und den guten Willen haben wird, sie zu Ende zu führen. Ich werde und will also leben, bis ich fertig bin mit meinem Werk!

Dann aber müssen Ew. Majestät sich auch schonen, rief Günther eifrig, dann müssen Ew. Majestät wenigstens die Nächte sich Ruhe gönnen. Oh, Ew. Majestät werden mich nicht für einen so kleinlichen Egoisten halten, daß ich dies sagen sollte in meinem eigenen Interesse, denn Sie wissen wohl, daß mein ganzes Leben dem Dienst Eurer Majestät geweiht ist, und daß nichts mir so schwer scheint, daß ich es nicht freudig thun würde, um mir dadurch die Zufriedenheit meines Kaisers zu erwerben!

Joseph legte sanft die Hand auf Günthers Schulter. Ich glaube Ihnen, Günther, sagte er ernst. Sie gehören nicht allein zu meinen besten Arbeitern, sondern auch zu meinen besten Freunden, und ich vertraue Ihnen, wie ich Wenigen vertraue, und ich mache Sie zum Mitwisser meiner größten politischen Geheimnisse!

Ew. Majestät wissen wohl, daß ich eher sterben würde, als nur Ein Wort Ihrer Geheimnisse verrathen, sagte Günther, dem Kaiser mit festen, leuchtenden Augen in's Antlitz schauend.

Aber da Sie alle meine Geheimnisse wissen, fuhr der Kaiser fort, da Sie meine Pläne für die Zukunft kennen, sollten Sie mir auch nicht von Ruhe, von Erholung und Müßiggehen sprechen! Ich habe so viel zu thun, daß ich oft bang und angstvoll vor meiner Arbeit dastehe, und daß mich eine fröstelnde Angst überfällt, ich möchte wirklich nicht die Kraft haben, Alles zu vollenden. Oh, es wäre fürchterlich und entsetzlich, wenn ich zu früh abgerufen würde, wenn ich stürbe, bevor mein Gebäude noch unter Dach ist und geschützt gegen Regen und Wind. Günther, Günther, die Priester würden mir dann doch wieder meinen großen freien Volkspalast in eine finstere Kirche umwandeln, und auf dem Dach, wo ich die große Uhr anbringen will, welche den Fürsten und Völkern Oesterreichs immer verkünden soll, was die Glocke geschlagen hat, würden sie mir wieder ein großes Kreuz aufrichten, das nur die Zeit, welche gewesen ist, wieder herauf beschwören möchte. Es wäre ein grausamer Hohn des Schicksals, wenn ich sterben und vor meinen sterbenden Sinnen das Zusammenfallen meines Gebäudes, das

ich nicht vollenden konnte, hören müßte! Nein, nein, ich will leben, bis mein Tagewerk vollbracht iſt!

Deshalb alſo, weil Ew. Majeſtät eine ſo heilige Miſſion erhalten haben, gerade deshalb müſſen Sie ſich ſchonen, ſich Erheiterung gönnen, Sire, und nicht der Arbeit alle Ihre Zeit und Ihre Freuden zum Opfer bringen! Ew. Majeſtät leben aber jetzt nur noch der Arbeit und den Geſchäften!

Und Sie meinen, ich ſollte, wie der Weiſe von Sansſouci oder die Semiramis des Nordens, darauf bedacht ſein, mir noch einen andern Ruhm zu erwerben, als den, ein guter Geſchäftsführer meines Volkes zu ſein? rief Joſeph lächelnd. Es kränkt Sie, nicht wahr, daß Sie einem Fürſten Ihre Dienſte widmen, der nur Acten zu ſchreiben, Reſcripte zu erlaſſen und Geſetze zu geben verſteht, und Apoll und die neun Muſen niemals in ſeine Studirſtube ladet!

Nun, wenn auch nicht alle neun, Sire, ſo könnten Sie doch einige der Muſen bei ſich dulden, wie Ew. Majeſtät es ſonſt gethan. Aber auch die Concerte haben aufgehört und das Violoncell ſteht ſeit Monaten ſchon unberührt in ſeiner Ecke!

Und nun können meine Feinde ſagen, ich äffe den König von Preußen nach, und da er nicht mehr die Flöte blaſe, wolle ich nicht mehr das Violoncell ſpielen. Nein, nein, mein Freund, ich werde keine der Muſen mehr in mein Studirzimmer einladen! Ein Fürſt hat wahrlich andere Dinge zu thun, als nach ſolcher leichtfertigen Bekanntſchaft zu ſtreben, denn er iſt nicht da, um ſich zu amüſiren, ſondern um zu arbeiten! Ich begreife deshalb auch nicht, wie einige Monarchen auf die kleinliche Begierde gerathen ſind, ſich literariſche Vorzüge erwerben zu wollen, eine Art von Größe darin zu ſuchen, wenn man Verſe macht, oder einen Riß zum Theater zeichnet, der ein Pendant für die Werke des Palladio ſein ſoll. Es ſollen die Könige freilich im Reich der Wiſſenſchaften nicht ganz unbekannt ſein, aber daß ein Monarch die Zeit damit zubringe, Madrigals zu ſchreiben, das finde ich überflüſſig.*)

Und doch giebt es in dieſer Zeit gar viele Fürſten und Herrſcher,

---

*) Des Kaiſers eigene Worte. Siehe Joſeph II. Briefe S. 54.

welche vermeinen, es ließen ſich die Völker mit Sinngedichten glücklich machen, ſagte Günther lächelnd.

Das iſt wahr, rief der Kaiſer heiter. Der Markgraf von Brandenburg iſt das Haupt einer Königsſekte geworden, die ſich damit beſchäftigt, Memoiren, Gedichte und Abhandlungen über verſchiedene Gegenſtände zu ſchreiben. Die Kaiſerin von Rußland folgte ihm nach, las Voltaire, ſchrieb Schauſpiele und Verſe an d'Alembert, dann einige Oden an ihre Alciden; Stanislaus Lesczinsky Friedensbriefe, und der König von Schweden Hymnen und Briefe an die Freundſchaft. Ich werde ihnen nicht nacheifern. Mir ſind weder die großen Griechen, noch Römer unbekannt; ich kenne die Geſchichte des deutſchen Reichs und jene meiner Staaten insbeſondere; aber meine Zeit wird mir nie erlauben, Epigramme zu machen und Vaudevilles zu ſchmieden. Ich leſe, um mich zu unterrichten, ich reiſe, um meine Kenntniſſe zu erweitern, und indem ich die Gelehrten unterſtütze, erzeige ich ihnen einen größern Dienſt, als wenn ich und einer derſelben an Einem Pult Sonette faſelten.*) Reden Sie mir alſo nicht wieder vom Herrn Apoll und ſeinen leichtfüßigen Begleiterinnen! Mag der Reſonanzboden meines Violoncells vor Aerger platzen, daß ich ihm nicht mehr das eitle Vergnügen gönne, die Luft hier zu entzücken mit ſeinen ſchmeichleriſchen, ſüßen Tönen, wenn nur mein Gebäude keinen Riß bekommt und keine Todtenwürmer ihr Lied darin ertönen laſſen. Laſſen wir die Talente bei Seite; ich will nur ein Staatsarbeiter ſein, und da thue ich, was ich kann, und man wird mir nicht den Vorwurf machen können, daß ich nicht Alles thue, was in meinem Vermögen iſt. Aber freilich, fuhr der Kaiſer mit umdüſterten Mienen fort, ich finde bei all meinem Thun und Arbeiten gar wenig Unterſtützung, ſowohl in der Anlage, als in der Ausführung. Staatsbeamte, Dikaſterien, Große, Kleine, der Adel, die Bürger, die Prieſter, die Mönche, Alles häuft Hinderniſſe auf Hinderniſſe, und ſo wird der Gang der Maſchine gehemmt. Außerdem ſind die Quellen des Staats auch nicht ſo groß, als man meint. Ich habe unglaubliche Schulden vorgefunden, und nur mit der äußerſten Oekonomie kann ich die Ausgaben meines

*) Des Kaiſers eigene Worte. Siehe Joſeph II. Briefe S. 57.

Staats, die Unterhaltung meiner Armee beſtreiten.*) Dafür nennt mich das Volk jetzt einen Geizhals; die großmüthige Verſchwendung Maria Thereſia's legt mir die Pflicht auf, gut hauszuhalten und mich nach neuen Einnahmequellen für den Staat umzuſchauen! Um meinem Lande keine neuen Schulden aufzubürden, mußte ich darauf bedacht ſein, mir auf außerordentliche Weiſe Geldmittel zu ſchaffen!

Und dieſe Geldmittel fanden Ew. Majeſtät unglücklicherweiſe in den Klöſtern und Wallfahrtsorten, ſagte Günther ſeufzend.

Unglücklicherweiſe? fragte Joſeph. Glücklicherweiſe wollen Sie ſagen! Dieſe todten Schätze der Klöſter und Wallfahrtsorte haben mein Land und mein Volk vor großem Unheil bewahrt, denn ſie haben uns Geld gegeben, ohne Schulden zu machen. Hat uns nicht Mariataferl allein dreißig Centner Gold und Silber geliefert, die jetzt als gute ausgeprägte Millionen in die Religionskaſſe gefloſſen ſind, und den todten Sumpf, in welchen Aberglaube, Dummheit und Bigotterie ihre Schätze verſenkten, in einen lebendigen, friſchen Quell des Volkswohlſtandes verwandeln werden? Oh, aus dieſer Religionskaſſe, welche alle Schätze der aufgehobenen Klöſter und Kirchen aufnimmt, ſoll meinem Lande Heil und Segen erblühen, und Gott wird es mit Wohlgefallen ſehen, wie die Opfer des todten Aberglaubens ſich nun verklären ſollen zu Opfern der lebendigen Liebe, und er wird ſeinen Segen geben zu dem Werk des Lichts! Freilich werden die Helden der Finſterniß, die Mönche und Prieſter in ihrer bekannten chriſtlichen Liebe und Duldſamkeit ihren Fluch wider mich ſchleudern, freilich wird es ein großes Geſchrei geben!

Ein Geſchrei, wie wenn ein neuer Hercules den Vorhof des Tartarus beſtürmt! ſagte Günther lächelnd.

Sie haben Recht, rief der Kaiſer glühend, es iſt eine Hercules-Arbeit, aber mit Gottes Segen wird ſie gelingen. Mögen die Mönche ſchreien, mögen ſie mich einen Abtrünnigen und Ungläubigen ſchelten, mögen ſie mich verketzern und verleumden, ich werde mich nicht dadurch irre machen laſſen, und zuletzt wird ihr Geſchrei doch verhallen unter den Liebesrufen meines Volkes, welches einſehen wird, daß ich nur ſein Gutes will, nur lebe, um ihm die Freiheit und das Glück zu bringen.

---

*) Des Kaiſers eigene Worte. Siehe Hübner I. S. 198.

Licht! Licht! Es ſoll Licht werden in meinen Staaten, und austreiben wollen wir alle Dunkelmänner und Nachtgeſtalten, und lachen wollen wir zu ihrem Geſchrei, ihrem Zetergeheul und ihren Pasquillen. Sehen Sie da, Günther, welche allerliebſte Sinngedichte und Bilder man mir geſtern gebracht hat.

Und der Kaiſer nahm ſeine Schreibtafel und holte einige Papiere daraus hervor. Sehen Sie zuerſt dies Gemälde hier, ſagte er lachend. Es bezieht ſich auf ein anderes großes Verbrechen von mir, darauf, daß ich den Hofdamen und Hofbeamten ihr freies Quartier in der Burg entzogen und ihnen jährliche Quartiergelder gegeben habe, um in der Stadt ſich ſelber eine Wohnung zu miethen. Sehen Sie nur, hier wandern die Hofdamen, jede mit ihrem Bündel unter dem Arm, zur Burg hinaus. Der Oberhofmeiſter kehrt mit dem Beſen hinterher, und dieſes allerliebſte Herrchen hier in der Ecke, mit der Hetzpeitſche in der Hand, ſoll, wie mir ſcheint, mein Conterfei ſein. Und nun dieſe Unterſchrift: „Allhier ſind im erſten und zweiten Stock Zimmer zu überlaſſen. Wer ſolche miethen will, hat ſich beim Hauswirth im erſten Stock zu melden.“*) Nun, was ſagen Sie zu dieſer Satyre?

Sie iſt eben ſo abſcheulich, ungerecht, als gemein und beißend!

Mich beißt ſie gar nicht, ſagte der Kaiſer lachend, nicht einmal die Haut fühle ich mir davon verletzt. Ich habe eine heile Haut, wen es juckt, der kratze ſich, ich hab's nicht nöthig.**) — Dies andere Pasquill hier hatte man mir geſtern zum Vergnügen meines Spazierritts im Augarten angeheftet, gerade in der Allee, in welcher ich, wie man weiß, immer zu reiten pflege. Hören Sie: „Joseph premier, aimable et charmant, Joseph second, Scorpion et Tyran!“

Und zu ſolchen Abſcheulichkeiten können Ew. Majeſtät noch lachen, rief Günther, glühend vor Zorn.

Aber was wollen Sie, ſagte Joſeph heiter, die Leute, die das geſchrieben, haben Recht. Den Mönchen und Nonnen gegenüber bin ich ein Tyrann, denn ich habe ſie ausgetrieben aus den Freiſchlöſſern der Faulheit, des Hochmuths und des Wohllebens, in denen ſie die Herren und Gebietenden waren. Ich habe ſie angegriffen, ſie ver-

*) Hübner I. S. 190.

**) Des Kaiſers eigene Worte.

theidigen sich, und da sie keine andern Waffen haben, als ihre Zungen, so muß man ihnen wohl gestatten, diese zu gebrauchen. Ich habe meinem Volk die Rede- und die Schreibfreiheit gegeben, die Mönche und Priester müssen eben so gut Gebrauch davon machen dürfen, wie jeder Andere.

Nun, wenn Ew. Majestät das in der Ordnung finden, sagte Günther, ein Papier aus seinem Busen hervorziehend, wenn Ihnen diese Unverschämtheiten der sogenannten Himmelsfechter keinen weitern Aerger bereiten, Sire, so muß ich Ihnen, treu meinem Gelöbniß, Ew. Majestät nichts zu verschweigen, auch dies Pasquill hier mittheilen, das gestern an den Mauern des ehemaligen Königsklosters angeheftet war.

Ach, dies Königskloster ärgert also die Himmelsfechter noch immer! rief der Kaiser lächelnd. Sie können es mir noch immer nicht verzeihen, daß ich das Kloster an den Banquier Fries verkauft habe, der sich einen Palast daraus bauen will, und daß die Kirche jetzt der evangelischen Gemeinde zu ihrem Gottesdienst überlassen worden! Nun lassen Sie hören, was sagt das Pasquill?

Sire, meine Zunge sträubt sich, das zu lesen! Wollen Ew. Majestät nicht die Gnade haben, selbst —

Nicht doch! Sie müssen Ihre Zunge schon daran gewöhnen, solche Schmähungen wider mich zu lesen, denn ich denke, Sie werden mir noch öfter dergleichen vorzutragen haben. Lesen Sie also!

Der Kaiser ließ sich in einen Fauteuil niedergleiten, und streckte sich behaglich in demselben aus.

Günther las: „Dieser Tempel war erst zum Dienst des allmächtigen Gottes von den frommsten Beherrschern Oesterreichs eingerichtet, war die Wohnung heiliger Jungfrauen des unbefleckten Lammes; aber es plünderte darin die Kirchenschätze, es zerstreute in alle Welt die Gottgeheiligten Nonnen, — jener Verführer der Braut Christi und Schwächer reiner Jungfrauen, des Martin Luthers treuer Anhänger und Nachfolger, Joseph II., ein Lutheraner, uneingedenk der göttlichen Barmherzigkeit, die ihn auf den Thron erhoben, ein berüchtigter Verächter heiliger Kirchengesetze, begünstigt und befördert alle Ketzereien, und ist selbst ein Mann von keiner Religion. Nun hat er, — ein seit Jahrhunderten unerhörtes Beispiel! — eben diesen Tempel unter

der Maske der Tugend zum Sammelplatze der Greuel angewiesen und verkauft."*)

Günthers Antlitz war, während er las, immer glühender, seine Stimme immer erregter geworden, aber der Kaiser hatte ihm mit vollkommener Ruhe, mit heitern lächelnden Mienen zugehört.

Ich beschwöre Ew. Majestät, rief Günther, als er zu Ende gelesen, dies Mal nur haben Sie die Gnade, Strenge zu üben und diesen Uebermüthigen zu zeigen, daß auch die Milde ihre Grenzen hat, und daß, wenn die Preßfreiheit in eine Preßlicenz ausartet, Ew. Majestät dies nicht dulden werden!

Und weshalb sollte ich das? fragte der Kaiser lächelnd. Weshalb sollte ich diesen Leuten nicht erlauben, ein wenig an mir ihr Müthchen zu kühlen. Wenn ich dies Pamphlet unterdrückte, würde das nicht den Anschein haben, als ob ich es fürchtete, und in dieser Anklage eine Gefahr für mich sehe? Nein, im Gegentheil, ich will, daß alle Menschen es lesen, um darnach beurtheilen zu können, ob es die Wahrheit enthält. Ich beauftrage Sie also, Günther, dies Pasquill sofort drucken und in allen Buchhandlungen verkaufen zu lassen. Wir wollen für das Exemplar einen Kaufpreis von sechs Kreuzern festsetzen und den Erlös dieses Unternehmens wollen wir den Kirchenvorstehern als Beisteuer für die Armen übergeben.**)

Oh, rief Günther tiefbewegt, wenn Ihre Feinde jetzt hier wären, und die hochherzigen Worte Ew. Majestät hören könnten, müßten sie da nicht beschämt und gerührt zu Ihren Füßen niedersinken, und zerknirscht von Ihrer Größe und Ihrem Edelmuth um Vergebung flehen?

Still, still, sagte Joseph, sonst würden meine Feinde, wenn sie jetzt hier wären, mit allem Grund vermuthen können, ich sei wie all die andern Fürsten auch; ich liebe es, Ostentation zu treiben mit meinen wenigen guten Eigenschaften, und umgebe mich mit Schmeichlern, welche die allergewöhnlichste gute und vernünftige Handlung gleich mit dithyrambischen Lobliedern besingen müßten! — Aber es ist jetzt genug des Plauderns und der Erholung, fuhr der Kaiser fort, indem er sich

*) Hübner I. S. 81.

**) Historisch. Es wurden schon am ersten Tage, als dies auf Befehl des Kaisers gedruckte Pamphlet erschien, fünftausend Exemplare davon verkauft.

aus dem Lehnstuhl erhob. Die Arbeit des Tages ruft mich, und die armen Leute, die mich im Controlorgang erwarten, werden schon ungeduldig sein, denn wie ich sehe, ist es schon eine Viertelstunde über die festgesetzte Zeit! Gehen Sie also, Herr Günther, und lassen Sie zum Besten der Armen das Pamphlet drucken; ich will gehen, die Bittschriften der Armen entgegen zu nehmen und ihre Klagen anzuhören!

II.

Der Controlorgang.

Der Controlorgang, dieser breite Corridor, welcher sich unmittelbar vor dem Cabinet des Kaisers befand, und in welchem sich alle diejenigen aufstellen durften, welche dem Kaiser eine Bittschrift zu übergeben, oder ihn persönlich zu sprechen wünschten, war heute ganz angefüllt von Menschen. Leute jedes Alters, jedes Standes, die vornehmsten Damen der hohen Gesellschaft, die obersten Staatsbeamten standen da neben den armen Tagesarbeitern, den hülfsbedürftigen Wittwen und Waisen und harrten sehnsuchtsvoll des Moments, wo der Kaiser die Thür öffnen und zu ihnen hinaustreten würde, und Joseph that dies von neun Uhr Morgens bis zur Mittagszeit jede Stunde. Unermüdlich in dem Eifer, seinem Volk zu dienen, war er jede Stunde bereit, die Klagen der Unglücklichen, die Bitten der Bedürftigen anzuhören und ihnen Abhülfe zu schaffen, so weit er es vermochte, oder ihnen wenigstens den Trost seiner Theilnahme darzubringen.

Viele Leute, wie gesagt, waren heute im Controlorgang versammelt, mit sorgenvollen Mienen und trüben Blicken schauten sie Alle hinüber nach jener Thür dort, durch welche der Kaiser zu ihnen eintreten mußte. Auf einmal entstand eine Bewegung unter ihnen, suchte jeder sich mit geschickten Wendungen vorwärts zu drängen, nahmen Aller Mienen einen feierlichen Ausdruck an.

Die Ohren derer, die auf Audienzen warten, oder Bitten vorzutragen haben, sind scharf, und sie Alle hatten daher Schritte gehört, welche sich der verhängnißvollen Thür näherten.

Die Thür öffnete sich jetzt und der Kaiser trat heraus.

Sofort streckten sich die Hände aller derer, welche eine Bittschrift zu überreichen hatten, mit dem weißen Blatt vorwärts. Der Kaiser grüßte mit freundlichen Mienen nach allen Seiten hin, und machte die Runde durch das Gemach, um alle die dargereichten Bittschriften in Empfang zu nehmen, und hier und dort mit den Bittstellern ein freundliches Wort zu sprechen.

Der letzte, welcher ihm jetzt ein Papier darreichen wollte, war ein Greis in der Tracht der ungarischen Bauern. Das weiße Haar quoll ihm in langen Locken unter dem breitgeränderten braunen Hut hervor, der kurze braune, mit kleinen Muscheln und Silberflittern gestickte Mantel bedeckte die breiten Schultern der riesigen Gestalt, welche selbst das Alter und die Sorgen noch nicht zu beugen vermocht. Das kräftige, sonnenverbrannte Antlitz zeigte noch nichts von dieser Runenschrift der Runzeln, mit der die Jahre sich auf der Stirn des Menschen zu verzeichnen pflegen, und wäre das silberweiße Haar nicht gewesen, würde man geglaubt haben, einen vollkräftigen, starken Mann in der Blüthe seiner Jahre vor sich zu haben.

Der Kaiser betrachtete ihn mit Wohlgefallen, und redete ihm freundlich zu, als er ihm das offene Papier darreichte.

Woher kommst Du, Alter? fragte er.

Komm aus dem Banat, Herr Kaiser, sagte der Bauer mit einem Lächeln, welches zwischen seinen braunen Lippen zwei Reihen perlenweißer Zähne hervorleuchten ließ. Bin acht Tage gewandert, hab' Nachts auf offenem Felde geschlafen, kein anderes Kopfkissen gehabt, als meinen Arm; des Morgens keinen andern Frühtrunk, als das Wasser des Quells.

Und hattest Du denn so Nothwendiges hier in Wien auszurichten? fragte der Kaiser.

Ich hatte dem Herrn Kaiser diese Bittschrift da zu überreichen.

Blos deshalb hast Du die beschwerliche Reise unternommen?

Ja, blos deshalb, Herr! Hab' es den Bauern in unserm Kirchsprengel versprochen, und feierlich zugeschworen, daß ich die Bittschrift in des Herrn Kaisers eigene Hände niederlegen wollt'. Es stehen die Namen aller Bauersmänner aus unserm Kirchsprengel darunter, aber ich sag's Euch, Herr Kaiser, hätten wir Zeit gehabt, das Blatt Papier im ganzen Ungarland umherzuschicken, so würd' jeder Bauer seinen

Namen darunter gesetzt haben. Es ist ein Nothschrei vom ganzen Ungarvolk, den ich Euch in diesem Papier da bringe, Herr Kaiser, und zu Hause in unsern Hütten beten jetzt alle unsere Frauen und Kinder, daß der allmächtige Herr und Gott unsers Kaisers Ohr unserm Nothschrei öffne, damit er, welcher sogar der Juden sich erbarmte, auch den armen ungarischen Bauer und Leibeigenen erlösen möge! Wir haben's daheim schon so ausgerechnet, daß ich jetzt zu dieser Stund' vor dem Kaiser stehen und die Bittschrift überreichen würde, und deshalb beten sie just zu dieser Stund' auch in allen Kirchen des Banats!

Es ist also für Euch Alle eine gar wichtige Sache, von der Ihr in Eurer Bittschrift redet? fragte Joseph.

Herr Kaiser, es ist die wichtigste Sach' unsers Lebens, denn es handelt sich darum, ob wir immer noch Knechte und Leibeigene bleiben, oder ob wir Menschen werden sollen! Und da ich nun doch hier bin, und vor dem Kaiser steh', und da sie doch zu Hause jetzt noch beten, so will ich denken, daß Gott diese Stunde segnet, und will Euch noch etwas bitten, Herr Kaiser.

Bittet, mein guter Freund, wenn ich's vermag, werde ich's erfüllen.

Sie haben uns daheim gesagt, daß der Kaiser wohl alle Tag' im Controlorgang alle Bittschriften annimmt und verspricht, sie zu lesen, daß er das aber nicht thun könne, weil er sonst nichts weiter würd' thun können, als Bittschriften lesen. Die ersten vier, fünf Bittschriften läse der Herr Kaiser also wohl selbst, die andern aber gäb' er seinen Schreibern, daß die sie läsen und darauf antworten, als ob's der Kaiser selber thät. Nun aber hab' ich, den die Bauern ausgewählt, Euch die Bittschrift herzutragen, nun hab' ich versprochen, den Herrn Kaiser so lange anzuflehen, bis er die Bittschrift gleich in meiner Gegenwart liest, und also, damit ich weiß, daß Ihr das thut, wollt' ich den Herrn Kaiser bitten, daß er sie laut lesen möge, damit ich höre, was Ihr leset, und ob Ihr das auch zu lesen versteht, was wir geschrieben haben.

Der Kaiser lächelte traurig. Man hat mich also auch dort in Ungarn schon verleumdet? fragte er. Man hat Euch gesagt, daß ich die Bittschriften nicht lese, und also kein Herz und keine Augen habe für die Noth meines Volkes? Ich sag' Dir, mein Freund, und Du kannst es daheim überall mir nachsagen: Der Kaiser liest jede Bittschrift

ſelbſt, und wenn's ihm freilich auch viel Zeit koſtet, ſo weiß er doch, daß Gott die Zeit ſegnet, die er ſeinem Volk weiht, und darum, wenn die Tage nicht ausreichen, nimmt der Kaiſer die Nächte zu Hülfe, um zu arbeiten für ſein Volk. Denn der Kaiſer liebt ſein Volk, er möcht' ſein Herzblut hingeben, um ſein Volk glücklich zu machen! Sag' das meinen Ungarn, und ſag' ihnen, ſie ſollen getroſt mir Alles ſchreiben, was ſie plagt und bedrückt. Ich werd's immer ſelbſt leſen, und wenn ich kann, werde ich ihnen helfen!

Ich werde den Ungarn Eure Worte wiederholen, Herr Kaiſer, und ich werde ihnen ſagen, daß ich in Eurem Antlitz geleſen, daß es Euch Ernſt geweſen mit Euren Worten. Zur mehreren Sicherheit aber möcht' ich den Herrn Kaiſer erſuchen, mir doch lieber die Bittſchrift laut vorzuleſen.

Und zur mehreren Sicherheit will ich es thun, rief der Kaiſer lächelnd. Kann ich ſie Euch hier vor den Leuten vorleſen, oder wollt Ihr mit mir in mein Cabinet gehen?

Es kann hier geſchehen, Herr Kaiſer. Die Noth des ungariſchen Bauern ſchreit zum Himmel empor und ſoll kein Geheimniß ſein vor den Menſchen!

Der Kaiſer nickte dem Bauer freundlich zu, und die Bittſchrift auseinander ſchlagend, las er: „Barmherzigſter Kaiſer! Vier Tage Frohndienſt, den fünften Tag auf die Fiſcherei, den ſechſten Tag mit der Herrſchaft auf die Jagd; der ſiebente gehört Gott. Erwäge, barmherzigſter Kaiſer, ob wir Steuern und Abgaben zahlen können." *)

Ja, ja, murmelte der Bauer vor ſich hin, er hat's richtig geleſen, und jetzt kann er nicht mehr ſagen, daß er unſere Noth nicht kennt, und nicht weiß, wie's uns ergeht, und was wir leiden!

Ich will das auch nicht ſagen, mein Freund, ſagte der Kaiſer tiefbewegt. Die ganze Leidensgeſchichte des ungariſchen Bauern ſteht in den zwei Zeilen aufgezeichnet, die Ihr mir da geſchrieben. Ich kenne Eure Leidensgeſchichte. Ich weiß, daß Ihr geknechtet werdet von Euren Tyrannen, die Euch mit Peitſchenhieben zur Arbeit treiben, wenn Ihr zuſammenſinkt. Ich weiß, daß man Euch wie Laſtthiere behandelt, die nur dazu da ſind, ihren Herrn Brod zu verdienen. Ich weiß, daß

*) Hübner I. S. 100.

Ihr kein Eigenthum habt, daß Ihr Euer Gut, welches Ihr Euch erworben im Schweiß Eures Angesichts, nicht auf Eure Kinder vererben könnt, sondern daß es immer zurückfällt an Euren Gutsherrn. Ich weiß, daß bei Euch die Gerechtigkeit eine feile käufliche Dirne ist, und daß es da viele Beamte giebt, welche die Einkünfte der Monarchie, den Schweiß und das Blut der Armen, wie die Vampyre verschlingen. Ich weiß auch, daß der Ackerbau darnieder liegt, weil man Euch tausend Hindernisse in den Weg legt, und daß Ihr vor lauter Herrendienst nicht dazu kommen könnt, Gott zu dienen und das Land zu bauen, das Gott gesegnet hat mit Fruchtbarkeit und Ueppigkeit. Ich weiß das Alles, und ich schwöre Euch bei dem Gott, zu welchem in dieser Stunde daheim Eure Weiber und Kinder beten, ich schwöre, daß ich Eurer Noth Abhülfe und Linderung bringen will! Ich schwöre, daß ich den Bösen ein Racheengel, den Guten ein Helfer und Erlöser sein will! Glaubt nur, hofft nur auf Euren Kaiser. Er will und wird Euch erlösen von der Willkühr Eurer Tyrannen, er wird die Ketten der Leibeigenschaft von Euch nehmen, und den armen ungarischen Bauer frei machen!

Frei! rief der Ungar mit einem so lauten Jubelruf, daß er wiederhallte an den Wänden, die vielleicht noch niemals ein solches Wort vernommen. Frei! Ihr wollt den ungarischen Bauer frei machen? wiederholte er, den Kaiser mit glühenden Augen anstierend.

Ich will den ungarischen Bauer frei machen, so wahr mir Gott helfe! rief der Kaiser feierlich. Die Leibeigenschaft soll aufhören, und eine neue Frohnverordnung soll Euch vor den alten Bedrückungen schützen. Eine neue Steuertabelle soll ausgearbeitet werden, und Euren Vorgesetzten und Herren soll es nicht mehr erlaubt sein, Euch nach ihrem Belieben und Bedürfniß Steuern aufzuerlegen. Recht und Gerechtigkeit soll für Euch so gut da sein, wie für Eure Herren, denen ich nicht gestatten will, Eure Tyrannen zu sein. Wo irgend Einer Euch bedrückt, da kommt getrost zu mir und klagt es mir, ich werde Euch schützen und werde Eure Bedrücker strafen nach der Schwere des Gesetzes, welches nicht für Einzelne, sondern für Alle da ist, und vor welchem Alle gleich sind.

Der Bauer hatte dem Kaiser mit leuchtenden Augen, mit angehaltenem Athem zugehört, jetzt, als der Kaiser schwieg, stürzte er auf seine Kniee nieder, und ein Strom von Thränen entrollte seinen Augen.

Herr Kaiser, rief er, ich habe noch niemals vor Freuden geweint; jetzt thu' ich's! Ich habe noch niemals vor einem Menschen meine Kniee gebeugt, auch dann nicht, als mein Gutsherr mich peitschen ließ, weil ich's nicht thun wollte, jetzt thu' ich's freiwillig und mit Freuden. Ich kniee vor Euch, Herr Kaiser, um Euch zu danken im Namen aller ungarischen Bauern, die Ihr frei machen, denen Ihr ihre Menschenrechte und ihre Menschenwürde wieder geben, und die Ihr erlösen wollt von dem Druck ihrer Tyrannen! Oh, oh, wie werden sie erzittern in ihren stolzen Schlössern, wie werden sie aufschreien vor Wuth, unsere hochmüthigen Tyrannen, wenn sie das Wort vernehmen, das unser Kaiser gesprochen hat! „Die Leibeigenschaft soll aufhören, der Bauer soll frei sein, und Recht und Gerechtigkeit soll für Euch so gut da sein, wie für Eure Herren!" — Gott segne, und behüte und beschütze den Kaiser für dieses große Wort, mit dem er den armen ungarischen Leibeigenen zu einem freien Menschen gemacht, und den Edelmann gebeugt hat unter das Gesetz, welches von nun an für Alle da sein soll, auch für den Edelmann!

Er neigte sich und küßte die Füße des Kaisers; dann sprang er mit jugendlicher Hast empor.

Lebt wohl, Herr Kaiser, sagte er, Joseph lebhaft zunickend, lebt wohl! Es ist die höchste Zeit, daß ich gehe!

Aber unmöglich willst Du jetzt gleich wieder umkehren und nach Hause wandern, sagte Joseph. Bist ja erst heute angekommen, wie Du sagst. Bleib' also auf meine Kosten hier, ruh' Dich aus und beschau' Dir unser Wien.

Nein, Herr Kaiser, ich muß sogleich fort; keine Stunde läßt mich's hier ruhen, denn ich weiß, daß Die zu Haus mich erwarten mit Sehnsucht und Angst. Ruhe bedarf ich nicht, und was könnt' ich hier zu Wien wohl beschauen, das schöner und prächtiger wär', als die weißen Schneeberg' und die grünen und schwarzen Seen daheim im schönen Ungarland? Nein, nein, ich muß fort, denn ich hab' acht Tage zu wandern, ehe ich daheim bin im Banat, um meinen Brüdern die Freudenbotschaft zu bringen, daß der Bauer frei sein soll!

Nun so nimm wenigstens dies Geld hier, sagte Joseph, ihm einige Goldstücke darreichend, miethe Dir dafür ein Fuhrwerk, damit Du rascher heim kommst.

Nicht doch, ſagte der Bauer, das Gold mit einer ſtolzen Handbewegung zurückweiſend. Ich kann in dieſer heiligen Stund' kein Geld von Euch annehmen, Herr Kaiſer, kann mir meine Müh' nicht bezahlen laſſen, und muß heimkehren zu Fuß, wie ich gekommen bin, denn alſo hab' ich gelobt es zu thun. Es war eine Pilgerfahrt, Herr Kaiſer. Die guten, gläubigen Chriſten pilgern nach Rom zum heiligen Vater, die guten, gläubigen Unterthanen pilgern nach Wien zu ihrem Kaiſer, der auch ihr Vater iſt, und den die ungariſchen Bauern von heut' an lieben werden als dankbare und glückliche Kinder. Genug des Plauderns jetzt! Lebt wohl, Herr Kaiſer!

Er nickte dem Kaiſer noch einmal zu, und wandte ſich dann, auf ſeinen Wanderſtab geſtützt, der Thür zu. Der Kaiſer legte ſanft die Hand auf ſeine Schulter. Ich ſeh' wohl, daß ich nicht die Macht habe, Dich hier aufzuhalten, ſagte er lächelnd, und ich will's alſo nicht verſuchen. Aber bevor Du gehſt, ſag' mir Deinen Namen, damit ich doch einen meiner guten Freunde in Ungarn benennen kann.

Der Bauer wandte ſich halb zu ihm um. Meinen Namen wollt Ihr wiſſen, Herr Kaiſer? fragte er. Ich heiße Horja!

Horja! Gut! Ich werde dieſen Namen nicht vergeſſen, ſagte der Kaiſer freundlich.

Sollt ihn auch nicht vergeſſen, den Namen Horja, ſagte der Bauer ernſt. Es iſt der Name eines Mannes, der Euch Dankbarkeit ſchuldig iſt, und Euch beweiſen wird, daß er Eure edlen und ſchönen Worte begriffen hat. Lebt wohl, Herr Kaiſer, Ihr ſollt eines Tages von Horja hören!

Leb' wohl, Horja, und laß mich Gutes von Dir hören! rief der Kaiſer, der hohen herkuliſchen Geſtalt nachblickend, die raſchen Schrittes ſich der Thür zuwandte.

III.

Im Controlorgang.

(Zweite Scene.)

Erſt als die Thür ſich hinter Horja geſchloſſen, richtete Joſeph ſeine Blicke wieder denen zu, welche ihn umgaben und ſich dicht an ihn

heran gedrängt hatten. Mit freundlichem Lächeln ſtreckte er wieder ſeine Hand aus, um weitere Bittſchriften zu empfangen, aber Niemand bot deren mehr dar. Wie der Kaiſer indeß langſamen Schrittes, mit ausgeſtreckter Hand, an den zu beiden Seiten des Corridors aufgeſtellten Bittſtellern vorüberging, flüſterte es hier und dort: Ich bitte den Herrn Kaiſer um die Gnade einer Audienz. Ich möchte ihm mündlich meine Bitte vortragen.

Und jedesmal dann blieb der Kaiſer ſtehen und nickte dem Bittenden freundlich Gewährung zu. Dann grüßte er Alle mit einem raſchen Kopfnicken und kehrte in ſein Cabinet zurück, die Thür, welche auf den Controlorgang führte, weit offen laſſend.

Nun ſtellten ſich Diejenigen, welchen der Kaiſer eine Audienz bewilligt hatte, auf einen Wink des Kammerdieners Günther, welcher an der nach Außen führenden Thür bis dahin ſeine Stelle gehabt, und Alles überwacht hatte, zu beiden Seiten dieſer nach dem Cabinet des Kaiſers führenden Thür auf, während diejenigen, welche nur eine Bittſchrift zu überreichen gehabt, durch die andere Thür ſich entfernten.

Eine kleine Pauſe trat ein, denn Joſeph war in ſeinem Cabinet damit beſchäftigt, die Bittſchriften in die für ſie beſtimmte Schatulle zu legen, damit keine von ihnen verloren gehen könne.

Dann trat er wieder unter die Thür des Controlorganges, und ſeine großen Augen freundlich der Dame zuwendend, welche dicht neben der Thür ſtand, ſagte er mit einer höflichen Verneigung: Haben Sie die Güte, einzutreten.

Die Dame trat vor in das Cabinet des Kaiſers, der alsdann mit eigener Hand die Thür hinter ihr ſchloß.

Jetzt, Madame, ſprechen Sie, ſagte er, aber ich bitte, ſagen Sie mir deutlich, kurz und beſtimmt, was Sie wünſchen, denn Sie ſehen wohl, es ſind noch neun Andere da, welche angehört ſein wollen. Wenn ich Jedem von Ihnen fünf Minuten bewillige, bedarf ich faſt einer Stunde, um mich wieder andern Geſchäften zuwenden zu können. Ich bitte alſo, ſeien Sie kurz und beſtimmt. Zuerſt bitte ich um Ihren Namen.

Sire, ich bin die Wittwe des Präſidenten von Kahlbaum.

Ah, er war ein guter Diener des Staats, ſagte der Kaiſer freundlich. Haben Sie Kinder?

Ja, Majestät, erwiederte die Dame. Ich habe zwei Fräulein und einen jungen Herrn Sohn.

So? Sie haben zwei Fräulein? fragte der Kaiser. Ich hatte auch ein Mädel, aber es ist gestorben.*) Und womit kann ich Ihnen, Ihren Fräuleins und Ihrem Herrn Sohn dienen?

Oh, Sire, diese fürchterliche Verordnung, welche die außerordentlichen, von Ihro Majestät der verstorbenen Kaiserin bewilligten Pensionen einzieht, hat mich, gleich tausend Anderen, wie ein Blitzstrahl zerschmettert. Ich bitte Eure Majestät, mir gnädigst meine außerordentliche Pension, die ich bisher aus dem Kammerbeutel erhielt, zu lassen.

Sie wissen also nicht, daß der Kammerbeutel aufgehoben ist? fragte der Kaiser strenge.

Ich weiß das, Sire, aber ich weiß auch, daß Eure Majestät Gnade üben werden, wo Sie es vermögen. Sie werden sich daher auch meiner huldreichst erbarmen, Sire, und mir in Gnaden die tausend Thaler Zulage, die ich aus dem Kammerbeutel erhielt, geneigtest bewilligen. Oh, Sire, nur diese tausend Thaler machten mir ja den Verlust meines Mannes und das einsame Dasein einigermaßen erträglich. Ich mußte ja ohnedies schon meine Equipage, meine Bedienten abschaffen, und mich begnügen, einfach und in der Stille zu leben, um wenigstens vor dem Mangel geschützt zu sein. Aber nun, wenn ich die tausend Thaler aus dem Kammerbeutel verliere, bleibt mir nichts, als die fünfhundert Gulden Pension. Oh, Sire, wie ist es möglich, daß ich mit zwei Töchtern von so geringer Pension leben soll? Ihre eigene Gerechtigkeit wird meine Fürsprecherin sein.

Die Gerechtigkeit ist die Richtschnur aller meiner Handlungen, sagte der Kaiser strenge, und darum gerade werden Sie die tausend Thaler nicht wieder erhalten.

Sire, ich bin äußerst betroffen, ächzte die Präsidentin, die Verdienste meines Mannes, mein Stand —

Die Verdienste Ihres Mannes wurden während seines Lebens schon belohnt, unterbrach sie der Kaiser ernst, und wegen dieser Verdienste bekommen Sie jetzt Ihre Pension. Was Ihren Stand anbetrifft, so habe ich nicht auf den, sondern auf alle Stände zu sehen, denn ich bin

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe Hübner II. S. 80.

nicht blos Kaiſer von Wien und habe nicht blos Unterthanen von Ihrem Stande. Soll der Niedere Hungers ſterben, damit der Höhere im Ueberfluß leben könne? Ich gebe zu, daß Ihr Verluſt unangenehm iſt, daß Sie in Ihrem Wohlleben beſchränkt worden ſind, aber von den tauſend Thalern, die ich Ihnen nehme, kann ich drei andern Familien geben, und ſie werden glücklich ſein; deshalb alſo kann ich Ihre Bitte nicht erfüllen.

Aber, rief die Dame weinend, was ſoll aus meinen Töchtern werden, ohne Vermögen?

Gute Wirthſchafterinnen, wenn ſie nichts Beſſeres gelernt haben, gute Erzieherinnen, wenn Sie ihnen eine ordentliche Bildung haben geben laſſen.

Unmöglich, Sire, meine Töchter ſind von hoher Familie und von uraltem Adel, unmöglich kann ich meiner Familie die Schmach auferlegen, daß meine Töchter ſich ſelber ihr Brod erwerben und dienſtbar werden ſollen!

Und warum nicht? Diene ich nicht auch? Diene ich nicht Ihnen und allen Denen, die da draußen meiner warten? Verdiene ich nicht auch mein Brod und werde dafür von meinem Volk bezahlt? Niemand iſt zu gut zur Arbeit, und da der alte Adel Ihrer Töchter ſie nicht vor Mangel ſchützen kann, ſo darf er ſie auch nicht von der Verpflichtung zur Arbeit befreien.

Oh, Majeſtät, ſo erbarmen Sie ſich wenigſtens meines Sohnes! Er iſt doch der einzige Sohn eines Mannes von großen Verdienſten und von untadelhaftem adlichem Herkommen.

Hat er etwas gelernt? Hat er eine Carrière eingeſchlagen?

Er hat die Erziehung eines Edelmanns erhalten, Sire! Wir konnten nicht denken, daß mein Gemahl ſo früh ſterben würde, bevor er ſeinen einzigen Sohn verſorgt hatte. Jetzt, da er nichts mehr für ihn thun kann, entſchloß ſich mein Sohn, Officier zu werden. Aber auch da legt man ihm Schwierigkeiten in den Weg; man verlangte, daß er ein Examen mache, und da er die ihm vorgelegten Fragen nicht alle genügend hat beantworten können, verweigert man ihm ein Officiers-Patent. Oh, Majeſtät, erbarmen Sie ſich wenigſtens meines Sohnes und geben Sie ihm um ſeines Vaters und ſeines Standes willen eine Compagnie unter Ihren Fußvölkern!

Madame, rief der Kaiſer ernſt, man kann der Sohn eines ausgezeichneten Vaters ſein, ohne die geringſte Anlage zum Officier zu haben, man kann ein Cavalier von guter Familie ſein, ohne andere Verdienſte zu haben als die, daß man durch ein Spiel des Zufalls ein Edelmann geworden iſt!*) Da Ihr Sohn ſein Examen nicht hat machen können, ſo kann er nicht Officier werden und muß ſich damit begnügen, ein Edelmann und nichts als ein Edelmann zu ſein! Leben Sie wohl! Sie wiſſen, meine Zeit iſt beſchränkt! Es thut mir leid, Ihnen nicht dienen zu können, aber ich muß gerecht ſein und kann daher Ihre Bitte nicht erfüllen.

Die Präſidentin, in Thränen ausbrechend, verneigte ſich und eilte, Wuth im Herzen, der Thür zu. Der Kaiſer folgte ihr und ſagte laut: Der Nächſtfolgende trete ein!

Sofort erſchien ein junger Mann in der reichgeſtickten Uniform eines Miniſterialrathes auf der Schwelle der Thür und verneigte ſich tief und der Etiquette gemäß vor dem Kaiſer.

Keine Ceremonien, ſagte Joſeph unwillig. Wir ſind hier nicht im Audienzſaal, ſondern im Controlorgang, die Formen ſind hier überflüſſig. Schnell zur Sache! Sie ſind, wie ich an Ihrer Uniform ſehe, Rath im auswärtigen Departement?

Ja, Majeſtät, ich bin Rath geworden durch die Gnade der hochſeligen Kaiſerin, und jetzt droht man, mich, gemäß der kaiſerlichen Verordnung, abſetzen zu wollen!

Wie heißen Sie?

Ich heiße Bertram.

Ach, ich habe dieſen Namen auf der Conduitenliſte, welche mir geſtern über die verfloſſenen ſechs Monate zuging, geleſen. Ihre Kenntniſſe ſind als nicht genügend befunden nach den Verordnungen, die ich darüber gegeben.

Ich bin aber angeſtellt worden, Sire, bevor dieſe Verordnungen exiſtirten. Ihro Majeſtät, die hochſelige Kaiſerin, verlieh mir mein Raths-Patent in Anſehung der großen Verdienſte meines ſeligen Großvaters, der —

Bei mir, unterbrach ihn der Kaiſer, bei mir bedürfen Sie zu

---

*) Des Kaiſers eigene Worte. Siehe: Briefe Joſeph II. S. 108.

Ihrer Empfehlung der eigenen Verdienste. Sind Sie Ihrer Muttersprache mächtig?

Geruhen Ew. Majestät zu bedenken, daß ich ja in Wien geboren und erzogen bin.

Das ist nicht genügend, denn meine Wiener sind der deutschen Sprache nicht allzu sehr mächtig. Finden Sie an dem jetzt herrschenden Styl in den Kanzleien nichts zu tadeln?

Nicht das geringste, Sire, es ist ja der alte probate Stylus Curiae.

Ja, rief der Kaiser ironisch, der alte probate Stylus Curiae ist's noch immer, und so lange wir den bewahren, wird auch der Staat in der papiernen Verfassung bleiben, in der er jetzt schwebt, in der unendlich viel geschrieben und wenig gethan wird. *) Reden Sie fremde Sprachen?

Ja, Ew. Majestät, französisch und ein wenig italienisch.

Schreiben Sie beide Sprachen?

Nein, Majestät.

Haben Sie studirt?

Bis an das jus Naturae!

Bis dahin? Und man machte Sie zum Rath? fragte der Kaiser mit zorniger Stimme. Und Sie haben die Unverschämtheit, noch ferner auf eine Stelle Anspruch zu machen, bei welcher Sie, da Sie gar keine Kenntnisse besitzen, nur unnütz und unthätig sein können? Wie wollen Sie Ihre Stimme mit Einsicht geben, wenn Sie nichts von der Verfassung meiner Bürger und von ihren Rechten wissen? Mein Gott, welchen Köpfen war das Wohl meiner Bürger anvertraut. Ich weiß leider, es giebt noch Viele von Ihrer Art, aber —

Sire, ich bitte unterthänigst, erbarmen Sie sich meiner! rief der Rath zitternd vor Angst.

Aus besonderer Gnade, sagte Joseph nach einer Pause, und weil ich es Anderer Thorheit und Gewissenlosigkeit mehr noch zuschreiben muß, als Ihrer eigenen, daß Sie die Stelle eines Rathes so lange beschimpft haben, aus besonderer Gnade mache ich Sie zum Kanzelisten. Befleißigen Sie sich einer leserlichen Handschrift und lernen Sie die Sprachen,

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe: Briefe Joseph II. S. 105.

die Sie zu reden wiſſen, auch correct ſchreiben, ſonſt ſind Sie auch zum Kanzeliſten nicht tauglich und werden abgeſetzt. Gehen Sie!

Der Kaiſer wandte dem Herrn Rath den Rücken zu, wenig achtend auf das zorngeröthete Geſicht und die tiefen Verbeugungen, mit welchen dieſer ſich der Thür zuwandte.

Der Nächſte ſoll eintreten, rief der Kaiſer abermals, und ein Greis in der Tracht der Landgeiſtlichen trat ein.

Ich bin der Pfarrer aus dem Dorf Nonnenburg, ſagte der alte Mann, Ew. Majeſtät haben befohlen, daß ich komme.

Ich habe Sie gebeten, zu mir zu kommen, ſagte der Kaiſer, raſch auf ihn zuſchreitend und ihm ſeine Hand darreichend. Sie ſind ein rechtſchaffener Mann; ſchreiben Sie es meiner Unwiſſenheit zu, daß Sie ſo lange im Mangel lebten. Ich habe mit warmer Herzensfreude in Ihrem Bezirk den guten Unterricht in der Religion bemerkt, und ich ſchätze Sie doppelt hoch, weil Ihr elender Gehalt Sie in Ihren Pflichten nicht hat lau werden laſſen. Sie ſollen von heute an ſtatt funfzig Gulden fünfhundert Gulden Gehalt haben, dafür fällt, was Sie an Grundſtücken und Abgaben bekommen, dem Dorf anheim; der Prediger der Nächſtenliebe muß nicht gezwungen ſein, ſeine Worte durch Eintreibung der Abgaben zu widerlegen. Eine wohlgeordnete Seelſorge auf dem Lande liegt mir aber beſonders am Herzen, denn dem armen Landmann iſt ſein Pfarrer Alles in Allem, er iſt ſein Lehrer, ſein Vater und Erretter, oder ſein Verderber und Verführer. Es iſt daher meine heiligſte Pflicht, für gute Landgeiſtliche zu ſorgen. Wie viele Seelen zählt Ihr Sprengel?

Etwas über fünfhundert Seelen, Majeſtät, denn es gehören noch zwei Ortſchaften zu meinem Dorfe, in denen ich auch die Seelſorge habe.

Und wie viele Gehülfen haben Sie dazu?

Gar keinen, Sire! Wie konnte ich mit funfzig Gulden Gehalt mir wohl einen Adjuncten halten! Jetzt aber ſoll es meine erſte Sorge ſein; denn es iſt für einen rechtſchaffenen Prieſter ſchmerzlich und betrübend, wenn er bei allem guten Willen doch nicht ſeinen Pflichten genügen kann, wenn er trotz aller Eile wegen der Weite des Weges mit dem Sterbe-Sakrament zu ſpät kommt, und ſo ohne ſein Verſchulden dem armen Sterbenden ſeinen letzten und größten Troſt rauben muß!

Ich glaube es Ihnen, ſagte der Kaiſer traurig, es muß ſchmerzlich

sein. Drei Dorfschaften und einen Pfarrer! Ich bitte Sie, gehen Sie gleich in die Kurie, suchen Sie sich in meinem Namen zwei Adjuncten aus, sie sollen ohne Zeitverlust gleich mit Ihnen gehen, für ihr Gehalt werde ich sorgen. Vertheilen Sie dieselben nach Ihrer Einsicht in Ihrem Sprengel. So lange ich regiere, soll der arme Landmann seine letzte Labung nicht entbehren. Ich glaubte bei meiner Durchreise durch Ihr Dorf, Sie hätten nur diesen einzigen Bezirk!

Ursprünglich, Sire, war es auch so. Als aber der Pfarrer und Kaplan der einen Ortschaft, welche die andere mitzubesorgen hatten, gestorben waren, ließ man ihre Stellen eingehen, weil die Dorfleute, die überaus arm sind, die Abgaben zum Unterhalt eines Priesters nicht mehr erschwingen konnten, und die Obrigkeit wollte die Kosten nicht tragen. So kamen die beiden Ortschaften an mich.

So kamen die beiden Ortschaften an Sie? wiederholte der Kaiser, seine Hand sanft auf die Schulter des Greises legend und ihm tief gerührt in das sanfte, ehrwürdige Antlitz schauend. Und Sie übernahmen bei Ihren funfzig Gulden Gehalt die neuen beiden Aemter ohne allen Vortheil und Gewinn? Das ist edel und brav, das ist gehandelt im Sinn und Geist der wahren christlichen Liebe, und ich danke Ihnen dafür im Namen meiner Unterthanen, denen Sie mit Ihrer edlen Liebe beigestanden. Es ist niemals mein Wille gewesen, daß die Pfründen von der Gemeinde sollten erhalten werden, weil der Seelsorger dadurch die Liebe und Achtung seiner Gemeinde verliert. Wie kann ich aber auf treue und gute Unterthanen hoffen, wenn für ihr Seelenheil nicht gut gesorgt wird, und wenn sie in den heiligsten Pflichten ihres Lebens, die der Grundstein ihres bürgerlichen Gehorsams sind, nicht genügend unterrichtet werden können, weil ihrer zu Viele sind, und der Pfarrer nicht Zeit hat, sie zu unterrichten. Drei Ortschaften und Ein Pfarrer! Ich bitte Sie, eilen Sie nach der Kurie! Ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß vielleicht schon so manche meiner Unterthanen, wie Sie selbst sagen und wie das unvermeidlich war, ohne geistlichen Beistand gestorben sind. Eilen Sie und nehmen Sie sich zwei Gehülfen mit, ich werde für Alles sorgen! Eilen Sie!

Ich eile, Sire, aber nur gestatten mir Ew. Majestät, Ihnen aus tiefster Seele zu danken für die Wohlthat, die Sie meiner armen Gemeinde erwiesen, und Ihnen zu versprechen, daß ich, was an mir liegt,

Ihnen gehorsame, fromme und gute Unterthanen erziehen will. Oh, sie werden Ew. Majestät lieben, sie werden nichts mehr glauben von Dem, was die Zeloten und Eiferer sagen, die Ew. Majestät als einen Ungläubigen und Gottesleugner schildern, und die Herzen Ihrer Unterthanen von Ihnen abwenden möchten. Ich werde meiner Gemeinde Ew. Majestät schildern, wie Sie sind, so edel, menschenfreundlich und gut; ich werde ihnen die Worte wiederholen, welche Ew. Majestät zu mir gesprochen, ich werde ihnen sagen, daß Ew. Majestät nicht ein eifernder und bigotter, sondern ein erbarmender und humaner Christ sind, und daß —

Nein, unterbrach ihn der Kaiser lächelnd, sagen Sie Ihren Bauern nichts davon, wiederholen Sie zu Niemanden, was ich Ihnen hier gesagt. Die Böswilligen würden Ihnen doch nicht glauben, oder sie würden vermeinen, ich habe nur so gesprochen, um ihre Verleumdungen zu widerlegen. Die Gutgesinnten aber werden auch ohnedies an mich glauben und meinen Thaten vertrauen, wenn sie auch meine Worte nicht hören können. Ich will aber mein Volk nicht mit Worten, sondern mit Thaten glücklich machen, und etwas werden meine Feinde doch wohl davon übrig lassen müssen. Gehen Sie also, mein ehrwürdiger Freund, erziehen Sie mir gute Christen, und für alles Uebrige lassen wir Gott sorgen. Beten Sie zu ihm, daß er mit mir ist und seine Hand nicht von mir ziehe.

Ich werde zu ihm beten, daß er die Augen der Menschen öffne und ihre Herzen erschließe, damit sie erkennen, welch einen edlen gottesfürchtigen und großmüthigen Fürsten Gott ihnen gegeben hat, rief der Pfarrer tief bewegt, indem er sich der Thür zuwandte. Der Kaiser begleitete ihn bis zur Schwelle, und erst, als der Pfarrer den Controlorgang durchschritten, hieß Joseph den Nächstfolgenden eintreten.

Es war ein alter Husaren-Rittmeister mit martialischem Gesicht und kräftigem weißem Schnurrbart, der sich jetzt dem Kaiser darstellte und mit militairischem Gruß sich neben die Thür des Cabinets postirte.

Joseph winkte ihm näher zu treten und fragte freundlich nach seinem Begehr.

Ich komme, Ew. Majestät zu bitten, daß Sie mir die Pension von dreihundert Gulden, welche mir die hochselige Kaiserin als Zulage

zu meiner Pension bewilligt hat, auch ferner belassen möchten, sagte der alte Krieger fast unwillig.

Oh, rief der Kaiser lächelnd, Sie haben eine Pension aus dem Kammerbeutel gehabt und wollen die auch ferner behalten? Aber das wird unmöglich sein, mein Herr Rittmeister. Der Kammerbeutel der Kaiserin Maria Theresia, welche in der Großmuth ihres Herzens Jedermann, der sie darum bat, wenn er auch sonst keine Verdienste hatte, doch eine Pension bewilligte, dieser Kammerbeutel existirt nicht mehr, er hat ein Loch bekommen.

Der alte Husaren-Rittmeister warf dem Kaiser einen grimmigen Blick zu und zog langsam und feierlich seine Perrücke ab. Dann neigte er sein Haupt und deutete mit dem Finger auf drei breite, blutgeränderte Narben, die auf seinem glatten, glänzenden Schädel sichtbar wurden.

Sire, sagte er, sehen Sie nur, es ist meinem Kopf gegangen, wie Ihrem Kammerbeutel er hat auch manches Loch bekommen! Es sind die Feinde Ihres Hauses gewesen, welche meinem Kopf diese Löcher beigebracht haben!

Solche Löcher zu stopfen ist für mich eine Ehrenpflicht, sagte Joseph lächelnd, und wenn auch der Kammerbeutel ein Loch hat, ein bischen ist immer noch darin geblieben für alte brave Offiziere, die meinem Hause gedient haben. Setzen Sie Ihre Perrücke wieder auf, und vergeben Sie mir meine Weigerung. Die Bittschrift, welche Sie da oben auf Ihrem Schädel tragen, ist beredter, als Ihre Worte es waren. Sie sollen Ihre Pension auch ferner behalten!

Ich danke Ew. Majestät, sagte der Rittmeister lakonisch, und mit einer steifen militairischen Verbeugung machte er Kehrt und marschirte der Thür zu.

Der Kaiser blickte ihm lächelnd nach und rief dann nach dem Nächstfolgenden. Ein junges Mädchen in einfacher bescheidener Tracht trat jetzt in das Cabinet ein.

Ew. Majestät haben mir befohlen, daß ich herkomme, sagte sie mit einem kurzen Knix. Ich bin die Beata Schönhuber, welche gestern die Bittschrift überreicht hat.

Ach, die gewesene Nonne, die im Königskloster war, und mit den Andern von mir entlassen worden ist? fragte Joseph lächelnd.

Eben die, Majestät.

Und jetzt wollen Sie ſich, wie ich aus Ihrer Bittſchrift erſehe, verheirathen, und zwar mit einem Officier meiner Armee?

Ja, Sire. Es iſt ein Vetter von mir, und wir lieben uns von ganzem Herzen, können uns aber ohne die Gnade Ew. Majeſtät nicht verheirathen, weil wir Beide arm ſind.

Und da meint Ihr, ich ſoll Euch die Ausſteuer zahlen, und Ihnen die Penſion, die Sie als ausgetretene Nonne beziehen, weiter belaſſen. Nun, da Sie durch meine Schuld dem Leben wiedergegeben ſind, und ich gewiſſermaßen Ihr Eheprocurator geweſen bin, ſo iſt es nicht mehr als billig, daß ich Ihnen nun auch mein Hochzeitsgeſchenk mache. Ich werde alſo die Ausſteuer beſorgen, und Ihnen Ihre Penſion laſſen. Heirathen Sie alſo, meine kleine abtrünnige Himmelsbraut, heirathen Sie alſo meinen Officier, und ſorgen Sie dafür, daß die Ex-Nonne dem Staat bald einen jungen Weltbürger ſchenke. Ich lade mich zum Gevatter bei Ihrem erſten Sohn.

Oh, Ew. Majeſtät, rief das junge Mädchen mit ſtrahlenden Augen, Ihnen werde ich das Glück meines ganzen Lebens danken. Ihr Name wird niemals in meinen Gebeten fehlen, und wenn mir der gütige Gott wirklich eines Tages das Glück ſchenkt, Mutter zu werden, ſo ſoll das erſte Wort, welches mein Kind ſtammelt, der Name meines Kaiſers ſein, und ſein erſtes und heiligſtes Gebet ſoll für Ihr Wohl ſein, und Gott wird unſer Gebet erhören, er wird Ew. Majeſtät ſegnen mit Glück, Frieden und Freudigkeit.

Sie zürnen mir alſo nicht, daß ich Sie dem Kloſter entriſſen habe? fragte Joſeph lächelnd.

Sire, ich ſegne Sie dafür, wie es alle die erlöſeten Clariſſinerinnen thun!

Alle? Ich denke, Ihr ſeid noch immer voll heiliger Wuth über den Tempelſchänder und Gotteslängner, der die heiligen Jungfrauen und Himmelsbräute hinausgeſtoßen hat in die ſündige Welt? Habt Ihr mir nicht bei Eurem Auszug aus dem Königskloſter eine Scene aufgeführt und ſogar verſucht, das Volk wider mich aufzuwiegeln?

Sire, wir mußten das thun, denn die Frau Priorin und unſer Seelſorger hatten es uns befohlen, und wir hatten uns drei Tage lang mit dem Prieſter, welchem die Frau Priorin nachher auf der Straße wie zufällig begegnete, die ganze Scene einſtudirt. Wir mußten weinen

und die Augen gen Himmel wenden, während unſer Herz doch hüpfte vor Vergnügen, daß wir durch die Gnade Ew. Majeſtät frei werden ſollten.

Aber wenn es ſo war, warum waren Sie denn überhaupt in's Kloſter gegangen? Ich bitte, beantworten Sie mir dieſe Frage aufrichtig. Ich möchte gern den wunderlichen Beruf näher kennen lernen, um deſſentwillen ſo viele junge geſunde Mädchen der Welt entſagen konnten. Thaten Sie es aus Noth, und ſuchten Sie eine Zuflucht im Kloſter, weil Sie arm waren?

Ach, Majeſtät, arme Mädchen finden ſelten oder nie Aufnahme im Kloſter. Ich hatte im Gegentheil ſehr wohlhabende Eltern, die mich als ihr einziges Kind zärtlich liebten. Sie waren Beide ſehr fromm, und freuten ſich, daß die Schweſtern des Königskloſters, in deſſen Nähe wir wohnten, ſo freundlich zu mir waren. Sie ſchickten mir Spielwerk und allerlei Näſchereien, ich beſuchte ſie im Sprachzimmer, und meine kindiſchen Plaudereien erheiterten und amüſirten ſie, es war ein friſches grünes Blatt aus der Welt, das ihnen der Zufall in ihre dürre Einſamkeit hineinwehte, und deshalb gefiel es ihnen. Als ich ſieben Jahr zählte, nahm mich die Frau Priorin oft Tage lang mit auf ihr Zimmer, ſogar im Chor mußte ich an ihrer Seite bleiben. Sie lehrte mich leſen, ſchreiben, Amulette machen und etwas ſingen. Meine Eltern fühlten ſich geſchmeichelt durch dieſe Liebe, welche die hochwürdige Frau ihrem einzigen Kinde weihete, und aus Freude und Dankbarkeit verwandten ſie einen großen Theil ihres Vermögens auf koſtbare Geſchenke, die ſie dem Kloſter machten. So wuchs ich heran unter den Liebkoſungen und Schmeicheleien der Nonnen. Nun äußerten meine Eltern den innigen Wunſch, mich als eine Braut Gottes vor allen Gefahren der Welt geborgen zu ſehen, und ich gab ohne Widerſtreben ihrem Wunſch nach. Ich kannte ja nichts anderes, als die reinen Kloſterfreuden, denen gegenüber man mir die Welt als einen Abgrund der Laſter und Verbrechen geſchildert hatte. Ich ward Nonne; meine Eltern opferten meiner Einkleidung und Aufnahme den Reſt ihres Vermögens und ſtarben bald darauf. Ach, wie bald ſollte ich nun enttäuſcht werden über die reinen Kloſterfreuden! Die Nonnen, welche ich bis dahin immer gleich Engeln und Heiligen verehrt, hatten nun, da ſie nichts mehr von mir erlangen wollten, nicht mehr nöthig, vor mir ihre gottſelige Maske des lächelnden Himmelsglückes zu tragen. Sie

ließen ſie fallen und ich ſah darunter ihre mißvergnügten, verdrießlichen Geſichter, ſah, daß die Gebrechen, Schwachheiten und Fehler der Welt auch im Kloſter zu finden ſeien. Nun bereuete ich, was ich gethan, und meine erträumte Glückſeligkeit ward mir eine unerträgliche Laſt. Eine unausſprechliche Sehnſucht nach der Welt, nach Menſchen, nach Liebe, Glück und Arbeit überkam mich, aber zu ſpät, zu ſpät! Die Langeweile drückte wie ein Alp auf meinem Herzen und meinem Hirn, die Sehnſucht nach der Welt zehrte an meinem Körper, ich rang nach Reſignation, und konnte ſie nicht finden. Da auf einmal erſchallte durch das Kloſter Ihr kaiſerliches Erlöſungswort, und wie ich's vernahm, ſtürzte ich jauchzend nieder auf meine Kniee, und dankte Gott mit heißen Thränen, daß er das Herz des großmüthigen Kaiſers gerührt, daß dieſer uns die Freiheit wiedergeben wollte.

Der Kaiſer hatte dem jungen Mädchen mit geſpannter Aufmerkſamkeit zugehört, und jetzt, als ſie geendet und mit Thränen in den Augen zu ihm hineilte, um ſeine Hand zu erfaſſen und an ihre Lippen zu drücken, ließ er es geſchehen und nickte ihr freundlich lächelnd zu.

Ich danke Ihnen für Ihre Erzählung, ſagte er, und wenn wirklich Ihre Geſchichte die mancher anderer Nonnen wäre, ſo dürft' ich ja hoffen, Euch armen Geſchöpfen eine Wohlthat erwieſen zu haben? Und doch geht ein Geſchrei des Zorns über mich durch alle Kirchen und Klöſter, und keine der entlaſſenen Nonnen denkt wie Sie.

Oh, glauben Ew. Majeſtät mir nur, im Grunde ihres Herzens denken alle dieſe Nonnen ſo, wie ich, und wenn ſie anders ſprechen, ſo geſchieht es nur, um ihre Freude zu beſchönigen, oder weil die Drohungen der Andern ſie eingeſchüchtert haben. Nur diejenigen denken anders, welche ihr hohes Alter und die Gewohnheit der Sclaverei vielleicht ſchon unempfindlich gegen die Freuden der Welt und die Gemeinſchaft mit den Menſchen gemacht haben. Die Andern aber denken und fühlen mit mir, und danken es Ew. Majeſtät, daß Sie ſie errettet und dem Leben wiedergegeben haben.

Dankt mir, indem Ihr glücklich ſeid und die braven Frauen Eurer Männer, die treuen Mütter Eurer Kinder werdet, ſagte der Kaiſer, indem er dem Mädchen die Hand zum Abſchied reichte, und ſie mit einem freundlichen Kopfnicken entließ.

Sie hatte kaum das Cabinet verlaſſen, als in der Thür deſſelben

eine ärmlich gekleidete Frau erschien, umringt und umdrängt von einem Haufen Kinder, die sich scheu und ängstlich um ihre Mutter preßten, und ihre glühend rothen Gesichter in ihrer Schürze und ihrem Rock verbergend, es der Frau unmöglich machten, auch nur einen Schritt weiter vorwärts zu thun.

So laßt mich doch gehen, Ihr Kinder, sagte die Frau halb lächelnd, halb unwillig, wenn Ihr mich festhaltet, werde ich nimmer dem Herrn Kaiser meine Bittschrift übergeben können.

Da sie Euch nicht loslassen, werde ich wohl zu Euch kommen müssen, die Bittschrift in Empfang zu nehmen, sagte der Kaiser, mit lachendem Gesicht zu der Frau hineilend, die noch immer in der Thür mit ihren Kindern rang. Gebt mir Eure Bittschrift.

Majestät, diese hier sind meine Bittschrift, sagte die Frau, auf ihre Kinder deutend. Mein Mann diente im zwölften Regiment zweiundzwanzig Jahre lang und starb jetzt an den Wunden, die er im letzten baierischen Krieg erhalten. Er hat mir nichts hinterlassen, als einen Haufen Kinder ohne Vater.

Der Kaiser schaute lächelnd auf die Kinder hin, die sich noch immer an ihre Mutter klammerten, und deren goldlockige Köpfe hier und dort aus den Falten ihres Gewandes hervorschimmerten, wie die goldenen Früchte aus den Zweigen des kräftigen Obstbaumes. Dann aber auf einmal flog ein Schatten über Josephs Antlitz hin, und ein leiser Seufzer entrang sich seiner Brust. Ihr beklagt Euch über Eure Armuth, gute Frau, sagte er, und wißt nicht, wie Viele Euch beneiden mögen um Euren Reichthum, wie Viele Euch Millionen geben möchten, wenn dafür eins Eurer Kinder ihnen gehören könnte. Kindersegen ist Gottes Segen!

Ja, Majestät, wenn ein Vater da ist, der für sie sorgen kann.

Ich will ihr Vater sein, sagte der Kaiser, und seine großen blauen Augen richteten sich mit einem Blick voll unendlicher Milde und Güte auf die Kinder hin, die jetzt schon mehr Muth gefaßt hatten, und mit emporgerichteten Köpfen und ihren hellen unschuldigen Augen den Kaiser neugierig anstarrten. Lauter Buben, fuhr der Kaiser fort. Nun sagt, Ihr Buben, wollt Ihr auch Soldaten werden?

Ja, ja, das wollen wir, schrieen die beiden größten der Kinder, indem sie eine steife Haltung annahmen, und die Hände an die Schläfe legten, als ob sie dem Kaiser salutirten.

Nun gut, rief Joseph lächelnd, Ihr macht Eure Sache schon ganz gut, und ich nehm' Euch dereinst unter meine Leibgarde, wenn Ihr tüchtig seid. Gute Frau, meldet Euch morgen drüben in der Kanzlei, ich werde Befehl geben, daß die vier ältern Knaben gleich gut versorgt und untergebracht werden; den Kleinen bringt Ihr mir über's Jahr, und bis dahin gebe ich Euch Pflegegeld für meinen kleinen Buben. Adieu! Geht morgen auf die Kanzlei.

Gott lohne es Ew. Majestät, rief die Frau mit vor Rührung zitternder Stimme, tausendfach vergelte er's Eurer Majestät! Ach, meine Buben, meine lieben Buben, jetzt seid Ihr versorgt, denn der Kaiser erbarmt sich der Waisen! Aber das sag' ich Euch, Buben, werdet brave Kerls und betet für den Kaiser!

Sie war zurückgetreten in den Controlorgang, und hinter ihr schloß der Kammerdiener jetzt die Thür. Die Audienzen waren für diesmal beendet.

Joseph stand noch immer in der Mitte des Gemaches und schaute gedankenvoll und trübe nach jener Thür, hinter welcher die Kinder mit ihrer Mutter eben verschwunden waren.

Und betet für den Kaiser, wiederholte er leise. Was wird denn Gott mehr hören, die Gebete von unschuldigen Kinderlippen, oder die Flüche und Verwünschungen von geweiheten Priesterlippen? Es sind so Wenige, welche für mich beten, und so Viele, welche mich verwünschen! Ah bah, was nützen diese empfindsamen Klagen! Ich muß meine Straße muthig weiter gehen und der Dornen nicht achten, welche ich mir in die Füße trete. Zuweilen wird sich unter den Dornen doch auch wohl eine kleine Rose für mich finden. Und wenn nicht, nun, so muß ich auch mit einem Leben ohne Duft und ohne Blüthen zufrieden sein, und mich damit begnügen, so viel in meinen Kräften steht, Andern das Glück zu bereiten, das ich selbst entbehren muß. Fort also mit den Empfindsamkeiten, ich habe keine Zeit dazu! Da ist eine ganze Mappe voll Bittschriften! Ich will sie mit Günther durchsehen und bearbeiten!

Er trat zu dem Tisch und schellte heftig. Dann nahm er die Mappe, und sie öffnend, vertiefte er sich sofort in die Papiere, die er aus derselben hervorschüttelte, und die bald den ganzen Tisch bedeckten.

Günther war, dem Ruf der Klingel gehorchend, eingetreten, und hatte sich vor dem Tisch, der Befehle des Kaisers harrend, aufgestellt.

Joſeph blickte nicht zu ihm auf, ſondern war eifrig damit beſchäftigt, die Bittſchriften zu öffnen und ihren Inhalt zu prüfen.

Plötzlich lachte der Kaiſer hell auf und ſchaute mit blitzenden Augen von dem Papier empor und zu Günther hinüber.

Ah, welche allerliebſte Bittſchrift ich da eben bekomme, Günther, ſagte er. Einer von den abgeſetzten Hofräthen befiehlt mir, ihm eine höhere Penſion zu geben, damit er anſtändig leben könne, und ſagt, daß er bei der ihm angewieſenen Penſion nicht exiſtiren könne, und nun hören Sie den Schluß der Bittſchrift: „Ein rechter Kahlmäuſer iſt unſer Kaiſer!“*)

Und Ew. Majeſtät lachen dazu? fragte Günther empört.

Ja, ich lache dazu, ſagte Joſeph. Ich finde, daß es nichts Naiveres und Reizenderes giebt, als dieſe Bittſchrift.

Und ich, vergeben Ew. Majeſtät, ich bin der Meinung, daß ſie eine unerhörte Frechheit iſt, und daß Ew. Majeſtät mit aller Strenge den Unverſchämten beſtrafen müſſen, der —

Der ſo ehrlich iſt, mir das in's Geſicht zu ſagen, was tauſend Andere hinter meinem Rücken ſagen? unterbrach ihn der Kaiſer. Nein, Günther, ich werde dieſem ehrlichen Mann ſeine Penſion ein wenig erhöhen, juſt darum, weil er kein Schmeichler iſt! Nun, machen Sie kein ſo böſes Geſicht, Günther! Kommen Sie, wir wollen arbeiten! Und indem der Kaiſer ſich langſam in ſeinen Fauteuil neben dem Tiſch mit den Bittſchriften niederſetzte, ſummte er leiſe vor ſich hin: Ein rechter Kahlmäuſer iſt unſer Kaiſer!

IV.

Die Dame Patroneß.

Feſte drängten ſich auf Feſte. Wie ein ununterbrochener Strom von Glück, Genuß und Wonne floſſen die Tage der Gräfin Baillou dahin. Jeder brachte ihr neue Triumphe, neue Huldigungen, neue Siege. Sie war der Mittelpunkt aller Geſellſchaften, die leuchtende

*) Hübner I. S. 199.

Sonne aller Soiréen, aller Concerte und Bälle. Selbst die Damen schienen dieser siegreichen Schönheit gegenüber aufgehört zu haben, eifersüchtig und neidisch zu sein, und priesen laut die Liebenswürdigkeit, die Grazie und die strenge unnahbare Sittsamkeit der Gräfin Baillou, und fanden es ganz natürlich, daß die Männer entzückt von ihr waren. Sogar der Kaiser schien nicht ganz unempfindlich gegen die Liebenswürdigkeit dieser bezaubernden Frau zu sein, und hatte auf dem großen Ballfest beim Fürsten Esterhazy sie sogar zwei Mal zum Tanz aufgefordert. Es war daher natürlich, daß alle Diejenigen, welche durch ihren Rang und ihre Stellung auf das Glück hoffen durften, den Kaiser bei ihren Festen erscheinen zu sehen, sich auch beeilten, die schöne Gräfin Baillou einzuladen, von der Joseph gesagt, daß sie die interessanteste und geistvollste Dame in ganz Wien sei.

Heute wollte auch der junge Graf Liechtenstein Podstadzky dem aristocratischen Wien ein Fest geben; die Gräfin Baillou hatte es übernommen, die Dame Patroneß desselben zu sein und in dem Salon des unverheiratheten Grafen für einige Stunden die Rolle der Dame vom Hause zu übernehmen, um es dadurch den Damen möglich zu machen, in dem Hôtel des jungen Grafen zu erscheinen. Freilich wäre es natürlicher gewesen, daß die Mutter des Grafen, die alte Gräfin Liechtenstein Podstadzky, diese Rolle der Dame Patroneß übernommen hätte, allein man wußte, daß das alte gräfliche Paar seit lange schon nicht mehr im besten Einvernehmen mit seinem einzigen Sohn lebte, und sich in letzter Zeit ganz und gar von ihm zurückgezogen hatte. Die große Prachtliebe und Verschwendungssucht des jungen Grafen war seinen Eltern ein Aergerniß, und man erzählte sich, daß dies der einzige Grund des Zerwürfnisses zwischen dem alten Grafenpaar und ihrem Sohn sei, und daß, jemehr der junge Graf verschwende, der alte Graf desto geiziger werde. Der Geiz des alten Grafen war in ganz Wien eben so anerkannt, als die Verschwendung des jungen Grafen, und mit demselben moquanten Lächeln, mit welchem man erzählte, daß der junge Graf Podstadzky sein Hôtel immer prächtiger eingerichtet, die Zahl seiner Lakayen verdoppelt, neue Equipagen und herrliche arabische Pferde angeschafft habe, mit demselben Lächeln sprach man von dem stets zunehmenden Geiz des alten Grafen, der sein Hôtel vermiethet, seine Dienerschaft zum Theil entlassen, seine Equipage verkauft und in einem

einfachen Fiacre mit seiner Gemahlin zu Hofe fahre, obwohl es allgemein bekannt war, daß der alte Graf Liechtenstein Podstadzky zu den reichsten Aristocratenfamilien der Monarchie gehörte, und herrliche große Besitzungen in Ungarn hatte.

Niemand wunderte sich also darüber, daß die alte Gräfin nicht bei dem Fest ihres Sohnes die Rolle der Dame vom Hause übernommen, und selbst die Damen waren es zufrieden, daß die Gräfin Baillou sich dieser wichtigen Charge unterzogen hatte, denn nun durfte man gewiß sein, von einer anmuthigen und zuvorkommenden Wirthin empfangen zu werden, und auch den Kaiser bei diesem Fest erscheinen zu sehen, bei diesem Fest, von dessen wunderbarer Pracht und Herrlichkeit man sich in Wien wahre Mährchen erzählte, und auf welches Jedermann gespannt war.

Schon einige Stunden vor Anfang des Festes begann daher das Volk sich in der Straße, in welcher das Palais des jungen Grafen lag, zu sammeln, und mit neugierigem Staunen schauten hundert und aber hundert Augen auf die lange Reihe dieser Fenster hin, welche im Glanz der schon angezündeten Kronleuchter strahlten, und durch welche die glückliche Menge hier und da einen Blick in die reiche mit Blumen, Gold, Sammet, Seide und Spiegeln drapirten Säle werfen konnte. Mitten in diesem Schauen und Spähen ward das Publikum der Straße auf einmal von dem raschen Heranrourollen eines Wagens gestört, der, gezogen von vier köstlichen Schimmeln, daherbrauste, grade hinein in die Menschenmenge, die entsetzt und schreiend auseinander stiebte, und sich an die Häuser drückte, um nicht übergefahren zu werden. Die Equipage hielt vor dem Hôtel des Grafen an, zwei Lakayen in himmelblauem Sammet mit reicher Silberstickerei sprangen von dem hintern Tritt und eilten, den Kutschenschlag zu öffnen. Zu gleicher Zeit flogen die beiden Flügel der Thür des gräflichen Hôtels auf, und eine Schaar goldfunkelnder Lakayen eilte heraus und breitete einen kostbaren Teppich vor dem Hôtel bis zu dem Wagen hin, sich dann in ernster, feierlicher Haltung zu beiden Seiten des Teppichs aufstellend.

Und jetzt schwebte aus der geöffneten Kutsche eine Frauengestalt hervor, ganz eingehüllt in durchsichtigen Silberstoff, ganz übersäet mit Brillanten, die wie Sterne sie umfunkelten, und doch verdunkelt wurden von den wunderbaren, großen, flammenden schwarzen Augen, die in

dieſem reizenden bleichen Geſicht ſtrahlten. Die Menge, bezaubert von dem Anblick dieſer ſchönen feenhaften Erſcheinung, brach aus in ein lautes Ach! der Bewunderung; die Dame hörte es, und blieb auf der erſten Stufe der Marmortreppe, die zu der Thür des Hôtels führte, ſtehen. Mit einer zugleich ſtolzen und anmuthigen Bewegung wandte ſie ihr Haupt rückwärts, dem Publikum zu, und dankte ihm mit einem liebreizenden Lächeln für dieſes Gemurmel, deſſen ſchmeichelhafte Bedeutung ſie gar wohl verſtanden hatte. Das Publikum, ganz in Extaſe über dieſes Lächeln, über dieſen flammenden Blick der Dame, brach jetzt in ein lautes Jubelrufen aus, und begann Bravo! Bravo! ſchreiend zu applaudiren, als ob es ſich nicht auf offener Straße, ſondern im Theater befände, und der reizenden Prima Donna ſeine Huldigung darbringe.

Unter dieſem Beifallrufen, dieſem Applaudiren und Zujauchzen überſchritt die Dame die Schwelle des Hôtels, und trat in den Flur ein. Die Zuſchauer der Straße reckten die Köpfe empor, um ihr nachzuſchauen, um dieſe mit Blumenfeſtons, mit Teppichen, Kronleuchtern und Statuen gezierte Vorhalle zu ſehen, in der eine Unzahl von Livréebedienten auf- und niederſchwirrte, und durch deren Mitte jetzt die funkelnde und blitzende Feengeſtalt, gefolgt von ihren Lakayen, langſam dahin ſchwebte.

Auf einmal indeß wurden die Thüren des Hôtels geſchloſſen, und die Menge, welche nur Aug' und Sinn für das glänzende Bild da vor ſich gehabt, fand ſich jetzt entnüchtert und fröſtelnd auf der kalten, feuchten Straße wieder, und blickte faſt grollend nach den Thüren des Hôtels, hinter denen die wunderbare Lichterſcheinung verſchwunden war.

Sie ſahen nicht mehr, wie die reizende Frau jetzt an dem Fuß der Treppe von dem jungen Grafen Podſtadzky empfangen ward, der athemlos die breite, wundervoll geſchmückte, von duftenden Wachskerzen erhellte Treppe herunter eilte, und ſich tief und demüthig vor der ſchönen Frau verneigte.

Sie dankte ihm nur mit einem Lächeln und nahm ſeinen Arm, um ſich von ihm die Treppe hinauf führen zu laſſen in die obern Säle. Schweigend ſchritt ſie an ſeiner Seite dahin, und auch der junge Graf ſchien, befangen und zerſtreut, kein Wort der Anrede finden zu können. Schweigend traten ſie in den Vorſaal, und ihn durchſchreitend in die

lange Reihe dieſer ſtrahlenden, mit wahrhaft fürſtlicher Pracht ausgeſtatteten Säle ein. Aber weder der Graf noch ſeine Begleiterin hatten einen Blick, einen Gedanken für dieſe Pracht, welche ſie umgab; wie von Einem Wunſch geleitet, wandten ſie ihre Schritte dieſem kleinen halbdunkeln Cabinet zu, das daneben dem großen Empfangsſaal ſich befand.

In demſelben angelangt, ließ der Graf die ſchweren Sammetportièren vor der Thür niederfallen, und dann ſchaute er mit einem ſcheuen, raſchen Blick in dem Cabinet umher, als müſſe er ſich überzeugen, daß ſie wirklich allein ſeien.

Keine Furcht, Carlo, flüſterte die Gräfin Baillou mit einem ſeltſamen Lächeln, wir ſind allein, Niemand hört uns! Du kannſt mir ungehindert ſagen, daß ich bezaubernd ſchön bin, denn daß Du das ſagen wollteſt, leſe ich in Deinen Augen.

Meine Augen können eben ſo wenig als meine Lippen nur den hundertſten Theil von dem Entzücken ſagen, das mein Herz bei Deinem Anblick erfüllt, Arabella, ſagte der Graf, die reizende Frau mit leuchtenden Blicken anſchauend. Du biſt ſo ſchön, Arabella, daß es mir ſcheint, die Frauen müſſen Dich haſſen, und die Männer müſſen bezaubert von Dir ſein und Dir Alles gewähren, was Du nur fordern möchteſt!

Sie thun es auch, Carlo, ſagte die Gräfin ſtolz. Sie ſind wirklich ſolche närriſchen Thoren, ſich von einer ſchönen Larve blenden zu laſſen, und um ein paar ſchöner Augen willen ihre Beſonnenheit und Nüchternheit zu verlieren.

Und Du, meine Engel, meine Fee, Du läßt ſie Alle grauſam zu Deinen Füßen ſchmachten und erhörſt keinen von allen Deinen Anbetern! Das iſt es gerade, was ſie unwiderſtehlich an Dich feſſelt, was ſie zu Deinen Sclaven, Dich zu ihrer Herrin macht, daß Du ihnen nicht die kleinſte Gunſt gewährſt! Oh, Arabella, und ich Glückſeliger, Beneidenswerther, ich allein bin es, den Du begnadigſt mit Deiner Gunſt, für mich allein hat dieſe ſtolze, ſiegreiche Gräfin Baillou ein Herz!

Ein Herz! rief ſie mit einem lauten, ſpöttiſchen Lachen. Glaubſt Du noch an ſolche alberne Chimäre, Carlo? Du irrſt, mein armer Freund, ich habe kein Herz, ich habe keine Liebe, und an der Stelle, wo bei andern Frauen ein Herz ſchlagen mag, da ſind bei mir aller-

liebſte kleine Barren von Gold und Silber aufgehäuft, und ſtatt der Liebesſeufzer flüſtern meine Lippen Zahlen, Zahlen, nichts als Zahlen! Sechs Millionen, ſieben Millionen, acht Millionen, das ſind die Seufzer meiner Liebe!

Einſt warſt Du anders, Arabella, einſt ſah ich Dein Antlitz in Liebe leuchten, hörte ich Deinen Mund Worte der Liebe, der Verzweiflung flüſtern!

Einſt! Du ſprichſt von meinem vergangenen Leben, von den Tagen, die jenſeits des kalten Tiberſtromes lagen. Still von ihnen! Die Arabella, die ich damals war, liegt in der Tiber begraben, und jener Thörin, die an Liebe, an Treue, an Glück und Unſchuld glaubte, iſt damals ganz Recht geſchehen. Die Gräfin Baillou hat nichts gemein mit ihr. Sie iſt in der Tiber getauft für die Welt der Sünde, des Verrathes, des Egoismus, der Lüge und des Verbrechens, und Du, Carlo, Du haſt bei ihrer Taufe Gevatter geſtanden. Du haſt die neue Weltbürgerin unterrichtet in der Kunſt des Lebens, und jetzt, Du allzu empfindſamer Lehrer, jetzt verlangſt Du auf einmal von Deiner Schülerin, daß ſie noch ein Herz habe!

Das kommt daher, daß Deine unvergleichliche Schönheit, Deine Anmuth und Liebenswürdigkeit mich plötzlich hat empfinden laſſen, daß ich noch ein Herz habe, Arabella.

Sie lachte wieder laut und ſpöttiſch, und doch lag etwas finſter Drohendes in ihren Augen. Du empfindeſt, daß Du ein Herz haſt, Carlo? Du haſt davon gerade ſo viel wie der Haſe, der immer in der Ferne das Knallen der Flinte zu hören glaubt und davon rennt, noch bevor der Jäger ſichtbar iſt!

Du ſiehſt indeſſen, Arabella, rief der Graf lachend, ich bin nicht davon gerannt, ich bin hier geblieben, obwohl mir zuweilen iſt, als ob ich ſchon ganz nahe an meinem Ohr das Knallen des mörderiſchen Gewehrs vernähme, und als ob der Jäger, der mich erlegen wird, ſchon dicht hinter mir ſtände!

Haſenphantaſie, ſagte ſie achſelzuckend. Sieh doch um Dich, Carlo, gedenke doch daran, was wir waren, und was wir jetzt ſind. Alle unſere Pläne ſind geglückt, unſere kühnſten Wünſche haben ſich erfüllt.

Wir tanzen über einem Abgrund, den wir uns mit Blumen überdeckt haben, murmelte er leiſe.

Aber wir tanzen doch, ſagte ſie lachend, und je länger wir tanzen, deſto weiter werden wir uns von dem Abgrund entfernen, bis wir uns endlich hinein tanzen in den Hafen des Glückes, der Sicherheit und des Reichthums.

Ah, Du ſpotteſt meiner, Arabella, ſagte er düſter. Ich fürchte, ich habe mich verrechnet, und meine Pläne werden dereinſt als meine Ankläger wider mich aufſtehen!

Haſenphantaſie! ſagte ſie wieder, aber dies Mal nicht mehr lächelnd ſondern verächtlich und zürnend. Anfangs warſt Du ſo kühn, ſo ſiegesgewiß, und jetzt zitterſt Du? Und doch begünſtigt das Glück jeden unſerer Schritte, doch leben wir in ſeinem vollen Sonnenſchein und kein Schatten des Mißtrauens umdüſtert unſere hellen Lichtgeſtalten. Jedermann bewundert, liebt und beneidet uns, Jedermann drängt ſich zu unſern Feſten und ſelbſt der Kaiſer verliebt ſich in die ſchöne Gräfin Baillou, und hält es nicht unter ſeiner Würde, das Hôtel des Grafen Liechtenſtein Podſtadzky zu beſuchen und Theil zu nehmen an dem Feſt, von welchem ganz Wien ſeit acht Tagen ſpricht, und dem die Gräfin Baillou als Dame Patroneß vorſtehen wird! Oh, Carlo, iſt das nicht eine Geſchichte, über welche die Götter im Olymp, wenn ſie es hörten, in ein homeriſches Gelächter ausbrechen müßten?

Du haſt Recht, Arabella, rief der Graf ſchnell erheitert, es iſt eine Geſchichte zum Lachen, und daß der Kaiſer meine Einladung angenommen, das iſt das Schild der Meduſa, welches wir unſern Gläubigern vorhalten wollen und welches ſie verſteinern wird.

Gläubiger! ſagte ſie achſelzuckend; haben wir denn Gläubiger?

Leider haben wir deren, rief der Graf lachend. Die guten Schafe ſind willig hineingegangen in die Netze, die wir ihnen geſtellt. Die bezahlten Rechnungen des erſten Vierteljahrs haben ſie ſicher gemacht, und uns einen unbegrenzten Credit eröffnet. Ach, Arabella, tritt doch einmal hinein in die Reihe dieſer Säle, ſchau auf die fürſtliche Pracht, die uns umgiebt, auf die funfzig Lakayen, die da unten in ihren goldſtrotzenden Livréen meiner Gäſte harren, auf meinen Marſtall, in dem zwanzig der köſtlichſten Pferde ſtehen, in meine Küchen, in denen franzöſiſche Köche ein Heer von Küchenjungen commandiren und Speiſen für unſere Tafel bereiten, Speiſen, von denen eine Schüſſel oft mehr als fünfhundert Gulden koſtet, und endlich ſieh auf mein Gewand, das

mit seinen Brillanten wohl funfzigtausend Gulden werth ist,*) und auf Deinen Schmuck, der eben so viel gilt. Und dies Alles, mein holder Engel, dies Alles gehört uns, und ist doch das Eigenthum dieser guten Schafe, die so dumm waren, sich von uns überlisten zu lassen, und welche dafür den Ehrentitel „Gläubiger des Grafen Liechtenstein" gewonnen haben!

Ein wahrer Edelmann muß Schulden haben, sagte die Gräfin lächelnd. Haben nicht die Fürsten Lobkowitz, Schönborn, Colloredo und wie sie Alle heißen mögen, Schulden, die noch ungeheuerlicher sind als ihre Einkünfte, umlagern nicht Tausende von Gläubigern ihre Paläste, daß selbst das Heer ihrer Lakayen kaum im Stande ist, sie von der Thür ihres Herrn zurückzuhalten? Ein ordentlicher Cavalier muß Schulden haben, und je mehr Gläubiger er hat, desto mehr muß man ihn für reich halten, denn nur wer viel Geld hat, hat viel Credit! Und dann, Carlo, wer hindert Dich, Deine Gläubiger zu bezahlen?

Zu bezahlen? fragte der Graf fast ängstlich. Du meinst doch nicht, daß —

Daß Du bezahlen solltest, wie Du es schon einmal gethan hast? Ja, das meine ich, Carlo! Deine Banknoten sind gut, bezahle, mein Freund, bezahle! Und dann, wenn alles Dies unser eigen ist, alle diese Schätze uns gehören, dann führen wir unsern letzten großen Plan aus, dann verkaufen wir Alles, unsere Meubles, unsere Paläste, unsere Silberservices, unsere Pferde und unsere Brillanten, verkaufen Alles, aber nicht gegen Banknoten, sondern nur gegen schönes, klingendes Silbergeld! Dann fort, fort in die Welt, fort nach der schönen Zauberstadt Paris, das sich, wenn wir reich, ungeheuer reich sind, zu unsern Füßen hinschmiegen wird, wie der bezähmte Löwe zu den Füßen der reinen Jungfrau. Oh, mein Freund, Geld macht unschuldig und mächtig, glücklich und geehrt, Geld bedeckt die Schande, und entschuldigt das Verbrechen! Geld —

Ein leises Klopfen an der Außenthür des Cabinets machte sie

---

*) Solche kostbaren Herrentoiletten waren damals nichts Seltenes. Bei einem der Hoffeste zum Beispiel trug der Graf Palm ein Gewand, das siebenzigtausend Gulden gekostet hatte, und der Fürst Liechtenstein eine Uniform, die über hunderttausend Gulden Werth hatte.

verstummen. Der Graf eilte hin, zu öffnen, während die Gräfin Baillou rasch durch die Portière in den großen Saal zurücktrat.

Es war der Haushofmeister des Grafen, welcher kam, seinem Herrn zu melden, daß so eben eine tief verschleierte Dame vorgefahren sei, welche durchaus begehre, den Grafen in einer dringenden Angelegenheit zu sprechen.

So führen Sie dieselbe hier herauf in den Empfangssaal, sagte der Graf. Die Gräfin Baillou wird gewiß die Gnade haben, sie zu empfangen.

Gnädiger Herr, die Dame begehrt durchaus, Sie ganz allein zu sprechen. Sie sagt, sie habe Ihnen eine Mittheilung von der äußersten Wichtigkeit zu machen.

Der Graf stutzte. Eine Mittheilung von der äußersten Wichtigkeit? wiederholte er. Nun denn, so führe die geheimnißvolle Dame hier herein!

Der Haushofmeister eilte fort und Graf Podstadzky trat in den Saal. Die Gräfin Baillou stand neben der Portière und empfing ihn mit einem Lächeln.

Ich habe Alles gehört, sagte sie, ihm leicht mit dem Finger drohend, aber ich erkläre, daß ich dieses Rendezvous im Halbdunkel des Cabinets nicht dulden werde. Haben Sie die Güte, mein Jupiter, diese geheimnißvolle Schöne hier im Saal beim Glanz des Kerzenlichtes zu empfangen, und mich in das Boudoir eintreten zu lassen. Das ist weniger gefährlich für uns Alle und erlaubt uns, das Antlitz dieser Dame zu erkennen, die es wagt, ihre Tugend und Unschuld hierher in den Löwenrachen zu tragen! Ich ahne, wer die Dame ist, und es gelüstet mich, diese stolze Spröde einmal in der Nähe zu sehen!

Sie meinen, daß es Rahel Eskeles ist? fragte der Graf.

Gräfin Baillou nickte. Sie kommt ohne Zweifel, um ihres Geliebten Verzeihung anzuflehen für die Schmach, welche ihr Vater ihm angethan! Fort also! Eile der Dame entgegen, Carlo, und führe sie hier herein, während ich mich in das Cabinet hier flüchte. Aber sei auf Deiner Huth, denn sobald ich Gefahr für mich wittere, trete ich zwischen Euch!

Sie nickte dem Grafen lachend zu und trat in das Cabinet ein, die Portière sorgsam hinter sich zuziehend. Graf Podstadzky aber eilte

nach der Thür des Salons und begegnete an derselben der geheimnißvollen Unbekannten, die eben, gefolgt von dem Haushofmeister, den Corridor herauf schritt.

V.

Mutter und Sohn.

Mit einer nachlässigen Verbeugung und einem leichtfertigen Lächeln bot der Graf der Unbekannten, deren ganze Gestalt ein schwarzer Mantel verhüllte, deren Gesicht sich unter dichten schwarzen Schleiern barg, den Arm, und führte sie in den Salon. Der Haushofmeister schloß hinter ihnen die Thür, und inmitten dieses leuchtenden, glänzenden Raums stand jetzt der Graf der schweigenden, ernsten Gestalt gegenüber.

Sind wir hier allein? fragte sie mit zitternder, leiser Stimme.

Ganz allein, meine reizende Sphinx, sagte der Graf, nur Gott Amor wird hier die süßen Geheimnisse belauschen, die Dein reizender Mund mir verkünden wird. Aber zuerst erlaube mir, diese neidischen Schleier zu lüften und Dein himmlisches Antlitz zu schauen, mein geheimnißvoller Engel! Gestatte mir, unter der Nacht dieser Hüllen die Sonne Deiner Schönheit hervorleuchten zu lassen!

Er zog die Dame weiter vor in den Saal, gerade zu dem Candelaber hin, der neben dem Eingang zu dem Cabinet aufgestellt war, und von welchem zwanzig Wachskerzen ihr Licht ausströmten.

Die Dame sträubte sich nicht, sie wehrte es dem Grafen nicht, als er jetzt seine Hände zu ihrem Haupt erhob, um die Schleier von demselben fortzuziehen und ihr Antlitz zu erhellen.

Sie stand unbeweglich, wie erstarrt da und ließ es geschehen, daß er ihren Mantel öffnete, daß er die Schleier zurückschlug.

Aber wie er den letzten Schleier hob, tönte ein Schrei des Entsetzens von des Grafen Lippen, und rückwärts taumelnd ächzte er: Meine Mutter! Oh, meine Mutter!

Hinter der Portière hervor erschallte ein leises, höhnisches Lachen, aber die Beiden achteten nicht darauf, sie hörten nichts als das stür-

miſche Klopfen ihrer Herzen, ſie ſahen nichts als ihre beiden bleichen tiefbewegten Geſichter.

Ja, Deine Mutter iſt es, welche zu Dir kommt! ſagte die bleiche, hohe Frauengeſtalt, Deine Mutter, welche einſt feierlich gelobt hat, niemals wieder die Schwelle Deines Hauſes zu überſchreiten, niemals wieder Dir ihr Haus zu öffnen! Aber ein Mutterherz kann nicht ewig zürnen, es verzeiht ſelbſt dem Verbrecher! Ich komme, mein Sohn, um Dir meine Vergebung zu bringen! Ich komme, um Dich zu warnen, um Dich zu retten, wenn ich es noch vermag!

Der junge Graf antwortete noch immer nicht. Er war wie entſetzt zurückgewichen von ſeiner Mutter, und ſchaute ſie jetzt aus der Ferne mit ſtarren, traurigen Blicken an. Ihre Worte machten keinen Eindruck auf ihn, vielleicht hatte er ſie gar nicht gehört; in ſich erſchauernd murmelte er leiſe vor ſich hin: iſt das meine Mutter? Oh, ihr Haar iſt ſo weiß geworden, ihre Stirn iſt ſo tief gefurcht!

Die Gräfin lächelte traurig. Du findeſt mich verändert ſeit den zwei Jahren, die Du mich nicht geſehen? Thränen und ſchlafloſe Nächte machen alt, und ich habe viel um Dich geweint und um Dich gewacht! Aber die Liebe läßt ſich nicht hinwegweinen, ſondern nur der Zorn, und in den ſchlummerloſen Nächten iſt in dem Mutterherzen die Sehnſucht nach ihrem einzigen Sohn immer mehr erwacht, und hat mit angſtvollen Augen um ſich geſchaut nach ihrem Liebling, und hat ſich entſetzt, als ſie ihn endlich gefunden, umgeben von Pracht und Glanz, in der Fülle des Reichthums und des Ueberfluſſes! Oh, mein Sohn, Dein Reichthum iſt es, der mich hergetrieben, Deine Pracht hat mein Herz mit ſolcher Angſt, ſolchem tödtlichen Schrecken erfüllt, daß ich alles Andere vergaß, und nur die Eine Pflicht noch fühlte, zu Dir zu eilen, Dich zu warnen!

Und weshalb willſt Du mich warnen, meine Mutter? fragte der junge Graf, der jetzt ſeine ſichere, ſorgloſe Haltung wieder gefunden.

Ich will Dich warnen, mein Sohn, weil vielleicht ſonſt das Unglück bald mit furchtbarer Gewalt über Dich herein brechen könnte!

Ah, ich fürchte das Unglück nicht, rief der Graf mit einem übermüthigen Lachen. Woher ſollte mir auch jetzt in der Fülle des Glücks und des Reichthums das Unglück kommen?

Von Deinem Vater, mein Sohn, ſagte ſeine Mutter ernſt, und

indem sie dicht zu ihm herantrat und ihre Hand auf seine Schulter legte, sagte sie mit leiser hastiger Stimme: Dein Vater weiß nicht, daß ich hier bin, er würde es mir nie verzeihen, wenn er erführe, daß ich unsern Schwur gebrochen, daß ich dem Gelübde untreu geworden, welches wir vor zwei Jahren in jener fürchterlichen Stunde geleistet haben! Ich muß Dich heute an jene Stunde erinnern, Carl, ich muß Dir Alles das zurückrufen, was damals zwischen uns geschah, muß Dir die Veranlassung vergegenwärtigen, weshalb ein unglückliches Elternpaar den einzigen Sohn von seinem Herzen verstieß.

Warum wollen Sie diese Vergangenheit heraufbeschwören, da wir sie doch Beide kennen, und schwerlich vergessen haben? fragte der Graf achselzuckend. Ich habe wenigstens nichts vergessen, ich sehe noch meinen Vater, blaß vor Wuth, mit geballter Faust auf mich zuschreiten, ich sehe meine Mutter, welche mit flammenden Augen neben ihm steht, und ihre Hand nicht erhebt, um die Faust meines Vaters aufzuhalten, und sie fällt nieder auf die Schulter ihres Sohnes, der, in Ehrfurcht vor seinem Vater, sich nicht zur Wehre setzt, sondern nur mit einem Schrei des Entsetzens zurücktaumelt, und wie zerschmettert in seine Kniee sinkt. Ah, meine Mutter, fuhr der Graf mit zitternden Lippen, mit einem wilden höhnischen Lächeln fort, gehen Sie doch zu meinem Vater, und erinnern Sie ihn an jene Stunde, wo ein unnatürlicher Vater den Fluch aussprach über seinen unglücklichen Sohn, und ihn mit Verwünschungen fortstieß von der Schwelle seines Hauses, wo er in seiner Wuth die Faust aufhob gegen den Sohn, den die Ehrfurcht wehrlos machte! Oh, Mutter, Mutter, bis dahin war ich nur ein Leichtsinniger gewesen, aber in jener Stunde empfing ich von meinem Vater den Ritterschlag des Verbrechers. Sagen Sie ihm das, sagen Sie ihm, daß ich ihn verantwortlich mache für Alles, was geschehen, für Alles, was noch geschehen kann, daß Er der böse Dämon ist —

Still, unterbrach ihn seine Mutter mit gebieterischem Ton, Du lästerst Deinen Vater, Du willst die Schuld auf ihn wälzen, und weißt wohl, daß Du allein der Schuldige bist. Du sprichst von den Schrecknissen dieser Stunde, aber nicht von den Ursachen dieser Schrecknisse! Du sagst nicht, weshalb Dein Vater seiner Liebe vergessen und Dir fluchen mußte, Du sagst nicht, was es war, das ihn in so schmerzliche Wuth versetzen konnte! Sage auch das, sprich es aus, damit diese

glänzenden Räume es hören, damit dieſe Kerzen auslöſchen, damit die Brillanten Deines Kleides ihren Glanz verlieren vor Entſetzen: weshalb fluchte Dir Dein Vater? Was hatteſt Du gethan? Ich befehle Dir, es mir zu ſagen, denn ich will wiſſen, ob der reiche Graf Carl Podſtadzky es nicht vergeſſen hat. Sprich, was hatteſt Du gethan, weshalb Dein Vater Dir fluchte?

Ich hatte falſche Wechſel gemacht, murmelte der Graf, ganz beherrſcht von dem ſtolzen gebieteriſchen Weſen ſeiner Mutter, und vor ihren flammenden Blicken die Augen niederſchlagend.

Ja, Du hatteſt falſche Wechſel gemacht, wiederholte ſie drohend. Du hatteſt die Handſchrift Deines Vaters unter Papiere geſetzt, welche Du Deinen Gläubigern gegeben, Du haſt mit dem trügeriſch nachgeahmten Namen Deines Vaters Dir eine Million erſchwindelt. Du warſt ein Fälſcher und Betrüger, der Sohn Deines Vaters war zu einem Verbrecher geworden!

Warum erkannte mein Vater ſeine Unterſchrift an? fragte der Graf mit erzwungener Harmloſigkeit. Es ſtand ja bei ihm, die Handſchrift als unächt zu erklären. Er würde ſich dadurch eine Million erſpart haben!

Er würde ſeinen Namen der Schande überliefert haben, rief die Gräfin energiſch. Er würde ſeinen einzigen Sohn den Gerichten haben überliefern müſſen, und das Verbrechen, welches jetzt nur heimlich das Glück Deiner Eltern mordete, wäre dann vor aller Welt zu unſerer Schande bekannt geworden! Dein Vater ſchwieg alſo und bezahlte die Wechſel. Aber um es zu thun, mußte er ſeine Güter verpfänden, mußte er Alles hingeben, was er beſaß. Wir ſind arm geworden, um uns die Ehre zu retten, wir haben bisher ſchweigend und in der Stille uns allen Entbehrungen unterzogen, wir haben es lächelnd erduldet, daß man uns geizig nannte, daß man unſern Geiz als die Urſache des Zerwürfniſſes zwiſchen uns und Dir anführte, wir haben es Niemand verrathen, daß unſere Güter verkauft und verpfändet ſind. Man hält uns noch immer für die reichen Leute, die wir einſt waren, man lacht und verſpottet uns um unſers Geizes willen! Wir haben dazu geſchwiegen, und auch Dein Vater würde noch ferner ſchweigen, wenn nicht jetzt ein neuer furchtbarer Verdacht gegen Dich in ihm erwacht wäre. Ganz Wien ſpricht von dem Glanz Deines Hauſes, erzählt von

Deinem Reichthum, Deinen Feſten, und mit Schaudern fragt ſich Dein Vater, woher Dir dieſer Reichthum kommt? Woher Du, der Du Dein eigenes Vermögen vergeudet, der Du nichts beſitzeſt, und nichts zu erben haſt, als die bezahlten Wechſel Deines Vaters, woher Du plötzlich wieder dieſen Reichthum genommen, der ganz Wien in Erſtaunen verſetzt?

Ich habe einen Schatz entdeckt, das iſt klar, rief ihr Sohn mit einem rauhen Lachen.

Wenn es ſo iſt, dann antworte das der Welt, ſobald ſie die Erklärung Deines Vaters geleſen!

Die Erklärung meines Vaters? Was will er thun?

Er will öffentlich und freimüthig in den Zeitungen die Welt über den Irrthum aufklären, in dem ſie befangen iſt, wenn ſie ihn für reich hält. Er will es laut bekennen, daß wir arm und mittellos ſind, daß wir nichts mehr beſitzen, als eine Revenue von ſechstauſend Gulden, die auch nach unſerm Tode unſern Gläubigern anheim fällt, er will mit ſeinem Ehrenwort verſichern, daß ſein Sohn nichts mehr von ihm zu erben hat, daß er arm und mittellos iſt, wie ſein Vater.

Wenn er das thut, bin ich verloren, rief der Graf, überwältigt von dem erſten Schrecken.

Ach, es iſt alſo wirklich ſo wie ich ahnte, ſchrie die Mutter verzweiflungsvoll. Du biſt verloren, wenn Dein Vater bekennt, daß er nicht reich iſt, daß er Dir nichts zu hinterlaſſen hat. Du haſt alſo Andere getäuſcht mit dieſer Erbſchaft, Du haſt Vortheil davon gezogen, daß man Deinen Vater einen reichen Geizhals nennt? Sieh mich an, Carl, ſieh mir in das Auge, in das Auge Deiner Mutter, welche Dich einſt ſo grenzenlos geliebt hat, ach, Dich vielleicht noch grenzenlos liebt. Sieh mich an, und ſage mir, woher haſt Du dieſen Reichthum? Von wem kommt Dir dieſe Pracht und dieſer Glanz?

Der Graf verſuchte es, ſeine Augen auf das bleiche angſtvolle Antlitz ſeiner Mutter zu heften, mit offenem Blick ihrem Anſchauen zu begegnen, aber er vermochte es nicht. Vor ihren flammenden durchbohrenden Augen ſenkte er den Blick zu Boden.

Die Gräfin ſah es und ein tiefes Aechzen quoll aus ihrer Bruſt hervor, ihre ganze Geſtalt ſchwankte und zitterte, aber ſie faßte ſich gewaltſam zuſammen. Dicht zu ihrem Sohn hintretend, legte ſie ihre

beide Hände an seine Wangen, hob sein Gesicht empor und starrte ihn an in athemloser, fürchterlicher Angst.

Es war eine stumme Scene voll grauenvoller Beredtsamkeit, voll entsetzlicher Pein, und selbst der Graf Podstadzky fühlte sein Herz bewegt davon.

Woher hast Du Deinen Reichthum, mein Sohn? zischelte die Gräfin, deren Zähne auf einander schlugen, wie im Fieberfrost. Woher kommt Dir all dies Gold und die Pracht? Sage es mir, ich bin immer noch Deine Mutter, und ich werde Dich nicht verrathen, aber ich werde suchen, Dich zu retten.

Du kannst mich nicht mehr erretten, meine Mutter, flüsterte der Graf dumpf in sich hinein.

Ah, das heißt, Du bekennst, daß Du schuldig bist! rief seine Mutter mit einem lauten Schmerzensschrei. Aber nein, nein, ich will's nicht glauben, ich kann's nicht glauben! Ich will Dich auch nicht mehr fragen, woher Dir der Reichthum gekommen! Ich will nichts mehr wissen von der Vergangenheit, sie soll ausgelöscht sein aus meinem Gedächtniß und auch aus dem Deinen, mein Sohn. Ich will nur noch wissen, ob Dir Gefahr droht, und ob ich meinen Sohn erretten kann. Dein Vater ist unbeugsam, Du weißt es, er wird diese Erklärung geben, er wird es laut vor aller Welt sagen, daß er arm ist, daß Du nichts von ihm zu erben hast, und dann wird das Unwetter über Dir zusammenbrechen, ich fühle das, ich weiß es, Gott flüstert es meinem Mutterherzen zu, damit es den Sohn errette, der einst unter ihm gelegen!

Gott! rief ihr Sohn, sich gewaltsam noch einmal aufraffend aus der tiefen Bewegung, die ihn fast überwältigte. Gott kümmert sich nicht um mich und weiß wenig davon, ob ich sterbe und verderbe!

Aber Gott hat Erbarmen mit den Schmerzen und der Verzweiflung einer Mutter, rief die Gräfin, und er wird Dir vergeben um Deiner Mutter willen, welche bereit ist, um Deinetwillen Alles zu verlassen, ihre Heimath, ihren Namen, ja selbst den Gemahl, den sie liebt, und mit dem sie dreißig Jahre des Lebens Last und Qual getragen hat. Komm, mein Sohn, laß uns entfliehen, weit, weit fort in die Welt gehen, wo uns Niemand kennt, Niemand von uns weiß. Verlasse diesen stolzen Palast, der bald in Trümmer über Dir zusammenfallen und Dich zerschmettern wird. Folge mir in irgend ein stilles Thal

der Schweiz, da wollen wir uns niederlassen unter irgend einem fremden Namen, da wollen wir als einfache Bauersleute uns hingeben an die Stille und den Frieden der Natur, da wollen wir neue Menschen werden und ein neues Leben beginnen.

Ach, meine Mutter, wenn ich das könnte, rief der Graf, wenn ich mich erretten könnte von dem Verbrechen und der Schande! wenn — Thränen erstickten seine Stimme, Thränen, die er nicht mehr im Stande war, zurückzuhalten, die Bächen gleich sein Antlitz überströmten, das er jetzt schamvoll und zitternd in seinen Händen barg.

Ein Ausdruck seligen Entzückens flog über das Gesicht seiner Mutter hin. Er weint, rief sie, ich habe sein Herz gerührt, denn er weint seine ersten Thränen der Reue. Um dieser Thränen willen wird Gott Dir vergeben, mein Kind. Nun komm, fliehe dieses Haus des Verbrechens, sage, daß Du es willst, und in dieser Nacht noch reisen wir ab. Sieh, ich habe heimlich meine alten Familienbrillanten verkauft, damit wir ein kleines Capital haben, mit dem Du Dein neues Leben beginnen kannst, dafür wollen wir uns in irgend einem abgelegenen Thal der Schweiz einen Bauerhof kaufen, und da sollst Du Bauer werden!

Ein helles melodisches Lachen erschallte hinter ihr und eine spöttische Stimme rief: Bauer! Der Graf Podstadzky soll Bauer werden!

Die Gräfin wandte sich um und sah hinter sich eine junge Frau von blendender Schönheit, strahlend im Glanz der Jugend, funkelnd von Brillanten und Geschmeide, welche mit einem harmlosen anmuthigen Lächeln der Gräfin in das erstaunte, fragende Antlitz sah.

Arabella! flüsterte der Graf, und mit einer raschen Bewegung nahm er sein Tuch und trocknete die Thränen aus seinen Augen fort.

Die beiden Frauen blickten einander noch immer an, die Eine lächelnd, sieggewohnt, die Andere finster und mit drohendem Zürnen. Dann wandte die Gräfin langsam ihr Haupt nach ihrem Sohn hin. Wer ist diese Frau? fragte sie, mit erhobenem Finger auf Arabella hindeutend.

So komm doch her zu mir, Carlo, und stelle mich der Frau Gräfin Mutter vor, rief Arabella lachend. Beobachte noch ein wenig die Formen und Ceremonien der Welt, denn noch bist Du ja nicht der idyllische Bauer des einsamen Schweizerthals!

Sie hat uns belauscht! rief die Gräfin verächtlich.

Ja, ich war dort in jenem Cabinet, sagte Arabella lächelnd, ich

hatte das Glück, dieser ganzen erhabenen Scene beizuwohnen. Frau Gräfin, Sie haben gespielt wie eine Heldin, aber wie mir scheint, wurden Sie von Ihrem Sohne schlecht unterstützt. Die Rolle eines zerknirschten Sünders zu spielen, ist ein sehr undankbares Geschäft, und als verlorner Sohn heimgeholt zu werden, hat immer den Anschein des Lächerlichen. Und dieser verlorne Sohn soll noch dazu zur Sühne einen Bauernkittel tragen und sich in eine Idylle auflösen!

Wer ist diese Frau? fragte die Gräfin zum zweiten Mal.

Ihr Sohn hatte jetzt vollkommen seine Fassung und Ruhe wieder gewonnen. Er näherte sich Arabella, und ihre Hand fassend, sagte er: meine Mutter, ich habe die Ehre, Ihnen hier die Gräfin Baillou vorzustellen, die Dame Patroneß meines heutigen Festes.

Die alte Gräfin erwiederte die tiefe Verbeugung Arabellens nur mit einem stolzen Kopfnicken und wandte sich wieder an ihren Sohn. Wirst Du jetzt mit mir kommen, mein Sohn? fragte sie.

Aber, gnädigste Gräfin, rief Arabella lächelnd, wie könnte der Graf Podstadzky jetzt wohl sein Hôtel verlassen, jetzt in dem Augenblick, wo er die ganze Aristokratie Wiens, wo er den Kaiser selbst in diesen glänzend geschmückten Sälen empfangen wird.

Höre nicht auf sie, mein Sohn, höre nicht auf die Stimme des bösen Engels, der Dich in's Verderben stürzen wird, bat die alte Gräfin, ihre Augen mit einem flehenden, zärtlichen Ausdruck auf ihren Sohn heftend. Denke an Alles das, was ich Dir gesagt habe, mein Sohn, denke an das Verderben, welches Dich bedroht, und folge mir, rette Dich vor dem Verbrechen und der Schande! Wirf all diesen leeren Tand des Luxus, diesen gleißnerischen Plunder des Reichthums von Dir und komm! Oh mein Sohn, steh' nicht so bleich und unentschlossen da! Raffe Dich auf und sei ein Mann!

Ja, wiederholte Arabella lachend, raffe Dich auf und sei ein Mann, und laß Dich nicht schelten wie ein Schulknabe, sondern habe den Muth, frei zu sein! Was kümmert es diese Dame, woher Du Deine Reichthümer nimmst, und wie viel Schulden Du machst, da sie dieselben nicht bezahlen will? Was kümmert sie überhaupt der Graf Podstadzky, da diese unnatürlichen Eltern sich von ihm losgesagt und den Sohn von ihrer Schwelle verstoßen haben?

Höre nicht auf ſie, mein Sohn, ſie iſt Dein böſer Dämon! ſagte die Gräfin. Antworte mir, willſt Du mit mir kommen?

Eine Pauſe trat ein. Arabella heftete ihre großen Augen mit einem lächelnden zärtlichen Blick auf den Grafen. Er begegnete dieſem Blick und ſchien aus demſelben ſich Muth und Entſchloſſenheit zu erſchauen.

Nein, meine Mutter, ſagte er endlich, nein, ich bleibe! Weshalb ſollte ich auch gehen? Ich bin hier glücklich, geehrt und zufrieden, ich bin reich und unabhängig, ich bleibe! Laſſen wir es genug ſein dieſer tragi-komiſchen Scene! Das Glück lächelt mir entgegen mit allen ſeinen Genüſſen, ich wäre ein Thor, ihm den Rücken zu kehren! Ich bleibe!

Zum erſten Mal heut haſt Du geſprochen wie ein Mann, ſagte Arabella, ihm mit den Spitzen ihrer roſigen Finger einen Kuß zuwerfend.

Du haſt gewählt zwiſchen mir und ihr, rief die Gräfin feierlich. Noch einmal bot Dir das Schickſal die Hand, Du haſt ſie verſchmäht, jetzt wird das Verderben über Dich hereinbrechen! Lebe wohl, unglücklicher, verlorner Sohn! Möge Gott Dir gnädig ſein!

Sie wandte ſich ab, warf ihren Mantel wieder um und ließ ihren Schleier wieder über ihr Antlitz niedergleiten.

Ihr Sohn wagte es nicht, ihr behülflich zu ſein, denn obwohl er ſie nicht anſah, fühlte er doch, daß Arabella ihn anſchauete mit ihrem faſcinirenden, ſpöttiſchen Blick, und dieſer Blick hemmte ſeinen Fuß und bannte ihn an ſeine Stelle. Er ließ es ſchweigend geſchehen, daß ſeine Mutter ſich entfernte; ſie that es ohne einen weitern Gruß oder Blick; hochaufgerichtet, ernſt und langſam ſchritt die ſchwarze, verhüllte Geſtalt durch die glänzenden prachtvollen Säle dahin, und die flammenden Kerzen, und die funkelnden Luſtres, an denen ſie vorüberſchritt, warfen ihre Schattengeſtalt über dieſe goldenen Tapeten, dieſe funkelnden Spiegel, und unter dieſem dunklen Schatten der entfliehenden Mutter erbleichte der Glanz und die Pracht dieſer Säle.

Immer weiter und weiter entfernte ſich die dunkle Geſtalt. Der Graf blickte ihr athemlos nach, jetzt, als ſie dort hinten den letzten der Säle betreten, als ſie der Ausgangsthür ſich näherte, machte er eine Bewegung, als wollte er ihr nacheilen, aber ſofort legte ſich die roſige Hand Arabella's auf ſeinen Arm.

Bleibe, mein Freund, bleibe, ſagte ſie zärtlich. Von jetzt an will

ich Deine Mutter ſein, wenn Du denn durchaus eine Mutter haben willſt, Du zärtliches Mutterſöhnchen.

Er ſchloß ſie mit einer wilden Leidenſchaftlichkeit in die Arme. Nein, ich brauche keine Mutter, ich will keine Mutter haben! Ich brauche nur Dich, nur eine Geliebte, welche mir treu iſt, welche mich nie verläßt, und mir überall hin folgt, auch auf das Schaffot!

Pfui, welch ein häßliches Wort, ſagte die Gräfin lächelnd, wie ſchlecht paßt das zu dieſen Sälen und zu uns ſelber! Sieh, mein Carlo, wenn wir einander umſchlingen, ſo iſt es eine halbe Million Gulden, welche ſich in unſern Brillanten küßt, und mein begeiſtertes Herz ſingt wieder ſein altes Liebeslied: Vier Millionen, fünf Millionen, ſechs Millionen! Heute Abend müſſen wir glänzende Geſchäfte machen, Carlo! Ich ſelbſt werde Bank halten! Die Dame Patroneß wird wohl das Recht haben, wenn der Kaiſer fort iſt, beim Pharao zu präſidiren, und Du weißt wohl, meine Karten verſagen mir niemals!

Nein, Deine Karten verſagen Dir niemals, meine himmliſche Zauberin, rief der Graf, einen wilden Kuß auf ihre Lippen drückend. Schaffe uns Millionen, meine Zauberin, und dann laß uns fliehen! Oh, mit Dir will ich fliehen bis an das Ende der Welt, mit Dir auch in ein einſames Schweizerthal!

Aber nicht als Bauern, ſondern als Herren wollen wir da leben, Carlo! Die ganze Welt ſoll uns beneiden um unſers Reichthums willen. Alſo muthig vorwärts, wir müſſen erſt unſere Millionen haben! Und höre, Carlo, ſei vernünftig und mache nicht wieder ein eiferſüchtiges Geſicht, wie neulich. Der alte Obriſt Szekely liebt mich bis zur Raſerei, und er iſt reich. Er ſoll heute Abend beim Pharao neben mir ſitzen, und ich verſichere Dich, dieſer Platz wird ihm viel Geld koſten!

Ich glaub's, ich glaub's, denn Du haſt Deine Karten gut gemiſcht, und —

Eben trat der Haushofmeiſter in den Saal. Ein Laufer des Kaiſers iſt ſoeben angelangt, gnädiger Herr!

Was bringt er?

Se. Majeſtät bedauern, heute Abend nicht hierher kommen zu können, Se. Majeſtät iſt verhindert!

Es iſt gut, Duval! Wie, noch ſonſt Etwas?

Es ſind noch einige andere Boten gekommen, gnädiger Herr! Die

beiden Fürſtinnen Lichtenſtein, die Gräfin Thun und die Fürſtin Eſterhazy haben gleichfalls geſchickt und ſich entſchuldigen laſſen.

Gut, gut, Duval! Gehen Sie, unſere Gäſte werden bald kommen!

Der Haushofmeiſter entfernte ſich, und die Beiden blieben wieder allein. Jetzt war das Lächeln von Beider Antlitz verſchwunden, und mit trüben, verſtörten Mienen ſchauten ſie einander an.

Der Kaiſer läßt abſagen? fragte der Graf leiſe.

Und auch die vier erſten Damen der Geſellſchaft, die tonangebenden Damen, in deren Geſellſchaft der Kaiſer immer ſeine Abende zuzubringen pflegt, auch ſie laſſen ſich entſchuldigen? flüſterte Arabella. Seltſam! Was bedeutet das?

Ja, was bedeutet das? wiederholte der Graf, und wie er jetzt mit ſcheuem Blick vor ſich hinſtarrte, war es ihm, als ſähe er wieder durch dieſe glänzenden Säle da vor ſich die dunkle Trauergeſtalt ſeiner Mutter dahin gleiten, die mit einem ſchwarzen Schatten ſeine Pracht und ſeinen Reichthum verdunkelte.

Das bedeutet, daß das Unheil über uns kommt, Arabella, flüſterte er leiſe.

Nein, Deine Gäſte kommen, rief ſie lachend. Hörſt Du nicht das Heranrollen der Equipagen! Jetzt Muth, Carlo, Muth! Weg mit den Falten und dem trüben Blick! Ein klares Auge, eine wolkenloſe Stirn und ein heiteres Lächeln für Deine Gäſte, Graf Liechtenſtein Podſtadzky!

Die Thüren des erſten Saals flogen eben auf, und die Damen rauſchten herein in ihren glänzenden Toiletten, begleitet von ihren Cavalieren in den reichen Uniformen, mit den funkelnden Ordensſternen auf ihrer Bruſt.

Graf Liechtenſtein Podſtadzky eilte ihnen entgegen mit wolkenloſer Stirn und klarem Blick, und die Gräfin Baillou, die Dame Patroneß, empfing ſie mit einem bezaubernden Lächeln.

VI.

Der doppelte Schwur.

Du willſt mich ſchon wieder verlaſſen, mein Geliebter? Oh, bedenke, daß es drei lange, lange Wochen her iſt, ſeit ich Dich zuletzt

geſehen! Bleibe, mein Günther, bleibe! Sieh, es iſt noch ſo früh, Niemand wird mich im Hauſe vermiſſen, und mein Vater verläßt ſein Comtoir nicht vor neun Uhr! Oh, mir ſcheint, wir haben uns noch ſo Vieles zu ſagen, ſo Vieles mit einander zu verabreden. Bleibe, denn eine tödtliche Angſt befällt mich jetzt, da Du gehen willſt! Wer weiß, Günther, wann wir uns wiederſehen!

Morgen, alle Tage, wann Du willſt, meine Rahel! Jeden Morgen werde ich, wie heute, in der frühen Morgenſtunde hinter der Mauer an der Pforte Eures Gartens ſtehen und warten, ob meine Rahel kommt, mir die Pforten des Paradieſes zu öffnen und mich einzulaſſen in den Himmel!

Und jeden Morgen werde ich, ſo wie der Tag graut, hinunter eilen in den Garten; ſelbſt Sturm und Regen ſoll mich nicht hindern, die Liebe trotzt allen Ungewittern und iſt immer voll Sonnenſchein und Gluth. Und hier im Pavillon, hier ſind wir ja geborgen gegen die rauhe Luft und die kalte Neugierde der Welt. Hier iſt Niemand bei uns als Gott, und der ſieht in unſere Herzen und ſegnet den Bund unſerer Liebe.

Oh, Rahel, wie ich Dich anbete um dieſes freudigen, heitern Vertrauens willen! Du biſt meine Heldin, meine tapfere Minerva! Wenn ich bei Dir bin, fürchte ich nichts, ich bin voll Zuverſicht und Vertrauen, und nicht der leiſeſte Schatten verdüſtert mir mein Himmelsglück. Aber fern von Dir, Rahel, fern von Deinen glänzenden Augen, da kommen die Zweifel und die Sorgen, da kommt die Entmuthigung und die Furcht.

Und was fürchteſt Du, mein Geliebter?

Ich fürchte Alles, Rahel! Ich fürchte den Stolz und die Strenge Deines Vaters, und ſein täglich wachſender Reichthum macht mich zittern. Oh, in dem Stolz dieſes Reichthums wird er des armen Günther lachen, der es wagt, ſeine Tochter zu lieben, und doch nichts beſitzt, was in den Augen des reichen Eskeles Flies Werth hat, keinen Rang, keine Titel und keinen Reichthum.

Aber eine edle Seele und ein großes Herz! rief Rahel, ihren Geliebten mit flammenden Blicken anſchauend; einen erhabenen Geiſt und ein reiches Gemüth, das beſitzeſt Du, mein Günther. Und beſitzeſt Du nicht außerdem noch das Vertrauen des Kaiſers? Biſt Du nicht ſein

erſter Geheim-Secretair? Nennt er Dich nicht ſeinen Freund, hat er Dir nicht jetzt wieder einen Beweis Deiner Anerkennung gegeben?

Ja, rief Günther mit einem bittern Lachen, er hat „zum Dank meiner Verſchwiegenheit und Treue", wie es in dem Reſcript heißt, mein Gehalt von zweitauſend auf dreitauſend Gulden erhöht. Dies iſt eine Genugthuung und eine Freude für mich, aber es iſt keine Anerkennung in den Augen Deines Vaters. Er, welcher ſeinem erſten Buchhalter vielleicht ein doppelt ſo hohes Gehalt giebt, er blickt mit Verachtung nieder auf den armen Beamten, deſſen einziger Vorzug iſt, daß er ſeinem Kaiſer treu dient, der nichts hat auf der Welt, um das ihn der reiche Herr Eskeles Flies beneiden könnte. Oh, Rahel, warum biſt Du nicht ein armes Mädchen, warum iſt Dein Vater ſo reich, daß ſein Geld ſelbſt meine Liebe verdächtigt!

Läſtere Dich nicht ſelbſt, mein Geliebter, ſagte ſie glühend. Niemand wird es wagen, Dich des Eigennutzes zu beſchuldigen, Niemand wird in dies ſtolze, edle Antlitz, auf dieſe hohe, gedankenreiche Stirn ſchauen und Dich einer unedlen, gemeinen Regung fähig halten. Und dann, mein Günther, was würde es Dir auch nützen, daß mein Vater reich iſt, da Du doch niemals ſein Eidam werden kannſt, da Eure ſtrenge, unduldſame Chriſtenreligion es Dir niemals geſtatten wird, der Gemahl der Jüdin zu werden.

Oh, wärſt Du arm, meine Rahel, dann würde ich verſuchen, Dich mir und meiner Religion zu gewinnen. Dann würd' ich Dich auf meinen Knieen anflehen, Dich meinem Gott, welcher der Gott der Liebe und der Verſöhnung iſt, zuzuwenden, und dem Juden-Gott, welcher der Gott der Rache und der Verdammniß iſt, zu entſagen. Vielleicht möchte es meiner Liebe, meinem Flehen gelingen, Deinen für alles Große, Edle und Erhabene begeiſterten Sinn der heiligen Lehre Chriſti zu erſchließen und ihm eine gläubige Jüngerin, mir ein liebendes Weib zu gewinnen.

Günther, niemals würde mein Vater einwilligen, daß ich eine Chriſtin werde! ſagte Rahel mit ſchnell umdüſtertem Angeſicht. Wenn ich der Religion meiner Väter entſagte, würde er ſterben vor Gram und Zorn, aber bevor er ſtürbe, würde er mir fluchen!

Du ſagſt das ſo ruhig, und es iſt doch das Todesurtheil meiner Liebe und Hoffnung, was Du ausſprichſt! rief Günther verzweiflungsvoll.

Rahel blickte ihm mit leuchtenden Augen und einem ſtolzen glück-

lichen Lächeln in das erregte Angeſicht. Ich ſage das ſo ruhig, weil ich meiner ſelbſt bewußt bin, weil ich weiß, was ich will! Weißt Du es nicht, mein Günther? Weißt Du es nicht, daß Deine Rahel Dir treu ſein will, daß ſie nie und nimmer von Dir laſſen kann und wenn Erd' und Himmel ſich auflehnten gegen unſere Liebe? Daß ſie Erd' und Himmel trotzen, daß ſie mit freudigem Jauchzen in den Abgrund des Verderbens, der Schmach und Schande ſich ſtürzen würde, ehe denn ſie ihrer Liebe entſagte? Dir gehört meine ganze Seele, Dir gehört mein ganzes Herz, und muß ich denn einſt wählen zwiſchen Wien und meinem Vater, ſo wähle ich nur Dich. Darauf baue, darauf hoffe, denn das ſchwöre ich Dir bei dem Gott da droben, bei dem Gott, zu welchem die Chriſten wie die Juden beten, niemals wird Rahel Eskeles Flies eines andern Mannes Weib, als nur das Deine, und wenn ihr Vater ſie deshalb verſtoßen will, ſo wird ſie kommen, ſich an Deine Bruſt zu retten!

Und an dieſer Bruſt ſoll Rahel Schutz finden gegen alles Ungemach und alles Leid der Welt, rief Günther feierlich. Ich ſchwöre es Dir bei Deinem Gott und bei meinem Gott, meine Bruſt ſoll der Schild ſein, welcher mein edles, hochherziges Weib beſchützt und ſichert, daß die Bosheit und die Verleumdung nicht mit ihren vergifteten Pfeilen ihre reine und keuſche Stirn verletzen kann, an meinem Herzen ſollſt Du Sicherheit, Ruhe und Frieden finden! Aber ich darf zu der Tochter des reichen Eskeles Flies nicht ſagen: Entfliehe dem Hauſe Deines Vaters, entſage Deinem Gott, und komm zu mir, ſei mein Weib, theile mit mir ein einfaches und beſcheidenes Loos." Ich darf nur ſagen: „Rahel, ich liebe Dich grenzenlos, jeder Schlag meines Herzens gehört Dir! Wärſt Du eine Bettlerin, würde ich ſtolz und glücklich zu Dir eilen, um Dich in mein Haus zu führen, um Dich zur Herrin und Gebieterin alles Deſſen zu machen, was mein iſt! Da Du aber reich biſt, muß ich Dich erwarten und Deines Rufes harren. Ja, Rahel, ich erwarte Dich! Jeden Tag, jede Stunde erwarte ich Dich! Mein Herz ſehnt ſich nach Dir ewig und unausſprechlich, mein Haus harrt ſeiner Herrin. Aber ſie muß kommen ungerufen und freiwillig; freudig muß ſie mir angehören wollen, muß ſie fühlen und erkennen, daß ihre Stelle einzig und allein an meiner Seite iſt! Aber nicht meine Worte und meine Liebe ſollen Dich zu dieſer Erkenntniß

führen, Rahel, ſondern nur Dein eigenes Herz und Deine eigene Liebe! Ich harre dieſer beſeligenden Stunde, ich erwarte Dich! Und dies ſei unſer Lebewohl für heute! Ich muß fort, aber meine Seele bleibt bei Dir zurück!

Und mein Herz geht mit Dir fort! ſagte Rahel, ſich an ihn ſchmiegend. Er ſchloß ſie feſt in ſeine Arme und preßte einen glühenden Kuß auf ihre nicht widerſtrebenden Lippen. Dann ſchauten ſie einander an mit leuchtenden Augen und ſeligem Lächeln.

Morgen ſehen wir einander wieder, Rahel?

Morgen, mein Geliebter. Du haſt den Schlüſſel zur Gartenpforte und im kleinen Pavillon erwarte ich Dich! Ich habe meinem Vater wohl verſprochen, Dich nicht in unſerm Hauſe zu empfangen, aber von dem Pavillon und dem Garten habe ich nichts geſagt. Die Liebe iſt ſophiſtiſch und Gott verzeiht es ihr. Morgen alſo erwarte ich Dich hier.

Und jeden Tag und jede Stunde erwarte ich Dich bei mir, meine Rahel! Die Liebe lenke Dein Herz, daß ich nicht ewig umſonſt Dich erwarten muß! Lebe wohl!

Er küßte noch einmal ihre glühenden Lippen, dann eilte er der Thür zu. Rahel folgte ihm und ſchaute ſeiner ſchlanken hohen Geſtalt nach, wie ſie mit jugendlicher Haſt durch die Baumgänge dahineilte. Dann hob ſie den ſchwärmeriſchen Blick zum Himmel empor. Mein Gott, beſchütze unſere Liebe! flüſterte ſie leiſe. Bewahre ſie vor Ungewittern, aber wenn ſie kommen, gieb mir die Kraft, ihnen zu widerſtehen!

Langſam, geſenkten Hauptes, ganz ihren Gedanken und Träumen hingegeben, ſchritt ſie dann die Allee hinauf dem Hauſe zu. Niemand begegnete ihr auf ihrem Wege, Niemand ſchien es geſehen zu haben, daß Rahel in ſo früher und ungewohnter Morgenſtunde ſchon den Garten beſucht hatte.

Rahel fragte auch nicht darnach, ſie dachte nur an ihn, nur an ihren Geliebten, ſie ſchaute auch nicht ſeitwärts nach den Fenſtern, hinter denen das Arbeits-Cabinet ihres Vaters lag. Sie ſah nicht, wie dort die Gardine ſich leiſe bewegte, und die glühenden, ſchwarzen Augen ihres Vaters hinter den Scheiben hervor mit zornigen Blitzen ſich auf ſie richteten, wie er ihr nachſchauete mit finſter bewölkter Stirn. Sie ging ſtill und gedankenvoll weiter, und erſt, als ſie in ihre Gemächer trat, als ſie, um ſich ſchauend, ſich wiederfand inmitten des

Glanzes und der fürſtlichen Pracht, da erwachte ſie aus ihren beſeligenden Träumen, und mit einem bangen, ſchmerzlichen Seufzer flüſterte ſie: ach, warum bin ich nicht eine Bettlerin, nicht eines armen Chriſten Kind! Dann würde Rahel das beneidenswertheſte Geſchöpf ſein, wie ſie jetzt das beklagenswertheſte iſt! Dann würde mein Geliebter nicht nöthig haben, mich zu erwarten, und —

Sie ſchreckte zuſammen und ſchwieg. Es war ihr, als hörte ſie da draußen die Stimme ihres Vaters. Ja, ſie hatte ſich nicht getäuſcht. Er war es, er ſprach auf dem Corridor mit einem der Diener. Jetzt nahete er ſich ihrer Thür, jetzt fragte er anpochend: biſt Du ſchon aufgeſtanden, meine Tochter? Darf ich eintreten?

Rahel eilte, ohne zu antworten, nach der Thür hin, und öffnete ſie. Ihr Vater trat ihr entgegen mit offenem, heiterm Geſicht, und begrüßte ſie mit einem Lächeln.

Schon angekleidet, meine Tochter? fragte er, ſeinen Arm um ihren Nacken legend und ſie ſanft an ſich drückend. Ich fürchtete ſchon, meine reizende Rahel noch im Schlummer zu ſtören, oder ſie bei ihrer Toilette zu überraſchen, und nun finde ich ſie nicht einmal mehr im Negligée, ſondern ſchon in voller Toilette. Coquettirſt Du mit der Morgenſonne, die da ſo neugierig zum Fenſter hereinſchaut und mit ihren Strahlen Dein reizendes Antlitz küßt, oder erwarteſt Du vielleicht wieder irgend einen bethörten Herrn Grafen, dem ich nachher hinausleuchten ſoll?

Nein, mein Vater, ich erwarte Niemand, und bin ganz glücklich, daß Du hier biſt.

Und wenn Du erſt weißt, was mich herführt, dann, meine Rahel, dann wirſt Du erſt glücklich ſein! Gedenkſt Du noch jenes Tages, meine Tochter, wo ich Dir erzählte von den Plänen meiner Zukunft? Damals waren ſie noch leere Träume, aber jetzt ſollen ſie Wirklichkeit werden! Gedenkſt Du noch, was ich Dir verſprach, als Du meinen Wunſch erfülleteſt und mir die Strafe des ſtolzen und übermüthigen Grafen Podſtadzky überließeſt und mir ihn herbeſchiedeſt zum Rendezvous.

Nein, mein Vater, ich beſinne mich nicht, daß Du erſt nöthig hatteſt, mir Verſprechungen zu machen, um mich Deinen Befehlen gehorſam zu finden!

Ah, Du biſt ſehr gütig, Rahel, Du willſt mich nicht erinnern an ein Verſprechen, von dem Du meinſt, daß ich es Dir nicht erfüllen

kann! Aber ich habe es nicht vergeſſen, und ich will Dir meine Worte zurückrufen! Ich ſagte: „Zum Dank dafür, daß Du mir den Grafen opferſt, will ich Dir eines Tages eine Freiherrnkrone auf Dein ſchönes jungfräuliches Haupt ſetzen!“

Es war ein großmüthiger Scherz, mein Vater, ein Scherz, der keine Erfüllung haben kann, und auch keiner Erfüllung bedarf.

Es war ein ernſtes, feierliches Verſprechen, mein Kind, ein heiliges Gelöbniß, das ſeine Erfüllung haben mußte, und es jetzt auch haben ſoll. Du ſiehſt mich erſtaunt an, meine Tochter? Nun, findeſt Du nicht, daß eine Veränderung vorgegangen iſt mit mir? Iſt nicht mein ſchwarzes Haar germaniſch blond geworden? Hat ſich nicht meine krumme Naſe lang gezogen, und iſt nicht der orientaliſche Schnitt meines Geſichtes auf einmal ganz ausgelöſcht und verſchwunden? Sage ehrlich, Rahel, findeſt Du denn gar keine Veränderung an mir?

Nein, mein Vater, ich finde Dich, Gott ſei Dank, ganz unverändert.

Pah, ſolch ein jämmerliches Ding iſt es alſo um eine Freiherrnkrone, daß man ſie gar nicht bemerkt auf der Stirn deſſen, der ſie trägt, und ſo wenig Kraft iſt in dem Ritterſchlag, daß er nicht einmal das bischen Judenthum aus meinen Mienen fortſchlägt! Ich bin ein Freiherr geworden, und meine kluge Tochter Rahel merkt es nicht einmal.

Du warſt ſchon immer ein freier Herr, mein Vater, denn Du warſt reich, und das Gold macht frei, und der Millionair Eskeles Flies iſt alſo auch durch ſich ſelber ſchon der Freiherr Eskeles Flies.

Ah, das iſt ein ſtolzes und ſchönes Wort, Rahel, ein Wort, wie es nur eine Jüdin im vollen Gefühl ihrer Würde ſprechen kann, rief ihr Vater. Ich danke Dir für dieſes Wort, meine Tochter, und will es Dir bezahlen mit Etwas, was Dir Freude machen wird. Ich habe geſtern für Dich einen ganzen Wagen voll alter Incunabeln und Handſchriften, mit den ſeltenſten und ſchönſten Miniaturen verziert, gekauft, und Du kannſt Dir davon eine Bibliothek einrichten, mit den päpſtlichen Bullen und Breven, um welche die größten Bibliotheken meine gelehrte Tochter beneiden können.

Oh, ich danke Dir, mein Vater, für dieſe Schätze von ſo unermeßlichem Werth.

Unermeßlichem Werth! Die Kloſterbibliotheken werden von den Commiſſarien des Kaiſers aufgeräumt mit derſelben Liebenswürdigkeit,

mit welcher einst die Vandalen dergleichen Schätze bei den Gothen zerstört haben mögen. Ich kaufte diese Incunabeln, diese Handschriften, Bullen und Miniaturen bei einem von unsern Leuten, welcher viele Wagen voll, den ganzen Wagen für zehn Gulden, erstanden hatte.*) So habe ich die herrlichsten Schätze der Gelehrsamkeit von der Stampfmühle gerettet, und die christliche Wissenschaft mag uns dafür dankbar sein. Du sollst die päpstlichen Bullen und Breven, und die Pergamenthandschriften und Miniaturen haben, und noch schönere Schätze habe ich für Dich gekauft! Wundervoll gearbeitete goldene Amulette und Kelche und Schaalen, eines Benvenuto Cellini würdig. Habe sie auch erhandelt von einem von unsern Leuten, der sie gekauft auf den Kloster-Auctionen. Er wollte alle die kostbaren und heiligen Dinge eben einschmelzen, und in Gold- und Silberbarren verwandeln. Haha, die kostbaren Kirchengefäße, welche einst die christlichen Bischöfe geheiligt und geweiht haben, die hat jetzt der Jude vom Schmelztigel gerettet, und die herrlichen Klosterschätze, welche der freisinnige Kaiser als eine Waare feil geboten, die hat der freisinnige Jude gekauft und vor dem Untergang bewahrt.

Der freisinnige Jude durfte das thun, und es wird ihm keinen Schaden bringen, mein Vater, aber der Kaiser hätte nimmer so sehr die Heiligkeit seiner eigenen Kirche und Religion verleugnen müssen. Die Uebelwollenden werden es ihm auslegen als Spott und Hohn, und er wird sich mit dieser vorurtheilslosen Freisinnigkeit Mißtrauen und Argwohn erregen bei seinem Volk!

Bah, er gebrauchte Geld, der arme Kaiser, und er nahm es, wo er es finden konnte, rief Herr Eskeles mit einem verächtlichen Achselzucken. Der Kaiser bedarf sehr vielen Geldes, um alle die Kassen wieder zu füllen, welche die großmüthige Maria Theresia ausgeleert hat. Sie gab mit vollen Händen aus, er will mit vollen Händen einnehmen, und das ist ein viel schwereres und undankbareres Geschäft, als das seiner Mutter! Es ist wahr, er geht etwas rücksichtslos bei seinem Geldsuchen zu Werke, und indem er sich zu einem geldsuchenden Banquier für sein Volk macht, hat er vergessen, daß er auch das Vorbild christlicher Frömmigkeit für sein Volk sein sollte. Ach, was würden sie nicht

*) Hübner Th. I. S. 180.

ſchreien und hohnlachen, dieſe Chriſten, wenn wir Juden die heiligen Tempelgeräthe verkaufen wollten, um uns Geld zu ſchaffen! Wie würden ſie nicht wieder Zeter rufen über den jüdiſchen Schachergeiſt, dem nichts heilig ſei, als das Geld, der keine andere Religion hat, als den Reichthum! Ich will Dir aber ſagen, meine Rahel, wenn die Chriſten Geld gebrauchen, ſind ſie ſchlimmer, wie der habgierigſte von unſern Leuten es ſein kann, denn es iſt ihnen dann nichts mehr heilig, und ſie verlieren in der Angſt und Noth ihres Herzens ihre Beſinnung und ihren Verſtand, ihr Nachdenken und ihre Würde. Nie würde der Jude ſein Allerheiligſtes verkaufen, und ſollt' er verhungern und verdurſten, denn er würd' fürchten den Zorn Gottes und den Fluch ſeines Volkes; aber der Chriſt fürchtet nichts, wenn er Geld gebraucht, und er würd' lieber ſeinen eigenen Vater verkaufen, als Hungers ſterben! Wenn Du ihnen viel Geld giebſt, ſo beugen ſich dieſe ſtolzen Chriſten ſelbſt vor dem Juden und werden ihm unterthänig, und geben ihm von ihren Ehren und von ihren Würden. Und ſo iſt denn der Jude Eskeles Flies, weil er viel Geld geben konnte, jetzt zu dem Freiherrn von Eskeles Flies geworden!

Wie, mein Vater! rief Rahel erſtaunt. Es iſt alſo wirklich kein Scherz? Du, der ſtolze, der unabhängige, der reiche Banquier Eskeles, Du haſt es für nöthig gefunden, Dich mit dem elenden Tand eines Titels zu ſchmücken, und vor Deinen ſchönen alten Namen das hohle Wort „von" zu ſetzen?

Warum ſollte ich es nicht thun, Rahel? Bei den Chriſten iſt alles käuflich, warum ſollte der Jude ihnen alſo nicht die Schmach anthun, von ihnen zu kaufen, was ihnen ſonſt am höchſten iſt, ihren Adel und ihre Wappen? Hab' mir eine Freiherrnkrone und ein Wappen gekauft, wie ich mir oder Dir einen Brillantſchmuck oder ſonſt ein Juwel kaufe. Ich kann den Freiherrn bezahlen, warum ſollt' ich ihn alſo nicht kaufen? Ich wollt' ihn haben, um dieſen Chriſten ihren Hochmuth und ihren Stolz in's Geſicht zu werfen, um ſie zu ärgern und zu verhöhnen, und ihnen zu zeigen, daß auch der Jude ein vornehmer Mann ſein kann, wenn er nur die Mittel dazu hat, und wenn er's nur bezahlen kann.

Aber wie war's nur möglich, daß Du es erlangen konnteſt? fragte

Rahel. Wie durfteſt Du es nur wagen zu fordern, was noch niemals exiſtirt hat? Ein jüdiſcher Baron!

Gerade darum forderte ich es! lachte ihr Vater. Ich habe für den Kaiſer gethan, was auch noch niemals exiſtirt hat, hab' ihm Millionen geliehen ohne Zinſen und Intereſſen auf ein Jahr. Jetzt ließ mich der Kaiſer rufen, um mir mein Geld wiederzugeben, und ich mußte ihm erzählen von meinen Fabriken und den großen Handelsplänen, die ich noch für die Zukunft habe. Er war erfreut darüber, und mir freundlich zunickend, legte er ſeine Hand auf meine Schulter und rief: „Hätte ich viele tüchtige und energiſche Kaufherren, wie Sie, in meinen Landen, ſo würde das ſchwarze Meer bald der Hafen unſerer Handelsſchiffe ſein!" — Und weiter dann forderte er mich auf, zum Dank für meine dem Staat geleiſteten Dienſte mir irgend eine Gnade zu erbitten.

Und da erbateſt Du Dir den Baronstitel?

Da erbat ich mir den Baronstitel! Der Kaiſer ſtutzte und ſeine großen blauen Augen richteten ſich mit einem wunderbaren leuchtenden Blick auf mein Antlitz; er mocht' etwas darin leſen von meinen Gedanken, denn auf einmal lächelte er und ſagte: „Sie wollen meine Ariſtokraten, die ſich von Ihnen Geld borgen und ſich doch ſo erhaben über Sie dünken, ein wenig ärgern, nicht wahr? Nun, ich finde Ihren Gedanken nicht ſo übel, denn es iſt wahr, der Adel hat für ſeinen Uebermuth und Stolz wohl eine Lection verdient. Sie ſind überdies ein ehrenwerther Mann, der meinem Staat mehr gedient hat und ihm nützlicher geweſen iſt, als Viele dieſer großen Ariſtokraten. Ich will Ihnen Ihren Wunſch gewähren! Sie ſollen Baron werden, und noch einige andere verdiente Männer Ihrer Religion werde ich erheben in den Adelsſtand, zum Zeichen, daß ich das Verdienſt zu ehren weiß, wo ich es finde."

So hat Dich alſo die Gnade und die gerechte Anerkennung des Kaiſers geadelt, rief Rahel, Du biſt Baron nicht durch Dein Geld, ſondern durch Dein Verdienſt!

Aber es koſtet mich doch mein Geld, meine Tochter! Der Kaiſer verleiht aus Gnaden den Adel, er macht aus Gnaden Freiherrn und Grafen, aber die Diplome, die koſten Geld! Mein Baronstitel koſtet zehntauſend Gulden, und wenn ich dereinſt zum Grafen avancire, werde

ich der Titelkaſſe, aus welcher der Kaiſer ſeine wohlthätigen Inſtitute erbaut, zwanzigtauſend Gulden zahlen müſſen!*) Aber für jetzt genügt mir der Baronstitel. Er genügt, um dieſe hochmüthigen Ariſtokraten zu demüthigen und ihnen zu zeigen, daß das Geld mächtiger iſt, als alle ihre Stammbäume und ihre Ahnen, daß das Geld auch dem Juden Ahnen geben, und daß er ſich für ſein Geld einen Stammbaum kaufen kann. Jetzt wird es nicht mehr heißen, der reiche Jude Eskeles Flies, ſondern jetzt werden ſie ſich bemühen, den Juden zu vergeſſen, weil der Jude Baron geworden iſt. Jetzt werden ſie ſagen: „der reiche Baron Eskeles Flies," und die Herren Grafen und Fürſten werden kommen, um die Tochter des reichen Barons zu werben, denn Rahel Eskeles Flies wird ihnen nur noch ihre Millionen und ihre Schönheit, aber nicht mehr einen Balken in ihr gräfliches Wappen als Mitgift bringen, denn Rahel Eskeles Flies iſt jetzt eines Baron Tochter! — Aber ſie iſt doch eine Jüdin, und jetzt, da nichts mehr die Ariſtokraten von uns trennt, da wir ihres Gleichen ſind, jetzt ſoll unſer Glaube die unüberwindliche Scheidewand ſein, die wir uns aufrichten gegen dieſe hochmüthigen Chriſten, welche uns einſt geknechtet haben! Sie werden mich den Baron Eskeles Flies nennen, ich aber will ſie daran gedenken laſſen, daß ich auch noch der Jude Eskeles Flies bin, und daß meine ſchöne Tochter, die Baronin Rahel, auch immer noch die Jüdin Rahel iſt. Oh, meine Tochter, dies ſoll unſere letzte und ſchönſte Rache ſein an den Chriſten, daß wir treu halten zu unſerm Volk und unſerm Glauben, daß wir unſere Millionen und unſere Schätze für ſie unzugänglich machen, weil wir bleiben, was wir ſind, Juden! Haben ſie geprahlt vor uns mit ihrem Chriſtenthum, ſo wollen wir's jetzt thun mit unſerm Judenthum, und da ſie uns aufnehmen müſſen in ihre Reihen, wollen wir doch uns abſondern von ihnen durch unſern Glauben. Ich weiß, daß Du denkſt wie ich, meine Tochter, weiß, daß Du treu biſt der Religion Deiner Väter, und nimmer eine Verrätherin und Abtrünnige werden könnteſt. Nicht wahr, Rahel, es iſt ſo?

Zweifelſt Du an mir, mein Vater? fragte Rahel mit leiſer, un-

---

*) Noch theurer war ein Fürſtendiplom. Graf Palm zahlte für ſein Fürſtendiplom fünfmalhunderttauſend Gulden. Groß-Hoffinger Th. IV. S. 40.

ſicherer Stimme, vor den Blicken ihres Vaters, welche mit durchbohrender Gluth auf ihr ruhten, die Augen niederſchlagend.

Nein, ich zweifle nicht, ſagte er, denn wenn ich zweifelte, würde ich auch verzweifeln, wenn ich Dich des Treubruchs fähig hielte, würde ich Dich, die ich anbete, von meinem Herzen ſtoßen, würde ich Dich, die abtrünnige Tochter meines Volks, verwünſchen und —

Halt ein, mein Vater! rief Rahel bebend, bleich vor Entſetzen. Sprich nicht ſo fürchterliche Worte, vor denen mein Herz ergraut!

Du haſt Recht, ſagte ihr Vater hochathmend, ich bin ein Thor, Dich und mich zu ängſtigen mit Schreckniſſen, die niemals kommen werden. Nein, niemals wird Rahel abtrünnig werden ihrem Vater und ihrem Glauben, wie auch ich niemals vergeſſen werde des Gottes meiner Väter und meiner heiligen Religion. Aber damit wir einander gewiß ſind für alle Zeiten, damit wir uns ſtählen gegen alle Verſuchungen, wollen wir einander jetzt in dieſer Stunde, wo ſich eine neue Welt vor uns aufthut, ſchwören mit heiligem Eide, feſt und treu zu halten zu unſerer alten Welt des Gehorſams und des Glaubens. Der Menſch iſt ſchwach und ſchwankend, und ſie werden kommen mit allerlei Verſuchungen, dieſe ſtolzen Chriſten, ſie werden mit Schmeicheleien, mit Bitten, mit Drohungen, mit Ehren und Würden uns zu bekehren ſuchen zu ihrem Glauben, nicht weil's ihnen bangt um unſer Seelenheil, ſondern nur weil ſie's ärgert, daß ein Baron ſollt' Jude ſein können. Ich ſchwöre Dir alſo, meine Tochter Rahel, ich ſchwöre Dir, bei dem Grabe meiner Eltern, bei dem Geiſt Deiner Mutter, ſchwöre Dir bei Allem, was mir heilig und theuer iſt auf Erden und im Himmel, daß ich niemals aufgeben und verlaſſen will den Glauben meiner Väter, daß ich niemals meine Religion aufgeben und mich taufen laſſen will zu der Religion der Chriſten, niemals hineingehen will in ihre Kirchen, um in denſelben Aufnahme zu finden. Solches ſchwöre ich, ſo wahr mir Gott helfe!

Rahel hatte, während ihr Vater mit aufgehobener Hand, mit feierlichem Ernſt ſo ſprach, ihre Hände gefaltet, und das Haupt auf ihre Bruſt geſenkt, ſtarrte ſie mit thränenloſen, weitgeöffneten Augen vor ſich hin.

Haſt Du meinen Schwur gehört und in Dein Herz aufgenommen, meine Tochter? fragte Herr Eskeles Flies nach einer Pauſe.

Ja, mein Vater, flüſterte Rahel mit zitternder Stimme.

Jetzt ist an Dir die Reihe, mein Kind, sagte ihr Vater sanft. Jetzt schwöre auch Du!

Sie hob mit einer raschen Bewegung ihr Haupt empor und schaute ihren Vater angstvoll an. Was soll ich schwören, mein Vater?

Du sollst schwören, wie ich geschworen habe, treu zu bleiben unserm Glauben, und niemals zu der Religion der Christen Dich zu bekennen, niemals Dich aufnehmen zu lassen in ihre Kirche. Schwöre das!

Rahel antwortete nicht, ihr Busen wogte stürmisch auf und ab, ihre ganze Gestalt erbebte. Mit halb geöffnetem Munde, mit angstvollen, großen, fragenden Blicken starrte sie ihren Vater an.

Er begegnete diesen Blicken mit finsterer Stirn, mit drohenden, zürnenden Mienen.

Eine lange Pause trat ein. Man hörte nichts als das fieberhafte Athmen Rahels, das rascher und lauter noch taktirte als die große Roccoco-Uhr dort drüben auf dem marmornen Sims des Kamins.

Kannst Du die Worte nicht finden, um Deinen Schwur zu leisten? fragte ihr Vater endlich nach langem Schweigen, und seine Stimme hatte etwas so Drohendes und Wildes, daß Rahel zusammenzuckte und tödtlich erbleichte. Aber sie schwieg noch immer.

Kannst Du die Worte nicht finden? wiederholte er mit noch drohenderem Ton. Nun wohl, so werde ich sie Dir sagen, und Du wirst sie wiederholen, oder ich —

Sage, was ich schwören soll, und ich werde es thun! rief Rahel angstvoll, ganz zerbrochen von dem unheilvollen, zornigen Blick ihres Vaters.

Sprich also die Worte nach, welche ich Dir vorsagen will, rief ihr Vater. „Ich schwöre bei dem Andenken an meine Mutter und bei Allem was mir heilig ist —

Ich schwöre bei dem Andenken an meine Mutter und bei Allem, was mir heilig ist, wiederholte Rahel langsam, athemlos, indem sie wie zerschmettert auf ihre Kniee niedersank, und die Hände gefalten, ihre großen Augen mit einem Blick voll unendlicher Trauer zu ihrem Vater aufhob.

Ich schwöre, daß ich niemals dem Glauben meiner Väter untreu werden, niemals der Religion der Juden entsagen und mich taufen lassen will zu der Religion der Christen! fuhr Herr Eskeles mit feierlicher Stimme fort.

Ich ſchwöre, daß ich niemals dem Glauben meiner Väter untreu werden, niemals der Religion der Juden entſagen und mich taufen laſſen will zu der Religion der Chriſten, ſprach Rahel ihm nach, mit leiſer thränenvoller Stimme.

Ich ſchwöre, daß ich niemals hineingehen will in ihre Kirchen, um in denſelben Aufnahme zu finden, vollendete Herr Eskeles. Solches ſchwöre ich, ſo wahr mir Gott helfe!

Rahel wiederholte auch dies, dann aber, als ſie geendet, ſtürzte ein Strom von Thränen aus ihren Augen und überfluthete ihr ſchönes, bleiches Angeſicht, und wie zerſchmettert von dem, was ſie gethan, ſank ſie tiefer in ſich zuſammen.

Ihr Vater neigte ſich zu ihr nieder, und ſie mit ſeinen beiden kräftigen Armen umfaſſend, hob er ſie empor, und zog ſie an ſeine Bruſt und küßte voll inniger Zärtlichkeit ihre Augen und ihre zuckenden Lippen.

Jetzt, mein theures, geliebtes Kind, ſagte er, und ſeine Stimme war jetzt wieder ſo ſanft und zärtlich, wie ſie ſonſt immer geweſen, wenn er zu ſeiner Tochter ſprach, jetzt ſind wir einander gewiß, und kein Zweifel und kein Bangen kann jemals zwiſchen uns ſtehen, und unſere Herzen einander entfremden! Du haſt dem Juden genug gethan, mein Kind, jetzt ſollſt Du nur noch den Vater in mir finden, und keinen zärtlicheren, dankbareren und glücklicheren Vater ſoll es geben, als es der Vater des ſchönen Fräuleins Rahel von Eskeles Flies iſt. Oh, mein Kind, ich will Dich umgeben mit der Pracht einer Fürſtin, ganz Wien ſoll ſtaunen über Deine Schönheit, Deinen Glanz, ganz Wien ſoll ſich ärgern über den Reichthum des jüdiſchen Barons von Eskeles Flies, und uns beneiden um unſeres Glückes willen.

Reichthum und Glanz macht nicht glücklich, mein Vater, ſeufzte Rahel traurig.

Aber der Reichthum iſt der Hauptbeſtandtheil des Glücks, ſagte ihr Vater mit einem fröhlichen, harmloſen Lachen. Das Unglück ſelbſt trägt ſich leichter in einem Palaſt, und geneſ't leichter, wenn man es in einer von vier Pferden gezogenen Equipage ſpazieren fährt, als wenn es in zerriſſenem Gewande durch den Schmutz und Staub der Straße dahin ſchleichen muß. Das Glück aber iſt doppelt ſtrahlend, wenn man es hegen und pflegen kann, wenn man es aufputzt mit Brillanten und glänzenden Gewändern, und ihm jeden Tag zu einem

Feſttag verklärt. Und ſo, meine Rahel, ſoll Dein Glück ſein. Strahlend und wolkenlos, beneidet von Allen, und nichts beneidend, weil es nichts entbehrt. Aber horch, da ſchlägt Deine Uhr die zehnte Stunde und mahnt mich daran, daß ich um dieſe Zeit zu einer wichtigen Conferenz muß, bei der ich eine Million zu verdienen hoffe. Leb' wohl alſo, meine Tochter, und wenn ich wiederkehre, hoffe ich meine Rahel mit dem reizenden, glücklichen Lächeln zu ſehen, das ihr ſo gut ſteht, und mit dem ſie alle Herzen gewinnt!

Er neigte ſich zu ihr nieder und küßte ſie auf die Stirn, und ſtreichelte mit zärtlicher Hand ihr glänzendes, ſchwarzes Haar. Mit welchem leichten, zufriedenen Herzen ich Dich jetzt verlaſſe, ſagte er. Die Baronin von Eskeles Flies wird bleiben, was ſie war, eine Jüdin! Ach, mein Kind, ich danke Dir für Deinen Schwur, er iſt Deinem Vater mehr werth, als alle Millionen der Welt. Wüßt' ich doch Etwas, womit ich Dich heute erfreuen könnte!

Liebe mich, mein Vater, ſagte Rahel ſeufzend, liebe mich, das iſt Alles, was ich von Dir erbitte!

Und das iſt gerade das, was Du nicht nöthig haſt zu erbitten, denn die Liebe zu Dir iſt der Athem meines Lebens! Und jetzt eben beſinne ich mich auch auf eine kleine Freude, die ich Dir bereiten kann. Ich habe bemerkt, daß Du Gefallen findeſt an der neuen Einrichtung unſers Gartens, und daß meine Rahel die neuen Anlagen unſers franzöſiſchen Gärtners ihrem Geſchmack gemäß findet, denn ich ſehe Dich ſchon in der Frühe des Morgens den Garten beſuchen. Oh, mein Kind, von heute an werde ich mich alſo beſtreben, den Garten, den Du liebſt, in ein Paradies umzuwandeln. Die herrlichſten tropiſchen Gewächſe ſollen Dir in den Treibhäuſern erblühen, die duftenden Früchte des Südens ſollen für Dich wachſen, und ſtatt des kleinen einfachen Pavillons ſoll ſich ein Marmortempel erheben, der es würdig iſt, daß meine Tochter in ihm ausruht und träumt. Gleich heute ſoll der Bau beginnen, gleich heute ſollen die Maurer, Zimmerleute und Baumeiſter kommen, und den alten Pavillon abreißen, und den Grundſtein legen zu einem kleinen Prachtbau für meine Rahel! Freilich werden in den nächſten Wochen Deine Morgenpromenaden etwas beunruhigt und geſtört werden, denn die Bauleute werden ſehr früh erſcheinen, aber Du haſt doch nicht nöthig, deshalb den Garten zu fliehen, denn die

niedrigen Arbeiter werden für meine ſtolze und vornehme Tochter gar nicht als Menſchen exiſtiren, und ſie wird, ungenirt von ihnen, träumen und ſinnen, und ſich der erwachenden Natur freuen können, wie bisher. Auch ſollſt Du nicht fürchten müſſen, daß irgend ein frecher Dieb oder Bettler ſich mit den Bauleuten in den Garten einſchleichen könnte, denn ich werde an allen Ausgängen des Gartens Wächter aufſtellen, und ſie werden Niemand einlaſſen, der nicht zu den Bauleuten gehört und eine Karte vorzeigen kann. Sei alſo unbeſorgt, Du haſt nicht nöthig, Deine Morgenpromenaden zu unterbrechen, und in einigen Monaten wirſt Du ſtatt des Pavillons einen kleinen Marmorpalaſt haben, um darin auszuruhen. Adieu, mein Kind, adieu! In einigen Stunden ſchon ſoll der Bau beginnen. Adieu!

Er nickte ihr mit einem zärtlichen Lächeln zu und eilte fort.

Er weiß Alles! flüſterte Rahel verzweiflungsvoll. Er kennt meine Liebe zu Günther, darum hat er mich ſchwören laſſen, keine Chriſtin zu werden. Er weiß, daß ich ihn im Garten getroffen, darum läßt er den Pavillon niederreißen und die Wächter an die Gartenpforten ſtellen.

Tief aufſeufzend ſchlug ſie ihre beiden Hände vor ihr Angeſicht und ſaß lange unbeweglich da, ganz verſunken in ihren Schmerz. Auf einmal aber ließ ſie ihre Hände niedergleiten und richtete ihr Haupt raſch empor. Eine glühende Energie leuchtete von ihrem Angeſicht und ihre Augen flammten im Feuer der Begeiſterung.

Ich habe Dir Treue und Liebe gelobt bis zum Tode, mein Geliebter, rief ſie. Und kommt die Stunde, wo ich wählen muß zwiſchen Dir und meinem Vater, ſo wähle ich nur Dich.

VII.

Das neue Begräbniß.

Der Kaiſer hatte ſeine Arbeiten vollendet und war eben im Begriff, ſeinen gewöhnlichen Spazierritt anzutreten, den er täglich nach Beendigung der Arbeiten des Vormittags zu machen pflegte. Sein Lieblingspferd ſtand ſchon geſattelt im Hofe, und daneben in ſeiner einfachen grauen Livrée der Jokey, der allein dem Kaiſer auf ſeinem Spazierritt zu folgen hatte.

Aber wie der Kaiser eben sich anschickte, sein Cabinet zu verlassen, trat der Kammerhusar ein und meldete den Feldmarschall Lacy.

Soll eintreten! rief der Kaiser rasch, und er eilte selbst bis zu der Thür des Vorsaals, um den Feldmarschall zu begrüßen.

Lacy erwiederte den herzlichen Gruß des Kaisers mit einer steifen ceremoniellen Verbeugung, und ein Ausdruck feierlichen Ernstes sprach aus seinen Zügen.

Sire, sagte er, ich erlaube mir, Ew. Majestät um eine Unterredung zu bitten.

Gut, diese Unterredung soll Ihnen werden, mein Freund, sagte Joseph heiter. Machen Sie mir das Vergnügen, mich auf meinem Spazierritt zu begleiten! Man soll Ihnen ein Pferd vorführen, wir wollen in die einsamsten Alleen des Augartens reiten, und da wollen wir unsere Unterredung haben.

Verzeihung, Majestät, ich bitte um eine Audienz hier im Cabinet, und sogleich! Ich sah bei meinem Kommen wohl das Pferd Eurer Majestät gesattelt im Hof stehen, und wußte, daß Sie eben Ihren gewöhnlichen Spazierritt antreten wollten. Wenn ich dennoch komme, und dennoch Ew. Majestät um eine Unterredung hier im Arbeitscabinet bitte, so mögen Sie daraus ermessen, wie wichtig die Dinge sind, über welche ich mir erlauben möchte, mit Ew. Majestät zu sprechen.

Und sie erleiden keinen Aufschub? Wir können nicht vorher zusammen einen Spazierritt machen?

Sire, wenn ich annehmen darf, daß meine Audienz schon angefangen hat, und ich mit meinen Bitten beginnen darf, so ist meine erste Bitte, daß Ew. Majestät heute Ihren Spazierritt aufgeben, und sich heute nicht öffentlich zeigen!

Ah, wahrhaftig, Sie sprechen, als ob ich an der Stelle meines vielgeliebten Schwagers von Frankreich wäre, von dem man sagt, daß er es scheuen müsse, sich öffentlich zu zeigen, weil er das laute Murren seines unzufriedenen Volkes zu fürchten habe.

Sire, nehmen Ew. Majestät immerhin einmal an, daß Sie dasselbe zu fürchten hätten, wie der König von Frankreich, und geben Sie Ihren Spazierritt auf. Thun Ew. Majestät es mir zu Liebe!

Ihnen zu Liebe, ja! sagte Joseph rasch, indem er schellte. Man soll mein Pferd absatteln, ich reite heute nicht! befahl er dem eintre-

tenden Kammerdiener, und sich dann wieder an Lacy wendend, fuhr er fort: Jetzt reden Sie! Was ist es, das Sie veranlassen kann, so ernste und unheilsvolle Worte zu sprechen, und mir zu drohen mit dem Murren meines Volkes?

Sire, sagte Lacy ernst und feierlich, erinnern Ew. Majestät sich noch jenes Tages, als Rosenberg und ich Ihnen gleich nach Antritt Ihrer Selbstherrschaft feierlich bei Allem, was uns heilig ist, bei dem Andenken an unsere Mütter, in Ihre Hand schwören mußten, Ihnen nicht allein immer die Wahrheit zu sagen, wenn Ew. Majestät es forderten, sondern auch, wenn wir unserm Gewissen nach es für nothwendig hielten, Ihnen unaufgefordert die Wahrheit zu sagen?

Ich erinnere mich dessen sehr wohl, mein Freund, aber ich weiß auch, daß Sie Beide leider noch niemals diesem Schwur gemäß mir unaufgefordert Ihren Rath ertheilt, Ihre Meinung gesagt haben!

Sire, heute thue ich es! Heute komme ich, Ew. Majestät zu warnen, zu Ihnen zu flehen, daß Sie ein wenig mehr auf ihre persönliche Ruhe und Sicherheit bedacht sein und nicht so rasch vorwärts schreiten möchten auf diesem gefährlichen Wege der Reformen.

Ach, Lacy, auch Sie! rief Joseph erstaunt. Auch Sie, der Tapferste meiner Tapfern, wollen mich zurückhalten und sprechen mir von den Gefahren meiner Reformen? Wo liegen denn die Gefahren? Was will ich denn? Ich will mein Volk glücklich, aufgeklärt und frei machen, und das so rasch, als möglich!

Das eben ist die Gefahr, Sire! Alles was Sie wollen, ist groß, edel und gütevoll. Aber indem Sie das Gute bezwecken, übersehen Ew. Majestät, daß, wenn man das Gute befiehlt, dies nur als Zwang empfunden, und daher lässig gethan wird. Ew. Majestät wollen in allen Dingen nur das Wohl Ihres Volkes, aber Sie vergessen dabei, daß die Völker eben so gut erzogen werden wollen, wie die Kinder, und daß man die Sclaven nicht in Einem Tag gleich in freie Menschen umformen kann. Ihr Volk hat seit Jahrhunderten geschlafen, es ist dahin geschlichen in der Dunkelheit und Finsterniß des Geistes- und Gewissenszwanges, und jetzt auf einmal wollen Sie es wecken und ihm das volle Licht des Tages geben? Kein Wunder, daß diese an die Dunkelheit gewöhnten Augen sich davon geblendet fühlen, und daß sie nun, statt Ew. Majestät als den Lichtspender zu segnen, Ihnen zürnen

als Dem, der ſie blind gemacht hat. Ew. Majeſtät wollen dieſe vom Prieſterdruck gelähmten Seelen auf einmal erlöſen und frei machen, und weiſen deshalb die Geiſtlichkeit zurück in ihre Schranken und entreißen den Prieſtern die uſurpirten Rechte über Ihre Unterthanen. Aber Sie vergeſſen, daß der lange Druck Ihre Unterthanen an den Zwang gewöhnt hat, daß ſie ſich ſelber fühlen als die Untergebenen ihrer Prieſter, und wie gute Kinder ihre Peiniger und Kerkermeiſter lieben.

Wie gute Hunde, wollen Sie ſagen, rief Joſeph mit einem bittern Lachen. Ich aber will kein Volk von demüthigen, ſchmeichleriſchen Hunden, ſondern ein Volk von denkenden, freien, ſelbſtſtändigen Menſchen. Und das will ich haben ſo raſch als möglich, denn mich widert's an, nur einen Fetzen noch zu ſehen von dieſer Zwangsjacke, in welche die Prieſterherrſchaft mein Volk eingezwängt hat. Ich will ſie zerreißen auf Einen Schlag, ich will, daß mein Volk ungehindert ſeine Glieder regen, daß es aufathmen ſoll aus freier Bruſt. Ich habe nicht Zeit zu temporiſiren, denn ich weiß, was ich zu thun habe, und darum muß es ſchnell geſchehen. Schnell müſſen die altgothiſchen Zwingherrſchaften niedergeriſſen werden, damit ſich über den Trümmern und dem Schutt das Gebäude eines neuen, freien, glücklichen Staats erheben kann.

Wer langſam baut, der baut allein ſicher, ſagte Lacy ſeufzend. Wer auf ſchwachem Fundament einen noch ſo ſchönen und herrlichen Säulenbau aufführen will, wird doch erleben, daß er zuſammenfällt; ſeine ſchönſten Baupläne werden doch nicht verhindern, daß die Säulen zuſammenbrechen und in Staub zerfallen, wenn auf ſchlechtem, unterhöhltem Grund gebaut iſt, oder wenn man dem Bau nicht Zeit gelaſſen hat zu trocknen und in dem freien Luftzug ſich zu härten.

Zeit! Ich habe keine Zeit zu warten, rief Joſeph. Ich gehe ſchnell und ſicher auf mein Ziel los, ohne Warten und Bedenken. Entſchluß und Ausführung muß Eins ſein, denn das Leben iſt kurz, und der Tod ſchaut uns immer über die Schulter. Deshalb darf man nicht ſäumen und nicht ſtille ſtehen auf ſeinem Wege, deshalb muß man auch mit dem Guten ſich beeilen. Ich kann mich nicht damit begnügen, das Gute blos zu ſäen und meinen Nachkommen die glückliche Ernte getroſt zu überlaſſen. Ich muß ſelbſt ſehen, aber auch ſelbſt ernten. Als ich meinen Wienern den Augarten öffnete und ihnen einen ſchatigen Spaziergang ſchaffen wollte, habe ich mich da etwa begnügt,

ihnen dort junge Sprößlinge hinzupflanzen, damit die langsam wachsen und einst unsern Enkeln Schatten gewähren möchten? Nein, ich habe, der ungeheuren Kosten und Mühen nicht achtend, gleich ausgewachsene große Bäume dahin schaffen und in die Erde senken lassen, damit ich selbst und meine Mitmenschen von ihrer Größe und ihrem Schatten Vortheil haben möchten. Und die Erde trägt als sicheres Fundament auch die großen Bäume, die ich in sie versenkt, und mein Volk freut sich der mächtigen großen Alleen, und indem es ihres Schattens genießt, liebt es mich und dankt mir durch sein Wohlbehagen.*) Eben so wird und muß es auch sein mit meiner ganzen Regierung und meinen Reformen. Große Bäume will ich pflanzen, keine Schößlinge. Das Licht will ich geben, aber auch gleich Schatten haben unter meinen Bäumen! Das Alte soll fort, und das Neue will ich an seine Stelle setzen, bevor die alten zusammenstürzenden Ruinen mein Volk zerschmettern.

Die Idee ist erhaben und segensvoll, sagte Lacy seufzend, aber die Praxis kann nicht so schnell den Ideen folgen, und nur langsam und ruckweise kann die Umwandlung der Geister und Menschen geschehen. Die Reformationen, welche sich überstürzen, werden zu Revolutionen, welche Alles zerschmettern, das Gute mit dem Bösen, das Erhabene mit dem Erbärmlichen, und nichts übrig lassen, als ein ödes Chaos, eine ungeheure klaffende Ruine. Reformationen müssen so gemacht werden, wie die Pilgerfahrten der Gläubigen im Mittelalter. Sie thaten nach drei Schritten vorwärts immer einen Schritt rückwärts, um nur besonnen und gestählt in der Geduld und dem Ausharren weiter zu kommen, und sie kamen weiter, wenn auch langsam; der eine Rückschritt hemmte sie, aber er hinderte ihre Reise nicht, sie ruhten zugleich, indem sie gingen, sie überstürzten sich nicht, sondern langten besonnen und ruhig bei ihrem Ziel an.

Ich kann und mag nicht lernen von diesen Pilgern des Mittelalters, rief Joseph ungeduldig. Mein Zweck ist heilig, und darum dürfen auch meine Mittel scharf und energisch sein. Lacy, was ist es denn, das man mir zum Vorwurf macht?

Ew. Majestät reformiren zu viel auf Einmal, und das thut zu Vielen wehe.

---

*) Des Kaisers eigene Worte.

Aber ich reformire doch nur im guten Sinn, ich bin kein Tyrann, der ſein Volk knechtet und in den Staub tritt. Ich will es erheben und frei machen, und doch ſchreit man wider mich, doch hindert man mich überall. Ich habe ſeit dem Antritt meiner Regierung mir jederzeit angelegen ſein laſſen, die Vorurtheile gegen meinen Stand zu beſiegen, mir Mühe gegeben, das Zutrauen meiner Völker zu gewinnen. Seit ich den Thron beſtiegen, habe ich zu beweiſen geſucht, daß das Wohl meiner Unterthanen mich allein beſchäftigt, allein mein Herz ausfüllt, daß ich, um dieſem zu genügen, keine Arbeit, keine Mühe und ſelbſt keine Qualen ſcheue, und daß ich genau die Mittel überlege, welche mich meinem Ziel und meinen Abſichten näher bringen. Dennoch finde ich bei meinen Reformen überall Widerſetzlichkeit, ſelbſt von Denen, welche meine Pläne billigen und meine Abſichten verſtehen. Oh Lacy, das thut meinem Herzen bitter wehe. Wenn ich unbekannt wäre mit den Pflichten meines Standes, wenn ich nicht moraliſch davon überzeugt wäre, daß ich von Gott dazu beſtimmt bin, mein Diadem zu tragen, mit all der Laſt der Verbindlichkeiten und Pflichten, die mir damit auferlegt worden, ſo müßte Mißvergnügen, Unzufriedenheit mit meinem Loos, und der Wunſch: Nicht zu ſein! meine Freudigkeit lähmen und die Ruhe meines Geiſtes bewältigen. Ich kenne aber mein Herz, ich bin in meinem Innerſten von der Redlichkeit meiner Abſichten überzeugt, und hoffe, daß wenigſtens einſt, wenn ich nicht mehr bin, die Nachwelt billiger, gerechter und unpartheiiſcher das, was ich für mein Volk gethan, prüfen wird, daß man mich beurtheilt, während man mich jetzt grauſam und ungerecht verurtheilt.*)

Oh, ich ſehe es wohl, Ew. Majeſtät zürnen mir, rief Lacy traurig, Sie rechnen auch mich zu den Uebelwollenden, welche Ihre erhabenen Ideen nicht anerkennen, das Herrliche nicht ſehen wollen, was Sie bezwecken. Und doch bin ich durchglüht von Bewunderung für Ihr großes Wollen, doch weiß und erkenne ich, was Ew. Majeſtät Ihrem Volke Herrliches und Edles geben und aufrichten wollen. Aber gerade deshalb erfüllt es mich mit Schrecken und Entſetzen, daß dem erhabenen Wollen nicht auch das Vollbringen entſprechen ſollte, daß Ew. Majeſtät ſcheitern könnten mit Ihren hochherzigen Plänen, weil Sie

*) Des Kaiſers eigene Worte. Siehe: Briefe Joſephs II. S. 114.

dabei vielleicht zu wenig auf die Schwäche und Erbärmlichkeit der Menſchen gerechnet, weil Sie, erfüllt von der Heiligkeit Ihres Zweckes, vielleicht zu wenig Rückſicht auf Ihr Zeitalter und Ihr Volk genommen haben. Ew. Majeſtät wollen bei Ihrem Volk durch Befehle, nicht durch allmälige Heranbildung eine Veränderung der Denkungsart bewirken, aber ich fürchte, Sie achten dabei zu wenig auf die Gewalt der Meinung und des Vorurtheils, gegen welche doch die größte Fürſtenmacht nichts vermag, ich fürchte, Sie berechnen zu wenig den Einfluß der Menſchen, denen Ihre Reformen wehe gethan.

Wer ſind dieſe Menſchen, denen ich wehe gethan? fragte Joſeph haſtig. Es ſind die Adligen und die Prieſter, nicht wahr?

Ja, dieſe ſind es zunächſt. Ew. Majeſtät haben durch zu ſchnelle Gleichmachung der Stände, durch die neuen Grafen aus der Finanzwelt, die neuen Barone aus der Judenwelt den alten Geburtsadel beleidigt, welcher bei Ihrer edlen, philoſophiſchen Denkungsart von ſeinem Anſehen eingebüßt hat; Sie haben durch den gerechten Krieg gegen die Hierarchie die Geiſtlichkeit in Aufruhr gebracht, trotz der verliehenen Cenſurfreiheit doch durch jenes Reſcript, in welchem Ew. Majeſtät den Büchernachdruck geſtatten und den Buchhandel mit dem Käſehandel vergleichen, auch die Gelehrten und Publiciſten mißvergnügt und widerwillig gemacht.

Sie mögen Recht haben mit all Ihren Anſchuldigungen, rief Joſeph. Ich habe diejenigen, welche ſich gern die bevorrechteten Stände nennen, wider mich aufgebracht, ſie unzufrieden gemacht und ihnen zu Klagen Anlaß gegeben. Aber ich habe es gethan, weil ich keinem Stand Vorrechte vor dem andern zugeſtehen, weil ich gerecht ſein wollte gegen Alle. Die Bevorrechteten mögen mich haſſen, wenn nur mein Volk mich liebt, und dem Volk, hoff' ich, habe ich keinen Anlaß zum Verdruß gegeben.

Ach, Sire, Sie denken zu edel von dem Volk, ſagte Lacy traurig, und weil ich denn doch geſchworen habe, Ew. Majeſtät ſtets nur die Wahrheit zu ſagen, ſo muß ich meinem Schwur genügen. Ja, Sire, Sie haben auch Ihrem Volk Anlaß zum Aerger und Verdruß gegeben.

Wodurch? fragte der Kaiſer haſtig.

Dadurch, Sire, daß Sie die Vorurtheile und den Aberglauben verachtet und verſpottet haben, daß Sie die Gebräuche und Gewohn-

heiten des Volkes, weil Sie dieselben als schädlich und unheilsvoll erkannten, auszurotten trachteten, ohne Rücksicht darauf, daß Ihr Volk dieselben liebt, an ihnen hängt, und nur allmälig zum Losreißen und Aufgeben derselben mußte gebildet werden. Das Volk zürnt Ew. Majestät, weil Sie ihm die Heiligenreliquien und die wunderthätigen Bilder aus ihren Kirchen entrückt, weil Sie den Handel mit Amuletten, Agnus Dei und geweiheten Zetteln verboten haben, weil sie den Heiligenbildern ihre Allongenperrücken und ihre Reifröcke fortnehmen ließen, weil Sie die Wallfahrten einschränkten, und die Bitt- und Umgänge verboten.

Weil ich den Aberglauben mit all seinem Wust, seiner Heuchelei und Betrügerei beseitigen wollte, um dafür meinem Volk wieder den Glauben und die wahre unverfälschte Religion ohne Schminke, Allongenperrücken und Kleidertrödel zu geben.

Das Volk verwechselt nur zu leicht seinen Aberglauben mit dem Glauben, Sire, und wer seinen Aberglauben heilig hält, den nennt es gottesfürchtig.

Weil menschenfürchtig! unterbrach ihn Joseph.

Ja, Sire, weil menschenfürchtig. Ew. Majestät fürchten die Menschen nicht, sondern Sie lieben sie, und darum wollen Sie auch ihres Aberglaubens nicht schonen, darum wollen Sie die unmündigen Kinder als erwachsene denkende Männer behandeln. Aber sie danken es Ihnen nicht, sie nennen Ew. Majestät einen Gottesleugner, weil Sie die Mißbräuche, die sich die Geistlichkeit erlaubte, abgestellt haben, einen Freigeist, weil Sie den Eid auf die unbefleckte Empfängniß Mariä verboten, einen Despoten, weil Sie die theatralische italienische Kirchenmusik verbannt und befohlen haben, daß man deutsche Gesänge bei der Messe ausführen soll. Oh zürnen Ew. Majestät mir nicht, daß ich es wage, so zu sprechen und Ihnen alles das aufzuzählen, was die Beschränktheit und die Dummheit Ihnen als Verbrechen anrechnet. Ich mache mich zum Ankläger Ew. Majestät, weil ich mich zum Anwalt des Volkes machen möchte, weil ich hierher gekommen bin, um Ew. Majestät zu beschwören, daß Sie dieses armen Volkes sich erbarmen und Mitleid und Schonung haben möchten mit seinen Schwächen und seiner Beschränktheit.

Und ist es etwas Specielles, Lacy, was Sie geändert haben möchten?

Ja, Sire, etwas sehr Specielles, bei welchem ich der Anwalt des Volkes sein will. Ew. Majestät haben eine Verordnung erlassen, welche

das Volk in ſeinen geheimſten Tiefen aufgeregt hat, und — verzeihen Ew. Majeſtät mir dieſen Freimuth, — welche ſo ſehr freigeiſtig und frei von allen Vorurtheilen iſt, daß ſie faſt an die Grenzen des Barbariſchen ſtreift.

Welche Verordnung meinen Sie?

Die Verordnung über das neue Leichenbegängniß, Sire. Ich beſchwöre Ew. Majeſtät, nehmen Sie dieſelbe zurück, beruhigen Sie den aufgeregten geängſteten Sinn Ihres Volkes, welches jammernd und wehklagend ſchreit, daß Ew. Majeſtät nichts heilig ſei, ſelbſt nicht die Todten und die Gräber. Laſſen Sie dem Volk ſeinen Gottesacker und die Gräber ſeiner Angehörigen, auf denen es beten geht.

Nein, auf denen es ſeinem Aberglauben fröhnen geht, rief Joſeph glühend. Ich will nicht, daß der Menſch den geſtorbenen Menſchen unter der Erde ſuche, ſondern ich will, daß er ſeinen Blick zum Himmel erhebe, ich will nicht, daß er das Andenken der Verweſung und des Würmerfraßes feiere, ſondern ich will, daß er den unſterblichen Geiſt liebe, welcher nicht zu finden iſt in der elenden Menſchenhülle und in dem Futteral der Seele. Die Menſchen ſollen ihre Vorangegangenen nicht lieben in den abgeſtandenen todten Leibern, ſondern in dem lebendigen ungeſtorbenen Geiſt, der bei ihnen bleibt und ſich nicht in Gräbern verſchütten läßt.

Sire, Sie ſprechen da von einem idealen Volk, welches niemals geweſen iſt, und das zu bilden der allmächtige Gott Ihnen das Leben eines Methuſalem geben müßte. Aber noch iſt es zu früh mit dieſer Verordnung, welche dem Volk ſo erhabene Begriffe zumuthet, und ſtatt ſich davon geſchmeichelt zu fühlen, empört ſich das Volk.

Sprechen Sie im Ernſt, Lacy? fragte der Kaiſer mit flammenden Augen. Das Volk empört ſich, ſagen Sie?

Ja, Sire, es empört ſich. Geſtern hat das erſte Begräbniß der neuen Verordnung gemäß ſtattgefunden, und ſeitdem iſt das Volk in der höchſten Aufregung. Heut ſoll ein zweites derartiges Begräbniß in einer der Vorſtädte ſtattfinden. Die Nachricht davon iſt wie ein Lauffeuer durch ganz Wien gefahren, ſie iſt wie ein Wuthſchrei in den niedrigſten und elendeſten Spelunken, in den ſchmutzigſten Dachkammern wiederholt worden, und die Bewohner derſelben ſind hinausgeſtürzt auf die Straße mit geballten Fäuſten, Thränen des Zorns in den

Augen, mit einem tiefen Wehegefühl im Herzen, denn ſie fühlen ſich angegriffen und beleidigt in ihren heiligſten Menſchenrechten, ſie fühlen, daß dieſes Verbot: ihren Leichen Särge und ein bleibendes Grab zu geben, nicht die Reichen und Bevorzugten trifft, nicht Diejenigen, welche ſich Erbbegräbniſſe bauen können, ſondern nur die Armen, welche das nicht können.

Die Armen, denen ich das Land, das ſie ſonſt für ihre Gräber nutzlos liegen laſſen mußten, zu beſſerm und vortheilhafterm Gebrauch dienſtbar machen wollte, die Armen, welche ich verhindern wollte, ihr Geld für einen hölzernen Sarg auszugeben, der in der Erde verfaulen muß, damit ſie ſich dafür anderes Holz kaufen können, welches ihre Wohnung wärmt, und bei dem ſie das Eſſen kochen können für ihren hungrigen Leib!

Aber ich wiederhole Ew. Majeſtät, das Volk iſt noch nicht ſo weit vorgeſchritten in der Geiſtesfreiheit und Bildung, um das einſehen und begreifen zu können. Nehmen Sie alſo Ihre Verordnung zurück, Sire, ich beſchwöre Sie darum!

Zurücknehmen! rief Joſeph, und ſein Antlitz flammte auf im Zorn. Ich ſollte zurücknehmen, was ich einmal befohlen habe? Niemals werde ich der Dummheit und dem Uebelwollen ein ſolches Zugeſtändniß machen.

Dann, ſagte Lacy ernſt und feſt, dann iſt es möglich, daß die Flammen der Revolution, welche, wie Ew. Majeſtät mir ſelbſt geſagt, jetzt überall aufglühen, hier in Wien zuerſt zum Ausbruch kommen, und dann werden Sie es ſein, welcher ſie angeſchürt hat. Sire, ich flehe Sie an, haben Sie Erbarmen mit dem armen verdüſterten Volk, das das Licht noch nicht ertragen kann, gehen Sie nicht zu Gericht mit unmündigen Kindern. Bewahren Sie ſich und Ihr Volk vor Aufruhr und Empörung, die Sie wohl dämpfen würden, welche aber das Blut und das Glück vieler Ihrer Unterthanen koſten könnte. Es herrſcht eine Aufregung auf den Straßen, wie ich ſie nie geſehen, Tauſende und aber Tauſende ſtürmen nach der Vorſtadt hin, wo das Begräbniß ſtattfinden ſoll.

Wann ſoll es ſtattfinden? fragte der Kaiſer raſch.

Um drei Uhr Mittags, Sire.

In einer Stunde alſo, ſagte Joſeph, einen raſchen Blick nach der Uhr hinüber werfend.

Ja, in einer Stunde, Sire, und dies kann eine Stunde des Schreckens

werden, wenn Ew. Majeſtät es nicht großmüthig verhindern. Sie haben, um das Volk vom Müßiggang abzuhalten, das Nachfolgen bei den Leichenbegängniſſen verboten, und dieſe arme Handwerkersfrau, welche heut begraben werden ſoll, wird ein Gefolge von Tauſenden haben, und ſelbſt die Polizei, welche zu Hunderten auf der Straße und ſich mit Drohungen und Scheltworten unter die Menſchenhaufen ſtürzt, wird ſie heute nicht hindern können, oder ſie wird es mit Gewalt thun müſſen.

Es iſt alſo ſchon jetzt ein Volksauflauf? fragte der Kaiſer entſetzt.

Würde ich ſonſt um dieſe Stunde hierhergekommen ſein? Würde ich Ew. Majeſtät ſonſt gebeten haben, heute Ihren Spazierritt zu unterlaſſen?

Deshalb alſo? Sie glaubten doch nicht etwa, daß ich mich vor dem Volk fürchten könnte?

Sire, die Wuth des Volkes iſt wie das empörte Raſen eines Tigers, welcher lange im Käfig geſeſſen, und endlich die Eiſenſtangen zerbrochen und ſich frei gemacht hat. In der blutgierigen Freude über ſeine eroberte Freiheit, wird er Jeden erwürgen, der ihm in den Weg tritt und ihn aufhalten möchte.

Ich bin doch begierig, dieſen Tiger in ſeiner blutgierigen Freude zu beobachten, ſagte der Kaiſer, die Hand nach der Klingel ausſtreckend.

Sire, was wollen Sie thun? fragte Lacy, die Hand des Kaiſers zurückhaltend.

Ich will mein Pferd vorführen laſſen und in die Leopold-Vorſtadt zum Begräbniß reiten.

Um die Wuth des Volkes noch mehr zu reizen, Sire? Um dieſe armen Leute zu ängſtigen und außer ſich zu bringen? Um Ew. Majeſtät der Gefahr auszuſetzen, dem blutdürſtigen Tiger als Beute zuzufallen? Oh, ich beſchwöre Ew. Majeſtät, bei der grenzenloſen Liebe, die ich zu Ew. Majeſtät hege, bei der heiligen Liebe, welche Sie für Ihr Volk hegen, geben Sie nach, Sire! Haben Sie Erbarmen mit dem befangenen Sinn dieſer Armen, welche beſitzlos und elend durch das Leben gehen, und deren erſtes und einziges Eigenthum oft das Grab iſt, in welchem ſie ausruhen von der harten Arbeit und Mühe eines ganzen Lebens, und Frieden finden nach langen Entbehrungen und Qualen. Und Sie wollen den Kindern dieſer Armen den letzten und einzigen Troſt nehmen, hinzugehen zu den Gräbern, welche auch ihr einziges Eigenthum ſind, und zu beten an der Aſche ihres Vaters

um Kraft und Muth! Sie wollen diesen Schwerbeladenen, welche die Noth oft verdammt, zu leben wie das Thier, noch den Trost rauben, wenigstens begraben zu werden wie ein Mensch! Sie befehlen, daß die Leichen in graue Säcke genäht, ohne Sarg, in ein tief gegrabenes Loch geworfen werden, nicht einmal jede einzeln, sondern so viel eben da sind, und mit Kalk bestreut werden, um desto rascher zu verwesen. Kein Gedenkstein soll sich mehr erheben über diesen zugeworfenen Löchern, nichts soll die Zurückbleibenden erinnern an die Stätte, wo ihre Heimgegangenen ruhen?*) Das ist hart und grausam, es ist groß und klar gedacht, aber es erscheint in der Ausführung lieblos und barbarisch. Ich weiß wohl, was ich wage, indem ich mich unterfange, so rücksichtslos und unehrerbietig zu Ew. Majestät zu sprechen, aber mein Gewissen befiehlt es mir, und ich muß ihm gehorchen, sollte ich selbst die Gnade meines Kaisers darüber verlieren. Noch einmal, Sire, widerrufen Sie. Nehmen Sie diesen grausamen Befehl zurück, thun Sie es aus Erbarmen mit diesem armen Volk, das zerknirscht und gedemüthigt, außer sich vor schmerzlicher Wuth, durch die Straßen rennt; jetzt können Sie es noch beruhigen mit einem gütigen Wort; in einer Stunde, wenn sein Schmerz bei dem Anblick dieses Begräbnisses, welches ihnen ein schimpfliches und entehrendes scheint, in Raserei ausgeartet ist, wird es vielleicht des Schwertes und der blutigen Strenge bedürfen, um die Wogen dieses aufgeregten Meeres wieder in seine Grenzen zurückzuführen. Sire, geben Sie nach, jetzt, da Sie es noch können, in einer Stunde wird Ihr kaiserliches Ansehen es Ihnen nicht mehr gestatten!

---

*) Die Leichenverordnung lautete: Da bei der Begrabung kein anderes Absehen sein kann, als die Verwesung so bald als möglich zu befördern, und solcher nichts hinderlicher ist, als die Eingrabung in Todtentruhen, so wird für gegenwärtig geboten, daß alle Leichen in einen leinenen Sack ganz bloß, ohne Kleidungsstücke, eingenäht, sodann in die Todtentruhe gelegt und in solcher auf den Gottesacker gebracht werden sollen. — Es soll auf diesen Kirchhöfen jederzeit ein Graben von sechs Schuh Tiefe und vier Schuh Breite gemacht, die dahin gebrachte Leiche aus der Truhe allemal herausgenommen, und wie sie in den leinenen Sack genäht ist, in diese Grube gelegt, mit ungelöschtem Kalk überworfen, gleich wieder mit der Erde zugedeckt werden. Sollten zu gleicher Zeit mehrere Leichen ankommen, so können mehrere in dieselbe Grube gelegt werden. Groß-Hoffinger: Lebens- und Regierungsgeschichte Joseph II. Th. II. S. 146.

Der Kaiser schaute mit einem langen, düstern Blick in das Antlitz Lacy's, der mit flehendem Ausdruck, mit gefaltenen Händen vor ihm stand. Dann wandte sich Joseph von ihm ab, ohne ein Wort zu sagen, und ging mit ernstem, feierlichem Schritt zu seinem Schreibtische.

Einen Moment blieb er gedankenvoll vor demselben stehen, einen Moment schien es, als wolle er wieder zurücktreten, als gereue ihn der Entschluß, den er gefaßt. Aber dann nahm er mit einer hastigen Bewegung die Feder, und auf den Fauteuil vor dem Schreibtische sich niedersetzend, begann der Kaiser mit raschen Zügen zu schreiben.

Dann stand er auf und schritt mit dem beschriebenen Blatt Papier in der Hand zu Lacy hin.

Lesen Sie, sagte er, dem Feldmarschall das Papier darreichend.

Dieser nahm es, indem er einen flehenden Blick auf den Kaiser warf, dessen Antlitz einen düstern, feierlichen Ausdruck zeigte.

Lesen Sie laut, befahl der Kaiser.

Lacy verbeugte sich und las: „Da ich erfahre, daß die Begriffe der Lebendigen leider noch so materiell sind, daß sie einen unendlichen Preis darauf setzen, daß ihre Körper nach dem Tode langsamer faulen und länger ein stinkendes Aas bleiben, so ist mir wenig daran gelegen, wie sich die Leute begraben lassen. Sie werden also erklären und bekannt machen lassen, daß, nachdem ich die vernünftigen Ursachen, die Nutzbarkeit und Möglichkeit dieser Art Begräbnisse gezeigt habe, ich keinen Menschen, der nicht davon überzeugt ist, zwingen will, vernünftig zu sein, und daß also ein Jeder, was die Truhen anbelangt, frei thun kann, was er für seinen todten Körper zum Voraus für das Angenehmste hält." *)

Als Lacy ausgelesen hatte, rief Joseph mit lauter Stimme nach seinem Geheim-Secretair Günther; sofort öffnete sich die Thür, welche nach der Kanzlei führte, und Günther trat ein.

Diesen Brief sogleich an den Oberkanzler und Minister Fürsten Kaunitz, sagte Joseph. Nehmen Sie einen Wagen und bringen Sie es dem Fürsten selbst hin. Ich will, daß dies Schreiben sofort in der Staatsdruckerei gedruckt und an allen Ecken angeklebt werde. Alsdann eilen Sie in die Leopold-Vorstadt; irgend einer von der Polizei wird

*) Hübner: Lebensgeschichte Joseph II. Th. II. S. 525.

Ihnen ſchon das Haus bezeichnen, wo heute das Leichenbegängniß ſtattfinden ſoll. Begeben Sie ſich dahin und ſagen Sie den Leidtragenden, daß ich ihnen gern erlaube, ihre Leiche ſo ſchön zu putzen, als ſie es vermögen, und ſie in einem Sarge zu begraben. Eilen Sie ſich.

Günther verneigte ſich und wandte ſich wieder der Thür zu. Halt, noch Eins! rief der Kaiſer raſch. Verfügen Sie ſich alsdann auf das Polizei-Präſidium und bringen Sie dem Präſidenten meinen Befehl: es ſollen ſofort alle Polizei-Agenten die Straße verlaſſen, alle Soldaten in ihren Kaſernen deſignirt werden. Weder der Anblick einer Waffe, noch irgend ein barſches Wort ſoll das Volk, welches ſich heute zu einer Straßenpromenade verabredet hat, beunruhigen oder aufregen. Man laſſe die guten Leute ungehindert ſo lange wandern, bis ſie müde werden und unaufgefordert in ihre Häuſer zurückkehren. Eilen Sie ſich, Günther.

Günther verließ das Cabinet, und jetzt wandte ſich Joſeph wieder dem Feldmarſchall zu.

Mit einem Blick voll unendlicher Liebe reichte er Lacy ſeine beiden Hände dar. Lacy, ſagte er, ich habe Ihnen heute das ſchwerſte Opfer dargebracht, ich habe widerrufen, ich habe es gethan, nicht aus Ueberzeugung oder aus Furcht, ſondern nur, um Ihnen zu beweiſen, welche Gewalt Ihr beredtes Wort über mich hat, um Ihnen zu danken für den mannhaften, edlen und kühnen Muth, mit welchem Sie zu mir geſprochen. Ein treuer und aufrichtiger Freund, das iſt ein Kleinod, welches die Fürſten nur ſelten beſitzen. Ich danke Gott und Ihnen, daß ich dieſes Kleinod mein Eigen nenne!

Fünftes Buch.

Der Papſt in Wien.

I.

Der Einzug des Papstes.

Eine unglaubliche, eine unerhörte Nachricht beschäftigte seit einigen Tagen nicht allein ganz Wien, sondern ganz Oesterreich. Sie verbreitete sich hinaus über die Grenzen Oesterreichs, und flog mit Windesschnelle durch alle Gauen Deutschlands hin, überall Erstaunen und Verwunderung erregend.

Der Papst, so lautete die Nachricht, der Papst wollte nach Wien kommen. Während sonst die deutschen Kaiser demuthsvoll und gehorsam gen Rom gepilgert waren, zu werben um die Gnade des Statthalters Gottes, wollte jetzt der heilige Vater nach Wien zu dem deutschen Kaiser pilgern, um zu werben um die Liebe und Gunst des mächtigen Herrschers.

Vorüber waren die Zeiten, wo ein deutscher Kaiser im Büßerhemd zu Canossa erschien, vorüber die Zeiten, wo der Papst einen Kaiser im Vorhof durfte warten lassen, während er selbst an der Tafel schwelgte. Eine neue Zeit war angebrochen, ein neues Licht hatte Joseph seinen Völkern angezündet, und dieses Licht war zur Brandfackel geworden für die Gewalt des geistlichen Oberhauptes der Kirche, dem Joseph nicht mehr gestatten wollte, auch das Oberhaupt seines Staates zu sein und Gesetze zu geben in seinen Landen.

Und nicht blos in seiner geistigen Oberherrschaft hatte Joseph den Statthalter Gottes bedroht, sondern auch in seiner materiellen Macht, denn die materielle Macht ist das Geld, sowohl für den Statthalter Gottes, als für die weltlichen Fürsten. Viele Millionen Gulden waren bis dahin jährlich aus dem österreichischen Kaiserstaat in die päpstlichen Kassen geflossen, der Kaiser hielt sie zurück; vier Quellen waren es gewesen, aus welchen den päpstlichen Kassen diese Millionen zuflossen

— der Kaiſer verſtopfte ſie. Bisher hatte der Papſt den Biſchöfen in Oeſterreich Titel und Würden ertheilt, und für dieſe Ertheilung hatten dieſelben eben ſo hohe Summen nach Rom zahlen müſſen, als der Kaiſer für die Ertheilung der Grafenwürde oder des Barontitels zahlen ließ.

Der Kaiſer verbot ſeinen Biſchöfen, irgend welche Titel oder Würden von Rom anzunehmen, und das war die erſte Quelle der Millionen, welche er verſtopfte. Er verbot ferner, daß die Dispenſe in Eheſachen und ſonſt vorbehaltenen Fällen aus Rom geholt werden ſollten, ſondern befahl, daß man ſich um ſolcher Dispenſationen nur an die inländiſchen Cardinäle und Biſchöfe zu wenden und nur an ſie die Gebühren zu zahlen habe, — und das war die zweite Quelle der Millionen, welche er verſtopfte.

Die dritte Quelle der Millionen, die nach Rom ausfloſſen, hatte der Kaiſer verſtopft, indem er befahl, daß alle Ordensleute, alle geiſtlichen Brüderſchaften keine Abhängigkeit und Gemeinſchaft haben ſollten mit den Generälen und Vorgeſetzten in Rom, ſondern nur den inländiſchen Biſchöfen und der Landesobrigkeit zu gehorſamen hätten.

Die vierte und größte Quelle aber war erloſchen, ſeit der Kaiſer bei hohen Strafen alle und jede Geldſendungen außer Landes, ſei es nach Rom oder an andere Stiftungen und Klöſter, den Geiſtlichen ſowohl als den Laien unterſagt, und auch die Ablaß-Verleihungen und Beneficien-Vergebungen des Papſtes für Oeſterreich verboten hatte.*)

Papſt Pius VI., erſchauernd über ſolche Angriffe auf ſeine Macht ſowohl, als auf ſeine Einkünfte, erſchreckt von der Furcht, es könne der Kaiſer noch immer weiter gehen in ſeinen Reformen, und heimlich von der Hoffnung beſeelt, es könne ſeiner Bitte und Ueberredung gelingen, den Kaiſer andern Sinnes zu machen, oder mindeſtens doch zu verhüten, daß Joſeph ſeinen Kampf mit der Kirche noch weiter fortführe, Papſt Pius alſo hatte den Entſchluß gefaßt, ſelber nach Wien zu pilgern, und da der Kaiſer nicht zu ihm in den Vatican gekommen, ihn aufzuſuchen in der Kaiſerburg.

In einem eigenhändigen Schreiben hatte Pius dem Kaiſer Joſeph angezeigt, daß er nach Wien kommen wolle, ſeinen geliebteſten Sohn in Chriſto zu umarmen, ihn zu ſprechen und ihm ſeine innerſten Ge-

*) Hübner I. S. 115.

sinnungen unmittelbar zu eröffnen, welche einzig und allein dahin abzielten, dem Kaiser alle Dienstbeflissenheiten und Pflichten der Freundschaft zu erweisen.*)

Der Kaiser hatte ihm in einem eigenhändigen Schreiben geantwortet, daß er Se. Heiligkeit auf die geziemendste Art und mit kindlicher Ehrfurcht zu empfangen gedenke, und daß er sich sehr auf die Gelegenheit freue, ihn zu sehen und persönlich zu ehren. Außerdem hatte er gebeten, daß der Papst nicht, wie er es beabsichtigte, in der Nunciatur wohnen, sondern die Zimmer annehmen möge, welche Joseph für ihn in der Kaiserburg einrichten lasse, weil dies ihrer beiderseitigen Würde gemäßer, und weil ihnen Beiden dadurch Gelegenheit werde, sich vertraulicher einander zu nähern.

Der Papst hatte sich freundlich diesem Wunsche gefügt, und die Zimmer Maria Theresia's waren für ihn in Bereitschaft gesetzt worden. Aber Joseph kannte die Gefahr, welche die vielen zu diesen Zimmern führenden geheimen Thüren und Treppen darboten; durch diese Thüren und über diese Treppen waren zu Zeiten der großmüthigen Kaiserin alle Diejenigen gewandelt, welche Protectionen besaßen, und dadurch zur Gnade einer geheimen Audienz gelangt waren, und diese geheimen Audienzen hatten so viele Gnadengehalte und Pensionen zur Folge gehabt, daß dadurch die Schulden des Staatsschatzes sich jährlich um Millionen vermehrten.

Der Kaiser fürchtete nicht, daß diese Treppen und Thüren jetzt bei der Anwesenheit des Papstes zu ähnlichen Zwecken verwendet würden, aber er wußte, daß sie von seinen Feinden, welche sich die Freunde der Kirche und des Papstes nannten, benutzt werden würden zu geheimen Unterredungen und Verhandlungen.

Joseph aber, welcher für sich selber die Wahrheit und Offenheit liebte, und bei sich keine Hintertreppen und geheimen Thüren duldete, wollte sie auch dem Papst nicht gewähren. Er ließ daher alle geheimen Eingänge vermauern, alle kleinen Hintertreppen abbrechen, nur eine Pforte führte zu dem von dem Papst bewohnten Flügel der Burg, und vor dieser Pforte hielten zwei Grenadiere Wache, welche Befehl hatten,

---

*) Groß-Hoffinger II. S. 210.

Niemand hindurchzulaſſen, der nicht einen Erlaubnißſchein des Kaiſers vorzeigen konnte.

Der Kaiſer war gern bereit, den Papſt in den Mauern ſeiner Hauptſtadt gaſtlich zu empfangen, aber er wollte nicht, daß der Papſt nach Wien komme, um als geiſtlicher Oberfeldmarſchall mit ſeinen biſchöflichen Generälen geheime Conferenzen zu halten und den Schlachtplan wider die kaiſerliche Macht zu verabreden.*) Als Papſt, als das über alle Feindſchaften, alle Wirrniſſe erhabene Oberhaupt der Chriſtenheit ſollte Pius dem Kaiſer willkommen ſein, und ſo wollte Joſeph ihn empfangen mit der Ehrfurcht und Zuvorkommenheit eines frommen und gläubigen Sohnes.

Deshalb ſollte nichts fehlen, um den großen Fürſten der Kirche mit allem Glanz und Pomp der Erde zu umgeben und ihm einen feierlichen Triumph in Wien zu bereiten. Nicht blos in der Kaiſerburg hatte man mit verſchwenderiſcher Pracht die Zimmer für ihn ausgeſtattet, auch alle Kirchen waren reich geſchmückt, um als würdige Prachtzimmer zur Aufnahme des Oberhirten bereit zu ſein. Alle Biſchöfe und Prieſter hatten ſich beeifert, ſich neue Goldgewänder, neue Spitzenkragen anzuſchaffen, und die Altäre zu ſchmücken mit neuen Teppichen und glänzendem Gold- und Silbergeräth. Ein heiliger Feſttag für alle Kirchen und die ganze Geiſtlichkeit ſollte der Tag der Ankunft des Papſtes in Wien ſein, denn ſeit beinahe vierhundert Jahren hatte kein Papſt mehr den Boden Deutſchlands betreten; jener Papſt, welcher damals die deutſche Erde mit ſeinem Fuß berührt, hatte ſie durch dieſe Berührung nicht geheiligt, ſondern entheiligt. Johann XXIII. war als Statthalter Gottes, als Oberhaupt der Chriſtenheit nach dem deutſchen Koſtnitz gekommen, er verließ es als ein mit Schmach beladener, aller

*) Einer der eifrigſten Anhänger der päpſtlichen Gewalt war der Biſchof von Görz, der es ſogar wagte, gegen die kaiſerlichen Anordnungen zu opponiren. Joſeph ließ ihn zur Verantwortung nach Wien berufen, und zwar gerade zu derſelben Zeit, als der Papſt auf ſeiner Hinreiſe nach Wien durch Görz kommen mußte. Denſelben Tag aber, als der Papſt in Wien eintraf, erhielt der Biſchof den Befehl, wieder in ſeine Diöceſe zurückzureiſen, ſo daß er den Papſt weder ſehen noch ſprechen konnte. Siehe Friedels Briefe aus Wien Th. I. S. 223.

seiner Würden und Titel beraubter Mönch, welcher im öffentlichen Concil siebenzig verschiedener Verbrechen angeklagt und „überführt war der Seeräuberei, des Mordes, der Blutschande!“

Seit jenen Tagen, wo das Concilium zu Kostnitz, nachdem es Johann Huß verbrannt, den Papst Johann XXIII. abgesetzt und gefangen gehalten, seit jenen Tagen hatte kein Papst wieder nach Deutschland kommen mögen, nach diesem Deutschland, welches die heilige Tiara von der Schulter des geweiheten Statthalters Gottes gerissen, die goldene Krone von seinem Haupt genommen, um ihn als Verbrecher zu entlarven.

Jetzt aber wollte ein heiliger frommer Mann die unheilsvollen Erinnerungen jener Tage auslöschen, jetzt wollte Pius der Sechste nach Deutschland kommen, den Frommen und Gläubigen zur Freude und zum Trost, und der Kirche zur Rettung und zum Gedeihen.

Denn er kam, um mit beredtem Wort seinen geliebtesten Sohn in Christo zu beschwören, nicht weiter zu gehen in seinen Angriffen gegen die Kirche, sondern als treuer und gehorsamer Sohn sich zu unterwerfen und in sich zu gehen.

Und Pius zweifelte nicht, daß ihm, welchen seine Römer wegen der Macht seiner Rede „il Persuasore“ (den Ueberreder) nannten, es gelingen werde, das Herz des Kaisers zu rühren und ihn zum Gehorsam zurückzuführen.

Ganz Wien, ganz Deutschland, ganz Europa kannte diesen Zweck der päpstlichen Reise; Aller Augen waren daher nach Wien gerichtet, alle anderen Interessen schienen erloschen, in athemloser Erwartung harrte Jeder des Momentes, wo der Kaiser mit dem Papst zusammentreffen würde.

Und so war endlich der Tag hereingebrochen, an welchem der Papst seinen Einzug in Wien halten sollte. Die ganze Stadt hatte sich für ihn geschmückt, Teppiche, Kränze, Guirlanden hingen aus allen Fenstern, schmückten alle Straßen; hunderttausende von Menschen drängten sich nach der Stephanskirche, wohin der Papst sich gleich nach seiner Ankunft begeben wollte, um dort sein Gebet zu verrichten; hunderttausende von Menschen strömten nach der Kaiserburg hin, um den Papst zu sehen, wenn er an der Seite des Kaisers dort anlangen würde.

Aber die Ungeduld der Erwartung ließ das Volk vergessen, daß

diese Ankunft des Papstes erst in der Mittagsstunde statt haben, daß man daher ruhig seinen Arbeiten und Geschäften nachgehen könne. Niemand wollte daheim bleiben, Niemand konnte einem andern Gedanken sich hingeben, als diesem großen, unermeßlichen: „der Papst kommt nach Wien!" Und diesem Gedanken folgte dann die Frage: „warum kommt der Papst nach Wien?"

Um seinen Segen zu sprechen über das, was der Kaiser gethan hat, sagten die Anhänger Josephs.

Um den Kaiser zu beschwören und anzuflehen, daß er ablasse von den Kränkungen der Kirche, von dem Pfad der Sünde, daß er von dem Unglauben sich wiederbekehre zu der allein seligmachenden Kirche, sagten die Geistlichen und Priester, die Feinde des Kaisers.

Und diese Fragen flogen nicht blos von Mund zu Mund, sondern sie flogen in Broschüren und Flugschriften aus den Stuben der Gelehrten, unter den Pressen der Drucker hervor, und flatterten in tausend und tausend Exemplaren aus den Fenstern hernieder auf diese Volksmenge, welche da athemlos und neugierig in den Straßen sich drängte.

„Ueber die Ankunft des Papstes."

„Warum kommt der Papst nach Wien?"

„Was ist der Papst?"

Das waren die Titel der Broschüren, durch welche die Wiener sollten aufgeklärt werden über die Bedeutung dieses wichtigen Tages, und die Straße glich zu dieser Stunde einem ungeheuren Lesezimmer, denn diese herniedergeflatterten Broschüren waren in allen Händen, und indem man sie las, bereitete man sich vor auf die Ankunft dessen, dem alle diese Flugschriften galten.

Endlich begannen die großen Glocken der Stephanskirche langsam und feierlich einige Töne anzuschlagen. Diese Töne bedeuteten, daß der Papst, welchem der Kaiser bis Wienerisch Neustadt entgegengefahren war, jetzt an der Seite des Kaisers die Grenzmarken der Stadt erreicht habe. Die metallene Zunge des Doms sollte den Wienern das Nahen des heiligen Vaters verkünden. Der Kaiser selber hatte dazu seine Einwilligung gegeben, und als der Cardinal Migazzi den Kaiser gefragt, ob man bei dem Einzug des Papstes mit den Glocken läuten dürfe, hatte Joseph lächelnd geantwortet: „Mich

wundert, daß Sie mich darum fragen. Sind nicht die Glocken Ihre Artillerie?“ *)

Diese Artillerie der Kirchen hatte jetzt das Annähern des Papstes verkündet. Das Volk empfing diese Verkündigung mit einem lauten Jubelschrei und drängte sich immer stürmischer, in immer wildern, ungestümern Wogen den Straßen zu, durch welche der Zug kommen mußte, und achtete in seiner ungeduldigen Neugierde nicht der Kinder und Greise, welche sich unter ihnen befanden; wie eine losgelassene Meute stürzte es vorwärts, des Jammergeschreies nicht achtend, nicht hörend auf die Klagen Derer, welche von dem Strom mit fortgerissen und zu Boden geschleudert, jetzt zerstampft, zertreten unter den Füßen der vorwärts Stürzenden, unbeklagt und ungeächt ihren Geist aushauchten. **) Das Volk sah, hörte und dachte nichts, als daß es den Papst sehen und von ihm gesegnet sein wollte.

Und jetzt auf einmal begannen alle Kirchthürme ihre ehernen Zungen zu regen, um laut und dröhnend es zu verkünden: der Papst kommt! Jetzt eben fährt er in die Stadt ein!

Das Volk, welches bis dahin gejauchzt, gesungen, gelacht und geschrieen hatte, verstummte jetzt auf einmal. Unwillkürlich ergriffen von der Größe dieses Momentes wagte es nicht, seine unheiligen Stimmen zu mischen in die harmonischen Stimmen der Glocken, aber alle diese flammenden Blicke, diese gespannten, neugierigen Gesichter richteten sich die Straße hinunter dahin, wo jetzt ein kleiner weißer Punkt sichtbar ward. Dieser Punkt ward größer und größer, er nahm Form und Gestalt an; und jetzt erkannte man schon die Vorreiter des Kaisers, jetzt die kaiserliche Equipage, die von acht milchweißen, mit Gold- und Purpurdecken aufgeschirrten Pferden gezogen, langsam daher kam.

Immer näher und näher kam der Zug; jetzt war er da, der große, der erhabene Moment, wo Wien den Papst in seine Mauern einziehen sah.

Da, dieser Greis zur Rechten des Kaisers, dieser Greis in dem von Gold und Juwelen blitzenden Gewande, mit dem pelzverbrämten Sammetbarrett, unter welchem einzelne silberweiße Locken hervorquollen,

---

*) Friedels Briefe aus Wien. Th. I. S. 213.

**) Acht Personen wurden beim Einzug des Papstes im Gedränge erdrückt. Siehe Friedels Briefe I. 208.

dieſer Greis mit dem milden, ſanften Blick, den edlen, immer noch ſchönen Zügen, das war Antonio Braschi, der Papſt Pius VI.

Ein Ausruf des Staunen ertönte, vielleicht wider ſeinen Willen, von den Lippen des Papſtes, als er ſein Auge auf dieſe ungeheure Menſchenmenge heftete, welche auf den Straßen und Plätzen wogte, welche ſich dicht herandrängte an den Wagen, athemlos keuchend neben demſelben herlief. Niemals vielleicht hatte Pius ſolche Maſſe des Volkes beiſammen geſehen. Und dieſe Tauſende waren gekommen, um ihn zu ſehen, um ihn zu begrüßen. Ein ſtolzes Lächeln des Triumphs flog einen Moment über das ſchöne Antlitz des Papſtes hin, aber er unterdrückte es ſchnell, und heftete ſeine Blicke dann mit einem raſchen, forſchenden Blick auf den Kaiſer hin.

Joſephs Antlitz indeß war heiter und ruhig, nicht der kleinſte Anflug von Mißmuth ſprach aus ſeinen Zügen, ſondern vielleicht ein leiſer Ausdruck des Spottes.

Joſephs ruhiger, ungetrübter Blick ſah, was dem Papſt in ſeiner triumphirenden Freude vielleicht entgangen war, er ſah, daß das Volk, welches ſich einſt vor jedem Prieſter auf die Kniee geworfen, jetzt aufrecht und ungebeugt da ſtand, obwohl es der Papſt war, welchen es da von Angeſicht ſchauete.*) Während der Papſt triumphirte, ſagte der Kaiſer freudig zu ſich ſelber: meine Kinder ſind ſchon Männer geworden. Sie beugen ihr Knie nicht mehr vor einem Menſchen, und wenn dieſer Menſch auch immerhin ein Papſt iſt! Dies freie Bewußtſein ihrer Menſchenwürde, das habe ich meinem Volke eingeflößt, und es wird den Herrn Prieſtern nicht mehr gelingen, meine Oeſterreicher wieder in das Joch ihrer Sclaverei einzuſchmieden!

Der Zug war jetzt langſam, immer gehindert von dem wogenden Menſchenſtrom, unter dem Geläut aller Glocken bis zu der Burg gelangt, und fuhr jetzt in den innern Hof ein.

Der Kaiſer ſelbſt beeilte ſich, als der Wagen vor dem Portal anhielt, dem Papſt mit der Sorglichkeit und Ehrfurcht eines Sohnes beim Ausſteigen behülflich zu ſein, und bot ihm den Arm, um ihn die mit koſtbaren Teppichen belegte Marmortreppe hinauf und in ſeine Gemächer zu geleiten.

---

*) Friedel I. S. 215.

Pius ließ das ruhig geſchehen, und ſchauete nur zuweilen mit einem ſanften ſtillen Lächeln zu dem Kaiſer hinauf, der ruhig und ſtolz und durchaus nicht zerſchmettert von der ungeheuren Ehre, den Herrn der Chriſtenwelt zu geleiten, an ſeiner Seite ging.

Schweigend durchſchritten ſie die großen Empfangsſäle und Staatsgemächer, und erſt, als ſie bis in das Wohnzimmer des Papſtes gelangt waren, führte der Kaiſer ſeinen Gaſt zu einem Lehnſtuhl hin, und bat ihn, auszuruhen von der beſchwerlichen Wanderung.

Die Wanderung war nicht beſchwerlich, ſondern erfreulich, ſagte Pius mit einem leiſen Kopfſchütteln. Meine Seele neigte ſich bei jedem Schritt dankbar vor den Schatten aller dieſer frommen und gottſeligen Kaiſer, welche im Lauf der Jahrhunderte dieſe Räume durchwandelt haben als die getreuen Herren ihrer Reiche, die getreuen Diener ihrer Kirche und ihres Gottes. Oh, welch ein ſchönes und beglückendes Bewußtſein iſt es für mich, ein Haus zu bewohnen, das durch den Segen ſo vieler meiner Vorgänger geheiligt worden —

Und deren Herrſchern außerdem niemals die Liebe ihrer Unterthanen gefehlt hat, unterbrach ihn der Kaiſer lebhaft. Die Liebe ſeiner Unterthanen, das iſt für den Herrſcher der wahre Segen Gottes, und dieſer iſt es, nach welchem ich vor allen Dingen ſtrebe!

Und welcher Ew. Majeſtät gewiß niemals fehlen wird, ſagte Pius mit ſeinem ſanfteſten Lächeln. Ich habe niemals gezweifelt an dem edlen Sinn und dem erhabenen Herzen Eurer Majeſtät, und wenn Einiges vorgefallen, was unſere Seele mit Schrecken erfüllte, und uns zittern machte für die Wohlfahrt der heiligen Kirche in den Landen Eurer Majeſtät, ſo getröſteten wir uns doch mit dem Gedanken, daß es nur der eindringlichen Bitte, des überzeugenden Wortes bedürfen würde, um zu unſerer Aller Zufriedenheit dieſe Mißverſtändniſſe zu löſen, welche zwiſchen Eurer Majeſtät weltlicher Regierung und Ihren Pflichten als erſter gläubiger Sohn der Chriſtenheit entſtehen könnten. Deshalb, mein edelſter und geliebteſter Sohn in Chriſto, kam ich hierher, deshalb nahm der ſiebenzigjährige Greis den Wanderſtab und pilgerte nach Wien zu dem edlen jungen Kaiſer, der es verſchmähte, zu dem Statthalter Gottes nach Rom zu kommen, um ſich von ihm den Segen der Kirche zu holen. Ich bringe ihn Euch, mein geliebteſter Sohn in Chriſto, den Segen Gottes und der Kirche, und mit und in dieſem Segen

werden ſchnell alle die Wirrniſſe enden, die mein Herz bisher betrübt haben. Ich habe Ew. Majeſtät das freudige Opfer dieſer Reiſe gebracht, und ich weiß wohl, daß es eine Pilgerfahrt war, wie die Welt niemals eine zweite ſehen wird, eine Pilgerfahrt, mit welcher Rom ſich demüthig beugt vor dem mächtigen Kaiſer Deutſchlands, und es eingeſteht, daß die Zeit ſeiner Größe vorüber iſt, und daß es nicht mehr mit ſeinem Bannſtrahl und ſeinem ſchallenden Gebieterwort die Welt regieren kann, ſondern nur noch mit Liebe, mit Demuth und Geduld. Aber ich weiß auch, daß Ew. Majeſtät genug haben werden an dieſer Demüthigung Roms, daß Sie nicht weiter gehen werden in dieſer Fehde, welche mein väterliches Herz ſo ſehr betrübt hat, daß Sie, gerührt von meinem Flehen, demſelben nachgeben und die heilige Mutterkirche wieder einſetzen werden in ihre Rechte.

Ich fürchte, Ew. Heiligkeit haben ſich in mir geirrt, rief der Kaiſer, und ſein leuchtender Blick begegnete in ruhiger Entſchloſſenheit den ſanften bittenden Augen des Papſtes. Wie tief auch mein Herz gerührt werden mag von den erhabenen Worten Ew. Heiligkeit, ſo darf ich doch als Herrſcher und Kaiſer mich von der Rührung meines Herzens nicht umſtimmen laſſen, denn ein Fürſt darf nicht mit dem Herzen, ſondern nur mit dem Kopf regieren. Und alſo fürchte ich, daß Eure Heiligkeit nicht zufrieden ſein werden mit dem Reſultat Ihrer Reiſe. Ich habe dieſe Reiſe für ein nicht nur ſonderbares, ſondern auch ganz ausnehmendes Kennzeichen Ihres päpſtlichen Wohlwollens gehalten, und mich der Gelegenheit gefreut, Ew. Heiligkeit meine kindliche Ehrfurcht und Liebe beweiſen zu können.*) Und darin werde ich mit meinem ganzen Volke wetteifern; als vor unſerm heiligen Vater wollen meine Unterthanen und ich in Liebe und Ehrfurcht ſich vor Ihnen neigen, und dem geiſtlichen Oberhirten werde ich keine Ehre und Anerkennung verſagen, nur muß derſelbe nicht gekommen ſein, um ſich mit weltlichen Dingen zu befaſſen und ſeine heiligen und geweihten Hände zu miſchen in den Staub und Wuſt dieſer Erde.

Es iſt indeſſen meine Pflicht, auch die weltlichen Angelegenheiten der Kirche zu übernehmen, ſagte der Papſt ſeufzend.

Dieſe Dinge zu beſprechen, iſt die Sache Ihrer und meiner Mi-

*) Des Kaiſers eigene Worte. Siehe: Hübner I. S. 119.

nister, rief Joseph rasch. Aber da Ew. Heiligkeit einmal dieses Thema berührt und der Streitigkeiten erwähnt haben, welche, durch einige meiner Verordnungen veranlaßt, zwischen der päpstlichen Regierung und mir ausgebrochen, so erlauben mir Ew. Heiligkeit, in dieser ernsten und gewichtigen Stunde Ihnen eine Erklärung abzugeben, welche meinerseits unser Verhältniß klar und unabänderlich feststellt, und von der ich niemals abweichen werde. Diese Erklärung ist: daß ich unerschütterlich sein werde in Allem, was ich gethan und unternommen habe, und daß die Reise Ew. Heiligkeit, wenn Sie damit bezwecken, auf meine Erlasse und Verfügungen einzuwirken, fruchtlos sein wird, denn Alles, was ich zum Vortheil der Religion und zur bessern Einrichtung der Kirchenzucht mit landesherrlicher Gewalt unternommen habe, ist nur nach reiflicher Ueberlegung und nach festen Grundsätzen ausgeführt worden, und gar nichts auf der Welt wird mich von denselben abbringen können.*)

Und dennoch gebe ich die Hoffnung nicht auf, das Herz Ew. Majestät zu rühren, sagte der Papst feierlich. Dennoch verzage ich nicht, die Augen meines geliebtesten Sohnes in Christo zu öffnen, daß er sehen und erkennen möge, er sei abgeirrt von der rechten Straße, und daß er wieder einlenke auf die Straße der Gerechtigkeit, des Friedens und der Gottseligkeit.

Einlenke, das heißt widerrufe, rief Joseph heftig. Niemals wird das geschehen können, denn ich habe gehandelt aus bester und ernster Ueberzeugung, und Ueberzeugungen lassen sich nicht umwenden, wie ein Handschuh.

Auch Ueberzeugungen sind dem Wechsel unterworfen, sagte Pius. Die Geschichte der heiligen Päpste selbst giebt uns Beispiele davon. Aeneas Sylvius war als gelehrter Bischof ein heftiger Gegner der päpstlichen Gewalt und richtete die glühendsten und gelehrtesten Streitschriften gegen die Unfehlbarkeit des Papstes, von dem er behauptete, daß er nicht über den Concilien, sondern unter ihnen stände. Aeneas Sylvius aber, als er Papst geworden und sich Pius der Zweite nannte, sah das Irrige und Gefährliche seiner frühern Ansicht ein und wechselte seine Ueberzeugung, indem er feierlich anerkannte: „der Papst steht nicht unter, sondern über den Concilien, und Niemanden ist er ver-

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe: Hübner I. S. 119.

antwortlich, als Gott allein, unabsetzbar regiert er auf dem Stuhl St. Petri!" Oh, mein Sohn, ich hoffe der gnadenreichen herrlichen Zeit entgegen, wo Ew. Majestät widerrufen werden, wie einst Aeneas Sylvius widerrufen hat, wo Ew. Majestät sprechen werden die Worte voll Demuth und Zerknirschung, welche Pius der Zweite in seiner Widerrufungsbulle gesprochen hat, daß Sie rufen werden, wie er es gethan hat: „Wir sind ein Mensch und haben als Mensch geirrt. Wir leugnen nicht, daß Vieles von dem, was wir gesagt, oder gethan haben, verwerflich ist. Wir haben aus Verführung wie Paulus gesündigt, und aus Unwissenheit die Kirche Gottes verfolgt. Wir ahmen aber dem Beispiel des heiligen Augustinus nach, der die in seinen Werken ihm entschlüpften irrigen Meinungen widerrufen hat. Wir widerrufen gleich ihm und bekennen offenherzig unsere Unwissenheit, aus Furcht, daß das, was wir in unserer Jugend gethan haben, zu irgend einem Irrthum, der mit der Zeit dem heiligen Stuhle nachtheilig werden könnte, Gelegenheit geben möchte." *)

Ich hoffe, daß ich niemals so sprechen, und wie Aeneas Sylvius es gethan, um persönlicher Vortheile willen widerrufen werde, was ich als wahr und recht erkannt habe, rief der Kaiser glühend. Aber streiten wir nicht über diese Dinge, reden wir gar nicht wieder von ihnen. Ich bin kein Theologe und verstehe mich nicht darauf, Ihnen, wie ich es müßte, auch aus dem Canonischen Recht zu beweisen, daß alle meine Ansprüche gesetzlich und berechtigt sind. Belieben Ew. Heiligkeit also gnädigst, Alles, was Sie mir über die obwaltenden Streitpunkte sagen möchten, niederzuschreiben, damit ich es alsdann meinen Theologen zur Untersuchung vorlegen kann. Ministeriell und bis in's Kleinste, Einzelne soll mein Kanzler dann darauf antworten; ich will das Ganze dann zur Belehrung meiner Unterthanen drucken lassen. **) Aber wir selber wollen nichts damit zu thun haben. Ew. Heiligkeit sind hierher

---

*) Diese Widerrufungsbulle gab Pius II., der ehemalige gelehrte Aeneas Sylvius, im Jahr 1463 ab, während er auf dem Concilium zu Basel durch seine gelehrten Schriften und Reden gerade die Veranlassung gewesen, daß das Concilium sich für ermächtigt erklärte, die Päpste abzusetzen.

**) Des Kaisers eigene Worte. Siehe: Ramshorn, Kaiser Joseph II. und seine Zeit. S. 318.

gekommen, um mir einen dankenswerthen Beweis Ihrer Gnade und Liebe zu geben; ich werde Alles thun, um mich dieser Liebe würdig zu zeigen und meinem edelsten und erhabensten Gast ein gefälliger und dienstbereiter Wirth zu sein. Und da mahnt mich sogleich mein Gewissen, daß ich meinen Pflichten als Wirth schlecht genüge, indem ich Ew. Heiligkeit durch meine Anwesenheit verhindere, der Ruhe zu pflegen, deren Ew. Heiligkeit nach so langer und anstrengender Reise ohne Zweifel bedarf. Ich eile also, mich zurückzuziehen, und bitte mir zu vergeben, daß der Wunsch, die Gegenwart Ew. Heiligkeit zu genießen, mich der schuldigen Rücksicht vergessen ließ.

Er neigte sich tief vor dem Papst, und als dieser ihm seine Hand darreichte, drückte Joseph sie mit der Zärtlichkeit und Unterwürfigkeit eines Sohnes an seine Lippen. Dann wandte er sich rasch ab und verließ, ohne ein Wort weiter zu sagen, das Gemach.

Der Papst schaute ihm mit einem langen und traurigen Blick nach. Ich fürchte, er hat die Wahrheit gesagt, und er ist unverbesserlich, murmelte er leise, und indem er dann langsam seine tiefen, dunkeln Augen gen Himmel erhob, fuhr er fort: Eine Zeit lang versucht es der Herr mit Milde. Aber wenn die Milde nicht fruchtet, sendet er seine Blitze, und sie werden dereinst diesen Abtrünnigen zerschmettern, wie sie noch alle Diejenigen zerschmettert haben, welche gegen Gott und die heilige Kirche sündigten!

II.

Die Flucht.

Du beharrst also bei Deiner Weigerung? fragte Herr Eskeles Flies mit flammenden Augen. Du wagst es, Deinem Vater zu trotzen und Dich aufzulehnen wider meine Befehle?

Ich beharre bei meiner Weigerung, erwiederte Rahel fest, und sie schaute ihrem Vater mit traurigen ruhigen Blicken in das tief erregte Angesicht. Ich muß mich auflehnen wider Deine Befehle, denn es gilt nicht nur mein irdisches Glück, es gilt das Heil meiner Seele, die Freiheit meines Herzens. Vater, oh mein Vater, verhärte Dein

Herz nicht gegen Deine Tochter, ſtoße mich nicht grauſam fort von dieſer Stelle, welche mir gebührt, welche mein ſchönſtes Erbtheil, mein köſtlichſter Beſitz iſt.

Und zerfließend in Thränen, mit ausgebreiteten Armen näherte ſich Rahel zärtlich ihrem Vater. Er aber wies ſie heftig zurück.

Du haſt Dein Herz verhärtet, Rahel, Du allein, rief er. Du haſt Deinen Vater verlaſſen und aufgegeben, biſt untreu worden Deinem Gott und dem Geſetz, welches den Kindern befiehlt zu gehorchen ihren Eltern und ihnen unterthänig zu ſein.

Ich kann dies Geſetz nicht mehr anerkennen, meine freie Menſchenwürde lehnt ſich dagegen auf, rief Rahel glühend. Ich will Dich lieben und ehren immerdar, aber ich kann Dir meine heiligſten Menſchenrechte nicht zum Opfer bringen. Ich kann nie und nimmermehr die Gattin eines Mannes werden, den ich nicht liebe, den mein Herz nicht gewählt hat!

Den aber ich, Dein Vater, für Dich gewählt habe, ſagte Eskeles Flies ernſt und kalt, und den Du heirathen wirſt, weil ich ihn gewählt habe!

Er iſt ein roher, unwiſſender Menſch, mein Vater, ein Menſch, den ich verabſcheue und haſſe, weil er nichts ſchätzt, als ſeine Millionen, für nichts Hochachtung und Ehrfurcht hat, als für das Geld.

Er iſt der Sohn des reichſten Handelshauſes in Brüſſel, von unſerm allergnädigſten Kaiſer belehnt mit dem Baronstitel, weil er hier in Oeſterreich große Kattunfabriken angelegt hat, er iſt alſo ganz und gar Deines Gleichen, oder vielmehr er iſt vornehmer als Du, denn er iſt reicher, ungleich reicher als wir.

Er iſt nicht meines Gleichen, denn er iſt ein roher, ungebildeter Menſch, rief Rahel, er verſteht mich nicht.

Ihr Vater lachte laut auf. Er verſteht Dich nicht. Er iſt nicht Deines Gleichen, weil er nicht gleich Dir ſchwärmt für die Muſik des jungen Herrn Mozart, er iſt roh und ungebildet, weil er kein Freigeiſt iſt, ſondern heilig hält die Gebräuche ſeiner Väter und befolgt das Geſetz, und haſſet die Chriſten, und iſt ſtolz darauf, ein Jude zu ſein.

Ja, ein Jude, ſagte Rahel in ſich erſchauernd, ein Jude iſt er in jeder Miene, in jedem Zug ſeines Angeſichts, in jeder Bewegung, in jedem Wort und in jedem Gedanken. Ein Jude, nicht in dem edlen und ſchönen Sinn wie Du, mein Vater, ſondern in jenem ſchlimmen und gehäſſigen Sinn, in welchem unſere Nation zum Geſpött und Ge-

lächter der Welt geworden, und der uns Verachtung und Hohn bei allen Völkern erworben hat. Oh, mein Vater, ich beschwöre Dich, zwinge mich nicht, Dir ungehorsam zu sein, stoße mich nicht von Dir, sondern gestatte mir, bei Dir zu bleiben, Dich zu lieben und Dir allein mein Leben zu weihen!

Ich habe Dich dem Baron von Meyer verlobt, und Du wirst seine Gattin werden, sagte Herr Eskeles Flies ernst.

Ich werde nicht seine Gattin werden, rief Rahel energisch. Wenn Du mich zwingst, mein Vater, Dir ungehorsam zu sein, so muß ich es thun.

Ich werde Dich zwingen, mir gehorsam zu sein, sagte ihr Vater mit kalter Ruhe. Unser Gesetz giebt den Vätern Gewalt über ihre Kinder, und ich werde diese Gewalt gebrauchen, um meine Tochter zu erretten von dem Abgrund, an welchem sie steht. Oder meinst Du, Rahel, Dein Vater ließe sich täuschen von Deinen Worten? Meinst Du, Dein Vater schaute nicht bis auf den Grund Deines Herzens und wüßte nicht, wie es in demselben aussieht? Nein, Rahel, täusche Dich nicht, Dein Vater kennt Dich. Deine Gedanken liegen klar vor ihm da, wie ein aufgeschlagenes Buch, und er liest darin Deine Untreue, Deinen Meineid und Deine Schande!

Wenn mein Vater das liest, so hat er falsch gelesen in meinen Gedanken, rief Rahel mit flammenden Zornesblicken. Nie bin ich untreu geworden den heiligen Gesetzen Gottes, nie habe ich einen Meineid begangen, denn das Gelübde, welches ich Dir geleistet, ich habe es gehalten, ich bin eine Jüdin geblieben. Nie habe ich etwas gethan, was irgend einer sterblichen Zunge, und sei es auch die meines Vaters, das Recht giebt, von meiner Schande zu sprechen!

Und Du wagst es, so, mit so klarer Stirn, mit so offnem Auge zu mir zu sprechen, sagte ihr Vater mit leiser bebender Stimme, indem er ihre Haud packte und sie mit drohenden Zornesblicken anschaute. Du wagst es, zu mir von Deiner Treue, Deiner Ehre und Deiner Religion zu sprechen, zu Deinem Vater, welcher mit angstzitterndem Herzen seit Jahren jeden Deiner Schritte überwachte, welcher das Unheil langsam, Tag um Tag immer näher heranschleichen sah, welcher all sein Geld und seine Reichthümer, all seine Millionen hätte hingeben mögen, um dieses Unheil zu ersticken, welcher mit verzehrender Angst im Herzen versuchte, es wenigstens zu beschwören und zurückzu-

drängen, indem er ſeine Tochter umgab mit verſchwenderiſcher Liebe, mit königlicher Pracht, um ſie zu zerſtreuen und zu beſchäftigen, um ſie zu rühren, daß ſie großmüthig all die Liebe ihres Vaters mit ein klein wenig Liebe, ein klein wenig Entſagung belohnen ſollte. Und ich konnt's nicht erlangen, konnt' meiner einzigen Tochter nicht einen Tropfen einflößen von dem Blut ihrer Eltern. Konnt' ihr nicht geben von meinem Haß und meiner Verachtung der ſtolzen Chriſten, die ich ſie doch ſehen ließ in ihrer Erbärmlichkeit und Gemeinheit, die ich um ſie verſammelte, damit ſie ſähe, wie ſie ihres Uebermuthes, ihres Glaubens und ihrer Verachtung vergaßen, um zu ſchwelgen an der üppig beſetzten Tafel des Juden, vor dem ſie ſich beugten, und den ſie wie einen Hund würden von ihrer Thür geſtoßen haben, wenn er nicht Millionen beſäße, Millionen, denen ſie huldigen, wie einſt unſere mißleiteten Urväter gehuldigt haben dem goldenen Kalb und des Herrn vergaßen. Es iſt Alles umſonſt geweſen, Alles vergeblich! Mein einzig Kind hat nicht hören wollen auf die Stimme der Wahrheit, ſie hat ſich doch bethören laſſen von dem lügneriſchen Chriſtenlächeln. Und zu mir, Rahel, zu Deinem Vater, der dies Alles weiß, der die Nächte ſich auf ſeinem Lager gewunden hat in Schmerz und Verzweiflung und Dir doch Tags ein heiteres Geſicht gezeigt hat, der jedes Mittel verſucht hat, ſein irregeleitetes Kind wieder zu ſich zu ziehen, zu mir wagſt Du zu ſprechen von Deiner Treue und Deiner Unſchuld? Deiner Unſchuld! Nennt Rahel Eskeles Flies das Unſchuld, wenn ſie, trotz des Verbotes ihres Vaters, einem Manne in früher Morgenſtunde im Pavillon des Gartens ein Rendezvous geſtattet? Nennt ſie das Treue, wenn ſie in glühender Liebe einem Chriſten angehört und dieſem Chriſten geſchworen hat, ſein Weib zu werden, oder keines Mannes Weib?

Ah, mein Vater, Du weißt alſo Alles! rief Rahel mit freudiger, voller Stimme. Gelobt ſei Gott, daß Du endlich das entſcheidende Wort geſprochen haſt, daß wir endlich klar und frei, ohne Rückhalt und Verſchleierung zu einander ſprechen können. Ja, mein Vater, ich liebe Günther, ich liebe ihn ewig, unausſprechlich, grenzenlos. Ich bin freudig bereit, für ihn alles Leid und alles Ungemach der Erde auf mich zu nehmen, für ihn in den Tod zu gehen, für ihn zu leben als ſeine Sclavin, ſeine Magd, wenn ich ſein Weib nicht ſein darf! Und nun kennſt Du das Geheimniß und den Inhalt meines ganzen Lebens. Ich

liebe Günther, ich liebe ihn seit jenem Tage, als Du ihn mir vor zwei Jahren zuführtest, als Du mit der strahlenden, stolzen Freude jüdischer Demuth ihn mir vorstelltest, als den Liebling und den Vertrauten des Kaisers. Damals warst Du stolz darauf, daß er unser Haus besuchte, denn damals warst Du noch nicht der reiche Millionnair, der vornehme Baron. Was kann Günther dafür, daß Du anders geworden? Er ist derselbe geblieben, derselbe hochherzige, edle, uneigennützige Mann.

Uneigennützig! unterbrach sie ihr Vater hohnlachend. Uneigennützig, und er sucht die Tochter des Millionnairs zu verführen!

Und er beklagt es, daß seine Geliebte die Tochter eines Millionnairs ist, rief Rahel stolz, und er wäre selig, wenn seine Geliebte die Tochter eines armen Tagelöhners wäre.

Aber er würde sich dann wohl hüten, ihr seine Hand zu geben und sie zu seiner Gemahlin zu erheben, hohnlachte ihr Vater. Er würde zufrieden sein, sie als seine Geliebte um sich zu dulden, während jetzt sein glühender Wunsch ist, die Tochter des Millionnairs zu seiner Gemahlin zu erniedrigen.

Zu erniedrigen! wiederholte Rahel. Mein Vater, ich würde mich stolz und hochgeehrt fühlen, wenn ich das Weib meines Geliebten sein könnte, nicht weil er eine bedeutende Stellung hat, nicht weil er der Günstling des Kaisers ist, sondern weil ich ihn liebe, weil für ihn und für mich die Ehren der Welt und die Millionen meines Vaters nichtig und werthlos sind, weil wir nichts wollen und nichts ersehnen, als uns anzugehören und in stiller Abgeschiedenheit zu leben unserer Liebe und unserm Glück.

Und doch, gelobt sei Gott, doch wird Rahel Eskeles Flies niemals daran denken können, die Gattin ihres Geliebten zu werden, rief ihr Vater, und ein Strahl triumphirender Freude flog über sein Antlitz hin. Rahel Eskeles Flies hat ihrem Vater geschworen, niemals zu verleugnen die Religion ihrer Väter, niemals eine Christin zu werden, sie hat es geschworen bei dem Andenken an das Grab ihrer Mutter, bei Allem, was ihr heilig ist im Himmel und auf Erden.

Sie wird ihren Schwur halten, wenn ihr Vater sie nicht davon entbindet, rief Rahel glühend. Aber er wird es thun, er wird gerührt werden von dem Jammer, dem Schmerz seiner Tochter, er wird sein Kind nicht grausam der Verzweiflung dahin geben wollen!

Und ganz überwältigt von ihrem leidenſchaftlichen Schmerz, ganz Demuth, Angſt und Liebe ſank Rahel vor ihrem Vater auf die Kniee nieder, und ihre ſchönen Arme zu ihm erhebend, rief ſie: Mein Vater, habe Erbarmen mit Deiner Tochter, zeige ihr nicht mehr dieſes finſtere unheilsvolle Angeſicht. Laß Dich erweichen von meinem Schmerz und meiner Qual, öffne Deine Arme und nimm mich wieder auf an Dein Herz. Sei großmüthig und edel, wie Du es ſonſt immer geweſen, entbinde mich von dieſem Gelübde, erlaube mir, eine Chriſtin zu werden, damit ich die Gattin meines Geliebten werden kann. Er fragt nicht nach Deinen Millionen, Deinen Schätzen, er will nichts, nichts als mich allein! Gieb mich ihm zum Weibe, Vater, laß mich eine Chriſtin werden, damit ich ſein werden kann!

Ihr Vater ſchaute zu ihr nieder mit einem Ausdruck finſtern Haſſes. Du biſt eine Jüdin, ſagte er, Du wirſt eine Jüdin bleiben.

Ich bin keine Jüdin, mein Vater, rief Rahel, Du haſt mich auferzogen in chriſtlicher Luft, in einem chriſtlichen Staat, Du haſt mir die Bildung, die Gewohnheit, die Sitten der Chriſten gegeben. Ich bin keine Jüdin mehr, und auch Du biſt nicht mehr ein Jude, denn Du haſt auch das Geſetz Deiner Väter verleugnet, Du haſt gegeſſen an Einem Tiſch mit den Chriſten, haſt angenommen die Wohlthat der chriſtlichen Geſetze, und haſt dafür Dein Haar beſchnitten und Dein Kleid gekürzt, Du haſt Deinen alten Namen verleugnet und Dir, wie es der chriſtliche Kaiſer geboten, einen Familien-Namen beigelegt, und vor dieſen Namen haſt Du jetzt einen ſtolzen Titel geſetzt, der nur den Chriſten gehört. Du biſt kein Jude mehr, kein Jude der Wahrheit, ſondern nur der Form nach. Zerbrich die Form, mein Vater, habe den Muth der Wahrheit. Tritt hinaus aus dem engen Judentempel in die freie ſchöne chriſtliche Gotteswelt, laß uns abſchwören den ſtrengen Gott des Haſſes und der Rache, und ihn bekennen den Gott der Liebe, den Allerhaltenden, Allmächtigen, der die Welt ſo ſchön gemacht, damit ſich die Menſchen ihrer freuen, der nichts weiß von Kirchen und Religionen, deſſen einziges Geſetz die Liebe iſt! Wirf ihn von Dir, mein Vater, den Judentitel, denn Du biſt kein Jude!

Ich bin ein Jude und will ein Jude bleiben, ſo lange ich lebe! rief Eskeles Flies mit Zornesröthe auf den Wangen. Ich ſchwöre es

noch einmal bei Allem, was mir heilig ist, im Himmel und auf Erden, ich will ein Jude bleiben, so lang ich lebe.

So nimm ihn von mir diesen Schwur, der mich bindet an das Unglück wie an ein wildes Ungeheuer, das mit mir durch die Welt raſ't. Löse die Bande, welche meine Zunge und mein Herz binden. Es ist ja nicht der Glaube, sondern die Liebe, welche mich zu einer Christin macht! Laß also die Liebe gewähren, gieb mich meinem Geliebten zum Weibe, behalte alle Deine Millionen, wir begehren ihrer nicht, sie sind machtlos gegen unsere Liebe, wir begehren von Dir nichts als Deinen Segen, wir wollen nichts als die Heiligung unsers Bundes! Habe also Erbarmen, mein Vater, erlöse mich von meinem Schwur, laß mich eine Christin sein!

Du bist eine Jüdin und bleibst eine Jüdin! sagte ihr Vater rauh.

Rahel stieß einen wilden Schrei aus und sprang von ihren Knieen empor. Ist das Dein letztes Wort? fragte sie mit flammenden Augen, mit fliegendem Athem, keuchend vor Erregung und Gluth.

Es ist mein letztes Wort! sagte ihr Vater, sie mit festen kalten Blicken ansehend.

Nun, so höre auch mein letztes Wort, rief sie athemlos, ihre ganze Gestalt durchzittert von leidenschaftlicher Erregung. Ich habe Günther Treue gelobt bis an den Tod, ich werde sie halten. Ich habe geschworen, wenn ich einst wählen müsse zwischen ihm und Dir, dann Alles aufzugeben, Alles zu verlassen und nur Ihn zu wählen. Ich werde diesen Schwur eben so treu erfüllen, wie den, welchen ich Dir geleistet habe! Ich werde nicht mich bekennen zu der Religion der Christen, aber ich werde doch auch keine Jüdin mehr sein, ich werde ausscheiden aus Eurer Gemeinde, wie das Gesetz es mir erlaubt, und wenn Du mich daran verhindern willst, so werde ich hingehen zu dem Kaiser und ihn um seinen Schutz bitten, und bei ihm Klage führen über den Zwang, den Du einer freien Menschenseele anthun willst.

Hüte Dich, daß ich Dir nicht zuvorkomme und Klage gegen Dich zu führen habe bei dem Kaiser, rief ihr Vater mit einem rauhen Lachen. Du drohst mir, auszuscheiden aus der Gemeinde der Juden und willst doch nicht den Schwur brechen, und willst keine Christin sein. Was willst Du denn sein, wenn Du keine Jüdin mehr bist und keine Christin werden kannst? Zu welcher Religion willst Du Dich alsdann bekennen?

Zu der Religion der Liebe, der Wahrheit und der Treue! Ich werde in keinen Tempel und in keine Kirche mehr gehen, aber ich werde Gott dienen mit meinem Leben, und ich werde ihm einen Cultus errichten in meinem Herzen.

Das heißt, Du willst eine Deistin werden?

Nenn's, wie Du willst! Ich werde gehorsam sein dem göttlichen Gebot auch ohne Cultus und ohne Kirche.

Ah, eine Deistin? Und Du weißt also nicht, welche Strafe der Kaiser den Deisten zuerkennt? Du weißt auch nicht, daß der Kaiser, welcher sich einbildet, den Gedanken erlöst und die Gesinnung freigegeben zu haben, daß der Kaiser, welcher sich verrühmt, jede Religion zu respectiren, um Jedem das Recht zu gestatten, zu glauben, was er will, daß der Kaiser auch seine Achilles-Ferse hat, wo er verwundbar ist? Und diese Achilles-Ferse des Kaisers, das ist gerade der Deismus. Er erlaubt den Juden, den Muhamedanern, den Protestanten ihre Existenz, aber die Deisten will er nicht dulden in seinen Staaten, und mit schimpflicher Prügelstrafe will er sie ausrotten.*) Hüte Dich also, eine Deistin zu werden, denn ich könnte hingehen und Dich bei dem Kaiser anklagen. Aber dieses Alles sind ja nur Phantasiegebilde des Augenblicks. Meine Tochter Rahel wird in sich gehen, sie wird ihr Unrecht bekennen und bereuen. Sie wird wieder meine gehorsame Tochter sein, und ich werde sie lieben und anbeten als den herrlichsten Schatz meines Lebens, und was die Vaterliebe ersinnen kann, das werde ich thun, um Dich glücklich zu machen, um Dir jeden noch unausgesprochenen Wunsch zu befriedigen.

Ich habe nur einen Wunsch, nur den, die Gattin meines Geliebten werden zu können! rief Rahel glühend.

Ihr Vater gab sich den Anschein, ihre Worte gar nicht gehört zu haben und fuhr ruhig fort: Ja, meine Rahel wird wieder eine gehorsame Tochter werden, sie wird den Gemahl annehmen, den ich ihr zuführe.

Niemals, niemals, mein Vater!

Das Geschäft war lange schon unter unsern beiden Familien verabredet, das ist ein gutes Geschäft für uns Beide, diese Heirath, denn ich gebe meiner Tochter eine halbe Million baares Geld mit, und der

*) Groß-Hoffinger II. S. 160.

Baron von Meyer bekommt von seinem Vater eine Million zweimalhunderttausend Gulden. Außerdem zahlt der Schwiegervater meiner Rahel monatlich dreihundert Gulden Nadelgeld und ich gebe ihr siebenhundert Gulden, so daß sie tausend Gulden monatlich zu ihren kleinen Ausgaben hat, und Niemanden über dieselben Rechenschaft abzulegen braucht. Das ist auch ein ganz gutes Geschäft für eine junge Frau! Zudem gebe ich meiner Rahel einen Trousseau, wie nur eine Fürstin ihn wünschen kann; im Hof steht schon ihre Kutsche, auf welcher die adligen Wappen derer von Eskeles Flies und von Meyer neben einander gemalt sind, und im Stall stehen vier herrliche Rappen, welche morgen Mittag die junge Baronin von Meyer, geborne von Eskeles Flies, in ihr neues Hôtel führen werden! Ah, mein Kind, freue Dich, denn Du wirst jetzt auch, obwohl Du eine Jüdin bist, doch von Geburt sein. Weißt Du nicht, wie wir einst dabei waren, als der Graf Fürstenberg von einer schönen Dame sprach, und man ihn fragte: was sie für eine Geborne sei? „Sie ist gar keine Geborne, erwiederte der Graf, sie ist nur eine getaufte Jüdin!" Die Jüdinnen sind bisher keine Gebornen gewesen, aber meine Rahel wird eine Geborne sein, denn sie ist eine Baronin, obwohl sie eine Jüdin ist. Frau Baronin von Meyer, geborne von Eskeles Flies, ich mache Ihnen mein Compliment. Sie werden die schönste Equipage, das eleganteste Hôtel, den prächtigsten Salon haben, und alle vornehmen Grafen, Freiherren und Barone werden sich heandrängen zu dem Salon der schönen Baronin von Meyer, und alle Damen der haute volée werden Dich beneiden und Dir doch schön thun, und Dir schmeicheln, weil Du reich bist, außerordentlich reich!

Alle diese Dinge werden sich nicht begeben, sagte Rahel vollkommen ruhig, ich werde niemals dem Baron von Meyer meine Hand geben!

Du wirst morgen in der Frühe dem Baron von Meyer angetraut werden, sagte ihr Vater ebenso ruhig. Alle Vorbereitungen sind beendet, Dein Hôtel ist vollständig eingerichtet, Dein Trousseau ist bereit, die nöthigen gesetzlichen Schritte sind geschehen, ich habe Alles in der Stille besorgt, ohne Dich mit diesen Vorbereitungen belästigen zu wollen, und nichts steht Deiner Vermählung mehr im Wege.

Nichts als mein Wille, und diesen wirst Du nicht aus dem Wege räumen können! rief Rahel heftig. Du kannst freilich den Prediger

und den Mann, den ich heirathen ſoll, in mein Zimmer führen, aber ich werde dieſes Ja, welches der Prediger von mir fordern wird, nicht ſprechen, ich werde Nein rufen, und immer nur Nein, bis Gott im Himmel mich hört, und mir Rettung ſendet!

Gott im Himmel wird Dich ebenſo wenig hören, wie Dich der Prediger hören wird, der die Trauung verrichten ſoll. Ich habe ihn mir eigens aus Polen kommen laſſen zu dieſem Zweck, denn er iſt ſtocktaub, und Dein Nein wird ihn ebenſo wenig entſetzen, als ihn Dein Ja entzücken kann. Herr Baron von Meyer aber wird groß-müthig Dein Nein überhören; ich habe ihn auf Alles vorbereitet, er weiß, daß Du Dir einbildeſt, einen Andern zu lieben, er kennt Deine phantaſtiſchen Träume und er verzeiht ſie Dir, denn er macht ein gutes Geſchäft mit dieſer Heirath, und außerdem iſt er ein viel zu treuer und eifriger Jude, als daß er mir nicht helfen und beiſtehen ſollte, meine Tochter zu erretten von den Verführungen der Chriſten, und ſie dem Glauben unſerer Väter in unverbrüchlicher Treue zu erhalten. Du ſiehſt, all Dein Streben iſt vergeblich. Füge Dich alſo in Dein Schickſal, und nimm das glänzende Loos an, das Dir geboten wird.

Ich nehme es nicht an, rief Rahel. Lieber den Tod, lieber Unglück und Schande!

Gott wird gnädigſt Dich vor Unglück bewahren, vor der Schande aber werden Dich die wachſamen Augen Deines Vaters zu behüten wiſſen, ſagte Herr Eskeles Flies ruhig. Aber jetzt genug der Worte. Ich verlaſſe Dich jetzt, mein Kind. Die Nacht beginnt zu dunkeln, und ich habe noch allerlei kleine Anordnungen für den morgenden Tag zu treffen. Auch Du wirſt Dich noch vorzubereiten haben. In der Stille der Nacht wirſt Du mit Dir ſelber Dich berathen, wirſt überlegen und prüfen und wirſt endlich zu der Erkenntniß kommen, daß es am Klügſten und Weiſeſten iſt, ſich mit Anſtand in das Unvermeidliche zu fügen. Denn unvermeidlich iſt dieſe Heirath, und ich bin entſchloſſen, ſie durchzuſetzen. Füge Dich alſo und ſei mein gehorſames Kind. Wir werden uns heute nicht wieder ſehen, Du wirſt allein bleiben müſſen, aber das geziemt wohl einer Braut vor dem Hochzeitstage, und damit das Alleinſein Dich nicht ennuyirt, habe ich Dir in den Staatsgemächern all die Herrlichkeiten Deines Trouſſeau ausbreiten laſſen. Du haſt nur nöthig, durch Deine Gemächer Dich dorthin zu begeben, um Zerſtreuung und

Unterhaltung zu finden. Alle Kronleuchter brennen, damit Du Alles genau sehen kannst. Lebe wohl, meine Rahel, morgen wirst Du die Baronin von Meyer!

Nein, niemals! rief Rahel, aber ihr Vater achtete nicht darauf, er schritt ruhig der Thür zu und ging hinaus. Sie hörte, wie er geräuschvoll den Schlüssel im Schloß umdrehte, ihn auszog und dann von dannen ging.

Mit einem bangen Aufschrei stürzte sie zu der Thür hin, ja, sie hatte sich nicht geirrt, diese Thür war verschlossen, sie konnte ihr Zimmer nicht mehr verlassen.

Aber sie mußte hinaus, sie mußte Günther Nachricht geben, er mußte sie erretten von der Gefahr, die sie bedrohte.

Wo waren ihre Dienerinnen, wo war ihre treue, alte Amme? Rahel suchte sie in ihren Zimmern, aber diese Zimmer waren leer, Niemand war da zu sehen, sie schellte heftig an allen Klingelzügen, aber Niemand kam.

Nun erinnerte sie sich, daß ihr Vater gesagt, die Staatszimmer seien geöffnet, vielleicht fand sie dort ihre Dienerinnen, vielleicht beschauten sie dort die ausgestellten Schätze.

Mit fliegender Hast eilte Rahel durch ihre Zimmer fort und stieß die Thür auf, welche diese mit den Staatszimmern verband. Glänzende Helle strahlte ihr entgegen, überall in der langen Reihe dieser Säle brannten die Kronleuchter und warfen ihr funkelndes Licht auf die ungeheuren Spiegel, auf die Goldverzierungen, die Sammettapeten, die prunkvollen Meubles, die herrlichen Gemälde, die kostbaren Teppiche, und endlich auf die Fülle von Kleidern, Blumen, Spitzen und Putzgegenständen, die da auf den Stühlen und Tischen umher lagen und Zeugniß gaben von der Prachtliebe des Herrn Eskeles, der seiner Tochter die Ausstattung einer Fürstin gegeben hatte.

Aber Rahel achtete auf alle diese Dinge nicht, sie flog über das funkelnde Parquet dieser Säle hin, bleich, mit keuchendem Athem, mit hochpochendem Herzen. Sie sah nichts von den Schönheiten und der Pracht, die sie umgab, sie sah nur die Thüren, welche da hinausführten auf den Corridor, und zu diesen Thüren stürzte sie hin und rüttelte an den Schlössern.

Aber alle diese Thüren waren geschlossen, und keine Stimme ant-

wortete auf ihr lautes Rufen. Nur die koſtbaren chineſiſchen Vaſen auf den goldenen Conſolen ſchienen zu erzittern, nur die ſtummen Geſtalten auf den Gemälden ſchienen zu lauſchen bei dieſer Stimme, welche auf einmal die todte Pracht und die ſchweigende Oede dieſer Säle unterbrach.

Ich bin eine Gefangene! rief Rahel mit einem wilden Schmerzensſchrei. Eine Gefangene, und mein Vater iſt mein Kerkermeiſter.

Sie lehnte einen Moment ganz zerbrochen an der letzten Thür, und blickte mit ſtieren Augen die lange Reihe dieſer glänzenden Säle hinab, dann murmelte ſie leiſe: Ich will frei ſein! Ich will nicht wie eine Sclavin mich unterwerfen. Keine Macht der Erde ſoll mich zwingen, einen Meineid zu begehen. Ich habe geſchworen, niemals eines andern Mannes Weib zu ſein, als meines Günther! Ich werde meinen Schwur halten oder ſterben! In dieſer Stunde hat ſich mein Herz losgeriſſen von meinem Vater, Niemand gehöre ich jetzt mehr an als Günther, und Günther erwartet mich!

Günther erwartet mich, wiederholte ſie leiſe, indem ſie ſich aufrichtete und jetzt langſam, mit hochgehobenem Haupt wieder durch die Säle dahin ſchritt.

Günther erwartet mich, flüſterte ſie immerfort, und mechaniſch blieb ſie hier und dort vor den ſchönen Sachen ſtehen, die da auf den Stühlen und Tiſchen ausgebreitet lagen, als wollten ſie ſie verſuchen und verlocken und das junge Mädchen zu ſich rufen mit ihren Blumen und Schleifen, ihren Spitzen und Stickereien.

Aber Rahel war zu dieſer Stunde kein junges Mädchen, ſondern ein willenskräftiges, ſtarkes Weib, eine Heldin, welche entſchloſſen war, mit ihrem Schickſal und mit ihrem Vater zu kämpfen um ihr Glück.

Günther erwartet mich, wiederholte ſie immerfort, träumend, gedankenvoll ſinnend. Worauf? Wozu? Das wußte ſie vielleicht ſelber nicht.

Nur das fühlte ſie klar, daß ihr Geſchick ſich in dieſer Stunde entſcheiden, und daß ſie ſelber mit feſter Hand dieſe Entſcheidung herbeiführen müſſe.

Günther erwartet mich, wiederholte ſie, als ſie eben vor dieſem großen, runden Tiſch ſtehen blieb, der in dem Hauptſaal unter dem großen Kronleuchter von Bergcryſtall aufgeſtellt war.

Auf dieſem Tiſche befanden ſich die Schmuckkaſten und die Cartons

mit den koſtbaren Taſchentüchern von Spitzen. Rahel's Auge ſchweifte flüchtig über alle dieſe Dinge hin. Sie dachte nicht daran, dieſe Etuis, dieſe Cartons öffnen zu wollen. Sie ſah nur dieſe großen goldenen Lettern, welche da überall glänzend und hell ſich von dem purpurrothen Maroquin hervorhoben.

„Rahel von Meyer" ſtand auf all dieſen Cartons, dieſen Etuis.

Sie war alſo ſchon eine Andere. Sie hatte ſchon ihren Namen verloren in den Gedanken ihres Vaters, er hatte ſchon ihre Zukunft zur Gegenwart gemacht, und ihr wider ihren Willen den Namen dieſes Mannes beigelegt, den ſie kaum kannte, den ſie aber haßte, weil man ſie zwingen wollte, ihn zu lieben.

Rahel von Meyer! ſagte ſie laut, und langſam, wie ein Stein, fiel jedes Wort von ihren bleichen Lippen nieder. Rahel von Meyer! Ich bin das nicht und werde das nie ſein! Mein Vater hat mir alſo ſchon ſeinen Namen genommen, ich bin für ihn nicht mehr Rahel Eskeles Flies! Wer bin ich denn?

Ich bin Rahel Günther! rief ſie auf einmal laut und freudig, und ein glühendes Roth flog über ihre Wangen hin, und ihre Augen flammten auf vor Seligkeit.

Ich bin Rahel Günther, ja das bin ich, ſagte ſie noch einmal. Und weil ich das bin, ſo iſt meine Stelle nicht mehr in dieſem Hauſe, und es geziemt mir nicht, hier umherzuwandeln zwiſchen dieſen Schätzen, die nicht mein ſind, ſondern der Baronin Meyer gehören. Mir nicht! Nicht der beſcheidenen, einfachen Rahel Günther, die nichts will und erſehnt, als das Herz ihres Geliebten! Oh, was kümmert mich all dieſe nichtige Herrlichkeit, dieſer lächerliche Flittertand des Putzes! Rahel Günther hat nichts zu ſchaffen damit, ſie muß fort, fort aus dieſem Hauſe, das nicht mehr ihre Heimath iſt! Fort, denn Günther erwartet mich. Fort!

Aber wie? fragte ſie ſich ſelber, einen bangen, verzweifelten Blick auf die verſchloſſenen Thüren, auf die hohen Fenſter werfend. Oh, warum kann ich nicht hinausfliegen wie ein Vogel, murmelte ſie leiſe. Alle meine Gedanken fliegen zu ihm hin, und doch muß ich hier bleiben, doch bin ich eine Gefangene.

Plötzlich zuckte ſie zuſammen, wie von einem jähen Gedanken durch-

ſchüttert. Ihre Augen flogen von dem Fenſter hinüber zu den Sachen, die da vor ihr ausgebreitet lagen, und ſchienen etwas zu ſuchen.

Dann eilte ſie haſtig in das nächſte Gemach und ſchaute wieder ſuchend umher. Jetzt ſchien ſie gefunden zu haben, was ſie ſuchte, denn ein Lächeln umſpielte ihre Lippen, und ſie eilte nach jenem Tiſch hin, auf welchem ſich die Bänder und Schleifen befanden.

Da dieſe Rolle des breiten, ſchweren Seidenbandes nahm ſie haſtig empor und rollte es vor ſich hin.

Es iſt lang, viele Ellen lang, flüſterte ſie. Stark genug, um nicht zu zerreißen, lang genug, um mich ſicher hinunter zu bringen. Es iſt dunkel draußen und Niemand wird mich ſehen, Niemand wird im Garten ſein außer den Wächtern, und die werden mich hinauslaſſen, wenn ich ihnen ein Geldſtück gebe. An's Werk alſo, an's Werk! Die Nacht bricht an und Günther erwartet mich!

Jetzt flog ſie zurück in ihr Wohnzimmer. Mit einer fiebergleichen Haſt nahm ſie Mantel und Hut aus dem Schrank hervor und hüllte ſich tief ein.

Dann warf ſie einen letzten Blick im Zimmer umher und ließ ihn mit einem Ausdruck tiefer Trauer auf dem Bildniß ihres Vaters haften, das da drüben über ihrem Divan hing.

Lebe wohl, mein Vater! flüſterte ſie leiſe. Lebe wohl!

Eine Thräne trat in ihr Auge, ſie ſchüttelte ſie aber raſch fort und wandte ſich ab. Eilenden Fußes, kaum wiſſend, was ſie that, flog ſie jetzt wieder zurück in die Säle.

Keinen Blick hatte ſie für dieſe Herrlichkeiten, für dieſen Putz, der ſo viele Frauenherzen verlockt, nur das lange, breite Band, das ſie vorhin ausgerollt hatte und das da wie eine ungeheure, glitzernde Rieſenſchlange ſich über das Parquet des Saals hinzog, nur das ſah ſie, das begehrte ſie.

Darnach allein bückte ſie ſich und hob es auf und ſprang mit ihm vorwärts, raſch durch die Säle dahin, raſch vorwärts bis zu dem letzten Fenſter des kleinen Zimmers, das die lange Reihe abſchloß und deſſen Fenſter hinausführten in den Park.

Mit leiſer Hand öffnete Rahel eins dieſer Fenſter. Dann lauſchte ſie.

Drunten im Garten herrſchte eine lautloſe Stille, nur der Wind

flüſterte ganz leiſe in dem dichten Gezweig der Bäume, nur hier und da ſchlug ein Vogel wie im Traum einen Ton an.

Jetzt legte Rahel mit geſchäftigen Händen das lange, breite Band in einem feſten, ſichern Knoten um das Fenſterkreuz und ließ es dann hinaus. Nun horchte ſie noch einmal, ſchaute noch einmal mit einem raſchen, angſtvollen Blick in die Säle zurück.

Nichts regte ſich da. Die Kronleuchter brannten und blitzten in den Spiegeln und Goldverzierungen, die goldgeſtickten Gewänder, die Seidenkleider und Spitzen und Blumen, die ganze Herrlichkeit, welche morgen der jungen Frau Rahel von Meyer beſcheert werden ſollte, lag wartend da. Alles war ſtill.

Nun ſchwang ſich Rahel auf das Fenſterbrett empor, nun umklammerte ſie mit ihren Armen das Fenſterkreuz und faßte dann nach dem Band und hielt es feſt mit beiden Händen. Dann that ſie einen raſchen Sprung hinab, und wie ſie das that, flüſterte ſie leiſe: Günther erwartet mich! — — —

III.

Die Selbſttrauung.

Günther, der Cabinetsrath und Geheim-Secretair des Kaiſers, war allein in ſeinem Gemach. Seit einer Stunde war er heimgekehrt aus der Burg. Die Geſchäfte des Tages waren beendet, er konnte jetzt wieder für einige Stunden wenigſtens ſich ſelber angehören, konnte träumen von ihr, die er grenzenlos liebte, die er jetzt ſchon ſeit Wochen nicht geſehen, von der keine Kunde zu ihm gekommen war, und an deren Liebe und Treue er doch nicht einen Moment gezweifelt hatte.

Ihr Vater wird ſie bewachen, ſagte Günther zu ſich ſelber, wie er jetzt auf dem Divan ausgeſtreckt, das Haupt in die Kiſſen zurückgelehnt, ſeinen Träumen und Gedanken ſich überließ, die ihn wie immer zu ihr hinführten. Der ſtolze Herr Baron wird ſie umgeben mit Spähern, die ihm Alles, was ſie thut, verrathen, und ihm die Briefe auffangen, die ſie mir ſchreibt. Oh, Rahel, Rahel, wann wird dieſe Qual enden, dieſe Qual, welche doch mein einziges Glück iſt? Denn

Du bist der Engel meines Lebens, und ich liebe Dich grenzenlos! Wann wirst Du mein werden? Wann wirst Du endlich Deinen Stolz überwinden und Deine keusche Schüchternheit? Wann wirst Du mein werden?

Er schwieg und versank tiefer in sich selbst. Zuweilen flog ein Schatten über seine edlen, männlichen Züge hin, zuweilen hellten sie sich auf zu einem seligen Lächeln des Glückes.

Er träumte und phantasirte, und war glücklich oder unglücklich, je nachdem die Träume seiner Liebe ihm das Glück oder das Entbehren malten.

Draußen an der äußern Thür schlug eben die Klingel heftig an. Günther achtete nicht darauf. Was kümmerte es ihn, wer da zu so später Abendstunde noch kommen mochte? Sein Diener war ja da, um ihn abzuweisen, um seinen Herrn zu verleugnen.

Günther träumte ruhig weiter, träumte mit offenen Augen, mit wachen Sinnen.

Hinter ihm öffnete sich die Thür und schloß sich leise wieder. Günther achtete nicht darauf, er träumte weiter mit offenen Augen.

Er sah sie vor sich in ihrer Schönheit und Lieblichkeit, sah sie mit ihren bleichen, durchsichtigen Wangen, ihren großen, brennenden Augen, ihren schwarzen Locken.

Wie? War das noch immer ein Traum? Stand sie nicht da drüben an der Thür, bleich und zitternd, die großen Augen mit einem unaussprechlichen Ausdruck auf ihn gerichtet, schwebte sie nicht jetzt zu ihm heran mit leisem, unhörbarem Schritt?

Günther sprang empor und flüsterte leise: Rahel, bist Du's? Träume ich nicht? Bist Du's wirklich, meine Rahel?

Ich bin es, sagte sie. Ich komme zu Dir, mein Günther! Aber höre erst, was ich Dir zu sagen habe. Ich bin entflohen aus dem Hause meines Vaters, der mich verhandeln und verkaufen wollte an einen Menschen, den ich hasse und verabscheue. Ich bin entflohen, weil ich morgen dieses Mannes Weib sein sollte, und weil ich Dir geschworen habe, keinem Manne anzugehören, außer Dir. Ich bringe Dir keine Millionen, keine Schätze, ich komme zu Dir als eine Bettlerin, eine Bettlerin, deren einziges Erbtheil der Fluch ihres Vaters sein wird, ich bringe Dir nichts, als meine Liebe, meine Treue, nichts als ein Herz, welches Dich unaussprechlich liebt. Günther, willst Du mich

annehmen? Willst Du, daß ich Dein sei für alle Ewigkeit? Willst Du mich haben und halten an Deinem Herzen?

Günther schaute ihr mit einem festen langen Blick in die großen, forschenden Augen, und was sie in diesen Augen und auf diesem edlen männlichen Antlitz gelesen, mußte trostreich und glückverheißend sein, denn ein sanftes Lächeln glitt über ihre Züge hin.

Ich will Dich halten an meinem Herzen, als mein schönstes und heiligstes Kleinod, sagte er nach einer langen Pause mit ernster feierlicher Stimme. Ich will versuchen, mich würdig zu zeigen des edlen und schönen Glückes, das meine Rahel mir heute darbietet, und das ich so lange schon vom Himmel erflehe als den schönsten und heiligsten Segen meines Lebens. Komm, meine Rahel, komm und überzeuge Dich, daß es so ist.

Er legte sanft seinen Arm um ihre Gestalt und zog sie vorwärts durch das Zimmer, und öffnete die Thür da drüben.

Komm, Deine Wohnung ist bereit, meine Rahel, sagte er lächelnd, sie durch die Thür geleitend.

Sie traten jetzt in einen Salon, der mit äußerster Eleganz und Zierlichkeit, aber fern von allem Glanz und allem Prunk eingerichtet war. Ein einfacher Kronleuchter erleuchtete den Raum und ließ sein mattes Licht auf die Divans und Sessel fallen, die da um den runden Marmortisch standen und ihre Gäste zu erwarten schienen.

Das ist Dein Salon, sagte Günther, komm nun auch in Dein Wohnzimmer.

Sie traten ein in das nächste Gemach; auch hier brannte, wie in dem Salon, ein einfacher Kronleuchter, und beleuchtete die geschmackvolle Einrichtung dieses mit Comfort und sinniger Eleganz ausgestatteten Gemachs.

Dort, sagte Günther, auf die entgegengesetzte Thür deutend, dort ist Dein Toilettenzimmer, und dahinter Dein Schlafgemach, meine Rahel. Seit einem halben Jahre erwartete diese Wohnung Tag und Nacht ihre Herrin, und damit sie zu jeder Zeit Alles bereit finde, brannten allnächtlich diese Lichter. Rahel, ich erwartete Dich schon so lange, und mein Herz ermattete fast in hoffnungsloser Pein. Jetzt bist Du da, endlich da! Jetzt bist Du heimgekommen aus der Fremde zu Deinem Angehörigen, jetzt bist Du in Deiner Heimath, und mögest

Du darin bleiben und glücklich sein, und diese Stunde nie bereuen, diese Stunde, welche ich preise als den Grundstein meines Glückes! Und nun, Rahel, frage ich Dich, wann wird unsere Hochzeit sein? Wann wird meine Rahel die Taufe der Liebe empfangen, damit der Segen unseres Glückes über uns ausgesprochen werde? Rahel, wann wird unsere Hochzeit sein?

Niemals! sagte Rahel feierlich.

Günther schaute sie mit staunenden Blicken an. Niemals? Du willst also nicht meine Gemahlin werden?

Ich kann es und darf es nicht, Günther. Ich habe mit einem heiligen und feierlichen Eide geschworen, niemals eine Christin zu werden, ich habe es geschworen bei dem Grabe meiner Mutter. Ich kann nicht meineidig werden, ich muß meinen Schwur halten. Aber ich bin Dein und bleibe Dein, ich gehöre nur Dir an, für Dich nehme ich die Schande auf mich und den Hohn der Welt! Gott sieht in unsere Herzen, und Gott wird Verzeihung haben für eine Liebe, welche auf Erden vergeblich den Segen sucht, und ihn nur im Himmel und bei Gott finden kann! Günther, wirst Du mich verstoßen, weil ich eine Jüdin bin, eine Jüdin bleiben muß?

Sie schaute ihn an mit einem Blick voll unendlicher Liebe und reichte ihm ihre beiden Hände dar. Er neigte sich auf dieselben nieder, und indem er sie küßte, sank er auf seine Kniee.

Rahel, sagte er laut und feierlich, auf meinen Knieen schwöre ich Dir, ich will Dich ewig lieben, und der Inhalt meines ganzen Lebens soll das Bestreben sein, Dich glücklich zu machen. Rahel, auf meinen Knieen schwöre ich zu dem allmächtigen Gott, Dich zu achten und hochzuhalten als mein edles, keusches Weib, und nimmer von Dir zu lassen und nimmer Dir die Treue zu brechen!

Rahel war leise neben ihm niedergesunken, und ihre Rechte in die seinige legend, die Augen fromm gen Himmel gewandt, sagte sie mit begeisterter Stimme: auf meinen Knieen schwöre ich Dir, ich will Dich ewig lieben, und der Inhalt meines ganzen Lebens soll das Bestreben sein, Dich glücklich zu machen. Auf meinen Knieen schwöre ich zu dem allmächtigen Gott, Dich zu ehren und hochzuhalten als meinen Gatten und meinen Herrn, Dir ein gehorsames Weib zu sein und nimmer Dir die Treue zu brechen!

Nun neigten sie sich zu einander und küßten sich, und umschlangen sich einander fest und innig, und ruhten aneinander in stummer, seliger Umarmung. Dann zog Günther die Geliebte sanft von ihren Knieen empor. Das war die heilige Trauung unserer Herzen! sagte er. Die Liebe war unser Priester, und Gott war unser Zeuge, und hat unsere Schwüre vernommen. Jetzt, Rahel, bist Du mein Weib, und Gott und die Liebe segnen Deinen Einzug in mein Haus!

IV.

Im Augarten.

Im Augarten war heut ein glänzendes Leben. Der erste schöne Frühlingstag hatte die vornehme Welt hinausgelockt in's Freie, und Hunderte von Equipagen und Hunderte von eleganten Reitern bewegten sich in den großen Alleen des Augartens auf und ab. Da sah man die glänzende Equipage der Fürstin Esterhazy, gefolgt von zwanzig Leibhusaren in den Farben des Fürsten, da war die Equipage des neuen Fürsten Palm, der die vier Rappen, welche dieselbe zogen, mit gediegenem Golde hatte aufschirren lassen, da war das vergoldete vis-à-vis der schönen Gräfin Thun, dessen Wände mit herrlichen Gemälden der ersten lebenden Künstler geschmückt waren, da war die Caroſſe des Grafen Dietrichstein, bespannt mit vier milchweißen Pferden, deren schlanke, zierliche Füße behangen waren mit Bracelets von Gold und Edelsteinen, die würdig gewesen wären, die Arme der schönsten und vornehmsten Damen zu schmücken, und da war endlich eine Unzahl von den elegantesten, prächtigsten Equipagen, prangend mit den Wappen der ersten und größten Aristokraten-Familien Oesterreichs, Ungarns und der Lombardei.

Es schien, als halte der Frühling heute seine erste Cour, und der ganze vornehme Adel sei herbeigeströmt, um dem lächelnden, sonnenstrahlenden Fürsten, der jetzt die Welt beherrschte, seine Huldigung darzubringen und von ihm erwärmt zu werden mit einem Sonnenblick.

Aber nicht blos die Aristokratie in ihren Equipagen und auf ihren kostbaren Pferden machten heut im Augarten dem Frühling ihre große

Cour, sondern auch der gemeine Mann, der Bürger und der Arbeiter, das Volk war in Massen hingeströmt, um des sprossenden Grüns der Bäume, der warmen, erquicklichen Luft, der schönen Frühlingssonne zu genießen, und nebenbei sich zu ergötzen an dem Anblick der vornehmen Herren und Damen und ihrer Equipagen und Pferde, vor allen Dingen aber den Kaiser zu sehen, der jeden Mittag jetzt dort zu finden war.

Ein besonders lebhaftes Wogen und Drängen fand daher heute nach dem großen Platz in der Mitte der Hauptallee statt, Tausende und aber Tausende strömten aus allen Gängen und Alleen dorthin, denn dort war der Kaiser, und dort auch war der ganze Hof, und man konnte in nächster Nähe diese vornehmen Damen sehen, die sonst dem Volk so unnahbar, nur in ihren vorüberfliegenden Equipagen, oder in der Loge des Theaters erschienen, man konnte Ellenbogen an Ellenbogen mit den großen Herren stehen, die man sonst nur hoch zu Roß, oder an den Fenstern ihrer Paläste im vornehmen Niederblicken auf das Volk aus der Ferne bewundert hatte, und endlich konnte man da den Kaiser sehen, der in liebenswürdigster Einfachheit sich auf und ab bewegte und in unbefangener Natürlichkeit, ganz ohne das Wesen vornehmer Herablassung, sich unter die Menge mischte, hierhin und dorthin freundliche Worte richtete, und sich oft ebenso lange und angelegentlich mit dem einfachen Bürgersmann unterhielt, als mit hochgebornen Aristokraten.

Der Kaiser war vom Pferd gestiegen, und ging jetzt zu Fuß auf und ab. Das war das Zeichen für alle Cavaliere gewesen, gleichfalls sich von ihren Rossen zu schwingen, und dem Kaiser zu folgen, das Zeichen auch für die Damen, sich von den schwellenden Sammetpolstern ihrer Carrossen aufzurichten und mit ihren seidenbeschuheten Füßen die niedere Erde zu berühren. Ihre Equipagen standen dicht gedrängt in unabsehbarer Menge die lange Allee jenseits des Platzes hinunter, und daneben pirouettirten die Reitpferde, die, am Zügel geleitet von der Hand der reichgekleideten Jokeys, ihrer Cavaliere harrten.

Der ganze übrige Garten war jetzt leer, Alles hatte sich nach diesem Platz hingedrängt, und ein ungeheures Menschengewoge füllte denselben aus, alle Etiquette, alle Rangunterschiede hatten aufgehört und in freudiger, staunender Neugierde drängte das Volk sich immer näher und näher heran, und durchbrach arglos die lebendige Mauer

von Cavalieren, deren Absicht es gewesen, in der Mitte des Platzes wenigstens sich und dem Hof eine Stelle zu bewahren, wohin das gemeine Volk seine profanen Schritte nicht richten könne.

Der Kaiser hatte weder das Bemühen der Cavaliere, noch das rücksichtslose Vordrängen der nicht courfähigen Menge bemerkt, aber er sah jetzt die finstern, mißmuthigen Gesichter der Cavaliere, die ihn umgaben, sah, wie sie zornige Blicke hinter sich warfen auf die gaffende Menge.

Was ist Ihnen Allen denn widerfahren, meine Herren? fragte Joseph lächelnd. Weshalb sind Ihre Gesichter auf einmal so trübe und verstört, daß man wahrhaftig meinen sollte, es sei plötzlich über Sie Alle ein Unglück hereingebrochen? Sie schweigen Alle? Nun? Sprechen Sie, Herr Graf Fürstenberg, was ist es?

Sire, ich weiß nichts, sagte der Graf verlegen.

Sie wissen nichts? Und doch ist auch auf Ihrer Stirn eine Wolke? Sprechen Sie also, aber die Wahrheit.

Ew. Majestät befehlen es?

Ich befehle es!

Nun denn, Sire, wir finden Alle, daß diese Menge des Volkes hier sehr belästigend ist, und daß es ein wenig sehr unbequem ist, sich von diesen Menschen begaffen und anstieren zu lassen, als wäre man irgend eine monströse Seltenheit, die von den Südseeinseln, oder aus einem Raritäten-Cabinet gekommen und hier ausgestellt worden.

Es ist wahr, die Neugierde der Wiener ist ein wenig lebhaft und feurig, sagte der Kaiser lächelnd, indem er seine großen blauen Augen mit einem freundlichen Blick über die Menschenmassen dahin gleiten ließ. Aber nennen wir doch das Herandrängen der guten Leute nicht Neugierde, sondern Liebe, dann wird es uns sehr willkommen sein.

Majestät halten zu Gnaden, es wäre auch dann noch höchst unbequem, sagte Graf Fürstenberg achselzuckend. Wenn mir Ew. Majestät gnädigst eine Meinung gestatten wollen, so wage ich zu glauben, daß Ew. Majestät wirklich zu großmüthig und liberal gewesen, als Sie dem gemeinen Volk diese herrlichen kaiserlichen Gärten geöffnet.

Wirklich, glauben Sie das? fragte Joseph mit einem leichten Anflug von Spott.

Sire, wir glauben das Alle, und im Namen des ganzen Adels möchte ich es wagen, Ew. Majestät meine Bitte vorzutragen.

Wagen Sie es immerhin, Herr Graf!

Nun denn, Majeſtät, ſo bitte ich Sie im Namen aller Cavaliere, und beſonders im Namen aller unſerer Damen: haben Sie die Gnade, Sire, und erlöſen Sie Ihren getreuen Adel von dieſer unangenehmen Gemeinſchaft mit dem niedern Volk! Mein Gott, alle Gärten, alle Spaziergänge ſind jetzt dieſen Leuten offen! Nirgends giebt es Vorbehalte, abgeſperrte Alleen, nirgends iſt man ſicher, daß Einem der ungeſchliffene Pöbel nicht das bordirte Kleid beſchmutzt, oder den Damen die zarten Roben zerreißt, oder zertritt, nirgends iſt man à son aise. Wir beſchwören alſo Ew. Majeſtät, wollen Sie wenigſtens Einen der kaiſerlichen Gärten der Menge verſchließen, wollen Sie wenigſtens den Prater reſerviren, und uns Allen wieder das ſichere und angenehme Gefühl gönnen, daß man dort unbeachtet ſich ergehen und die ſchönen Lüfte genießen kann, nur in Geſellſchaft von Seinesgleichen.*)

Joſeph hatte dem Grafen mit lachendem Antlitz zugehört. Sie verlangen, immer unter Ihresgleichen zu ſein, ſagte er. Wenn ich ein ähnliches Verlangen trüge, wenn ich immer unter Meinesgleichen ſein wollte, ſo müßte ich in die kaiſerliche Gruft bei den Kapuzinern hinabſteigen und darin meine Tage zubringen.**) Ich habe aber durchaus keine Luſt dazu, und ziehe es entſchieden vor, mit allen Menſchen zu verkehren, und ſie für Meinesgleichen zu halten. So mögen es meine Herren Cavaliere denn auch thun, und auch diejenigen für Ihresgleichen halten, die nicht durch den Zufall der Geburt mit einem adligen Wappen und einem hochtönenden Namen geſchmückt ſind. Ich werde dieſen guten Leuten keinen meiner Gärten verſchließen, denn ich habe ſie ihnen ja geöffnet, weil ich ſie ſchätze.***)

---

*) Der hohe Adel Wiens wandte ſich in der That mit einer Eingabe an den Kaiſer und bat um die Schließung des Praters. Dieſer Eingabe ſind die obigen Worte entlehnt. Siehe: Hübner. I. S. 53.

**) Des Kaiſers eigene Worte. Siehe: Ramshorn, Lebensgeſchichte Kaiſer Joſephs II.

***) Als der Kaiſer den Augarten einrichten und ihn dem Publikum öffnen ließ, ward über der großen Eingangspforte eine Tafel angebracht, auf welcher dieſe von dem Kaiſer ſelbſt angeordnete Inſchrift ſich befand: „Allen Menſchen gewidmet von ihrem Schätzer.“

Er nickte dem Grafen einen flüchtigen Gruß zu und wandte sich an die Gräfin Pergen, welche unweit von ihm stand.

Ah, ich heiße Sie willkommen in Wiens Frühlingsluft, sagte der Kaiser sich verneigend. Sie waren lange verreist, wie ich höre. Darf man wissen, wie es Ihnen ergeht?

Très-bien, Votre Majesté! erwiederte die Gräfin, sich tief verneigend.

Der Kaiser runzelte die Stirn. Warum sprechen Sie denn nicht Deutsch? fragte er hastig. Wir sind ja in Deutschland!*)

Und ohne die Dame eines Wortes oder eines Blickes weiter zu würdigen, wandte der Kaiser mit verdrießlichem Gesicht sich ab. Auf einmal indessen erhellte sich sein Antlitz und sich lebhaft durch die Umstehenden hindurchdrängend, die nicht Platz hatten bei Seite zu treten, näherte er sich jenem jungen Mann, mit dem bleichen jugendlichen Angesicht, dessen große blaue Augen mit einem sanften, lächelnden Ausdruck dem Kaiser entgegenleuchteten.

Joseph nickte ihm lebhaft zu und reichte ihm seine Hand dar, und die Cavaliere sahen mit Entsetzen, daß dieser junge Mann, dessen einfacher brauner Rock nicht mit dem kleinsten Ordenszeichen decorirt war, nicht, wie es doch die Ehrfurcht und die Hoffitte erheischte, die dargereichte kaiserliche Hand an die Lippen drückte, sondern daß er sie herzhaft in der seinen schüttelte, als wäre der Kaiser wirklich Seinesgleichen.

Seht da, unser junger Maestro Mozart, rief der Kaiser heiter. Sind Sie hierhergekommen, Mozart, um die Nachtigallen des Augartens auch die Melodien aus Ihrer „Entführung aus dem Serail" pfeifen zu lehren? Ist's Ihnen denn nicht genug, daß alle Menschen Ihre Melodieen singen und trällern, und daß sie in jeder Kehle stecken und von allen Damenlippen wiedertönen? Müssen auch noch die Nachtigallen sie lernen?

Behüt' Gott, Majestät, rief Mozart lachend, ich vielmehr wollt' lernen von den Nachtigallen, und die himmlische Musik ihnen ablauschen, die Gott der Herr in ihre Kehle gelegt. Vielleicht gelingt's mir noch und ich schreib' eines Tages noch für meinen Kaiser eine Oper, in welcher alle Nachtigallen des Augartens ihre zärtlichen und sehnsuchtsvollen Lieder austönen lassen.

---

* Groß-Hoffinger. Th. III.

Der Kaiſer legte ſanft ſeine Hand auf Mozart's Schulter und ſah ihm lächelnd in das feine bleiche Angeſicht. Der Mozart hat nicht nöthig von den Nachtigallen zu lernen, ſagte er, Gott hat ihm einen ganzen Schatz von Himmelsmelodieen in ſeine eigene Bruſt gelegt, und er hat nur nöthig die Feder zu nehmen und ſie zu Papier zu bringen. Ihre Entführung aus dem Auge Gottes, — nicht doch, Sie ſehen, ich bin ein rechtes Wiener Kind und mache auch die Späße meiner Wiener mit. Sagen Sie doch, welches von Ihren beiden Werken hat Ihnen mehr Mühe gemacht, die Entführung aus dem Serail, oder die aus dem Auge Gottes?*)

Wahrhaftig, Sire, rief Mozart lachend, ich glaube beinahe, die aus dem Auge Gottes. Es hat gar vieler Bitten und Klagen und gar großen Jammerns und Verzweifelns bedurft, ehe ich das Werk zu Stand' gebracht!

Nun, Sie haben's aber doch fertig gebracht, und juſt am ſelben Tag mit Ihrem andern Werk? Beide Aufführungen auf Einmal?

Eine nach der andern, Sire! Erſt das Werk, das ich im Notenheft unterm Arm trug, und dann das, welches ich im Herzen trug.

Und beide Werke ſind Ihnen wohl gelungen, und ich gratulire Ihnen dazu! Alſo ich mache Ihnen mein Compliment zu der Entführung aus dem Serail. Es iſt eine hübſche Oper! Sehr gut, ſehr brav, nur gar zu viele Noten!

Grade ſo viel, als nöthig ſind, Sire, rief Mozart lebhaft, dem Kaiſer feſt in die Augen ſchauend.

Joſeph lächelte. Kann auch ſein, Maeſtro, ſagte er ſanft, Sie müſſen das freilich beſſer verſtehen, als ich. Weil Sie's beſſer ver-

---

*) An dem Tage, an welchem Mozart ſeine Oper „die Entführung aus dem Serail" zum erſten Mal in Wien zur Aufführung brachte, entführte er nach der Opernvorſtellung ſeine geliebte Conſtanze aus dem Hauſe ihrer ſeiner Liebe abgeneigten Mutter, und geleitete ſie zu einer gemeinſchaftlichen edlen Freundin, die alsdann die Verſöhnung zu Stande brachte, und in deren Hauſe die Vermählung Mozarts mit Conſtanzen ſtattfand. Das Haus, in welchem Conſtanze mit ihrer Mutter wohnte, hieß „das Auge Gottes," und die Wiener, welche Mozarts Lebensgeſchichte ebenſo gut kannten, als ſeine Oper, pflegten dieſe letztere ſcherzhafter Weiſe „die Entführung aus dem Auge Gottes" zu nennen. Siehe: Niſſens Lebensgeſchichte Mozarts.

ſtehen, fuhr er fort, indem er ſich näher zu Mozart hinneigte und ſeine Stimme zu leiſem Flüſtern dämpfte, weil Sie's beſſer verſtehen, hab' ich Ihnen ja meine Sonate gegeben, daß Sie ſie ein wenig durchſehen, und mir Ihr Urtheil ſagen. Und ich bin ungeduldig und ängſtlich, wie's jedem angehenden Künſtler und Componiſten zu gehen pflegt. Alſo ſchnell heraus damit, Herr Kapellmeiſter, wie finden Sie meine Sonate?

Mozart ſchwieg einen Moment, und wiegte ſinnend ſein Haupt, der Kaiſer ſchaute ihn geſpannt und faſt ängſtlich an. Nun, ſo ſprechen Sie doch, ſagte er ungeduldig. Wie finden Sie meine Sonate?

Die Sonate iſt wohl recht gut, Sire, ſagte Mozart zögernd, wohl recht gut, aber, — fuhr er raſcher fort, der, welcher ſie gemacht hat, iſt doch noch viel beſſer. Nehmen's halt nit übel, Majeſtät, wenn Sie ein paar Fenſter darin finden.*)

Der Kaiſer lachte. Alſo auch zu viel Noten? fragte er. Sie urtheilen über meine Sonate, wie ich über Ihre Oper. Nur daß Ihr Urtheil in dieſen Dingen competenter iſt als meins, und daß Sie gewiß Recht haben werden. Laſſen Sie uns bald eine neue Oper haben, aber wieder etwas Heiteres und Luſtiges. Die Muſik ſoll das Herz erfreuen und erheitern, nicht es betrüben. Addio!

Er nickte Mozart noch einmal zu, und wandte ſich dann wieder nach ſeinen Cavalieren um, die mit befremdeten, finſtern Geſichtern der langen und vertraulichen Unterredung des Kaiſers mit dem jungen, unbedeutenden, kleinen Kapellmeiſter der kaiſerlichen Oper zugeſehen hatten.

Meine Erholungsſtunde iſt vorüber, ſagte Joſeph, und ich muß eilen, wieder heim zu kommen zu meinen Acten. Ich bitte aber, daß Niemand ſich nach mir genire, ſondern hier bleibe ganz nach ſeinem Belieben. Ich bin kein Freund der Ceremonien, wie Sie wiſſen, und ich liebe es ebenſo wenig, genirt zu werden, als zu geniren. Bleiben Sie alſo! Ich weiß genau die Stelle, wo mein Jokey mit meinem Pferd ſteht, und ich wünſche allein dorthin zu gehen.

Er grüßte die Cavaliere mit einem freundlichen Kopfnicken, und ging über den jetzt ſchon lichter gewordenen Platz hin.

---

*) Dieſe Scene iſt hiſtoriſch und wortgetreu. (Siehe: Niſſen, Biographie Mozarts.) Unter „Fenſter" verſtand Mozart die von ihm durchſtrichenen Stellen.

Plötzlich blieb er ſtehen, und ſeine Miene hatte jetzt einen ſtrengen finſtern Ausdruck angenommen. Mit einer ſchnellen Handbewegung winkte er den jungen Grafen Podſtadzky Liechtenſtein, den er eben unfern von ſich bemerkt hatte, zu ſich heran.

Graf Carl Podſtadzky näherte ſich ihm und wollte ſich eben, vor ihm ſtehend, ehrfurchtsvoll verneigen, als der Kaiſer mit rauher Stimme ſagte: Keine Ceremonien, Herr! Es iſt hier nicht der Ort und die Zeit dazu. Was thun Sie hier in Wien? Womit beſchäftigen Sie ſich.

Der Graf blickte dem Kaiſer erſtaunt in das finſtere, zorngeröthete Angeſicht. Sire, ſagte er, ich beſchäftige mich, wie es eben kommt.

Das heißt, Sie reiten, fahren, ſpielen und jubiliren, wenn Sie nicht noch etwas Schlimmeres thun, rief Joſeph haſtig. Ich glaubte, Sie hätten Wien verlaſſen, Graf! Sie ſollten es thun, es wäre beſſer für Sie, wenn Sie ſich auf Ihre Güter zurückzögen und arbeiteten für das Wohl Ihrer Unterthanen. Der Müßiggang iſt die Mutter aller Laſter, und ich fürchte ſehr, Sie werden, wenn Sie noch einen Tag länger in Wien bleiben, Ihren Eltern Schande und Verdruß bereiten. Reiſen Sie alſo ab.*)

Der Kaiſer ging, ohne zu grüßen, weiter, und bald ſah man ihn, wie er hoch zu Roß, nur von einem einzigen Jokey gefolgt, durch die Menge ritt.

Graf Podſtadzky ſchaute ihm gedankenvoll ſinnend nach. War das ein Zufall, oder war das Abſicht? fragte er leiſe ſich ſelber. Wollt' er mich warnen, und ahnt er etwas? Oder iſt es nur im Allgemeinen ſeine Weiſe ſo? Man weiß ja, daß der Kaiſer ſogar von dem Edelmann verlangt, daß er arbeiten und ſich nützlich machen ſoll! Ah bah, ich werde zu Arabella gehen, und mit ihr überlegen!

---

*) Des Kaiſers eigene Worte. Siehe: Characterzüge, Memorabilien und hiſtoriſche Anekdoten von Kaiſer Joſeph II. Herausgegeben von keinem Reichshiſtoriographen. I. S. 68.

V.

Der Abſchied.

Sie ſaßen zuſammen in dem kleinen Cabinet, welches ſonſt ſo oft wiederhallte von ihrem Lachen und ihren Scherzen, in welchem ſie oft die ganze Welt gehöhnt, und die thörichten Menſchen verſpottet hatten.

Heute war das Lachen verſtummt, heute lag ein Schatten auf dem Antlitz der Gräfin Baillou, heute war ſelbſt der leichtſinnige und lebensluſtige Graf Podſtadzky ernſt und ſinnend.

Die Gräfin war herrlich geſchmückt; ein goldgeſticktes Sammetkleid umhüllte ihre ſchöne, ſtolze Geſtalt, ein Diadem von Brillanten blitzte auf ihrer hohen Stirn, und köſtlich geſchmückt waren ihre Arme und ihr wundervoller nackter Hals. Sie war eben im Begriff geweſen, zu einem Diner bei der Fürſtin Karl Liechtenſtein zu fahren, als der Graf Podſtadzky gekommen war, und die ſeltſamen Nachrichten, die er ihr gebracht, hatten ſie veranlaßt, daheim zu bleiben, und der Fürſtin Liechtenſtein ihre Entſchuldigung zu ſenden.

Seit einer Stunde waren ſie beiſammen und überlegten. Ueberlegten den Sinn jedes Wortes, welches der Kaiſer geſprochen, und machten darnach ihre Pläne, die immer wieder verworfen, immer wieder von andern verdrängt wurden.

Du glaubſt alſo wirklich nicht, Arabella, daß Gefahr vorhanden iſt? fragte der Graf jetzt nach einer langen Pauſe.

Ich glaube es nicht, ſagte Gräfin Baillou ſinnend. Der Kaiſer liebt es bekanntlich, immer und überall guten Rath zu ertheilen, er liebt es, den Ariſtokraten rauh und lieblos zu begegnen, beſonders, wenn das im Beiſein des Volkes geſchehen kann, damit dies entzückt ſein ſoll von ſeiner Strenge gegen den Adel, ſeiner Leutſeligkeit gegen das Volk. Ich glaube, er wollte ſich alſo wieder nur bei dem Volk beliebt machen, als er mit ſo ernſter zürnender Miene zu Dir ſprach. Du weißt wohl, das gute, dumme Volk ſpielt immer den Moraliſchen und Keuſchen gegenüber den Bevorzugten, und es hat von dem Grafen Podſtadzky allerlei Dinge vernommen, die ihm vielleicht nicht wohlgefallen. Ich glaube, das iſt Alles!

Der Graf ſchüttelte leiſe ſein Haupt. Der Ton des Kaiſers war

so bedeutungsvoll, so pointirt, sagte er. Man ahnte, daß ein tieferer, geheimnißvoller Sinn in seinen Worten lag.

Das heißt, mein theurer Carlo, Deine stets wache Furcht ließ Dich das ahnen!

Und diese Worte selbst, waren sie nicht inhaltsvoll genug? „Ich fürchte sehr, Sie werden, wenn Sie noch einen Tag länger in Wien bleiben, Ihren Eltern Schande und Verdruß bereiten. Reisen Sie also ab.“ Das waren seine letzten Worte, Arabella, und wie er sie sprach und wie er mich anschauete! Arabella, Arabella, es droht uns Gefahr! Ich fühle, ich weiß es! Mir ist es, als wenn eine Centnerlast meine Brust beschwerte, als wenn meine Arme schon die Ketten fühlten, die bald sie lähmen könnten. Arabella, laß uns fliehen, laß uns abreisen, sogleich, auf der Stelle!

Er war aufgesprungen und zu ihr hingeeilt, um sie mit krampfhafter Angst an sich zu ziehen. Sie wehrte ihn ruhig und stolz zurück, und schaute ihn an mit einem Blick kalter Verachtung.

Keine Kindereien! sagte sie. Entfliehen willst Du? Wohin? Wenn der Kaiser wirklich mit Absicht so gesprochen, so ist jede Flucht auch schon zu spät, denn seine Polizei ist wachsam und klug, und wird Dich nicht mehr von hinnen lassen.

Nein, nein, Arabella! Ich sage Dir, es war die Absicht, mich zu warnen, der Kaiser will mich entfliehen lassen, er will es um meiner Eltern willen! Oh, warum habe ich mich nicht sogleich auf mein Pferd geworfen und bin von dannen gesprengt! Mein Gott, irgendwo wird es doch ein einsames Thal, eine verborgene Stelle geben, wohin ich mich flüchten kann!

Und wo der stolze Graf Podstadzky sich in einen Bauer verwandeln kann, und mit nackten Füßen, in Sack und Asche, demüthig an der Seite seiner Mutter zum Dorfkirchlein wallen und als zerknirschter, reuiger Sünder die Vergebung des Himmels anflehen kann! Die Idylle Deiner Frau Mutter spukt noch in Deinem erhitzten Gehirn. Ich mein' aber, es giebt nichts Lächerlicheres und Alberneres als einen Menschen, welcher bereut. Es ist die demüthigendste Rolle, welche man spielen kann, eine Rolle, in welcher man immer sicher ist, ausgezischt und verhöhnt zu werden! Carlo, richte Dich auf, denn diese Rolle ist Deiner nicht würdig. Hebe Dein Haupt empor und blicke um Dich.

Es ist noch Alles unverändert. Das Leben, die Ehre, das Glück gehört noch uns, weshalb sollten wir es vorschnell, von thörichter Furcht geplagt, von uns werfen? Weshalb uns äffen lassen von unserm Gewissen und den Dunstgebilden unserer erhitzten Phantasie? Wer thun will, was wir gethan haben, der muß ein für alle Mal abgeschlossen haben mit aller Furcht, und muß sein Gewissen hinter sich geworfen haben als ein abgetragenes Kinderkleid, das nicht mehr paßt für den groß gewordenen Menschen. Hätten wir Beide ein Gewissen gehabt, so wärst Du jetzt ein armer, ruinirter Graf, der von der Gnade seiner Eltern lebte, oder froh sein könnte, wenn der Kaiser ihm eine Schreiberstelle bewilligte, so wäre ich eine ehrsame Nonne, die im hohen Chor Lieder psalmiren, mit den langweiligen alten Klosterjungfrauen sich zanken, und den einzigen Trost haben könnte, vielleicht einst nach ihrem Tode heilig gesprochen zu werden. Denn sage selbst, was wäre der enterbten Gemahlin des alten Grafen Baillou wohl anders übrig geblieben, wenn sie ein Gewissen gehabt hätte, und was hätte der ruinirte, von Gläubigern verfolgte Graf Podstadzky wohl für andere Aussichten gehabt, wenn er auf sein Gewissen gehört hätte? Wir haben es aber Beide nicht gethan, wir haben die Bande des Gewissens mit unsern starken Händen zerrissen und haben uns selbst ein neues Leben geschaffen, ein neues Glück gebaut. Und es ist ein schöner und stolzer Bau geworden, kühn steigt seine vergoldete Kuppel empor, und in seinen glänzenden Sälen sind Fürsten und Grafen unsere Gäste, und neigen sich vor uns in Ehrfurcht und Achtung, und huldigen unserm Glanz, unsrer Macht und unsrer Schönheit.

Aber der Bau wird über uns zusammenbrechen, und die, welche uns heute huldigen, werden uns morgen verachten und verhöhnen.

Sei's darum. Laß den Bau zusammenbrechen. Seine Trümmer mögen uns begraben, das ist besser, als sich in der Stunde des Unglücks feig zu zeigen. Muth, mein Carlo, Muth! Laß uns vor allen Dingen der Welt ein heiteres, sorgloses Gesicht zeigen, dann hat sie Vertrauen zu uns, denn man mißtrauet nur dem, der sich selber mißtrauet. Vielleicht hat der Kaiser in seinem argwöhnischen Sinn Dich nur prüfen wollen, weil der Aufwand, den Du treibst, ihm verdächtig erscheint. Zeige ihm also ein ruhiges, gleichmüthiges Wesen, bleibe, wie Du immer warst, entfliehe nicht, und er wird sich überzeugt halten,

daß Du bleibſt, weil Du nichts zu fürchten haſt. Was ſchaueſt Du mich ſo ſeltſam an, Carlo?

Ich ſchaue Dich an, Arabella, weil Du ſo ſchön biſt, ſagte der Graf mit einem matten Lächeln, ſo ſchön, wie die gefallenen Engel ſein mögen, welche auf die Erde verbannt ſind, um die Menſchen zu verführen.

Ich bin auch ein gefallener Engel, Du weißt es ja, ſagte ſie ſtolz, bin mit Dir gefallen, Carlo, und habe mich mit Dir wieder aufgerichtet. Laß uns jetzt aufgerichtet neben einander ſtehen bleiben! So lange die gefallenen Engel lächeln, können ſie die Menſchen verführen, aber ſobald ſie ihr Lächeln verlieren, erkennt man ſie als Teufel und flieht vor ihnen. Lächle alſo, lächle, zeige den Menſchen ein heiteres Geſicht!

Ich kann nicht, Arabella, ich kann nicht! rief der Graf. Eine namenloſe Furcht iſt in mir, eine gräßliche Angſt martert mich! Oh, mir iſt es, als ſähe ich da vor mir das bleiche, ſchmerzzerriſſene Angeſicht meiner Mutter, und ihr Blick zerreißt mir das Herz! Arabella, laß uns fliehen, oder wenn Du das nicht willſt, ſo laß uns ſterben! Beſſer ſterben, als der Schmach überliefert werden, beſſer in den Tod gehen, als im Kerker verſchmachten und verkommen. Arabella, laß uns ſterben, in dieſer Stunde noch!

Er preßte ſie in ſeine Arme mit bleichem, verzerrtem Angeſicht, ſeine Lippen bebten, ſein Athem kam keuchend und fieberiſch aus ſeiner Bruſt hervor.

Arabella wehrte ihn wieder von ſich, und ein helles, luſtiges Lachen tönte von ihren purpurnen Lippen. Sterben! ſagte ſie. Biſt Du des Lebens und der Freude ſchon ſatt und überdrüſſig? Ich nicht! Ich will das Leben noch genießen, noch aus goldenen Bechern trinken von ſeinem berauſchenden Wein! Sterben? Als ob man wüßte, was kommt hinter dem Tode! Hier wiſſen wir, was wir haben, wiſſen, daß es ſchön und genußvoll iſt! Aber mich erbarmt Deiner Angſt, und wenn Du's denn durchaus verlangſt, ſo wollen wir verreiſen! Verreiſen, aber nicht fliehen!

Der Graf ſtieß einen Freudenſchrei aus und drückte einen glühenden Kuß auf die Hand, die ſie ihm darreichte. Wann reiſen wir ab? fragte er. In einer Stunde, nicht wahr?

Das wäre Flucht, ſchimpfliche Flucht! Nein, morgen wollen wir abreiſen!

Morgen, wenn der Tag graut, also!

Morgen, beim hellen Licht des Tages! Morgen um die Mittagsstunde, vor Aller Augen, furchtlos und ruhig!

Es sei so, sagte der Graf seufzend. Morgen Mittag also! Du reisest allein ab, ich desgleichen. In Neustadt treffen wir zusammen.

Ja, in Neustadt treffen wir zusammen. Nun aber laß uns eilen, Carlo. Vieles muß noch gethan werden bis dahin, ungeheure Lasten müssen abgewickelt werden.

Ich habe gar wenig zu thun und abzuwickeln, lachte der Graf, der jetzt schnell seine Heiterkeit wiedergewonnen hatte. Meine Meubles, meine Kostbarkeiten, meine Pferde und Equipagen, das Alles gehört den Wucherern, und Du weißt, sie haben mir ihren Bevollmächtigten als Haushofmeister gegeben, der überwacht ihr Eigenthum.

Warum bezahlst Du sie nicht heute noch mit Deinen schönen Banknoten? fragte sie lachend.

Ich machte ihnen gestern den Vorschlag, sagte der Graf düster. Aber sie verweigerten es und sagten, sie hätten mir klingendes Geld gegeben, und klingendes Geld wollten sie wieder haben. Sie wollten meine Banknoten nicht nehmen.

Desto besser, so nehmen wir sie mit. Anderswo wird man sich nicht scheuen, sie zu nehmen, sagte Arabella hastig. An's Werk denn, mein Geliebter, an's Werk! Sieh zu, was Du den Augen Deines Argus entreißen kannst, verbrenne alle Papiere, welche Dich verdächtigen könnten, triff alle Vorbereitungen, laß Deine Koffer packen und reise ab. In Neustadt treffen wir zusammen. Jetzt aber fort, fort, Carlo, denn auch ich muß meine Vorbereitungen treffen, meine Koffer, meine Juwelen packen, mein Silberzeug verkaufen. Oh, ich werde diese Nacht keine Stunde des Schlafs genießen können, werde arbeiten und einrichten müssen, und heimlich, damit es Niemand merkt, damit meine Gläubiger — doch still, sprechen wir nicht mehr davon. Lebe wohl, mein Carlo, und laß die Wolken von Deiner Stirn verschwinden, laß die Furcht in Deinem Herzen ersterben. Morgen reisen wir, morgen bist Du frei aller Sorge und aller Angst. Addio, caro amico mio, addio!

Sie reichte mit einem süßen Lächeln ihm ihre purpurnen Lippen

dar, und er preßte einen glühenden Kuß auf dieſelben. Dann geleitete ſie ihn bis zur Thür.

Auf morgen alſo, Carlo!

Auf morgen, Arabella!

Jetzt ſchloß ſich die Thür hinter ihm, jetzt war er fort.

Arabella legte ihr Ohr lauſchend an die Thür. Sie hörte ihn den Corridor hinunter gehen. Jetzt war er an der Treppe. Nun noch fünf Minuten, nun konnte er hinab gegangen und bis zum Ausgang gelangt ſein.

Da, da rollte ſein Cabriolet von dannen. Jetzt war er fort. Gelobt ſei Gott, er war fort.

VI.

Obriſt Szekuly.

Arabella lauſchte noch immer, lauſchte, bis das Rollen des Cabriolets, welches den Grafen entführte, in der Ferne verklang, dann brach ſie in ein lautes, höhniſches Lachen aus. Er glaubt mir, er vertraut mir! rief ſie höhniſch, denkt, daß ich eine ſolche Thörin bin, mit ihm entfliehen, mein Schickſal mit ihm theilen zu wollen. Als ob ich nicht dies Alles vorher geſehen, dies Alles berechnet, als ob ich nicht gewußt hätte, daß es ſo kommen müßte, daß dies das Ende des leichtſinnigen Grafen Liechtenſtein Podſtadzky ſein würde! Wozu denn wäre ſonſt meine Contremine geweſen, wozu hätte ich mir die Qual auferlegt, die lächerliche Liebe dieſes alten Obriſten Szekuly zu dulden, wozu, wenn er mir nicht in ſeiner blinden Greiſenliebe goldene Schätze hätte graben müſſen! Was kümmert's mich, woher er's genommen hat, ich weiß nichts davon, brauch' nichts davon zu wiſſen. Greiſe ſind freigebig, wenn ſie lieben, der alte Obriſt von Szekuly liebt mich, und er hat's mir bewieſen mit fünfzigtauſend Gulden. Und ſeine Gulden waren nicht von Papier, ſondern von reinem, gutem Silber, das ich mir umgeſetzt in ſchöne, blitzende Dukaten. Meine Dukaten werden in Paris eben ſo gut klingen und ſingen wie in Wien. Nach Paris, oh nach Paris! Jetzt bin ich frei! Frei von meinem gefährlichen Mit-

ſchuldigen, frei von meinem langweiligen, alten Anbeter, vor deſſen Liebe ich mich faſt ängſtige, denn ſie iſt über ihn gekommen wie ein Wahnſinn, und in ſeinen Fieberphantaſieen mag er Dinge gethan haben, die ihn gefährden können. Aber mich nicht, oh nein, mich nicht! Niemand ahnt von meinem Verhältniß mit ihm, Niemand auch von meinem Verhältniß mit Podſtadzky. Ich bin noch immer die keuſche, tugendhafte Gräfin Baillou.

Sie war, während ſie ſo ſprach, mit haſtigen Schritten auf und ab gegangen, die Arme ineinander geſchlagen, das Antlitz leuchtend und hell, die purpurnen Lippen umſpielt von einem diaboliſchen Lächeln.

Aber jetzt blieb ſie ſtehen, und das Lächeln ſchwand allmälig von ihrem Antlitz. Wie ſie da ſtand in ihrem goldgeſtickten Gewande, ihr Haupt umſtrahlt von dem brillantenen Diadem, ihr Antlitz ſo ſchön, ſo düſter, ſo drohend, wie ſie da ſtand, das Haupt ſtolz aufgerichtet, das große Auge voll boshafter Tücke, mochte man ſie für eine böſe Fee halten, die ihr finſteres Reich verlaſſen und auf die Erde gekommen war, die Menſchen zu verlocken und zu verderben.

Es iſt klar, ſagte ſie nach langer Pauſe dumpf vor ſich hin, es iſt klar, der Kaiſer hat ihn warnen wollen. Wenn er nicht heute, nicht ſogleich entflieht, iſt er verloren. Und er ſoll verloren ſein! Ich will ſeiner los ſein! Er ſoll nicht an meinen Ferſen hängen wie eine Kette, die mich feſthält und bindet. Ich will frei ſein, will nicht, was ich mir mühſam erworben habe, mit ihm theilen müſſen. Er muß gefangen ſein, damit ich frei bin. Er würd's nimmer dulden, daß ich Wien verließe ohne ihn, würde mich nimmer aufgeben, und ſo müßte ich nicht blos ihn, ſondern auch die Liebe Szekuly's ertragen.

Nein, Podſtadzky muß gefangen ſein, denn erſt dann bin ich frei. Oh, willkommen, Du ſüße, Du goldene Freiheit, willkommen! Noch heute Nacht wirſt Du mein! Noch heute Nacht entfliehe ich, ehe irgend ein Verdacht auf mich fällt, irgend ein leichtſinniges Wort des Grafen mich verrathen hat. Aber wie, wenn er noch nicht dieſe Nacht gefangen wird, wenn der Kaiſer ihm wirklich noch eine Nacht Aufſchub gönnt? Wie, wenn er noch einmal heute hierher kommt, wenn er Argwohn faßt?

Sie flog zur Klingelſchnur und ſchellte heftig, daß der Kammerdiener ganz erſchreckt aus dem Vorzimmer hereinſtürzte.

Wenn der Graf Liechtenſtein Podſtadzky kommt, befahl ſie, ſo ſagen

Sie ihm, ich sei nicht zu Hause. Sagen Sie dasselbe allen meinen andern Dienern. Der Graf wird nicht vorgelassen, niemals wieder, hören Sie? Derjenige, welcher ihn eintreten läßt, ist sofort aus meinem Dienst entlassen! Merken Sie sich das!

Der Kammerdiener verneigte sich schweigend und zog sich zurück.

Und jetzt an's Werk, sagte sie dann lächelnd. Jetzt meine Schätze aus ihren verborgenen Schlupfwinkeln hervorgeholt, meine Juwelen gepackt, und dann fort, fort! Sobald die Nacht anbricht, reise ich ab!

Nun nahm sie das Diadem aus ihrem Haar und löste die Spangen von Hals und Armen, dann flog sie in ihr Toilettenzimmer und holte aus dem verschlossenen Schrank ihre Schmuckkasten hervor. Mit einem glücklichen Lächeln öffnete sie die Deckel, und ließ ihre verborgenen Schätze aufleuchten, und labte ihr Herz an dem Anblick dieser herrlichen Juwelen und Perlen.

Diese drei Steine, sagte sie, auf die drei größten und funkelndsten Brillanten eines Colliers deutend, diese drei Steine verdanke ich der Fürstin Garampi. Ich bat sie, mir ihr Armband auf eine Stunde zu leihen, damit ich es meinem Juwelier zeigen und mir eins darnach fassen lassen könnte. Ich schwur, das Armband nicht aus den Händen zu lassen, und ich that's auch nicht, und so wurden die drei Steine mein. Was geht's mich an, daß sie sich nicht besser auf Brillanten versteht, und die unechten nicht von den echten zu unterscheiden vermag. Diese Schnur kostbarer Zahlperlen mit dem herrlichen Rubinschloß, die schulde ich der Fürstin Palm. Mein Gott, ich liebe sie so zärtlich, wie sie mich, ich umarmte sie eines Tages herzinnig in der Gluth meiner Freundschaft, und schäkerte mit ihr, während ich's that, und dabei drückte meine Hand aus Versehen an dem Schloß des Perlenhalsbandes, und es öffnete sich. Die gute Frau merkte es nicht, denn es ist wahr, ich war gar so liebenswürdig, gar so witzig. Ich erzählte ihr eine allerliebste Geschichte von der Maitresse ihres Mannes, und sie hörte mir zu, und leise glitt das Halsband über ihren Nacken nieder und fiel zur Erde. Niemand hörte es fallen, denn wir standen im Tanzsaal, und die Musik schmetterte eben einen neuen Tanz. Sie merkte nicht, wie das Perlenhalsband, ein Vermögen! von ihrem Nacken niederglitt, ich aber merkt' es wohl, und ließ leise mein Schleppkleid darüber hingleiten, und winkte Carlo. Er führte die Fürstin fort zum

Tanz, und ich bückte mich und hob das Perlenhalsband auf, und schob es in meine Tasche. Nachher hieß es, sie habe es beim Nachhausefahren verloren, ganz Wien sprach davon, große Belohnungen wurden ausgesetzt, aber das Halsband kam nicht wieder. — Diese Nadel hier —

Aber ich Thörin, unterbrach sie sich selber, verliere mich hier in die lustigen Geschichten meiner Perlen und Brillanten, und der Abend dunkelt schon herauf, und ich muß eilen, einzupacken.

Mit hastiger Hand verschloß sie jetzt alle die einzelnen Etuis, und schob sie dann alle in den großen mit Bronceplatten und Nägeln beschlagenen Schmuckkasten, den sie nun sorgfältig verschloß, worauf sie den Schlüssel in ihren Busen schob.

In dem Kasten ist ein Landgut, oder ein Palast verborgen, je nachdem ich das eine oder das andere haben will, sagte sie lächelnd. Jetzt zu meinem Schatz!

Sie flog durch das Zimmer nach der Wand dort drüben, und nahm ein dort hängendes Bild vom Nagel. Dann drückte sie an dem Nagel, und eine kleine verborgene Thür in der Wand öffnete sich, eine Mauervertiefung ward sichtbar, in welcher ein Kasten stand.

Arabella nahm diesen Kasten, und trug ihn langsam und keuchend zu dem Tisch hin, und stellte ihn neben dem großen Schmuckkasten auf. Dann öffnete sie den Deckel, und ein strahlendes Lächeln flog über ihr Antlitz, als sie sich über den Kasten beugte.

Oh, meine schönen, liebreizenden Dukaten, flüsterte sie, Ihr seid noch alle da, Ihr schaut mich an mit zwanzigtausend Liebesaugen, und weissagt mir eine köstliche Zukunft voll Ehre, Genuß und Freude! Mit Euch will ich hinausziehen in die Fremde, mit Euch werde ich überall geehrt, geliebt und gesucht werden, denn überall liebt man Euch, überall geltet Ihr für den besten Empfehlungsbrief, den man nur vorzuzeigen braucht, um allenthalben eingeladen und willkommen zu sein. Und Ihr wißt, daß ich Euch liebe, denn ich habe Euch gehegt und gepflegt, und hab' immer darnach getrachtet, Euch neue Gesellschaft zuzuführen, damit Ihr Euch nicht langweilen solltet in dem düstern Kasten. Und so seid Ihr Eurer zwanzigtausend geworden. Zwanzigtausend Dukaten! Ich denke, ich kann mit mir zufrieden sein, es sind genug der Ersparnisse in einem Jahr! Ersparnisse! Ha, ha, ein köstliches Wort! Der gute alte Szekuly hat mir das Ersparen leicht gemacht, denn die Hälfte

meiner ſiegreichen Armee verdanke ich ihm, zehntauſend Mann Dukaten hat er mir zugeführt. Freilich, fuhr ſie mit einem ſchalkhaften Lächeln fort, ich habe ihm dafür Documente gegeben, Documente über ein Fideicommiß, das ich in Italien beſitze, und das er leicht verkaufen kann, wenn er will. Er hat mir alſo eigentlich nichts geſchenkt, ſondern mir nur auf ſicheres Unterpfand zehntauſend Dukaten geliehen. Und alſo bin ich ihm eigentlich gar keinen Dank ſchuldig; und alſo lebe wohl, mein Herr Obriſtlieutenant von Szekuly, ich nehme Deine Dukaten mit, Du behältſt meine Dokumente hier, wir ſind quitt!

Sie ſchloß den Kaſten, und eilte dann, ſich umzukleiden, ihr ſchimmerndes Gewand mit einem unſcheinbaren Reiſekleid, ihre goldgeſtickten Schuhe mit feſteren und haltbareren zu vertauſchen, und ihre ganze Toilette zu wechſeln.

Der Abend war tiefer herabgeſunken, die große Uhr auf dem Kamin verkündete ſchon die achte Stunde. Arabella hatte jetzt alle ihre Vorbereitungen beendet, alle die Dinge in einem Koffer geordnet, welche ſie mitnehmen wollte auf ihrer Reiſe. Niemand hatte ihr helfen dürfen bei dieſer Arbeit, bei verſchloſſenen Thüren hatte ſie allein Alles zu Stande gebracht, ſich ſelber die Lichter angezündet, ſelber den Koffer herbeigeſchleppt.

Jetzt, wie Alles fertig war, eilte ſie in ihr Wohnzimmer und ſchellte raſch und heftig Einmal. Das bedeutet, daß ihr erſter Kammerdiener erſcheinen ſollte. Nach wenigen Minuten öffnete ſich die Thür und ein Greis mit ſilberweißem Haar, mit den ſchwarzen Augen und der dunkeln Geſichtsfarbe des Italieners, trat ein.

Arabella befahl ihm, die Thür zu ſchließen und bis in die Mitte des Zimmers zu kommen.

Er that es, ohne Befremden, ohne Ueberraſchung, und murmelte nur leiſe vor ſich hin: die Wände haben Ohren.

Giuſeppe, ſagte die Gräfin, als er dicht vor ihr ſtand, biſt Du mir immer noch treu? Gedenkſt Du noch immer des Schwurs, welchen Du meiner ſterbenden Mutter geleiſtet?

Ich habe ihr, welche meine Wohlthäterin war, auf ihrem Sterbebette geſchworen, Euch, ſo lange ich lebe, nie zu verlaſſen, und ich werde meinen Schwur halten, Signora.

Dank Dir, Amico! Jetzt hör'! Ich muß Wien verlaſſen.

Ich weiß es, Signora! Hab' es gemerkt an dem Befehl, den uns der Kammerdiener brachte, den Grafen Podstadzky nicht wieder vorzulassen, und meine Sachen sind schon gepackt.

Du bist ein treuer und kluger Diener, Giuseppe. Jetzt höre! Sogleich wollen wir aufbrechen! Eile auf die Post und bestelle Postpferde, aber natürlich nicht hierher. Du weißt ja, draußen in der Leopold-Vorstadt habe ich mir eine Remise gemiethet, und da steht mein Reisewagen.

Ich habe den Schlüssel zur Remise, ich schiebe den Wagen heraus, der Postillon legt die Pferde vor, dann kommen wir hierher gefahren, bis zur nächsten Straßenecke. Ich komme herauf, benachrichtige Euch, nehme die Kasten, Ihr geht zu Fuß bis nach der Ecke, wo der Wagen steht, steigt ein, und vorwärts geht es. Nicht wahr, das wollt Ihr sagen, Signora?

Ja, das wollte ich sagen, Giuseppe. Eile Dich!

Macht Euch bereit, Signora, in einer Stunde ist Alles gethan, und erwartet Euch der Reisewagen.

Mit unhörbaren Schritten eilte Giuseppe von dannen, und Arabella war wieder allein. Das ist auch ein Juwel, welches ich besitze, sagte sie, Giuseppe nachblickend, und noch dazu eins, welches ich mir nicht — geliehen habe, sondern welches Mein ist durch heiligen Erbvertrag. Jetzt bin ich fertig und jetzt kann ich ausruhen, bis Giuseppe kommt.

Sie glitt mit einem tiefen Aufathmen der Befriedigung auf den Divan nieder, und lehnte sich zurück in die Polster, und schloß die Augen, um zu träumen. Eine tiefe Stille umgab sie. Plötzlich aber ward diese Stille durch rasch herannahende Schritte unterbrochen, die Thür flog auf, und der Lakay meldete: Der Herr Obrist-Lieutenant von Szekuly!

Wird nicht angenommen! rief die Gräfin rasch und ohne sich emporzurichten.

Wird angenommen, Frau Gräfin! sagte eine tiefe Stimme hinter ihr, und als sie rasch sich emporlehnte, sah sie da die hohe Gestalt des alten Obrist-Lieutenants der Garde, welcher, tief eingehüllt in seinen Militairmantel, den Federhut tief in die Augen gedrückt, neben dem Divan stand.

Ehe sie Zeit hatte, ein Wort zu sagen, befahl der Obrist dem

Diener mit einer gebieterischen Handbewegung und einem hastigen Wort, hinauszugehen und die Thür zu schließen. Dieser gehorchte.

Ah, Sie trotzen viel auf Ihre Allgewalt und auf meine Nachsicht, rief Arabella halb lächelnd, halb zürnend. Weil Sie über mein Herz gebieten, dünken Sie sich auch der Gebieter meines Hauses und meiner Diener! Weil —

Still, unterbrach sie der Obrist rauh. Ich bin nicht gekommen, um auf's Neue Gift von Ihren Lippen einzuathmen. Es ist genug, ich habe schon so viel Gift geathmet, daß ich daran sterben werde, sterben oder verderben. Ich bin gekommen, um Ihnen auch jetzt noch, obwohl Sie mein böser Dämon sind, meine Liebe zu beweisen! Unterbrechen Sie mich nicht, hören Sie!

Ich höre, sagte Arabella, indem sie ihn mit einem so bezaubernden Lächeln anblickte, daß der Obrist die Augen niederschlug, um dieses Lächeln nicht zu sehen.

Sie wissen, sagte er leise, der erste Polizei-Director ist mein naher Verwandter und mein Freund. Ich hatte ihn auf heute Abend zu mir eingeladen, und er hatte die Einladung angenommen. Jetzt eben war er bei mir, um mir abzusagen, weil er diesen Abend dringende Dienstgeschäfte habe. Ahnen Sie, welche Dienstgeschäfte?

Wie sollte ich das ahnen? fragte sie, immer noch ihn anblickend mit ihrem zauberischen Lächeln. Ich habe gar keinen Zusammenhang mit der Polizei.

Gott gebe, daß es so bleibt, sagte er dumpf in sich hinein. Hören Sie, was den Polizei-Director verhindert hat, zu mir zu kommen. Er hat so eben den Grafen Carl Podstadzky verhaftet und in's Gefängniß geführt.

Er sah, wie er das sagte, die Gräfin mit starren, festen Blicken an. Sie lächelte noch immer, und ihr Antlitz blieb unverändert.

Ah, verhaftet! sagte sie. Und weshalb hat man den Grafen Podstadzky Liechtenstein verhaftet?

Weil er, hören Sie, Gräfin, weil er falsche Banknoten gemacht hat, Banknoten für mehr als eine Million Gulden an Werth.

Ich wußte, daß er das that, sagte Arabella ruhig. Er hat mich selber mehr als einmal beim Spiel mit seinen Tausend-Gulden-Banknoten betrogen.

Betrogen, Gräfin? Iſt das der richtige Ausdruck? fragte der Obriſt mit einem ſeltſamen Ton.

Ich denke, es iſt der richtige, ſagte ſie ruhig. Und ſind das alle Ihre polizeilichen Nachrichten, Herr von Szekuly?

Nein, Gräfin, nicht alle. Der Graf Podſtadzky iſt gefangen, aber —

Nun, aber?

Aber ſeine Mitſchuldigen noch nicht!

Sie ſchreckte leicht zuſammen und ihre Wimper zuckte ein wenig, aber ſie faßte ſich ſchnell wieder. Hat er Mitſchuldige? fragte ſie leicht.

Ja, er hat Mitſchuldige, ſagte der Obriſt raſch und leiſe. Sie ſind ſeine Mitſchuldige. Still, Arabella, kein Leugnen jetzt, kein Ausweichen, die Zeit iſt koſtbar, jede Minute bringt Sie dem Verderben näher. Vielleicht kam der Polizei-Director zu mir, weil er wußte, daß ich Sie geliebt habe, und weil er Sie retten will. Hoffen wir das! Er ſagte mir, daß er ferner den Befehl erhalten habe, die Gräfin Baillou, die Mitſchuldige und Helfershelferin des Grafen Podſtadzky, gefangen zu nehmen.

Wann? fragte ſie, und nur die Bläſſe, welche auf einmal ihre Wangen bedeckte, verrieth ihre innere Aufregung. Wann?

Bei Anbruch der Nacht ſollte Ihre Verhaftung ſtattfinden, ſagte mir mein Freund. Erſt wenn es ganz dunkel ſei, damit alles Aufſehen vermieden werde.

Arabella warf einen raſchen Blick nach den Fenſtern hinüber. Es iſt ganz dunkel! rief ſie, und jetzt ſprang ſie mit einer wilden Bewegung empor.

Ja, es iſt ganz dunkel, ſagte der Ungar mit einem langen traurigen Blick. Aber ich hoffe, daß es noch Zeit iſt. Hören Sie! Sobald mein Freund mich verlaſſen hatte, eilte ich fort, um Alles zu Ihrer Rettung zu beſorgen. Jetzt bin ich fertig. Mein Wagen, mit Poſtpferden beſpannt, harret Ihrer an der nächſten Straßenecke. Kommen Sie, ich führe Sie dahin, und raſch, wie die Pferde laufen können, verlaſſen Sie Wien. Der Poſtillon fährt Sie zwei Stationen weit die Richtung nach Weſten. Sie mögen ſagen, wohin die Reiſe geht. Nur fort, fort!

Ja, fort! rief Arabella. Ich kehre gleich zurück.

Sie flog nach ihrem Toilettenzimmer und zu den beiden Kaſten

hin, die ihre Schätze enthielten. Beide wollte sie sie in ihre Arme nehmen, aber sie vermochte es nicht.

Ich muß das Geld hier lassen, es ist zu schwer für mich, flüsterte sie, und raffte mit ihren beiden Händen den Kasten empor, und trug ihn zu dem geheimen Wandschrank hin. Hastig schob sie ihn hinein und drückte die Thür zu und hing das Bild wieder auf.

Niemand wird es da entdecken, flüsterte sie. Wenn ich frei bleibe, wird Giuseppe es mir holen.

Kommen Sie! rief Szekuly aus dem andern Zimmer.

Ich komme, sagte sie, indem sie Hut und Mantel überwarf, und, den Kasten mit den Juwelen unter ihren Arm nehmend, schnell vorwärts stürzte.

Geben Sie mir die Last, welche Sie da tragen, damit wir rascher vorwärts kommen, sagte er, die Hand nach dem Kasten ausstreckend.

Sie hielt ihn nur noch fester, und blickte den Obrist mit einem scheuen Blick an. Nein, sagte sie, ich trag' ihn selber. Es sind meine Juwelen, mein einziges Besitzthum.

Ah, und Sie fürchten, ich könnte Ihnen dieselben rauben und Sie um Ihr Eigenthum betrügen? fragte er mit einem bittern Lächeln. Nein, Arabella, es ist nur mein Schicksal, betrogen zu werden. Aber daß dies Schicksal von Ihnen kommen mußte, daran sterbe ich!

Es stirbt sich nicht so leicht, sagte sie mit keuchendem Athem, denn während sie zu einander sprachen, waren sie in wilder Hast die Treppe hinunter geflogen, über den Flur und zur Hausthür hin.

Der Portier öffnete ihnen mit verwunderten Blicken die Thür. Nun waren sie auf die Straße, einen Schritt näher zur Freiheit. Jetzt hinüber über die Straße, hinüber!

Aber halt, da auf einmal diese finstern Gestalten, die von den Mauern der Häuser sich abzulösen scheinen, die mit wilden Sätzen heranspringen, wer sind sie? Was wollen sie? Wie dürfen sie es wagen, mit ihren rauhen Händen die zarten Arme der hochgebornen Gräfin zu fassen, sie mit rauher Gewalt zurückzuziehen nach ihrem Hôtel.

Zu spät! Ach, zu spät! murmelte der Obrist, sich ganz ohne Widerstand der Führung Derer überlassend, die auch ihn gepackt hatten.

Jetzt schritten sie wieder über die Schwelle des Hôtels der Gräfin,

jetzt beleuchtete der brennende Kronleuchter des Flurs ihr bleiches Angesicht, ihre glühenden, zornigen Augen, ihre zuckenden Lippen.

Frau Gräfin Arabella Baillou, sagte jetzt eine dieser dunkeln Gestalten, welche die Beiden hierher geführt, im Namen des Kaisers, ich verhafte Sie!

Sie schaute ihn an mit einem finstern, trotzigen Blick. Wer sind Sie? Ich kenne Sie nicht!

Er nahm seinen Hut ab und verneigte sich mit einem spöttischen Lächeln. Ich bin der Polizei-Director von Fuchs, Gräfin, und hier ist meine Ordre, Sie zu verhaften, vom Kaiser selbst geschrieben.

Er wollte ihr das Papier hinreichen, sie stieß es unwillig zurück, und ihr Auge suchte mit zornigen Blitzen den Obrist Szekuly, der bleich und wie zerbrochen an dem Pfeiler der Hausthür lehnte.

Das ist Ihr Vetter und Ihr Freund, nicht wahr? fragte sie mit scharfer, schneidender Stimme. Sie haben dem Polizei-Director als Spürhund gedient, welcher das Edelwild auftreibt und es in die aufgestellten Netze jagt? Sie sind gekommen, um mich mit List zu bereden, daß ich entfliehe, damit ich den Anschein der Schuld auf mich häufte?

Der Obrist stieß einen lauten Schmerzensschrei aus, der unheimlich wiederhallte in dem weiten Raum des Flurs. Ich wollte Sie retten, bei Allem, was mir heilig ist! rief er verzweiflungsvoll.

Und dafür muß ich Sie jetzt auch gefangen nehmen, mein armer, großmüthiger Freund, sagte der Polizei-Director traurig. Aber es wird nur auf kurze Zeit sein, Sie werden schnell beweisen können, daß Sie nicht der Mitschuldige dieser Dame, sondern nur der von ihr Betrogene sind. Lassen Sie sich von zweien meiner Leute nach Hause führen. Sie haben Hausarrest bis auf Weiteres. Und Sie, Madame, kommen Sie, der Wagen erwartet Sie ja!

Erlauben Sie mir noch zuvor, Ihrem Freund ein paar Worte des Abschieds zu sagen? fragte die Gräfin.

Thun Sie das immerhin, aber eilen Sie sich.

Arabella nickte dankend mit dem Kopf und schritt zu dem Obristen hin, der immer noch an der Thür lehnte, und mit bleichen, verzweiflungsvollen Mienen sie anstarrte.

Herr Obrist Szekuly, sagte sie leise flüsternd, Sie haben mir auf meine Documente funfzigtausend Gulden geliehen. Diese Documente

ſind falſch. Ich habe ſie nachgemacht, ſo gut wie meine Empfehlungsbriefe und alle meine Papiere.

Obriſt Szekuly ſtarrte ſie einen Moment an mit entſetzlichen Blicken, dann faßte er haſtig nach ſeinem Herzen, und ſank mit einem leiſen Aechzen wie eine gefällte Eiche zu Boden nieder.

Gräfin Baillou lachte laut auf. Er iſt ohnmächtig geworden! ſagte ſie zu den herantretenden Polizei-Beamten. Verächtliche Welt, wo die Männer ohnmächtig werden, und nur die Frauen allein noch Muth haben! Kommen Sie, mein Herr Polizei-Director, ich bin nun bereit Ihnen zu folgen. Aber Sie werden bald erkennen müſſen, daß ich unſchuldig bin, und der Kaiſer ſelber wird mich um Verzeihung bitten müſſen!

VII.

Papſt Pius VI.

Das fromme und gläubige Wien ſchwelgte noch immer in Entzücken über die Anweſenheit des Papſtes. Es folgte ihm in andächtigen Schaaren, ſo oft er ſich zeigte, es ſtrömte ihm jubelnd nach, ſo oft er ſpazieren oder nach der Stephanskirche zur ſonntäglichen Meſſe fuhr, es ſank auf ſeine Kniee nieder, ſo oft er die Hände erhob, um dem Volk mit ſeinem milden, bezaubernden Lächeln ſeinen Segen zu ertheilen.

Der Papſt, entzückt über die Begeiſterung der guten Wiener, zeigte ſich daher täglich entweder auf der Straße oder auf ſeinem Balkon, und niemals war in Wien ſo viel Segen geſpendet, ſo viel Ablaß geſchenkt, ſo viel Vergebung verkündet, wie in dieſen glückſeligen Wochen der Anweſenheit des Papſtes.

Aber dieſe zufälligen Segnungen genügten weder dem leutſeligen Papſt, noch dem frommen Volk. Pius wollte bei ganz beſonderer Gelegenheit ſich dankbar zeigen für ſo viel Andacht und Ehrfurcht, und das Volk ſehnte ſich, auf eine recht feierliche Weiſe den Segen des Papſtes zu erhalten, und ihn zu ſehen und zu bewundern in aller ſeiner Herrlichkeit.

Pius wollte dieſem Sehnen genügen, und große Anſchlagszettel

an allen Kirchthüren und allen Mauern verkündeten den Wienern, daß der heilige Vater morgen dem Volk im Hof der Kaiserburg den „großen Segen" ertheilen würde.

In ungeheuren Schaaren strömten die Wiener am andern Tage hin, diesen „großen Segen" zu erhalten. Eine unabsehbare Menschenmenge füllte den ungeheuren Raum, alle Dächer rings umher waren mit Menschen angefüllt. Jeder wollte Theil haben an dem großen Segen des heiligen Vaters, Jeder wollte den erhabenen Greis sehen, wie er, im vollsten Schmuck seiner heiligen Würde, das ehrwürdige schöne Haupt geschmückt mit der dreifachen Krone, im glänzenden Geleit der Cardinäle, unter dem Geläut aller Glocken, mit feierlichen, langsamen Schritten über den Platz dahin schritt, um mit seinen beiden hoch erhobenen Armen diesen Tausenden, welche durchschauert von heiliger Andacht auf ihren Knieen lagen, den Segen zu ertheilen, und ihnen die Gnade des Ewigen zu erflehen.

Aber auch dieser große und feierliche Act hatte der frommen Begeisterung der Wiener noch nicht Genüge gethan. Sie hatten ihn bei dem „großen Segen" auf dem Hofe gesehen und angebetet als den Herrn der Kirche, aber sie wünschten ihn nun auch noch zu sehen als den Diener Gottes.

Papst Pius selber wünschte sich dem Volk auch noch als ausübender Priester, als Diener Gottes zu zeigen.

Und abermals erschienen große Anschlagszettel an den Kirchthüren und an den Straßenecken, und verkündeten dem Volk von Wien, daß der Papst morgen am ersten Tage des heiligen Osterfestes das Hochamt abhalten werde. Das Volk empfing diese Nachricht mit jubelndem Entzücken, und erwartete mit Ungeduld den kommenden Tag.

Die Cardinäle, Bischöfe und Geistlichen aber hielten am Vorabend des heiligen Festes im St. Stephans-Dom eine Generalprobe vom Hochamt;*) der päpstliche Ceremonienmeister übernahm bei dieser Probe die Rolle des Papstes, und statt der Bibel hielt er einen ungeheuren Folianten in der Hand, das Ceremonienbuch, aus welchem er den fungirenden Cardinälen und Bischöfen und dem ganzen Schwarm der

*) Friedel's Briefe aus Wien. Th. I. S. 217.

Prälaten und Geistlichen ihre Rollen vorlas, und ihnen ihre Stelle anwies bei dem großen Fest des morgenden Tages.*)

Dank dieser Generalprobe fand die große Ceremonie am andern Tage mit aller Pracht statt. Hoch oben auf seinem Thron saß der heilige Vater in seinen goldenen Gewändern, die dreifache Krone auf dem Haupt, das große Brillantenkreuz seines höchsten Ordens auf der Brust, beschattet von einem goldgestickten Purpurbaldachin, umringt von den Cardinälen und Bischöfen, die in ihren violetten und purpurnen Gewändern ihn umgaben und deren ganze Seele mit allen ihren Gedanken heute nur dem Papst und dem vorgeschriebenen Ceremoniell zugewandt war.

Hoch oben auf seinem Thron saß der Papst, mit begeistertem Angesicht hinschauend auf das heilige Crucifix, das erhabene Bildniß des Gottes, den zu celebriren der Papst gekommen war, demuthsvoll sich neigend, er, der erhabene Fürst der Kirche, vor dem segenspendenden, lebengebenden Gott, dessen Statthalter auf Erden er selber war, und in dessen Namen er Segen zu spenden und Gnade zu verkünden hatte.

Und das Volk, das zu ganzen Schaaren zur Andacht in die Kirche geströmt war, das auf seine Kniee niederstürzte, als der Papst auf seinem hohen Thron sich von seinem goldenen Sessel erhob, und den Segen ertheilte, und das Gebet sprach, das andächtige Volk schauete bewundernd auf den schönen, erhabenen Papst, und entzückte sich an seiner stolzen Würde, an seiner edlen Majestät und seiner Hoheit, und betete inbrünstiger wie jemals, als es den Papst mit so tiefer Andacht und Demuth das Wundergeheimniß des Alters celebriren sah.

Aber es gab so Viele, welche an diesem Tage nicht die Kirche besuchen konnten, welche, von Krankheit und Gebrechlichkeit an ihr Haus gefesselt, nicht dem Papst persönlich ihre Huldigung hatten darbringen dürfen, so viele vornehme Damen und Cavaliere, welche nicht des großen Glückes hatten theilhaftig werden können, den Pantoffel des Papstes zu küssen.

Mit flehender Bitte wandten sich diese Damen und Cavaliere an den heiligen Vater und flehten ihn um die Gnade an, ihnen, da sie ihrer Krankheiten und Gebrechen wegen nicht zu dem Papst wallfahrten

*) Friedel's Briefe aus Wien. Th. I. S. 217.

könnten, den Pantoffel Seiner Heiligkeit in ihr Haus zu senden, damit sie ihre andachtsvollen, Gebete murmelnden Lippen auf denselben drücken könnten.

Dies war selbst für den Papst, den an alle Arten der Huldigung gewöhnten Statthalter Gottes, eine neue, überraschende und schmeichelhafte Huldigung, welcher er indessen mit sehr freudiger Bereitwilligkeit willfahrte.

In der großen Staatskutsche des Papstes ward also eines Tages der Pantoffel Sr. Heiligkeit umhergefahren zu den vornehmen Gläubigen, der päpstliche Ceremonienmeister, im vollen Ornat, trug ihn hinein in die Paläste, in deren Vorhallen die ganze Dienerschaft, mit Wachsfackeln in den Händen, Spalier bildete, um den auf goldener Schüssel ruhenden Pantoffel zu geleiten, ihm vorzutreten und vorzuleuchten bis hinein in die Gemächer der Herrschaften, die auf ihren Knieen den Pantoffel willkommen hießen, und wenn der Ceremonienmeister ihnen denselben zum Kusse darreichte, mit glühendster Inbrunst ihre Lippen auf denselben hefteten.*)

Aber alle diese Huldigungen, diese Schmeicheleien, diese Anbetungen, so sehr sie auch immer das edle Herz des Papstes erfreuten, vermochten doch nicht ihn zu befriedigen, denn es gab zwei Männer in Wien, welche sich dieser Vergötterung nicht anschlossen, zwei Männer, welche Pius zu widerstehen wagten und ihm entgegentraten mit dem Stolz ihrer eigenen Persönlichkeit und dem Bewußtsein ihrer eigenen Würde und Bedeutsamkeit.

Der erste dieser beiden Männer war der Kaiser. Freilich hatte er es niemals an der Ehrfurcht und Rücksicht mangeln lassen, die er Pius als dem erhabenen Kirchenfürsten, als dem frommen und ehrwürdigen Greise schuldete. Aber Pius fühlte doch, daß er das Herz, und noch viel weniger den Kopf Joseph's nicht für sich gewonnen, daß er nicht dem Rufe seines frommen Vaters gehorsamend in voller Zerknirschung des verlorenen Sohnes heimgekehrt war zu der Mutter Kirche, um reuige Abbitte zu leisten und seine Fehler zu widerrufen.

Der Kaiser hatte ihn geehrt als Gast, aber er hatte den Papst doch fühlen lassen, daß Joseph immer noch alleiniger und unumschränkter

*) Friedel's Briefe aus Wien. Th. I. S. 221.

Herr ſei in ſeinen Landen, ſelbſt wenn das Oberhaupt der Chriſtenheit in denſelben ſich befinde.

Joſeph hatte befohlen, daß alle geiſtlichen Breven, bevor ſie gedruckt und publicirt würden, ihm zur Unterſchrift vorgelegt würden, damit er ihnen das Exequatur ertheile. Als daher Papſt Pius während ſeiner Anweſenheit in Wien ein Breve erließ, in welchem er der neuerbauten Michaelis-Kirche Beneficien und Indulgenzen verlieh, weigerte ſich die Staatsdruckerei, dieſes Breve zu drucken, da es noch nicht die Unterſchrift des Kaiſers trüge, und auf ausdrücklichen Befehl Joſephs mußte auch dieſes Breve, gleich allen übrigen, ihm erſt zur Unterſchrift vorgelegt werden.

Noch andere Kränkungen hatte der ſtolze Kirchenfürſt von dem Kaiſer erfahren. Vielleicht hatte er ſich gefreut, bei den beiden großen Feierlichkeiten, bei dem Segen auf dem Hofe und dem Hochamt in der Stephans-Kirche den gläubigen und anbetenden Wienern auch den Kaiſer zu zeigen, wie er in Demuth und Gehorſam, als ehrfurchtsvoller, gläubiger Sohn, ſich beugte vor ſeinem erhabenen Vater, und in dem Statthalter Gottes ſeinen Herrn und Vorgeſetzten anerkannte, dem er überall den Vortritt und den erſten Rang einräumte.

Aber der Kaiſer vereitelte ihm die Freude. Er hatte nicht ſobald erfahren, daß auf ausdrückliche Anordnung des päpſtlichen Ceremonienmeiſters der päpſtliche Thron in der Stephanskirche eine Stufe höher ſein ſollte, wie der neben demſelben errichtete Thron des Kaiſers, als er befahl, ſofort ſeinen Thron fortzunehmen, da er dem Hochamt nicht beiwohnen werde. Bei dem Papſt entſchuldigte er ſich mit einem Augenübel, das ihn den Glanz der vielen Lichter bei dem feierlichen Hochamt ſcheuen laſſe. Und dieſes Augenübel war ſehr hartnäckiger Natur, denn der Kaiſer hatte ſchon daran gelitten, als der Papſt den großen Segen auf dem Hofe ertheilte, und ſchon damals hatte er wegen deſſelben dieſer Ceremonie nicht beiwohnen können, bei welcher er hinter dem Papſt hätte einherſchreiten müſſen.

Der andere Mann, welcher es gewagt hatte, ſich dem Papſt als freier, ſelbſtſtändiger Character gegenüber zu ſtellen, das war der Fürſt Kaunitz, der „ministro eretico“, wie der Papſt ihn oft in ſeinen Breven genannt, der Mann mit dem eiſernen Kopf und dem ſtarken Willen, welche beide Rom ſchon ſo viel Leid zugefügt.

Vergeblich hatte der Papst an jedem Tage den Besuch des Fürsten erwartet; Kaunitz war nicht gekommen, dem heiligen Vater seine Huldigung darzubringen; vergeblich stand der päpstliche Pantoffel auf goldgesticktem Kissen in dem Vorsaal des Papstes; alle hohen Staatsbeamten, der ganze hohe Adel kam, diesen Pantoffel zu küssen, Kaunitz allein kam nicht.

Und so war endlich der Tag der Abreise des Papstes herangekommen, und Kaunitz hatte Pius noch immer vergeblich auf sich warten lassen, und der Papst, der persuasore, hatte noch immer nicht den ministro eretico die Macht seiner Beredtsamkeit können empfinden lassen, noch immer nicht versuchen können, durch seine Güte und Gnade den Fürsten zu gewinnen, und ihn zu einem Freund der Kirche umzuwandeln.

Heute um die Mittagsstunde sollte die Abreise des Papstes stattfinden. Pius hatte schon alle Abschiedsbesuche empfangen, alle Cardinäle und Bischöfe beurlaubt. Um zwei Uhr erwartete er den Kaiser, der ihn abholen und ihn bis Mariabrunn begleiten wollte. Jetzt war es eilf Uhr, Pius hatte also noch einige unbeschäftigte Stunden vor sich. Er konnte also endlich zur Ausführung bringen, was er schon lange beabsichtigt hatte.

Er schellte seinem Kammerdiener und befahl ihm, sofort einen Boten zu dem Fürsten Kaunitz zu senden, um Sr. Durchlaucht zu vermelden, daß der Papst in einer halben Stunde ihm seinen Besuch machen werde.

Der Kammerdiener eilte fort, aber wenige Minuten später öffnete sich wieder die Thür und der Ceremonienmeister des Papstes trat ein.

Pius empfing ihn mit einem sanften Lächeln. Ich weiß, weshalb Ihr kommt, sagte er. Ihr habt von Brambilla erfahren, daß ich beabsichtige, dem Fürsten Kaunitz meinen Besuch zu machen, und Ihr wollt mich bitten, dies nicht zu thun!

Ja, ich wollte Ew. Heiligkeit beschwören, nicht einen Schritt zu thun, der —

Der ganz und gar nicht der päpstlichen Würde entspricht, unterbrach ihn der Papst. Ihr könnt denken, daß ich mir das Alles schon selbst gesagt, daß ich lange gekämpft und überlegt habe, wie es demüthigend für mich ist, zu diesem stolzen Manne zu gehen, der es ver-

ſchmäht hat, zu mir zu kommen. Aber demüthig zu ſein, iſt die Pflicht des Dieners Gottes, und der Hochmuth der Welt darf mich nicht verhindern, einen Schritt zu thun, der vielleicht für die Kirche von erſprießlichen Folgen ſein kann. Denn dieſe Aufmerkſamkeit, welche der Papſt dem Miniſter zollt, wird ihn vielleicht rühren, wird ſein Herz erſchüttern und ihm beweiſen, daß wir nicht ſo herrſchſüchtig und ſtolz ſind, als er vermeint, daß wir gern Jedem Anerkennung und Ehre ſchenken, und nur wünſchen, daß man auch uns das thue, was wir gethan haben unſerm Nächſten.

Aber wenn denn Ew. Heiligkeit dem Fürſten ſolche ungeheure, niemals dageweſene Ehre erzeigen wollen, ſo hätten Ew. Heiligkeit mindeſtens den Fürſten früher davon benachrichtigen, hätten es ihn ſchon geſtern wiſſen laſſen müſſen, damit er ſeine Vorbereitungen treffen konnte zu einem würdigen Empfang Eurer Heiligkeit.

Der Papſt lächelte traurig. Kurzſichtiger Freund, ſagte er, meine Augen ſehen weiter als die Eurigen! Ich habe dem Fürſten ſo ſpät meinen längſt beſchloſſenen Beſuch angekündigt, um mir noch größere Demüthigungen zu erſparen; hätte ich Kaunitz ſchon geſtern vermelden laſſen, daß ich ihn heute beſuchen wolle, ſo hätte die Höflichkeit und Schicklichkeit erfordert, daß er mir zuvorkomme, und mir zuerſt ſeinen Beſuch mache. Ich fürchte aber, der rückſichtsloſe Mann würde dieſe Höflichkeit nicht erfüllt haben. Hätte ich ihm heute um einige Stunden früher meinen Beſuch angekündigt, ſo würde er Zeit gehabt haben, Vorbereitungen zu treffen, um den Kirchenfürſten, den Statthalter Gottes, mit einer Feierlichkeit zu empfangen. Ich fürchte aber, er würde von dieſer Zeit keinen ſolchen Gebrauch gemacht, er würde keine Vorbereitungen getroffen haben. Es war alſo beſſer, unerwartet zu kommen, um meiner Würde eine Demüthigung zu erſparen.

Aber weshalb wollen Ew. Heiligkeit überhaupt dieſem hochmüthigen Mann eine ſolche hohe Ehre angedeihen laſſen? fragte der Ceremonienmeiſter eifrig. Weshalb ihn mit einem Beſuch begnadigen, da er den Werth dieſer Gnade vielleicht gar nicht in dem rechten Maaß erkennen und würdigen wird?

Weshalb! Weil mir mein Amt befiehlt, nichts unverſucht zu laſſen, was zum Heil und zur Ehre der Kirche förderlich ſein könnte. Weil eine Demüthigung meiner Perſon nicht geſcheut werden kann, wenn es

gilt, das Heil zu fördern und der Kirche einen verlornen Sohn wieder zu gewinnen. Eilt Euch, sendet rasch meinen Boten hin, denn die Zeit verfliegt, und ich will diesen Mann aufsuchen, der mich vermeidet, und seinem Gotte trotzt!

Eine halbe Stunde später hielt eine kaiserliche Hof-Equipage vor dem Hôtel des Fürsten Kaunitz an, und der Papst, nur gefolgt von seinem Caplan, kam, dem Fürsten Kaunitz seinen Besuch zu machen.

Aber diesmal schien der weise Pius sich doch geirrt zu haben, denn Fürst Kaunitz schien die kurze Zeit gleichwohl zu einigen Vorbereitungen benutzt zu haben, um Se. Heiligkeit würdig und festlich zu empfangen.

Auf dem Flur des Hôtels stand die fürstliche Dienerschaft in reichster Gallalivrée, an der Treppe, welche mit kostbaren Teppichen belegt war, empfing die Gräfin Clary in reichster Toilette den Papst, und ihre Kniee beugend vor Sr. Heiligkeit, bat sie ihn um seinen Segen.

Pius neigte sich zu ihr nieder mit einem sanften Lächeln, und legte segnend seine Hände auf ihr Haupt, und gestattete es, daß die Gräfin alsdann diese schöne weiße Hand, welche den Ring St. Peters trug, an ihre Lippen preßte. Dann bat er sie, sich von ihren Knieen zu erheben, und ihn zu ihrem Oheim, dem Fürsten, zu geleiten.

Die kleine Gräfin Clary stand auf, und während sie den Papst durch eine Reihe glänzend decorirter Säle führte, bat sie in demüthigen Worten um Entschuldigung, daß der Fürst nicht selber Sr. Heiligkeit entgegen gekommen, weil er nicht wagen dürfte, der kalten Luft sich auszusetzen, und seit einigen Wochen sein Zimmer nicht verlassen habe.

Pius neigte sanft sein Haupt zur Zustimmung und schritt weiter. Jetzt endlich standen sie vor einer geschlossenen Thür, und indem die Gräfin sie öffnete, sagte sie: Hier erwartet mein Oheim den gnädigen Besuch Eurer Heiligkeit.

Pius trat ein, aber nicht, wie er erwartet hatte, empfing ihn Fürst Kaunitz an der Thür. Nein, er stand da drüben an der andern Seite des großen Gemachs vor dem Kamin, in welchem ein helles Feuer brannte, er stand da, den Hut auf dem Kopf, in seinem einfachen Hausrock, dessen Schöße er zurückgeschlagen hatte, um sich zu wärmen. *)

*) Groß-Hoffinger III. S. 38.

So ganz vertieft in seine Gedanken schien der Fürst zu sein, daß er das Eintreten des Papstes und seines Gefolges gar nicht bemerkte, sondern ruhig stehen blieb, bis die Gräfin Clary mit lauter Stimme sagte: Se. Heiligkeit der Papst!

Nun schritt Kaunitz, ohne daß indeß sein Antlitz irgend eine Ueberraschung, ein Aufschrecken aus seinem Nachdenken verrathen hätte, langsam vorwärts. Grade in der Mitte des Salons traf er mit dem Papst zusammen, und indem er sich ehrfurchtsvoll verbeugte, nahm er endlich jetzt seinen Hut ab.

Pius neigte sein Haupt zum Gruß und reichte mit einer hoheitsvollen Bewegung dem Minister seine Hand zum Kusse dar. Aber Kaunitz, statt seine Lippen auf diese Hand, welche seinem Munde dargereicht ward, zu pressen, ergriff sie mit seiner Rechten, und schüttelte sie, à l'anglaise, auf das Kräftigste und Herzlichste, indem er ausrief: De tout mon coeur! De tout mon coeur!*)

Ueber das edle, schöne Antlitz des Papstes flog ein düsterer Schatten hin, und das Lächeln seiner feinen Lippen verblaßte. Ich bin gekommen, weil ich wünschte, Ew. Durchlaucht Lebewohl zu sagen, und Ihnen meinen Segen zu bringen, auch ohne daß Sie ihn fordern!

Ich danke Ew. Heiligkeit für die Ehre, welche Sie mir erzeigen, indem Sie mein Haus besuchen, erwiderte der Fürst mit vollkommen ruhiger, gleichmäßiger Stimme. Aber vor allen Dingen bitte ich Ew. Heiligkeit, mir zu erlauben, daß ich meinen Hut wieder aufsetzen darf. Die Luft ist hier etwas kühl, und ich habe einen schwachen Kopf.**)

Und war's nur die Furcht vor der kühlen Luft, oder vor dem Segen des Papstes, — Fürst Kaunitz setzte schnell seinen Hut wieder auf, ohne nur die Erlaubniß des Papstes abzuwarten.

Pius gab sich den Anschein, dies nicht zu bemerken, und indem er sich langsam auf einen Lehnstuhl niedergleiten ließ, bat er den Fürsten mit sanfter Stimme, neben ihm Platz zu nehmen.

Kaunitz setzte sich ihm gegenüber, und richtete seine großen blauen Augen mit kalter, starrer Ruhe auf das Angesicht des Papstes, und

---

*) Historisch. Siehe: Groß-Hoffinger III. S. 39.

**) Des Fürsten eigene Worte. Siehe: Bourgoing, Pius VI. und sein Pontificat. S. 225.

erwartete mit vollkommener Gelaſſenheit, daß dieſer die Unterhaltung beginne.

Eine Pauſe trat ein; dieſe eiſige Ruhe des Fürſten ſchien den Papſt zu verwirren und zu betrüben, denn er bewegte ſich unruhig hin und her, und ein Ausdruck tiefer Trauer flog über ſeine Züge hin. Aber er raffte ſich gewaltſam zuſammen, und rief wieder ſein ſanftes, ſo oft geprieſenes Lächeln auf ſeine Lippen zurück.

Ich bin zu Ew. Durchlaucht gekommen, weil ich wünſchte, Ihnen einen hohen Beweis meiner Achtung und Anerkennung zu geben, ſagte Pius endlich.

Kaunitz verneigte ſich leicht. Und ich bin von dieſem Beſuch um ſo mehr überraſcht worden, als ich aus den Breven Eurer Heiligkeit niemals die Achtung und Anerkennung herausleſen konnte, die ich als Staatsmann und treuer Diener Oeſterreichs zu verdienen glaube.

Vielleicht haben wir uns Beide mißkannt, ſagte Pius ſanft, und deshalb eben bin ich ſelbſt hierhergekommen nach Wien, um alle Mißverſtändniſſe zu löſen, alle Hinderniſſe bei Seite zu ſchieben, welche dem Kaiſer, meinem geliebteſten Sohn in Chriſto, den Weg zu der allein ſeligmachenden Kirche zu verſperren ſchienen. Vielleicht iſt es mir gelungen, vielleicht werden auch Ew. Durchlaucht, wie ich es mit heißen Gebeten vom Himmel erflehe, dieſen Weg wiederfinden.

Ich hoffe, daß ich mich niemals von meinem rechten Wege verirrt habe, ſagte Kaunitz feſt. Die Größe, Freiheit und Unabhängigkeit Oeſterreichs iſt das Ziel und Streben meines ganzen Lebens geweſen, und immer bin ich meinem edlen Kaiſer behülflich geweſen, die Ketten zu zerreißen, mit welchen man ihn binden und ihn abhängig machen möchte von einem fremden Willen. Jetzt giebt es in dieſem Staat kein anderes Geſetz, als das Geſetz des Kaiſers, keinen andern Willen, als den ſeinen, er iſt unumſchränkter Gebieter in ſeinem Reiche, und da er immer nur das Gute will und das Große erſtrebt, geht Oeſterreich jetzt einer herrlichen, ſtolzen und freien Zukunft entgegen. Dieſe Zukunft aber hat es gefunden auf dem Wege, den Ich mit dem Kaiſer wandelte!

Pius blickte mit einem Ausdruck tiefen Kummers in das Antlitz des ſtolzen Miniſters. Sie ſprechen nur von Dem, was Sie als Staatsmann und als Politiker gethan, ſagte er, und nur mit weltlichen Ge-

danken ist Ihre ganze Seele erfüllt. Und doch ist Ihr Haar schon weiß wie Schnee, doch sind Sie ein Greis, welcher dem Grabe zuwankt, doch wäre es Ihrem hohen Alter wohl ersprießlich und angemessen, sich auch mit Gott zu versöhnen, und etwas zu thun zum Besten der Kirche.*)

Das Angesicht des Fürsten war bleich geworden, selbst die stark aufgelegte Schminke genügte nicht, dies zu verschleiern. Seine Stirn legte sich in düstere Falten, und der Athem kam laut und fieberisch aus seiner Brust hervor. Pius hatte ein Wort genannt, welches Kaunitz streng verboten hatte, in seiner Gegenwart zu nennen, und welches jetzt seine Brust wie ein Dolchstoß getroffen hatte. Dieses Wort war: das Grab! Pius hatte den eiteln Fürsten an seiner Achilles-Ferse verletzt, denn er hatte von seinem hohen Alter gesprochen, er hatte ihn einen Greis genannt!

Aber nach einigen Minuten hatte Kaunitz seinen Zorn und seine Empörung bekämpft und sein Antlitz ward wieder so ruhig und ehern, wie es immer zu sein pflegte.

Ich hoffe, sagte er mit lauter, fester Stimme, ich hoffe, daß ich nicht nöthig habe, mich mit Gott zu versöhnen, weil ich niemals etwas gethan habe, weshalb er mir seine Gnade entziehen müßte. Zum Besten der Religion glaube ich auch Vieles gethan zu haben, und es ist nicht meine Schuld, wenn das Beste der Religion nicht immer im Einklang ist mit dem Besten der Kirche. Aber verzeihen mir Ew. Heiligkeit, daß unser Gespräch durch meine Schuld eine so ernste Wendung genommen, denn sicher lag es nicht in der Absicht Eurer Heiligkeit, mit mir eine Geschäftskonferenz zu halten, sondern Sie wollten mir die Gnade eines freundschaftlichen Besuchs erzeigen, und solchen Besuchen müssen die Staats-Angelegenheiten immer fern bleiben, denn die Geschäfte des grünen Tisches passen nicht für das Gesellschaftszimmer. In diesem sollte man sich nur von den heitern Dingen des Lebens unterhalten, von den Wissenschaften, den Künsten und Allem, was das Leben schmückt und verschönt. Ew. Heiligkeit sind ja auch ein gnädiger Gönner der Wissenschaften und Künste!

Ich liebe die Künste, sagte der Papst sanft, liebe besonders die

*) Des Papstes eigene Worte. Siehe: Pius VI. und sein Pontificat. S. 226.

Kunſt, welche zur Verſchönerung der Kirche und zur Erweckung jener heiligen und andächtigen Freude am Meiſten beiträgt. Es ergeht mir damit, wie mit den Menſchen, denn ich ſchätze auch diejenigen Menſchen am höchſten, welche die Kirche ſchmücken und zieren und zu ihrer Verherrlichung beitragen.

Aber es können ſich doch nicht alle Menſchen zu Pinſeln machen, um die Kirche mit Heiligenbildern und Wundermährchen auszumalen, rief Kaunitz, denn, nicht wahr, ich habe recht gerathen, die Malerei iſt die Kunſt, welche Ew. Heiligkeit am meiſten lieben?

Ja, die Malerei, welche die eigentliche chriſtliche Kunſt iſt!

Ach, wenn Ew. Heiligkeit die Malerei lieben, ſagte Kaunitz raſch, ſo darf ich hoffen, Ihnen auch in meinem Hauſe einen kleinen Genuß zu gewähren, denn ich beſitze eine ziemlich bedeutende Gemälde-Sammlung und ich bitte Ew. Heiligkeit um das Vergnügen, Ihnen dieſelbe zeigen zu können.

Er ſtand auf, bevor noch Pius ſeine Zuſtimmung gegeben, die Gemälde zu ſehen, und bat den Papſt, ihn in den anſtoßenden Saal zur Beſichtigung ſeiner Gemälde zu begleiten.

Pius erhob ſich langſam aus ſeinem Lehnſeſſel und folgte dem Fürſten, der mit raſcherem Schritt ihm vorauseilte und die Thüren zu dem Saal öffnete. Ehrerbietig folgte dem Papſt ſein Caplan, und die Gräfin Clary, und der Staatsreferendar Baron von Binder, welche während des Geſprächs zwiſchen Pius und dem Fürſten ſich ehrfurchtsvoll bis an die Thür zurückgezogen hatten.

Sie traten ein in den großen Saal, deſſen hohe Wände rings mit den ſchönſten Gemälden geziert waren. Kaunitz beeiferte ſich, jedes dieſer Gemälde dem Papſt zu erklären.

Sehen Sie, da habe ich ein Gemälde, um welches mich ſelbſt der Vatican beneiden kann, ſagte er, auf das große Bild hindeutend, vor welchem ſie eben anlangten. Es iſt ein Werk von Murillo, dieſem großen Meiſter, welcher Madonnen und Betteljungen gleich herrlich zu malen verſtand. Sehen Ew. Heiligkeit nur! Kann es ein ſchöneres Erdenweib, eine lieblichere und üppigere Mutter geben, als dieſe Madonna hier?

Es iſt wahr, dies iſt ein ſehr ſchönes Bild! ſagte Pius, näher zu dem Bilde herantretend.

Ah, Ew. Heiligkeit haben nicht den richtigen Standpunkt, um es sehen zu können, rief Kaunitz. Sie müssen hier links herkommen.

Und im Eifer seines Kunst-Enthusiasmus ganz und gar des Ceremoniells vergessend, ergriff der Fürst den Arm des Papstes und zog ihn hinüber nach der linken Seite.

Pius zuckte erschreckt in sich zusammen, und einen Moment blitzte ein Funke des Zorns in seinen Augen auf über diese unehrerbietige Berührung seiner geheiligten Person, aber wieder überwand er sich und betrachtete mit theilnahmvoller Aufmerksamkeit das Bild.

Kaunitz schien die Erregung des Papstes gar nicht gewahrt zu haben, er führte ihn weiter von Bild zu Bild, bald ihn rückwärts drängend, bald ihn vorwärts schiebend, bald ihn rechts wendend, oder nach links ihn drehend, je nachdem er es zur wirkungsvollen Beschauung seiner Gemälde nothwendig erachtete.*)

Der Papst ließ es geschehen, vielleicht weil er betäubt war vor Erstaunen, vielleicht, weil er den stolzen Minister nicht ahnen lassen wollte, daß er sich gekränkt fühle. Zum ersten Mal hatte es eine profane Hand gewagt, ihn zu zerren und zu stoßen, ihn, dem man sich sonst nur mit tiefster Ehrerbietung nahte, den man nur berührte, um ihm zu huldigen! — Mühsam rang er nach Fassung, aber seine Lippen zitterten, und er warf fast einen ängstlichen, hülfeflehenden Blick auf seinen Kaplan, der mit wahrhaft entsetzten Blicken dieser unerhörten Scene zugeschaut hatte, und sich jetzt beeilte, den Papst aus dieser peinigenden Situation zu erlösen, indem er sich hastig ihm näherte, und Pius mit halblauter Stimme daran mahnte, daß die Stunde seiner Abreise heranrücke, und daß der Kaiser ihn erwarten werde.

Ihr habt Recht, meine Zeit ist abgelaufen, sagte Pius rasch, und indem er sich an den Fürsten wandte, sagte er freundlich: Ich muß fort, und kann nicht einmal die Freude haben, alle Ihre Bilder zu beschauen. Hätte ich geahnt, daß Sie so viele Schätze besitzen, so wäre ich schon eine Stunde früher gekommen, um sie mit mehr Muße beschauen zu können. Ich danke Ihnen indeß für die große Gefälligkeit, welche Sie mir erwiesen, und für das viele Neue und Unerwartete, welches Sie mir gezeigt haben!

---

*) Bourgoing, Pius VI. S. 227.

Er grüßte Kaunitz mit einer tiefern Neigung des Hauptes, aber er hütete ſich wohl, ihm nochmals ſeine Hand darzureichen, um ſtatt des Kuſſes ſeinen kräftigen Händedruck zu empfangen. Auf den Arm ſeines Kaplans gelehnt, wandte er ſich der Thür zu, aber als er an der Gräfin Clary vorüberkam, blieb er ſtehen, und legte mit einer Bewegung voll Hoheit und Anmuth zugleich ſeine Hand auf ihr Haupt.

Ich laſſe meinen beſten Segen in dieſem Hauſe und auf Ihrem Haupt zurück, ſagte er, möge er Ihnen und dieſem Hauſe Früchte tragen, und möge Gott in ſeiner Gnade und Barmherzigkeit auch allen Denen helfen, welche ihm ein ſtörrig und unwillfährig Herz entgegen halten, als einen Schild, mit dem ſie ſich gegen ihn wappnen. Möge er ſie erleuchten, und zur Demuth zurückführen, denn die Demuth ziemt dem wahren Chriſten, und wer die Demuth hat, iſt klein vor ihm ſelber und ſeine Werke ſind unnütz, denn ſie haben nicht das ewige Leben!

Er ging weiter, ohne nur ein einziges Mal ſich umzuſchauen, ohne nur ein einziges Wort noch an Kaunitz zu richten, oder ihn zum Abſchied zu begrüßen. Mit ſtolzem Schritt, mit hochgehobenem Haupt, jetzt wieder der erhabene, unnahbare Fürſt der Kirche, ſchritt er durch die Säle dahin, und ſchien es ganz vergeſſen zu haben, daß es da neben ihm einen Fürſten Kaunitz gab, und ſchien es gar nicht zu hören, daß dieſer jetzt zu ihm ſprach und ſich beurlaubte, weil er die kalte Luft nicht vertragen und daher Se. Heiligkeit nicht zur Treppe geleiten könne.

Ruhig und ſtolz ſchritt der Papſt weiter, die Treppe hinunter, und durch das Spalier der fürſtlichen Diener dahin nach ſeinem Wagen, der ihn raſch zurück trug zu der Burg.

Der Ceremonienmeiſter empfing ihn am Portal, und geleitete ihn hinauf in ſeine Gemächer. Ein einziger Blick auf das bleiche, kummererfüllte Angeſicht des Papſtes hatte ihm genügt, um ihm das Reſultat ſeines Beſuches zu verrathen.

Ew. Heiligkeit haben den Miniſter eben ſo halsſtarrig und ſchroff gefunden, als er immer geweſen, nicht wahr? fragte er theilnahmevoll. Pius ließ ſich ſeufzend und ganz erſchöpft von der innern Aufregung auf einen Seſſel niedergleiten.

Ihr hattet Recht, ſagte er matt, ich hätte nicht zu dieſem Manne gehen ſollen. Gott hat mich geſtraft für meine Eitelkeit und meinen Stolz, er hat dieſen Mann zu ſeinem Werkzeug gemacht, um mich zu

demüthigen, und mich daran zu mahnen, daß ich nur ein armer, schwacher Mensch bin, welcher sich Vielerlei vorgesetzt hat, und doch so wenig davon erreichen wird! Ach, Battista, was habe ich nicht alles Großes und Segenbringendes von dieser Wiener Reise mir erhofft, und wie wenig ist davon in Erfüllung gegangen! Wenig! Wir sind allein, Niemand hört uns, als Gott, und Ihr seid mein ältester und treuester Freund, Euch darf ich die Wahrheit sagen! Nichts ist in Erfüllung gegangen von Allem, was ich hoffte, nichts habe ich erlangt! Ich habe Alles versucht, damit die Dinge auf dem alten Fuß bleiben, oder wieder dahin gebracht werden möchten. Aber bis jetzt ist Alles umsonst gewesen!*) Nur Eins habe ich gewonnen auf dieser Pilgerfahrt: die Ueberzeugung, daß der Kaiser ein guter und edler Mensch, wenn auch kein guter Christ ist. Ach, Battista, ich bin gekommen, um den Kaiser zu bekehren zu mir, und nun ist er es, der mich fast zu sich bekehrt hat. Man hat mir viel falsche Schilderungen von dem Charakter des Kaisers gemacht, und nun finde und erkenne ich ihn als einen edlen und großherzigen Fürsten, der, was er thut, doch nicht thut als Feind der Kirche, sondern nur aus dem, wenn auch falschen und irregeleiteten Drang nach dem Rechten und Guten. Joseph ist kein Feind der Religion und der Kirche, wie man mich zu Rom wollte glauben machen!

Der Ceremonienmeister warf einen düstern, vorwurfsvollen Blick auf das sanfte Angesicht des Papstes. Ew. Heiligkeit wissen also nichts von den neuesten Verordnungen des Kaisers? fragte er.

Was sind dies für Verordnungen? rief Pius angstvoll.

Der Kaiser hat den Orden der Bettelmönche aufgehoben, das Decret ist gestern erschienen. Er hat ferner, wie man sagt, ein Decret erlassen, durch welches er alle Klostergüter einzieht, um sie zu Staatszwecken zu verwenden, und er will den Geistlichen eine Pension geben. Zum Dritten hat er den Cardinal-Erzbischof zur strengsten Verantwortung gezogen, weil er den letzten von Ew. Heiligkeit verliehenen Ablaß ohne Bewilligung des Kaisers durch den Druck ankündigte.**)

Pius stieß einen tiefen, schmerzvollen Seufzer aus, und ließ ganz zerbrochen sein Haupt auf seine Brust sinken. In diesem Moment

*) Des Papstes eigene Worte. Siehe Hübner I. S. 129.

**) Groß-Hoffinger III. S. 41.

klopfte es leise an die Thür, welche dann sofort geöffnet ward, und der Kaiser trat ein.

Er kam, wie er immer zu thun pflegte, unangemeldet, ohne alles Ceremoniell und Gefolge, und begrüßte den Papst mit offnem, heiterm Angesicht.

Der Ceremonienmeister zog sich leisen Schrittes, mit demüthig gesenktem Haupt, einen grollenden Seitenblick auf den Kaiser werfend, zurück in das Vorgemach, in welchem das Gefolge des Papstes und des Kaisers versammelt war und des Befehls zum Aufbruch harrte.

Der Papst und der Kaiser blieben allein, und sofort näherte sich Joseph dem Papst, und reichte ihm ein Etui dar, indem er ihn bat, zum Zeichen ihrer Freundschaft und als Andenken an die schönen Tage ihres Zusammenseins ein Andenken von ihm anzunehmen.

Pius, ganz verwirrt von allen diesen verschiedenen, auf ihn eindrängenden Empfindungen, öffnete schweigend das Etui, und selbst seine heiligen und frommen Lippen konnten einen leisen Schrei der Ueberraschung nicht zurückhalten über dieses herrliche und strahlende Geschenk, welches der Kaiser ihm darbot. Es war ein großes Kreuz von den reinsten und größten Brillanten, das ihm da entgegenblitzte, und das ganze Gemach wie mit Sternenglanz zu durchfunkeln schien.*)

Ich bitte Ew. Heiligkeit, dies Kreuz zu meinem Angedenken tragen zu wollen, sagte Joseph mit fast zärtlicher Stimme.

Pius hob nun den Blick von den funkelnden Juwelen empor und schaute sinnend zu dem Kaiser auf, der lächelnd vor ihm stand. Oh, mein theuerster Sohn in Christo, sagte er wehmuthsvoll, wird dies das einzige Kreuz sein, welches Ew. Majestät mich zurücktragen lassen nach Rom?

Ew. Heiligkeit nehmen noch außerdem meine Liebe mit, sagte Joseph ausweichend, und diese Liebe möchte ich Ihnen gern noch durch einen anderweitigen kleinen Freundschaftsdienst beweisen. Wollen mir Ew. Heiligkeit also erlauben, Ihrem Neffen Luigi Braschi das Diplom eines Fürsten zu verleihen?

Pius schüttelte leise sein Haupt. Ich danke Eurer Majestät für

*) Dieses Brillantkreuz hatte einen Werth von 200,000 Gulden. Siehe Hübner I. S. 128.

dieſe Gnade, die Sie meinem Neffen erzeigen wollen, ſagte er, aber ich kann ſie nicht annehmen, denn ich will nicht, daß man glauben könnte, ich hätte mich hier in Wien mehr mit der Erhebung meiner Familie, als mit den Intereſſen der Kirche beſchäftigt!*) Ew. Majeſtät wollen meinen Neffen zu einem Fürſten erhöhen, aber ſeinen Oheim, den Fürſten der Kirche, den wollen Ew. Majeſtät erniedrigen, dem wollen Sie die Ehre nicht gönnen, welche ihm gebührt, und welche Ew. Majeſtät Vorfahren dem Statthalter Gottes niemals verweigert haben!

Ah, ich ſehe, man hat mich wieder einmal bei Ew. Heiligkeit verleumdet, rief der Kaiſer. Was iſt es, was hat man geſagt? Sagen Sie es mir, vielleicht vermag ich mich zu rechtfertigen.

Ew. Majeſtät haben den Orden der Bettelmönche aufgehoben?

Ja, das habe ich gethan, denn es iſt ein träger und unnützer Orden, welcher der Menſchheit keinen Gewinn, der Kirche aber Schaden bringt durch das ſittenloſe, wüſte und verächtliche Leben ſeiner Mönche.

Ew. Majeſtät haben den Cardinal Migazzi zur Verantwortung gezogen, weil er meinen Ablaß ohne Ihre Einwilligung hat drucken laſſen?

Ich habe das thun müſſen, weil ich will, daß die Geſetze in meinem Lande aufrecht erhalten werden, ohne Anſehen der Perſon, und das Geſetz befiehlt, daß nichts gedruckt werde ohne Zuſtimmung der Cenſur.

Der Papſt ſeufzte tief auf und fuhr mit zitternder Stimme fort: Und endlich, iſt es wahr, wollen Ew. Majeſtät die Kloſtergüter einziehen, das Vermögen zu Staatszwecken verwenden und den Geiſtlichen Penſionen ausſetzen?

Das Letztere iſt mein Ziel, ich habe es aber noch nicht erreicht, und von dem Letztern hängt das Erſtere ab. Ich will in dieſer Scheideſtunde ganz offen und ehrlich zu Ew. Heiligkeit ſprechen. Ja, es iſt mein Plan, alle Kirchengüter einzuziehen und den Geiſtlichen, vom Cardinal bis zum Kaplan, Beſoldungen aus der Staatskaſſe zu geben. Aber, wie geſagt, noch bin ich fern von dieſem Ziel, und die Kirchengüter,

*) Des Papſtes eigene Worte. Siehe: Groß-Hoffinger III. S. 46.

welche ich bis jetzt eingezogen, sind nur diejenigen der aufgehobenen Mönchs- und Nonnenklöster. Diese habe ich bereits zum Eigenthum des Staats gemacht.

Wehe über Ew. Majestät, daß es so ist, rief Pius, indem er bleich vor Schmerz und Zorn zugleich sich aufrichtete, und stolz und hoch dem Kaiser gegenüber stand. Ich kann mich nicht enthalten, Ew. Majestät zu sagen, daß Sie der Kirche eine wehevolle Wunde schlagen, und bei den Frommen ein unversöhnliches Aergerniß erregen durch ein solches Thun. Ich muß sagen, was ich Gewissens halber nicht in meinem Herzen verschließen kann. Ich muß sagen, daß der Kirche und den Priestern ihr weltliches Eigenthum nehmen, nach der Lehre der katholischen Kirche ein öffentlicher Irrthum sei, verdammt von den Kirchenräthen, verflucht von den heiligen Vätern und mit dem Namen einer giftigen, einer gottlosen Lehre von erlauchten Schriftstellern gebrandmarkt. Soll ich Ihnen anführen, was Johann, der Patriarch von Antiochien, im zwölften Jahrhundert den weltlichen Fürsten zugerufen hat, welche die Güter der Geistlichen einziehen wollten? Dies sind seine Worte: „Da Du ein vergänglicher, sterblicher, kurze Zeit lebender Mensch bist, wagst Du es, einem andern Menschen das zu geben, was nicht Dein ist? Und wenn Du sagest, Du wollest das geben, was Gott gehört, so wirfst Du Dich selber zum Gott auf! Welcher mit Menschenverstand begabte Mann wird dieses Weisheit nennen und nicht vielmehr eine Uebertretung, den äußersten Ungehorsam und schändliche Ungerechtigkeit? Wie kann einer sich einen Christen heißen, der die unserm Gott und dem himmlischen Christus geheiligten Sachen entweiht?“ — Also hat Gott gesprochen, und ich kann seine Worte nicht verwerfen, sondern muß sagen, daß sie gut sind, und angewandt werden müssen auf Ew. Majestät!*)

Die Stimme des Papstes erlosch fast in Thränen bei seinen letzten Worten, und ganz zerschmettert, seine ganze Gestalt durchbebt von Schmerz, glitt er wieder auf den Sessel nieder und senkte sein Haupt auf seine Brust.

---

*) Diese ganze Rede enthält des Papstes eigene Worte. Siehe: Hübner I. Seite 285.

Der Kaiſer hatte ihm mit größter Gelaſſenheit und Ruhe zugehört. Es war nicht das erſte Mal, daß er Zeuge geweſen ſolcher heftigen Zornesausbrüche des heiligen Kirchenfürſten, und immer hatte er ſie dadurch zu beſchwichtigen gewußt, daß er ihnen ruhig zuhörte, bis der Papſt ermattet von ſeiner eigenen Aufregung verſtummte, und dann, beſchämt über dieſelbe, einen mildern und verſöhnlichern Ton anſchlug.*)

Ew. Heiligkeit gehen zu weit in Ihrem apoſtoliſchen Eifer, ſagte Joſeph nach einer Pauſe. Ich will Ihnen nicht Texte der heiligen Schrift und der Kirchenväter anführen, denn dieſe können bekanntlich auf ſehr verſchiedene Art ausgelegt werden, ich will Eurer Heiligkeit nur dies ſagen, daß ich trotz Ihres Zürnens in meinem Innern eine Stimme höre, welche mir zuruft, daß es mir als dem Geſetzgeber und Beſchützer der Religion ſo und nicht anders zu handeln gezieme. Dieſe Stimme, vereint mit dem Beiſtand von Oben und meinem geraden, biedern Sinn kann mich nicht irre führen!**) Aber ich bitte Ew. Heiligkeit, zu glauben, daß ich mit kindlicher Ehrfurcht und Liebe Ihnen zugethan bin, und daß ich ſtets freudig und bereitwillig auf die Wünſche Ew. Heiligkeit eingehen werde, wenn dieſe nicht meinen Regierungspflichten geradezu entgegengeſetzt ſind. Es kann ſein, daß Ew. Heilig-

---

*) Als der Kaiſer ſpäter nach Rom kam, um dem Papſt ſeinen Gegenbeſuch zu machen, ſagte er eines Tages, als er ſich mit dem Cardinal Bernis unterhielt und ſie von dem Papſt ſprachen: „Ich halte etwas auf Pius, er iſt ein guter Mann, obwohl ſehr heftig. Sie hätten lachen müſſen, wenn Sie Zeuge unſerer Wiener Conferenzen geweſen wären. Der Papſt ward oft ſehr hitzig, manchmal böſe; ich ließ ihn reden, behielt mein kaltes Blut und meinen Entſchluß.“ — Und daß dies ſo war, geht aus den eigenen Worten des Papſtes hervor, denn als er ſich mit dem ſpaniſchen Geſandten Azara über ſeine Wiener Reiſe und deren Reſultate unterhielt, ſagte er: „Wir mußten ihm doch allezeit, was wir denken, zu wiſſen thun, um vor Gott und Menſchen vorwurfsfrei zu ſein. Wir ſind vollkommen überzeugt, daß Vorwürfe ihn nicht aufbringen können, denn mit vieler Gelaſſenheit hört er Alles an, was man ihm ſagen mag, und thut hinterher doch, was er will.“ Dem ſpaniſchen Geſandten kam dieſe Aeußerung ſehr komiſch vor, der Papſt aber meinte ſie ganz ernſthaft und ohne alle Ironie. Siehe: Groß-Hoffinger III. S. 58 und 59.

**) Des Kaiſers eigene Worte. Siehe: Hübner I. S. 287.

keit nicht das erreicht haben, was Sie von dieser Reise erhofften, aber die Ueberzeugung werden Sie wenigstens mit zurücknehmen, daß ich ein ehrlicher Mann und — nicht wahr? — daß ich nicht so freigeistig und verderbt bin, als meine Feinde es Sie glauben lassen wollten. Denn ich frage Ew. Heiligkeit, ob Sie in irgend einer meiner Verordnungen nur eine einzige Stelle gefunden haben, welche die Glaubenslehre angeht, ob Ew. Heiligkeit nicht vielmehr selbst gestehen müssen, daß meine Verordnungen alle nicht die Religion, sondern nur die Kirchenzucht anbetreffen?

Ja, sagte Pius nach kurzem Sinnen, ja, ich muß es bekennen, daß es so ist.

Nun denn, rief der Kaiser lächelnd, so bin ich doch nicht ein Ketzer, wie man in Rom behauptet.*) Man hat uns Beide über einander getäuscht, und deshalb ist es immer ein unverlierbarer Gewinn, daß wir uns kennen, lieben und achten gelernt haben. Wir werden, so hoffe ich, hinfort immer doch Freunde sein, wenn wir auch verhindert sind, wie Freunde an einander zu handeln. Die einander feindlich gegenüberstehenden Principien des weltlichen Staats und der Kirche mögen feindlich zwischen uns stehen, aber unsere Herzen können doch zu einander stehen, und über dem Abgrund, der uns trennt, können wir uns doch zuweilen die Hände reichen und uns einen Gruß der Freundschaft zurufen. Nicht wahr, Ew. Heiligkeit, so soll es sein? —

Er reichte Pius seine beiden Hände dar und schaute ihn freundlich an aus seinen großen, offenen Augen.

Ja, so soll es sein, sagte Pius, seine Hände in die des Kaisers legend, ja, wir wollen in unserm Innern Freunde bleiben, trotz der Feindseligkeiten, die uns von außen umtoben werden! Und dies sei unser Scheidegruß, mit diesem Gruß lassen Sie uns von hinnen gehen, denn es ist Zeit zum Aufbruch! Dies Kreuz, welches die verschwenderische Freundschaft Ew. Majestät mir gegeben, werde ich als ein strahlendes Pfand Ihrer Neigung mit mir nehmen nach Rom, und werde es tragen zu der Erinnerung des hochherzigen Kaisers, für den ich alle Tage zu Gott beten werde, daß er Ihr großes Herz erleuchten

*) Groß-Hoffinger III. S. 42.

und wenden möge von den Pfaden des Irrthums zurück zu dem Pfade der Kirche. Denn in der Kirche allein iſt das wahre Heil und die wahre Erlöſung, und wer wider die Kirche ſtreitet, der ſtreitet wider Gott, denn die Kirche iſt ſein auserkorenes Haus, und in ihr wohnen heißt: bei und mit Gott ſein! Leben Sie wohl, und Gott ſei mit Ihnen und lehre Sie ſeine Wege finden und erkennen!

Schluß des dritten Bandes.

Inhalt des dritten Bandes.

	Seite
Das Pasquill	3
Der Controlorgang	14
Im Controlorgang. (Zweite Scene.)	20
Die Dame Patroneß	35
Mutter und Sohn	44
Der doppelte Schwur	54
Das neue Begräbniß	69
Der Einzug des Papstes	85
Die Flucht	97
Die Selbsttrauung	111
Im Augarten	115
Der Abschied	123
Obrist Szekuly	128
Papst Pius VI.	138

Kaiſer Joſeph der Zweite

und

ſein Hof.

Von

L. Mühlbach.

Dritte und letzte Abtheilung:

Kaiſer Joſeph als Selbſtherrſcher.

Vierter Band.

Sechste Auflage.

Berlin, 1860.

Druck und Verlag von Otto Janke.

Kaiſer Joſeph

als

Selbſtherrſcher.

Von

L. Mühlbach.

Vierter Band.

Sechste Auflage.

Berlin, 1860.

Druck und Verlag von Otto Janke.

Inhalt des vierten Bandes.

	Seite
Laſter bleibt Laſter	3
Der Graf am Pranger	12
Die Nemeſis	19
Horja und der Bauern-Aufſtand	28
Die Rache des Juden	35
Das Strafgericht	50
Die Deputation der Ungarn	61
Die Vergeltung	70
Aufruhr in den Niederlanden	89
Der kaiſerliche Brautwerber	102
Der letzte Liebestraum	108
Der Türkenkrieg	119
Die Trauung und Trennung	127
Die Nacht bei Lugos	139
Die Drohungen der Ungarn	151
Der Widerruf	159
Der Tod des Märtyrers	167

Sechstes Buch.

Die Reaction.

I.

Laster bleibt Laster.

Eine fürchterliche Nachricht setzte seit einigen Tagen die ganze Aristokratie von Wien in Aufruhr. Schreckensbleich und schaudernd vor Entsetzen flüsterte man einander in's Ohr, das kaiserliche Hofgericht habe sein Urtheil gesprochen über den Grafen Podstadzky Liechtenstein, es habe ihn, gemäß dem neuen Josephinischen Gesetzbuch, verdammt zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe und zum Gassenkehren im Sträflingsanzug der gemeinen Verbrecher.

Aber dies war noch nicht Alles! Noch eine andere fürchterliche Kunde machte die vornehmen Familien des Adels und des Militairs erbeben. Vor einigen Wochen war der Garde-Obristlieutenant von Szekuly plötzlich aus der Gesellschaft verschwunden, und seine Freunde suchten sich vergeblich dieses unerwartete und geheimnißvolle Verschwinden zu enträthseln. Freilich sagte sein Diener aus, der Herr Obristlieutenant habe eine Reise nach seiner Heimath, nach Ungarn angetreten, aber er sagte das mit so scheuen, ängstlichen Blicken, so sichtbar verstörtem Wesen, daß Niemand an diese Reise glauben mochte. Und der ungarische Obristlieutenant von Szekuly hatte sehr viele Freunde! Alle diese ungarischen Aristokraten, welche in Wien lebten, waren mit ihm befreundet und liirt, in allen Soiréen der vornehmen Welt war der liebenswürdige, joviale und geistvolle Offizier stets eine willkommene und begehrte Erscheinung gewesen, und in zuvorkommender Aufmerksamkeit hatte man sich in letzter Zeit immer beeilt ihn einzuladen, wenn man wußte, daß auch die Gräfin Baillou in der Gesellschaft gegenwärtig sein würde; denn Jedermann wußte, daß der Greis mit dem feurigen Herzen und der leidenschaftlichen Liebe eines Jünglings diese Frau anbete, welche durch ihre Schönheit und Liebens-

würdigkeit sich so schnell eine Stellung in der Wiener Gesellschaft erobert hatte.

Und jetzt waren sie beide verschwunden, jetzt sah man die Gräfin Baillou nicht in ihrem Hôtel, dessen Fenster und Thüren verhangen und verschlossen waren, jetzt fehlte der Obristlieutenant der Garde, Herr von Szekuly, sowohl in den Salons als auf der Parade.

Wo waren sie Beide? Waren sie zusammen fortgegangen, oder war es nur zufällig, daß sie fast zu gleicher Zeit verschwunden waren? Konnte ihnen nicht ein Unglück begegnet sein? Oder hatte die Gräfin nun des Obristen glühender Liebe Erhörung geschenkt, und hatte sich mit ihm zurückgezogen in irgend ein stilles Thal, wo Beide nur ihrer Liebe und ihrem Glück leben wollten?

Und während man noch so fragte und forschte, verbreitete sich plötzlich die schreckensvolle Nachricht: der Obristlieutenant von Szekuly sei wenige Tage nach der Verhaftung des Grafen Podstadzky Liechtenstein auch verhaftet und diese beiden Verhaftungen ständen im innigsten Zusammenhang mit einander. Jedermann wußte indeß, daß der Graf Podstadzky der Fälschung von Bankzetteln angeklagt sei, aber Niemand glaubte an die Möglichkeit, daß der Obristlieutenant von Szekuly, den Jedermann achtete, dessen stolzer und biederer Charakter Jedermann bekannt war, daß er der Mitschuldige des Grafen sein könne.

Aber endlich erfuhr man die Ursache seiner Verhaftung. Der Obristlieutenant von Szekuly war angeklagt, aus der Kasse seines Regiments, die ihm anvertraut war, die Summe von sechzigtausend Gulden entwendet zu haben.

Die Gräfin Baillou, deren Verhaftung man gleichzeitig erfuhr, hatte ihn dieses Verbrechens angeklagt. Sie war beschuldigt, Theil gehabt zu haben an den Betrügereien des Grafen Podstadzky, aber dieser sowohl, als Szekuly hatten dies beharrlich geleugnet. Nur das hatten sie Beide eingestanden, daß sie sich in dem innigsten Liebesverhältniß mit ihr befunden, und daß der Haushalt der Gräfin von dem Grafen Podstadzky bezahlt worden sei. Als seine von ihm vergötterte Geliebte hatte sie sich nicht geweigert, die hohen Summen, welche er stets in Bankozetteln gegeben, anzunehmen, aber keine Ahnung hatte sie davon gehabt, daß diese Bankozettel gefälscht sein könnten. Der Graf Podstadzky bestätigte dies; mit dem größten Freimuth, hatte er seine eigene Schuld

eingestanden, aber fest und entschieden hatte er jede Mitschuld der Gräfin abgeleugnet. Sie war nur von ihm getäuscht worden, sie selber war ganz unschuldig und arglos!

Aber diese Cassette mit zwanzigtausend Ducaten, welche man bei ihr gefunden, diese Cassette zeugte wider die Gräfin Baillou. Graf Podstadzky hatte ihr stets nur Bankozettel gegeben. Woher also, da sie gestanden, daß sie bei ihrer Ankunft in Wien gar kein Vermögen besessen, woher hatte sie die bedeutenden Summen genommen? Man hatte der Gräfin, welche noch immer verhaftet war, diese Frage vorgelegt, und sie hatte ohne Zaudern erwidert: die Hälfte dieser Summe habe sie am Spieltisch und aus den Geschenken ihrer reichen und vornehmen Anbeter gewonnen, die andere Hälfte aber verdanke sie der Freigebigkeit des Obersten von Szekuly, der ihr eines Tages diese Summe geschenkt habe.

Aber man wußte, daß Herr von Szekuly kein persönliches Vermögen besaß, und also nicht im Stande sei, ein Geschenk von zehntausend Gulden zu machen. Und dennoch gestand der Obristlieutenant ohne Zaudern, wenn auch tief erbleichend ein, daß die Gräfin Baillou wirklich diese Summe von ihm empfangen habe.

Von einem entsetzlichen Verdacht geleitet, untersuchte man jetzt die in seinen Händen und unter seiner Aufsicht befindliche Regimentskasse, und — statt der sechszigtausend Gulden, welche in derselben enthalten sein sollten, fand man dieselbe leer.

Herr von Szekuly gestand, daß er dieses Geld der Kasse entnommen habe, in dem guten Glauben, es in kürzester Zeit durch den Verkauf von wichtigen Papieren ersetzen zu können.

Wo waren diese Papiere? Man fand sie nicht, und Herr von Szekuly weigerte sich standhaft, irgend eine weitere Auskunft darüber zu geben. Er allein war der Schuldige, Er hatte die sechszigtausend Gulden der Kriegskasse entwendet. Man solle ihn also verhaften und ihn bestrafen nach der Schwere des Gesetzes.

Der Obristlieutenant von Szekuly, der ungarische Baron, der Verwandte der vornehmsten ungarischen Magnaten ward verhaftet und des gemeinen Diebstahls unter den erschwerendsten Umständen angeklagt.

Und jetzt, sagte man, waren die beiden Erkenntnisse des Hofgerichts

erſchienen, und der Graf von Podſtadzky und der Obriſtlieutenant von Szekuly waren beide verurtheilt, zu entehrenden Strafen verurtheilt.

Aber noch hatte der Kaiſer dieſe Urtheile nicht beſtätigt, noch konnte man hoffen, daß er die beiden Angeklagten, in Berückſichtigung ihrer Familien, ihres Standes und ihres Ranges, begnadigen, oder ihnen wenigſtens mildere Strafen zuerkennen würde.

Der Kaiſer hatte, als er ſein neues ſtrenges Geſetzbuch publicirte, ſich wenigſtens das Recht der Gnade vorbehalten. Von dieſem Recht, meinte man, würde er jetzt Gebrauch machen. Es war unmöglich, daß der Kaiſer den ganzen hohen Adel Oeſterreichs und Ungarns auf eine ſo furchtbare Weiſe kränken und beleidigen könnte, daß er Zweie aus ihren Reihen als gemeine Verbrecher ſtrafen ließ, ſie verurtheilte, am Pranger zu ſtehen, im Sträflingskittel die Gaſſen zu kehren, mit gemeinen Verbrechern an Einer Kette zuſammengeſchmiedet, mit ihnen zuſammen zu wohnen in den Kaſematten, von der gemeinen Koſt der Sträflinge zu leben, auf harten, mit Stroh belegten Pritſchen zu ſchlafen.*)

Man konnte einen Adligen nicht ſtrafen wie einen gemeinen Verbrecher. Dies wäre eine Barbarei, eine Grauſamkeit geweſen, welcher der Kaiſer ſich nicht ſchuldig machen konnte, ſich nicht ſchuldig machen durfte, wenn er nicht den ganzen Adel erbittern und zur Wuth und Empörung reizen wollte. Man mußte Alles thun, um ihn daran zu verhindern. Man mußte ihn beſtürmen mit Bittſchriften, mit Vorſtellungen, man mußte ihm das Gehäſſige, das für ihn ſelbſt Gefährliche ſolcher Verurtheilung mit den eindringlichſten Worten vorſtellen.

Man that es. Aber der Kaiſer beantwortete alle dieſe Bittgeſuche, dieſe Vorſtellungen nur mit den lakoniſchen Worten: „Das Geſetz allein hat zu entſcheiden! Ich kann das Geſetz nicht beugen!“

Aber man wußte doch, daß er die Urtheile noch nicht unterzeichnet hatte, und alſo konnte man noch immer hoffen, des Kaiſers Sinn zu wenden, und ihn zur Gnade zu bewegen.

Indeß, wie ſollte man zum Kaiſer gelangen? Die Hinterthüren und Hintertreppen, die Protectionen der Beichtväter und Kammerfrauen

*) Hübner II. S. 383.

waren mit Maria Thereſia geſtorben. Auf dem gewöhnlichen Wege konnte man jetzt keine Audienz erlangen, und den Kaiſer nicht ſprechen, denn ſeit einigen Tagen, ſeit das Urtheil des Hofgerichts bekannt geworden, hatte der Kaiſer alle Audienzen verweigert, gar keine Beſuche empfangen, und um dem Adel jede Möglichkeit, ſich ihm zu nähern, abzuſchneiden, hatte er ſelbſt ſeine gewöhnlichen Spazierritte und Promenaden im Augarten aufgegeben, und fuhr nur in ſeinem offenen Cabriolet, welches er ſelbſt leitete, ſpazieren.

Aber es gab doch noch Ein Mittel, um den Kaiſer zu ſprechen, noch Eine Thür, durch welche man zu ihm gelangen konnte.

Das war die Thür des Controlorganges, und der Controlorgang war das Mittel um den Kaiſer zu ſprechen.

In der Frühe des Morgens ſah man daher heute die Damen und Herren der Ariſtocratie ſich nach der Kaiſerburg begeben. Sie kamen zu Fuß, damit der Kaiſer nicht, aufmerkſam gemacht durch die vielen vor dem Schloß anhaltenden Equipagen, vielleicht heute ſeinen Beſuch des Controlorganges aufgeben möchte, ſie kamen zu ſo früher Morgenſtunde, weil ſie die Erſten ſein wollten in dem Vorſaal zum Controlorgang, die Nächſten an der Thür, um, ſobald dieſe ſich öffnete, einzutreten, und in dem Controlorgang unter ſich, unter „Seinesgleichen" zu ſein, es zu vermeiden, daß nicht vielleicht irgend Einer aus dem gemeinen Volk neben dem hochgebornen Grafen ſtehen, und zuhören möchte, wie der Graf auch ſich demüthigen mußte zur Bitte, und zum Flehen um Gnade.

In einer geſchloſſenen Phalanx ſtanden ſie vor der Thür die Grafen und Gräfinnen, die Barone und Baroninnen, in düſterm Schweigen des Momentes harrend, bis die große Wanduhr des Vorſaales die neunte Stunde anſchlagen würde. Und endlich kam dieſer Moment, und mit dem letzten Schlag der Uhr öffnete der Kammerdiener Günther die Thür des Controlorganges, und in haſtigem Gedränge eilten ſie vorwärts, breit geſchloſſen, feſt wie eine Mauer, Jeden mit ſtarkem Arm, mit finſtern Blicken zurückdrängend, der nicht zu ihnen gehörte. In dichten Reihen bis an die Thür gepreßt, ſtanden ſie an den Wänden des ſchmalen Gemachs, welches man den Controlorgang nannte, umher. Niemand hatte mehr Platz darin, Diejenigen, welche noch draußen im

Vorsaal standen, mußten bis auf die nächste Stunde warten, und Günther mußte die Thür des Controlorganges schließen, denn er war gefüllt.

Die vornehmen Bittsteller hatten ihren Zweck erreicht, sie waren ganz unter Ihresgleichen im Controlorgang, Niemand Fremdes hatte sich mit ihnen hineindrängen können. Es waren nur Grafen und Gräfinnen, nur Barone und Baroninnen, welche die von den Lippen ihrer Nachbarn zitternden Bitten vernehmen, welche Zeuge sein konnten dieser Demüthigung des Adels, der im Controlorgang um Gnade flehen wollte für verbrecherische Standesgenossen.

Endlich öffnete sich die Thür des kaiserlichen Arbeits-Cabinets, und Joseph trat ein. Seine großen blauen Augen glitten mit einem schnellen, prüfenden Blick an den beiden Reihen der Anwesenden vorüber, und in seinen Mienen drückte sich einige Ueberraschung aus, aber er that doch, wie er immer zu thun pflegte, er ging langsam an den zu beiden Seiten aufgestellten Menschen vorüber, und streckte ihnen seine rechte Hand entgegen, um ihre Bittschriften zu empfangen.

Aber seine Hand blieb leer, Niemand hatte ihm eine Bittschrift zu geben.

Wie? fragte der Kaiser, als er am Ende seiner Wanderung angelangt war, und eben vor dem Grafen Lampredo stand, keiner von Ihnen hat mir eine Bittschrift zu geben? Sie wollen mich also Alle mündlich sprechen? Ich fürchte, daß mir die Zeit dazu fehlt, und daß ich nicht Jeden von Ihnen einzeln werde empfangen können.

Sire, es bedarf auch nicht dessen, sagte der Graf Lampredo feierlich. Wir sind nicht gekommen, um einzeln Ew. Majestät um Gnade anzuflehen, ein gemeinschaftliches Unglück ist es, welches uns Alle bedroht, und um welches wir gemeinschaftlich Ew. Majestät um Abhülfe und Erbarmen anrufen wollen. Die Bittschrift liegt nicht in unsern Händen, sondern auf unsern Lippen.

Und worin besteht sie? Was kommen Sie Alle gemeinschaftlich von mir zu erbitten?

Sire, rief Graf Lampredo laut und feierlich, Sire, wir flehen um Gnade für den Grafen Podstadzky und den Obrist-Lieutenant von Szekuly!

Gnade für den Grafen Podstadzky und den Obrist-Lieutenant von Szekuly, riefen Alle wie aus Einem Munde, und Alle beugten sie ihre Knice, und hoben ihre Hände flehend zu dem Kaiser empor.

Joſeph ſchaute mit finſtern Blicken, mit zornigen Mienen nieder auf die Knieenden. Stehen Sie auf, ſagte er düſter. Wiſſen Sie nicht, daß ich das Kniebeugen unterſagt habe? Im Controlorgang ſind die ſpaniſchen Sitten ſchlecht angewandt, die einſt in den Sälen der Kaiſerburg ſo gern geſehen wurden. Im Controlorgang giebt es auch keinen Unterſchied der Stände, Jeder hat da draußen ſeine Namen und Titel abgelegt, und iſt nichts als ein Bittſteller, welcher kommt, bei ſeinem Kaiſer um Gerechtigkeit zu flehen.

Und um Gnade, Sire, ſagte Graf Lampredo ernſt.

Um Gnade, die ich nur gewähren kann, wenn ſie ſich mit der Gerechtigkeit verträgt. Ueberlegen Sie ſich das wohl, und nun, da Sie die lebendige Bittſchrift dieſer Herren und Damen zu ſein ſcheinen, frage ich Sie noch einmal, Herr Graf Lampredo, was wollen Sie von mir erbitten?

Sire, Gnade für Podſtadzky und Szekuly!

Gnade für Podſtadzky und Szekuly! riefen Alle dem Grafen nach.

Sie fordern nur Gnade, nicht Gerechtigkeit, ſagte der Kaiſer düſter, und doch habe ich Ihnen geſagt, daß ich die eine nicht ohne die andere gewähren kann. Wiſſen Sie, weſſen die beiden Männer, für welche Sie Gnade erflehen wollen, angeklagt, welcher Verbrechen ſie überführt ſind? Der Graf Podſtadzky hat für eine Million falſche Bankozettel fabricirt, und dadurch Tauſende von armen Menſchen ruinirt, welche ihm glaubten, und im Vertrauen auf ſeine falſchen Bankozettel ihm ihre Waaren gaben; der Obriſt von Szekuly hat die Kaſſe ſeines Regiments um ſechszigtauſend Gulden beſtohlen, und dadurch nicht allein den Staat betrogen, ſondern auch den ganzen Stand, welchem er angehört, beſchimpft und entehrt.

So wollen ihn Ew. Majeſtät in Gnaden vor ein Kriegsgericht ſtellen! rief der Graf Lampredo. Das Kriegsgericht würde ihn wenigſtens vor der Entehrung bewahren; denn es würde ihn zum Tode verurtheilen.

Er hat ein bürgerliches Verbrechen begangen, und er wird beſtraft nach dem bürgerlichen Geſetzbuch, rief der Kaiſer laut. Das bürgerliche Geſetzbuch aber kennt keine Todesſtrafe, ſie iſt für immer abgeſchafft.

Aber ſie iſt erſetzt durch Strafen, die grauſamer und fürchterlicher ſind als der Tod, Sire. Es heißt dreifach tödten, wenn man den

Menſchen tödtet in ſeiner Freiheit, ſeiner Ehre und ſeinem Namen. Ein zu ewiger Gefangenſchaft verurtheilter Verbrecher, welcher in Ketten geſchmiedet zu den ſchwerſten Arbeiten verurtheilt iſt, welcher unter dem Hohn des Volkes die Gaſſen kehren, oder die Schiffe ziehen muß, iſt der nicht tauſend Mal härter geſtraft, als der, welcher für ſein Verbrechen ſein Haupt auf den Block legt, und in einem Moment büßt, was der Andere mit jahrelanger Marter und Qual bezahlen muß? Oh, Sire, es iſt doch nicht möglich, daß Sie unſere Standesgenoſſen ſo fürchterlich ſtrafen wollen, nicht möglich, daß Ew. Majeſtät die harten und erniedrigenden Strafen des Geſetzes auch auf den Adel anwenden, den Adel ſtrafen wollen, wie den gemeinen Verbrecher.

Nein, Sie haben Recht, dazu ſchätze ich den Adel zu hoch, ſagte Joſeph raſch. Wenn aber ein Cavalier fähig iſt, ein gemeines Verbrechen zu begehen, ſo entſetze ich ihn ſeines Adels und ſeiner Titel und überlaſſe ihn als Unadligen der Gerechtigkeit, die ihn nicht ſchlimmer und nicht beſſer als einen andern unadligen Schelm behandeln wird.*) Beruhigen Sie ſich alſo. Dieſe beiden Verbrecher ſind nicht mehr von Adel, ihr Verbrechen hat ſie entadelt und ſie zu gemeinen und ehrloſen Miſſethätern gemacht. Sie müſſen erleiden, was ſie verſchuldet haben.

Aber, Sire, nicht blos ſie werden beſtraft, ſondern auch wir, wir Alle.

Wie? rief der Kaiſer mit ſcheinbarem Befremden; haben Sie Alle auch falſche Bankozettel fabricirt oder hohe Summen aus den Ihnen anvertrauten Kaſſen entwendet?

Nein, Sire, aber wir Alle werden geſtraft, weil es die Ehre unſers Standes iſt, welche in dieſen Beiden beſchimpft und zu Boden getreten wird. Sire, um unſers Standes willen, um der glorreichen Familien willen, welche in guten und in böſen Tagen treu zu Ihrem Hauſe und zu dem Kaiſerthron geſtanden haben, Sire, um der ehrwürdigen und ſeit Jahrhunderten tadelloſen Wappen unſerer Häuſer willen, üben Sie Gnade für uns Alle.

Ueben Sie Gnade für uns Alle! riefen die Andern ihm nach.

Strafen Sie nicht den ganzen Adel in ſeiner Ehre für das Laſter des Einzelnen. Dieſe Strafen entehren und beſchimpfen uns Alle.

---

*) Des Kaiſers eigene Worte. Siehe: Hübner II. S. 432.

Dann also haben Sie Alle auch die Verbrechen begangen, deren jene Beiden angeklagt sind! rief der Kaiser. Nein, keine Gnade für Verbrecher. Laster ist Laster. Derjenige, welcher sich nicht schämt, ein Verbrechen zu begehen, wird sich auch der Strafe nicht schämen. Darf ein Lasterhafter unter andern Lasterhaften den Vorzug haben, so darf es nur der sein, daß man ihn um so härter straft, weil er der Lasterhafteste, der Abscheulichste ist. Nur der Tugend wartet Belohnung, und je tugendhafter, je größer die Belohnung. Würde man Lasterhaften ihrer Person wegen Vorzüge einräumen, und sie nicht ganz die Strafe ihres Lasters fühlen lassen, was würde alsdann Gerechtigkeit sein? Und hieße das nicht, das Laster in der Person belohnen? *) Kein Wort mehr. Ich habe Ihnen, wie mir scheint, Langmuth genug bewiesen, und Sie zu überzeugen gesucht, daß ich als gerechter und unpartheiischer Fürst nur so und nicht anders handeln kann und darf. Der Graf Podstadzky und der Obrist-Lieutenant von Szekuly müssen die ihnen vom Gesetz zuerkannten Strafen erdulden, denn der Adel ihrer Väter wäscht die Nichtswürdigkeit der Söhne nicht ab.

So sprechend, verbeugte der Kaiser sich leicht und kehrte in sein Cabinet zurück.

Eine Pause trat ein, als die Thür sich hinter ihm geschlossen hatte, mit finstern Gesichtern, mit düstern Blicken schauten sie einander an.

Es ist also Alles umsonst, flüsterte der Graf Lamprede nach langem Schweigen. Zwei Männer von edlem Stamm werden gestraft werden, wie gemeine Verbrecher; der Adel wird diese grauenvolle Schmach erleiden müssen.

Aber der Adel wird eines Tages sich rächen für diese Schmach, die ihn der Kaiser erdulden läßt! flüsterte der ungarische Graf Hojadda, ein naher Verwandter des Herrn von Szekuly. Jeder Fürst ist verloren, wenn er den Adel seines Landes wider sich hat. Und der Kaiser hat heute die Sympathieen seines Adels für immer verscherzt. Der Kaiser wird einst dieser Stunde gedenken, und er wird sie bereuen.

Ja, er *soll* ihrer gedenken, flüsterte der Graf Lampredo mit einem zornflammenden Blick nach der Thür hin, er *soll* sie bereuen! Wir werden Alle dafür sorgen, nicht wahr?

---

*) Des Kaisers eigene Worte.

Ja, wir werden Alle dafür ſorgen, flüſterten ſie untereinander. Der Kaiſer ſoll dieſe Stunde bereuen!

II.

Der Graf am Pranger.

Am andern Tage ſtand das Volk überall in großen Trupps an den Straßenecken und las die großen Anſchlagszettel, welche da angeklebt waren. Dieſe Anſchlagszettel verkündeten dem Volk, daß der Kaiſer die beiden hochadligen Verbrecher zu den Strafen verurtheilt hatte, welche das Geſetz ihnen zuerkannte.

Der Graf von Podſtadzky Liechtenſtein war zu zehnjährigem Zuchthaus, zum öffentlichen Gaſſenkehren und zum Pranger verurtheilt.

Der Obriſt-Lieutenant von Szekuly war zu dreitägigem öffentlichem Prangerſtehen und zu vierjährigem Zuchthaus verurtheilt.

Die Gräfin Baillou, welche das kaiſerliche Hofgericht zu einjährigem Gefängniß verurtheilt hatte, war vom Kaiſer begnadigt worden, weil man ſie ihrer Mitſchuld nicht vollſtändig hatte überführen können. Doch hatte der Kaiſer befohlen, daß ſie bei dem Prangerſtehen des Grafen Podſtadzky gegenwärtig ſein und alsdann ſogleich Wien für immer verlaſſen ſolle.

Das Volk las dieſe Anſchlagszettel mit ſtummem Staunen, mit einem Gefühl unheimlicher Furcht. Niemals vielleicht war es ſo ſehr zum Bewußtſein gelangt, daß eine neue Zeit gekommen, eine neue Ordnung der Dinge hereingebrochen ſei, als in dieſem Moment.

Einer von dieſen Hochgebornen, welche das Volk immer nur von fern in ſtolzen Caroſſen, auf köſtlichen Pferden, im Gefolge des Kaiſerhofes, im Glanz der Uniformen, mit funkelnden Ordensſternen auf der Bruſt geſehen hatte, ein Graf ſollte heute eine Strafe erleiden, welche bisher nur den niedrigſten Verbrechern aus der Hefe des Volks war aufbehalten worden. Ein Graf ſollte im grauen Tuchkittel, mit Ketten an Händen und Füßen, die Gaſſe kehren, welche ſein ariſtokratiſcher Fuß bisher vielleicht niemals betreten hatte.

Einer von den ſtolzen ungariſchen Edelleuten, ein Obriſt von der Garde, ſollte öffentlich am Pranger ſtehen, drei Tage lang.

Wie betäubt ſtarrte das Volk zu den Zetteln empor, die ihm ſo Unerhörtes verkündeten. Nicht ein Schimmer von Schadenfreude leuchtete von ihren Geſichtern; dieſe Gleichſtellung der vornehmen Herren mit dem gemeinen Mann ängſtigte ſie, däuchte ihnen ein unheimlicher Traum, aus dem ſie vielleicht bald erwachen ſollten, den ſie kaum wagten für Wirklichkeit zu halten.

Man mußte alſo ſich davon überzeugen, man mußte ſehen, ob wirklich das Urtheil vollſtreckt werden würde. Heute ſollte der Graf Podſtadzky Liechtenſtein am Pranger ſtehen, und dann mit dem Beſen in der Hand die Gaſſe kehren. Morgen ſollte die Strafe des Obriſten Szekuly beginnen.

Man mußte alſo zuſehen, ob es wirklich wahr ſei, was die Anſchlagszettel verkündeten, ob wirklich ein Graf heute an dem Pranger ſtehen würde.

Von Einem Impuls geleitet, ohne Verabredung, ohne Worte, ſtrömte daher die Menge, die an den Ecken die Anſchlagszettel geleſen, durch die Straßen nach dem Kohlmarkt hin, wo die Ausſtellung ſtattfinden ſollte. Nicht aus Neugierde, nicht aus Schadenfreude gingen ſie; es war ein ſchweigendes, ſcheues Wallfahrten nach der neuen Zeit, welche da auf dem Pranger ihr oft bezweifeltes Daſein verkünden wollte.

Schweigend, ängſtlich, faſt zögernd wogten die Maſſen des Volks dem Kohlmarkt zu. Ja, es war kein Traum. Dort in der Mitte des Platzes, dort erhob ſich der fürchterliche Thron der Schmach und Entehrung, auf welchem ein Graf heute Abſchied nehmen ſollte von ſeiner Ehre, ſeiner Familie, ſeinem Namen, Abſchied von allen Genüſſen des Lebens, an welche er ſeit ſeiner Kindheit gewöhnt, Abſchied auch von der Gemeinſchaft mit denkenden, fühlenden, geiſtig belebten Menſchen, die bisher ſeine Gefährten geweſen und an deren Stelle er jetzt nur die Gemeinſchaft roher Verbrecher ohne Gefühl, ohne Gedanken, ohne einen Funken des göttlichen Geiſtes haben ſollte.

Entſetzt und ſchreckensbleich waren Aller Geſichter, kein Lachen, kein Schreien ward gehört, nur leiſe flüſterte man untereinander, der Graf Podſtadzky ſei der einzige Sohn ſeiner Eltern, und die Gräfin, ſeine Mutter, ſei geſtorben vor Gram über das Schickſal ihres Sohnes,

und sei gestern begraben worden. Und wie die Frauen das hörten, füllten sich ihre Augen mit Thränen, und um der gestorbenen Mutter willen empfanden sie Mitleid mit dem Sohn, und verziehen ihm sein Verbrechen, das seiner Mutter das Leben gekostet, und das er selber so furchtbar hart büßen sollte. Und das Weinen der Frauen machte die Männer nur noch ernster und düsterer, und heimlich in ihrem Herzen begannen sie zu murren über den grausamen Kaiser, der einen Grafen züchtige, wie einen gemeinen Mann, und schuld sei, daß eine Gräfin vor Gram um ihren Sohn gestorben sei.

Auf einmal ward das Gewoge der Massen, die da auf dem großen Platz versammelt waren, lauter und unruhiger, einen Moment hörte man ein Schreien und Heulen und Murmeln, wie wenn das Meer mit seiner Fluth gegen das Ufer schlägt. Dann wieder ward Alles still, so still, daß man jedes gesprochene Wort weit über den Platz würde vernommen haben. Aber Niemand sprach, Aller Augen waren hinüber gerichtet nach dem Gerüst.

Und jetzt erschien auf demselben ein todesbleicher Mensch. Sein Blick war gebrochen, seine Lippen zitterten und flogen wie im Fieberfrost, ein convulsivisches Zucken durchfuhr seine ganze Gestalt.

Armer junger Mann! murmelten die Frauen.

Er wird's nicht lange überleben, sagten die Männer mitleidsvoll. Er sieht aus wie ein Todter, sie werden ihn bald neben seiner Mutter begraben können.

Niemand erinnerte sich in diesem Moment daran, daß dieser todesbleiche Mensch, der oben an dem Schandpfahl stand, ein schmachvolles Verbrechen begangen habe, Niemand dankte es dem Kaiser, daß er den gräflichen Verbrecher dem gemeinen Verbrecher gleichstellte, daß der Kaiser ohne Ansehen der Person das Verbrechen strafte, und seinem Volk als höchstes Geschenk die Gleichheit vor dem Gesetz gegeben hatte.

Niemand dankte es dem Kaiser, und selbst der gemeine Mann murrte, als er den Grafen behandelt sah wie einen aus ihrer Mitte.

Bis jetzt war der Graf noch in seinen eleganten Kleidern; es war noch durchaus der vornehme, elegante Cavalier, welcher da oben auf dem Gerüst stand, gelehnt an den Pfahl, an dessen oberer Spitze eine schwarze Tafel angebracht war, auf welcher der Name, das begangene Verbrechen und das Urtheil des Kaisers und Gerichts aufgezeichnet war.

Aber jetzt näherte ſich ihm der Henker, der bisher auf den Stufen des Gerüſtes geſtanden, mit ſeiner fürchterlichen Scheere, jetzt faßte er mit ſeinen rauhen Händen das ſchöne, braune, leichtgepuderte Haar des Grafen, und ſchnitt es mit der knirſchenden Scheere ganz dicht an ſeinem Haupte fort, daß kaum noch ungleiche borſtige Stoppeln übrig blieben von dem ſchönen, duftigen, ſorgfältig gepflegten Haar.

Dann, als dies vollbracht war, riß der Henker, welcher heute, ſtatt der Kammerdiener früherer Tage, die Toilette des Grafen zu beſorgen hatte, dem Grafen das ſchöne goldgeſtickte Gewand von den Schultern, und zog ihm den braunen Sträflingskittel über.

Wie verändert jetzt die Geſtalt war, wie wenig dieſer bleiche ſchlotternde Menſch, mit dem kahl geſchornen Haupt, dem groben braunen Kittel, dem Grafen glich, der er noch vor wenigen Minuten geweſen.

Jetzt war er nur noch ein gemeiner Verbrecher, ein Verbrecher, der keinen andern Namen mehr führte, als die Nummer, welche da mit rothem Wollenfaden auf den linken Aermel ſeines Kittels genäht war.

Aber die Toilette war noch nicht beendet. Der fürchterliche Kammerdiener des Grafen hatte ihm jetzt noch ſeinen Schmuck anzulegen. Den Schmuck der ſchweren eiſernen Ketten, die Fuß und Hand verbinden und einen Menſchen in ein elendes gefeſſeltes wildes Thier verwandeln ſollten. Jetzt klirrte die Kette an Hand und Fuß.

Der Henker blickte erſtaunt ſich um nach dem Volk. Sonſt hatte es oft laut gejubelt und gehöhnt und gelacht bei ſolchem Schauſpiel, laut applaudirt, wenn die Prangertoilette vollendet geweſen.

Heute blieb Alles ſtill. Kein Lachen, kein Schreien und Höhnen, nur bleiche Geſichter, ſcheue angſtvolle Mienen, und Gemurmel der Theilnahme rings umher.

Jetzt der letzte, der fürchterlichſte Moment. Das neue Leben ſoll beginnen, der Kampf mit der Unehre, der Schmach, der Erniedrigung und der Verzweiflung ſoll jetzt gekämpft werden. Der Henker reicht dem neucreirten Sträfling dazu den Marſchallsſtab ſeiner Schande und Entehrung, er reicht ihm den Beſen dar und drückt ihn feſt in ſeine Hand.

Ein Schauer des Entſetzens lief durch die Menge, eine athemloſe Stille trat ein, Jeder ſchaute mit tiefem Mitgefühl auf dieſen bleichen Menſchen, der da oben ſtand, mit ſchlotternden Knieen, in entſtellender Tracht, das geſchorne Haupt auf die Bruſt geſenkt, mit beiden Händen

krampfhaft den Stiel des Beſens haltend, und ſich ſtützend auf ihn, um nicht umzuſinken.

In dieſem Moment vernahm man ein lautes gellendes Lachen, das wie das unheilvolle Gekrächze der Raben weit über den Platz hintönte; und lauſchend und in ſich erſchauernd blickten Alle empor, denn wie aus der Luft war es erklungen dieſes Lachen, hoch über allen Häuptern.

Und jetzt ließ es ſich noch einmal vernehmen, noch lauter, noch wilder und übermüthiger.

Der bleiche Menſch da oben auf dem Gerüſt ſchauderte in ſich zuſammen, ſeine glanzloſen Augen wandten ſich ſeitwärts nach jenem Hauſe hin, von woher ihm das Lachen ertönt war.

Da oben am weit geöffneten Fenſter, in der Mitte von einigen ſchwarz gekleideten Herren, ſtand eine junge ſchöne Frau mit lächelndem Angeſicht, mit glänzenden Augen.

Arabella, ſchrie der bleiche, entehrte Verbrecher, Arabella! Und mit einem Aufſchrei des Entſetzens ſank er zuſammen.

Das Publikum, welches mit Grauen dieſer fürchterlichen Scene zugeſchauet, floh eilig von dannen. Es mochte nichts mehr ſehen von dieſem armen, entehrten Menſchenſohn, deſſen Verbrechen ſchon auf Erden in dem Fegefeuer der Schmach und Schande geſühnt werden ſollten, der die Hölle auf Erden erleiden ſollte, um vielleicht einſt dafür die Gnade im Himmel zu finden.*)

Um dieſelbe Stunde, während dies auf dem Markt geſchah, ſah man einen Staatswagen des Kaiſers raſch durch die Straßen dahin rollen und vor einem düſtern Hauſe, deſſen Fenſterläden und Thüren geſchloſſen waren, anhalten. Ein Lakay in der kaiſerlichen Livrée ſprang vom Bock und ſchellte heftig an der verſchloſſenen Thür, bis ſie ſich

---

*) Der Graf Podſtadzky Liechtenſtein überlebte ſeine Schande nicht lange. Sein verwöhnter und verweichlichter Körper unterlag gar bald den Qualen und Entbehrungen ſeiner neuen, fürchterlichen Exiſtenz. Beim Gaſſenkehren überfiel ihn eines Tages ein Blutſturz, und mitten auf der Straße, keine andere Leidtragende um ſich her, als elende Verbrecher, ſo ſtarb der Graf Carl Podſtadzky Liechtenſtein. Siehe: Hübner II. S. 583, 591. — Characterzüge und hiſtoriſche Anecdoten vom Kaiſer Joſeph II. — Friedel's Briefe aus Wien. Th. I. S. 68.

öffnete und ein alter Mann in verschossener Livrée sichtbar ward. Der Lakay flüsterte hastig einige Worte mit ihm und eilte dann zu der Kutsche zurück, um den Schlag zu öffnen. Ein Herr in glänzender Uniform stieg aus und schritt rasch in das Haus hinein. Der alte Diener eilte ihm voraus und zeigte ihm den Weg, die knarrende Stiege hinauf, durch schweigende, verödete Säle mit verschossenen Tapeten und zerfallenden Meubles, bis zu einer geschlossenen Thür, vor der sie stehen blieben.

Da drin ist der Graf Podstadzky Liechtenstein, Ew. Majestät zu Befehl, sagte der alte Diener leise.

Es ist gut, melden Sie mich nicht, ich will unangemeldet zu ihm eintreten, sagte Joseph, und er klopfte laut an die Thür. Von innen vernahm man ein schwaches Herein! und sofort öffnete der Kaiser die Thür und trat ein.

Ein hochgewachsener Greis in schwarzem Gewande trat ihm entgegen und blickte ihn aus tiefen Augenhöhlen ernst und düster an.

Der Kaiser! rief er überrascht und staunend.

Ja, Herr Graf Podstadzky, ich bin es, sagte Joseph, und er neigte sich so tief und ehrfurchtsvoll vor ihm, wie er es oft vor mächtigen Fürsten und Herren nicht gethan. Ich komme zu Ihnen, den ich liebe und ehre, um Ihnen mein Beileid zu bezeugen, und Ihnen zu sagen, wie tief ich Sie beklage wegen des großen Verlustes, den Sie erlitten haben. Ich weiß aus Erfahrung, was das heißt, eine Gemahlin, welche man liebt, zu Grabe zu tragen. Und Ihre Gemahlin war eine so edle Frau, eine so zärtliche Gattin.

Zärtliche Gattin! wiederholte der alte Graf, leise sein Haupt schüttelnd. Nein, sie liebte noch etwas Anderes außer mir, und daran starb sie. Ich, ich liebte nichts als sie allein, und außer ihr noch meine Ehre und meinen Namen. Ich hatte nichts zu lieben, als mein Weib, sie war meine Familie, mein Alles, und mir graut vor der Einsamkeit, die mich jetzt umgiebt. Ich würde dieser Qual ein Ende machen, ich würde sterben, aber ich darf es nicht, denn ich habe ein Princip zu vertreten, das Princip der Ehre und des Namens.

Wir Beide haben ein heiliges Princip zu vertreten, sagte der Kaiser, tief bewegt in das stille, schwermüthige Antlitz des Grafen schauend. Das Princip der Ehre und der Gerechtigkeit, Herr Graf.

Was war aus der Gräfin Baillou geworden, deren Sirenenſtimme den leichtſinnigen Grafen verlockt hatte in den Abgrund?

An dem Abgrund hatte ſie ihn verlaſſen, in den Gefahren hatte ſie ihn verleugnet, im Unglück und der Erniedrigung hatte ſie ihn verhöhnt.

Und keine Strafe für ſolch Verbrechen? Keine Strafe für dieſe Frau ohne Herz, ohne Erbarmen und ohne Reue? Keine Strafe für ein eitles, vergeudetes Daſein?

Wird keine rächende Hand die Maske eines Engels von ihrem Antlitz reißen und den Dämon zeigen, der darunter verborgen iſt?

Die rächende Hand ſchwebt ſchon über ihr, ſie iſt ſchon bereit, ſie zu packen. Aber Arabella ahnt es nicht, ihr Auge iſt geblendet vom ſtolzen Sicherheitsgefühl. „Diejenigen, welche die Götter verderben wollen, die ſtrafen ſie zuerſt mit Blindheit, daß ſie den Abgrund nicht ſehen, vor welchem ſie ſtehen.“

Arabella ſah den Abgrund nicht; die Götter hatten ſie geſtraft mit Blindheit. Der Kaiſer hatte ſie ja begnadigt und für unſchuldig erklärt, keine Schuld haftete alſo an ihr, das Leben grüßte ſie wieder mit allen ſeinen Freuden und Genüſſen.

Freilich hatte ſie ihre Caſſette mit ſeinem koſtbaren Inhalt verloren, freilich war das Geld, das ſie der Freigebigkeit des unglücklichen Obriſten von Szekuly verdankte, wieder zurückgefloſſen in die Kaſſe, welcher es entwendet worden, und mit ihm auch das andere Gold.

Aber Arabella war doch nicht arm, es blieb ihr noch ein ſüßer Troſt nach ſo ungeheurem Verluſt. Denn beſaß ſie nicht noch den Schmuckkaſten mit ihren Juwelen? Mußte ſie ihn nicht wieder finden in dem verborgenen Wandſchrank, deſſen Exiſtenz Niemand ahnte, ſelbſt nicht Giuſeppe, ihr treuer Diener und Freund?

Wenn ſie dieſe Juwelen erſt wieder beſaß, dann war ſie wieder reich, wieder glücklich, dann war ſie wieder geehrt, geſucht und gefeiert. Denn Reichthum iſt Ehre, Glück und Anſehen, und ſie hatte zu dem Allen noch ihre Schönheit und ihren Geiſt.

Fort alſo mit ihren Juwelen nach Paris, nach der Stadt der Genüſſe, des Glanzes und der Herrlichkeit. Fort! Sie war jetzt frei. Das Leben gehörte ihr wieder. Der Kaiſer hatte ſie begnadigt. Sie war ja unſchuldig.

Ihre Reiſe nach Paris, welche ſie damals hatte antreten wollen,

war ja nur verzögert, nicht aufgehoben. Der Reisewagen war noch da, und Giuseppe erwartete sie mit demselben beim einbrechenden Dunkel der Nacht vor einem der Thore.

Sie hatte nur noch übrig, die Juwelen aus dem verborgenen Wandschrank zu nehmen, und dies war eine leichte Sache. Es gehörte nur ein wenig Muth dazu, in der Nacht durch die Hinterpforte in den Garten, und von dort in das Haus zu schleichen, nur ein wenig Muth, durch jene kleine Seitenthür hineinzuschlüpfen in das öde, stille Haus, in welchem Niemand sie erwartete, Niemand sie willkommen hieß. Ihre Diener alle waren entlassen, das Gericht hatte dies Haus verschlossen, denn da Alles, was die Gräfin besaß, ihr von dem Grafen Podstadzky gekommen, so gehörte dies Alles jetzt seinen Gläubigern und sollte verkauft werden zu ihrem Vortheil.

Arabella hatte Muth, Alles zu wagen, und sie besaß die Schlüssel zu der Gartenpforte, wie zu der Seitenthür des Hauses.

Es war eine finstere Nacht, die Laternen, welche hier und da die verödeten Straßen erleuchteten, warfen nur noch einen spärlichen Schein, denn da Wien schlafen gegangen, war auch die Zeit ihres Erlöschens bald gekommen. Selten nur ließ sich noch irgend eines verspäteten Wanderers hallender Schritt vernehmen, und nur von Zeit zu Zeit hörte man den gleichmäßigen taktirenden Schritt der Patrouillen, die alle Stunden den Umgang durch die Straßen hielten.

Eine dieser Patrouillen hatte eben die schmale kleine Gasse passirt, an deren einer Seite sich die Mauer des Gartens befand, welcher zum Hôtel der Gräfin Baillou gehörte. In der Ferne verhallten die Schritte der Soldaten, dann ward Alles still. Die einzige Laterne, welche in dieser kleinen Gasse brannte, warf ihren letzten verlöschenden Schein über dieselbe hin.

In diesem Augenblick schlüpfte eine schwarze dicht verhüllte Gestalt hinter einem Pfeiler der Gartenmauer hervor, und glitt leise an der Mauer hin bis zu dieser kleinen Thür da am Ende derselben.

Jetzt rasselte der Schlüssel im Schloß, jetzt knarrte die Thür und drehte sich in ihren Angeln, die schwarze Gestalt schlüpfte hinein und zog die Thür hinter sich zu.

Alles ward wieder still in der kleinen Gasse. Die schwarze Gestalt legte horchend ihr Ohr an die Pforte, kein Laut ließ sich vernehmen.

Ich bin also ganz sicher, flüsterte sie, Niemand ist mir gefolgt. Ich werde ganz ungehindert eintreten können in mein Hôtel, werde mir meine Brillanten holen und werde wieder fortschlüpfen, ungehindert, wie ich kam.

„Wen die Götter verderben wollen, den strafen sie zuerst mit Blindheit." Arabella sah nicht diese beiden großen Männergestalten, welche, als sie die Allee des Gartens hinauf schlüpfte, aus dem kleinen Hause, welches dem Garten gegenüber lag, heraustraten und sich neben der Pforte des Gartens aufstellten.

Jetzt ist sie drin, flüsterte der Eine.

Ja, sagte der Andere mit einem leisen Lachen, der schöne Vogel hat sich selber eingefangen. Warten wir hier auf weitere Ordre.

Arabella, wie gesagt, sah sie nicht. Mit unhörbarem Schritt eilte sie die Allee hinauf, kein Zittern war in ihrem Herzen, nicht die kleinste Furcht und Unruhe empfand sie.

Mit einem dankbaren lächelnden Blick schaute sie zum Himmel empor, der so schwer von Wolken behangen war, daß der Mond sie nicht zu durchdringen vermochte, und den Bäumen und Gesträuchen des Gartens nicht einmal etwas verrieth von der Gestalt, die an ihnen vorüberschlüpfte.

Ich danke Dir, Mond, flüsterte sie leise lachend, machst Deine Sachen gut, und hilfst mir mit Deiner Dunkelheit heut besser wie mit Deinem Licht. Warte nur bis morgen. Morgen Nacht will ich Dir fest in's Antlitz schauen, morgen habe ich nichts mehr zu fürchten, morgen bin ich wieder reich, wieder glücklich.

Jetzt stand sie vor der kleinen Seitenpforte des Hôtels. Leise schob sie den Schlüssel in's Schloß. Wie das knarrte und pfiff, wie die Thür ächzte, als sie auf den Angeln sich drehte.

Aber Niemand war ja da, der es hörte. Wie thöricht also, daß ihr Herz klopfte. Nun war sie im Hause, schloß die Thür hinter sich und schob den Riegel von innen vor.

Tiefe Dunkelheit umgab sie und grauenhaftes Schweigen. Und wider ihren Willen überkam sie ein Gefühl des Schreckens, der unheimlichen Furcht. Wenn nun aus dieser Dunkelheit hervor eine Hand sich ihr entgegenstreckte, wenn diese Hand sie packte und festhielt und — Oh wie schauerlich ist doch die Finsterniß, murmelte sie leise, und

wie schrecklich ist diese dunkle, öde Nacht. Ich könnte hier sterben, und Niemand wäre da, der mir zu Hülfe käme. Ich wäre allein, wie damals in jener Schreckensnacht.

Sie schwieg, in sich erschauernd, und von einer seltsamen Angst gelähmt, kauerte sie sich nieder auf der untersten Stufe der Treppe, zu welcher sie sich hingetappt hatte. Bilder der Vergangenheit zogen in wechselnden Gestalten, eine wilde Jagd ihrer Erinnerungen, an ihrer Seele vorüber. Sie sah wieder jene dunkle Schreckensnacht, wo sie, ein in ihrer Liebe, ihrem Glauben, ihrer Ehre verachtetes Mädchen, auch, wie heute, leise durch die Straßen einer Stadt geschlüpft war, aber damals nicht, um sich Schätze zu holen, sondern um den Tod zu suchen. Den Tod der Verzweiflung in den schwarzen Fluthen der Tiber. Oh, es war ihr, als sähe sie es wieder vor sich, dieses fürchterliche dunkle, nasse Grab, als fühle sie wieder, wie die Wogen mit ihrem letzten Todesschrei über ihr zusammenschlugen. Da hatte eine Hand sie erfaßt, hatte sie hervorgezogen aus den Wellen, und das war die Hand des Grafen Podstadzky gewesen. Er hatte sie gerettet, um sie zu verderben. Bis dahin war sie nur ein leichtsinniges, üppiges, genußsüchtiges Weib gewesen, in der Tiber hatte sie die Taufe des Verbrechens empfangen. Ohne Liebe war sie jetzt die Geliebte des Grafen Podstadzky geworden, hatte sich zur Genossin seines Lebens, zur Theilhaberin seiner Verbrechen gemacht. Einen kühnen, großartigen Plan des Betruges hatten sie Beide ersonnen, und wie kühn und glücklich hatten sie ihn ausgeführt bis zu dem Tage ihres Falles. Mit dem Sprung in die Tiber hatte das unheilvolle Drama ihres schuldigen Daseins begonnen, mit der Prangerstrafe des Grafen von Podstadzky hatte es geendet.

Jetzt wollte sie ein neues Dasein beginnen, ein unschuldiges, schönes, behagliches Dasein. Keine Betrügereien mehr; Betrügereien sind so gefährlich, sie endigen so leicht mit der Schande.

Nein, nein, flüsterte sie leise, ich will mich begnügen mit dem, was ich habe. Es ist ja genug zu einem bequemen, genußreichen Leben. Ich will wieder eine tugendhafte, ehrliche Frau werden. Ich kann es ja jetzt haben, denn ich bin reich genug dazu.

Sie lachte leise über ihre eigenen Worte, und dann erschrak sie über ihr eigenes Lachen, und warf ihre Augen scheu umher, als könnten

ſie die Dunkelheit durchdringen und die Kobolde erſpähen, die bei Nachtzeit mit unheimlichem Lachen durch die Häuſer ſchlüpften, Segen zu bringen oder Verderben.

Wie dunkel es hier iſt, murmelte ſie leiſe. Es iſt beſſer Licht anzuzünden, und Giuſeppe hat mir ja vorſorglich Alles dazu mitgegeben.

Sie zog aus ihrer Taſche ein kleines Paket hervor, in welchem ſich eine kleine Blendlaterne, ein Fläſchchen mit Phosphor und Schwefelhölzer befanden.

Ich lobe mir dieſe neue Erfindung, welche den Feuerſtein überflüſſig macht, ſagte ſie leiſe. Ein Tupfen in die Flaſche und das Licht iſt da.

Jetzt flackerte es hell auf mit bläulichem Schwefelſchein. Arabella zündete das Licht in ihrer kleinen Laterne an, und dieſes Licht beleuchtete jetzt ihr eigenes Antlitz und ihre von einem ſchwarzen Mantel dicht umhüllte Geſtalt.

Wie bleich dieſes Antlitz war, wie unheimlich glühend ihre Augen umherflackerten nach jedem Winkel, nach jeder Vertiefung, wohin das Licht ihrer Laterne nicht zu dringen vermochte.

Muth jetzt und vorwärts, flüſterte ſie leiſe, und mit haſtigen Schritten ging ſie die Stufen hinauf. Die Laterne, welche ſie in der Hand hielt, beleuchtete nur ſie und ihre Geſtalt, und ſo ſchien dieſe ſchöne leuchtende Nachtgeſtalt aus der Dunkelheit empor zu ſchweben, lichtumfloſſen ſich höher und höher zu heben.

Aber wie? Raſchelte da nicht etwas hinter ihr, hielt es ſie nicht feſt an ihrem Gewande und zog ſie rückwärts?

Arabella blieb ſtehen, und die Laterne höher emporhebend, ſchaute ſie rückwärts mit finſter glühenden Augen, mit todesbleichem Angeſicht. Nein, es war nichts. Ihre eigene Furcht hatte ſie getäuſcht, in der fürchterlichen Stille, die ſie umgab, hatte das Rauſchen ihres eigenen Gewandes auf den Stufen der Treppe ſie erſchreckt. Nein, es war nichts. Sie war ganz allein in dieſem todten Hauſe. Die beiden ſteinernen Göttergeſtalten, welche da oben an den letzten Stufen der Treppe auf den Pfeilern des Geländers ſtanden, ſie allein ſahen die ſchöne bleiche Gräfin kommen, und ſie ſchauten ſie an mit ihren großen, leeren Augenhöhlen, ſo feierlich ernſt und kalt, daß Arabella vor ihnen zurückbebte, und ſich noch einmal ſcheu nach ihnen umſah, als ſie eben

durch die Thür in den erſten Vorſaal eintreten wollte. Aber ſie ſtanden ruhig und groß auf ihren Poſtamenten.

Die ſchweigenden Götter verrathen die Menſchen nicht, und ihre Augen von Stein hat man nicht zu fürchten.

Mit flüchtigem Fuß eilte Arabella jetzt vorwärts durch die prunkenden Säle, deren Herrin ſie einſt geweſen, wo ſie einſt unter hell funkelnden Kronleuchtern, umgeben von Cavalieren und den vornehmſten Damen geſtanden, wie eine diamantenſtrahlende Königin in der Mitte ihrer Vaſallen.

Jetzt beleuchtete nur die kleine Laterne in ihrer Hand dieſe öden, ſchweigenden Säle und machte hier und dort irgend ein Bild, ein vergoldetes Meuble hell erglänzen, und warf, wie Arabella weiter wanderte, zuweilen einen hellen blitzartigen, ſchnell erlöſchenden Schein aus den hohen Spiegeln zurück, an denen ſie vorüber ſchritt.

Aber ſeltſam. Die ſchweigenden Säle ſchienen lebendig geworden zu ſein von ihrem Schritt. Vielleicht waren es die Geiſter des Hauſes, welche Arabella geweckt hatte durch ihr Kommen zu nächtlicher Stunde, und dieſe Geiſter waren es, welche leiſe flüſterten und ziſchelten in den Gemächern, die Arabella ſchon durchwandert hatte, dieſe Geiſter waren es, die mit leiſen Schritten über den Fußboden dahinglitten, und mit glühenden Augen von ferne, ganz von ferne der ſchlanken dunkeln Geſtalt der Gräfin folgten, und, gleichſam von ihr nachgezogen, immer weiter vorwärts ſchlüpften, ſo wie die Gräfin weiter ſchritt.

Endlich jetzt hatte Arabella das Ziel ihrer Wanderung erreicht, endlich war ſie angelangt in dem Zimmer, welches ihren Schatz, ihre Zukunft, ihr Alles enthielt.

Ihr erſter Blick, als ſie eintrat, war nach dem Bilde hin gerichtet, deſſen Nagel der Schlüſſel war zu ihrem Paradies der Zukunft.

Es hing ruhig und unberührt an ſeiner Stelle. Ihr Geheimniß war alſo nicht entdeckt, ihr Schatz war da, da hinter jener Wand.

Von einem ſeltſamen Gefühl überraſcht ſank Arabella auf einen Seſſel nieder und ruhte einen Moment aus nach ſo vielen Aufregungen und Stürmen. Ein unausſprechliches Gefühl von Rührung und Wehmuth überkam ſie, eine ſelige Empfindung des Friedens und der Sicherheit. Es war ihr, als ſtände ſie jetzt am Ende eines gefährlichen ſchwindelnden Pfades, als thue eine neue Zukunft ſich vor ihr auf,

als ſähe ſie am Horizont eines düſtern und unheilvollen Lebens eine neue ſchöne glückverheißende Morgenröthe aufdämmern. Und ſie grüßte dieſen Strahl eines neuen Tages mit einer ſeltſamen, nie empfundenen Rührung, und ihre Lippen murmelten leiſe ungewohnte Worte, die faſt klangen wie ein Gebet.

Aber ſie erſchrak vor ihren eigenen Worten, und ſprang empor und eilte zu dem Bilde hin. Fort mit ihm von der Wand, denn dahinter liegt ihr Glück.

Jetzt einen raſchen Druck an dem Nagel, und der kleine Wandſchrank fliegt auf. Da ſteht ſie, die geliebte Caſſette, ſteht ruhig und unverſehrt da. Arabella ſtreckt ihre beiden Arme nach ihr aus und hebt ſie an ihre Bruſt, zärtlich und lächelnd, wie eine Mutter, die ihr einzig Kind an ihre Bruſt drückt.

Nun ſetzt ſie ſie auf den Tiſch und hebt den Deckel, und nimmt mit haſtiger Hand die verſchiedenen Etuis aus dem Kaſten hervor. Sie ſind alle noch da, alle. Sie drückt an der Feder und die Etuis öffnen ſich.

Oh, wie himmliſch ſie funkeln und blitzen, dieſe köſtlichen Brillanten. Selbſt das kleine beſcheidene Licht der Laterne genügt ihnen, um aufzuleuchten in allen Farben und mit ihrem Glanz Arabella's Herz zu entzücken.

„Wen die Götter verderben wollen, den ſtrafen ſie zuerſt mit Blindheit."

Arabella iſt ſo vertieft in das Anſchauen ihrer Brillanten, daß ſie die hohe Männergeſtalt nicht ſieht, welche eben in der Thür erſcheint, nicht dieſes höhniſche, ſchadenfrohe Lachen ſieht, mit welchem dieſer Mann ſie einen Moment lang anſtarrt.

Aber nur einen Moment. Dann ſpringt er vorwärts wie eine wilde Tigerkatze, und packt Arabella mit ſeinen beiden muskelkräftigen Händen und hält ſie feſt trotz ihres Sträubens, ihres Zitterns.

Hierher, Ihr Alle, hierher! ruft er mit lauter Stentorſtimme, und man hört es lebendig werden im nächſten Gemach, raſche Schritte ſtürmen heran und vier andere Männer noch treten ein.

Seht Ihr, ruft der Erſte ihnen zu, mit ſeinem Kopf hindeutend auf Arabella, die er mit ſeinen beiden Händen gepackt hat. Seht Ihr, da haben wir den ſchönen reizenden Vogel eingefangen. Es war ganz klug, ihn ein wenig flügge werden zu laſſen, und ihm blos nachzuſpüren, um zu ſehen, wo er ſich ſein Neſtchen verſteckt, und wo er niederflattern würde.

Es war ſehr klug von Euch, Herr Polizeirath, ſagten die Männer, mit einem grinſenden Lachen auf Arabella hinſchauend, die ihre wuthblitzenden Augen von Einem zum Andern gleiten ließ, und ihre Lippen feſt aufeinander preßte, um den Schrei der Angſt oder der Wuth zurückzuhalten.

Jetzt wird der Kaiſer nicht mehr ſagen dürfen, daß die ſchöne Gräfin Baillou unſchuldig iſt, fuhr der Polizeirath lachend fort. Wir haben ſie Gott ſei Dank mitten bei der That ertappt, als ſie die Brillanten ſtahl, welche den Gläubigern des Grafen Podſtadzky gehören, wie Alles in dieſem Hauſe. Und wer weiß, was wir noch ſonſt Alles mit dieſen Brillanten entdecken. Denn Ihr wißt ja, wie viel Brillanten während der Feſtlichkeiten des vorigen Winters verloren gegangen, und die Gräfin Baillou war bei allen Feſtlichkeiten, wo Brillanten verloren gingen. Ich hab's mir wohl gemerkt und Sie ſchon lange beobachtet, mein wunderſchöner Engel, und ich war's, der Se. Majeſtät beſchwor, Sie frei zu laſſen, ich war's, der ihm ſagte: begnadigt ſie, Majeſtät, damit ſie ſich frei und ſicher glaubt. Ich ſchwöre darauf, daß ſie all die verlorenen und geſtohlenen Brillanten beſitzt, und daß ſie ſie irgendwo in ihrem Hauſe verſteckt hat. Laſſen wir ihr alſo Zeit, dahin zu gehen und die Brillanten aus ihrem Verſteck zu holen. Der Kaiſer erfüllte meine Bitte, ſchönſte Gräfin, und ſo iſt es gekommen, daß wir heute den ganzen Tag ſchon in Ihrem Hôtel wohnen und des ſchönen Momentes harren, wo Sie kommen würden. Denn daß Sie kommen würden, deſſen war ich gewiß. Und jetzt alſo haben wir den Vogel mit all den Federn, die Sie den andern ſchönen Vögeln ausgerupft, und die Prämie, welche mir der Kaiſer verſprochen, iſt mein.

Wie viel hat Ihnen der Kaiſer verſprochen, wenn Sie mich gefangen nehmen können? fragte Arabella mit vollkommen ruhiger Stimme, denn es war ihrem ſtarken Willen ſchon wieder gelungen, ihren Zorn, ihre Wuth und auch ihre Angſt zu bemeiſtern und wieder ſie ſelbſt zu ſein.

Fünfhundert Dukaten, meine Schöne, iſt die Prämie, die der Kaiſer ausgeſetzt hat, wenn wir Sie auf der That ertappen können.

Fünfhundert Dukaten, rief ſie ſpöttiſch. Ein Bettellohn für eine Dame, wie ich es bin. Nehmt alle dieſe Brillanten, theilt ſie unter Euch, und Jeder wird das Doppelte haben von dem, was der Kaiſer Euch zuſammen giebt. Nehmt Alles und laßt mich frei, und Niemand wird erfahren, was hier unter uns abgemacht iſt.

Ein lautes, wieherndes Gelächter war die Antwort. Seht da, sie will uns bestechen, rief der Polizeirath, sie glaubt, daß sie uns auch verführen kann, wie die Cavaliere, die sonst zu ihren Füßen seufzten. Ihre Rolle ist ausgespielt, Madame, und wenn Sie noch einmal auf der Bühne erscheinen, so wird es auf der Schandbühne sein. Kommen Sie! Ich habe die Ehre, Sie zum Wagen zu geleiten. Ihr packt die Juwelen ein und tragt sie uns nach.

Sie sträubte sich nicht mehr. Ruhig und stolz nahm sie den dargebotenen Arm des Polizeiraths und ging mit festem Schritt an seiner Seite dahin.

Leise nur flüsterten ihre Lippen: Er hat Recht! Meine Rolle ist ausgespielt.*)

IV.

Horja und der Bauern-Aufstand.

Vier Jahre angestrengter Arbeit, rastlosen Eifers waren vergangen, seit Joseph die Alleinherrschaft seines Reiches angetreten. Vier Jahre hatte er nur dem Wohle seines Volkes gelebt, nur das Beste seiner Unterthanen gewollt und erstrebt, und ohne Menschenfurcht und Eigennutz nur das eine Ziel verfolgt, sein Volk frei, einig, stark und groß zu machen, es zu befreien von den Banden der geistigen Knechtschaft, welche die Kirche ihm aufgelegt, es zu erlösen von dem Joch der Sclaverei, welches die Leibeigenschaft über seine Schultern gelegt, es zu erheben zu der Würde des freien Menschenthums, welche die Gleichstellung vor dem Gesetz ihm gewähren sollte, es mächtig und reich zu

---

*) Die schöne Gräfin Baillou, „die Zierde der vornehmen Wiener Zirkel," wie alle historischen Berichterstatter jener Zeit sie nannten, ward ihrer vielfachen Betrügereien wegen verurtheilt am Pranger zu stehen, drei Tage hintereinander, wie der Obristlieutenant von Szekuly, das beklagenswerthe Opfer ihrer Bosheit und Coquetterie. Dann ward sie als Ausländerin mittelst Zwangspasses bis zur Grenze der österreichischen Staaten befördert. Siehe Hübner II. S. 392. Groß-Hoffinger III.

machen durch Oeffnung neuer Handelswege, durch Errichtung von Fabriken und durch Begünſtigung des Handels und der Induſtrie.

Und was war ſein Lohn für alle Anſtrengungen, alle Mühen, für ſein Kämpfen und Ringen mit all dieſen widerſtrebenden Elementen, welche ihn haßten, weil jede Neuerung ihnen läſtig und unbequem war? Was war ſein Lohn für ſchlafloſe Nächte, für raſtloſes Arbeiten, für ein Leben, welches nur den Mühen und Laſten ſeiner Krone gewidmet war, und ganz reſignirte auf eigene Freude und eigenen Genuß?

Unzufriedenheit und Widerſetzlichkeit, wohin er auch ſchaute, Undankbarkeit und Uebelwollen, wohin ſein Auge ſich wandte!

Der Adel grollte ihm, weil er ſich erniedrigt fühlte durch dieſe Geſetze, welche ihn mit ſeinen Rechten dem geringſten Bürger gleichſtellten, er trat dem Kaiſer bei jeder Gelegenheit mit offenem Widerſtand entgegen, ſeit Mitglieder der angeſehenſten und größten Familien für begangene Verbrechen zu ſchmachvollen Strafen verurtheilt worden waren, und ſuchte heimlich und offen auch das Volk zur Unzufriedenheit und zum Widerſpruch aufzureizen. Und in dieſem Beſtreben fand er einen mächtigen und einflußreichen Mitkämpfer an der Geiſtlichkeit und der Kirche; dieſe hatte Joſeph am meiſten gekränkt, dieſe lohnten es ihm mit dem unverſöhnlichſten Haß. Dieſen beiden mächtigen Gewalten aber ſchloß ſich eine dritte an: die Bureaukratie. Joſeph hatte dem Schlendrian früherer Jahre ein Ende gemacht, er verlangte von dem höchſten, wie von dem niedrigſten Beamten, daß er arbeiten, daß er Kenntniſſe beſitzen ſolle, er befahl, daß diejenigen, denen es an den letztern mangelte, noch einmal auf die Univerſität gingen, und ernſte Studien machten, er entfernte mit ſchonungsloſer Strenge diejenigen von ihren Aemtern, welche das Erſtere nicht wollten. Er war ein Schrecken der Beamten, und darum fürchteten ſie ihn, und darum haßten ſie ihn, und ſetzten ſeinem Willen und ſeinen Befehlen überall den Widerſtand des Schweigens und der Trägheit entgegen, und hemmten ſeine Schritte und verdarben ſeine Pläne durch abſichtliches Mißverſtehen ſeiner Abſichten.

Aber noch hatte dieſe allgemeine Aufregung nur im Stillen geglüht, noch hatte ſie es nicht gewagt, an das Licht zu treten und dem Kaiſer die Stirn zu bieten, und Joſeph arbeitete weiter, voll des freudigen Muthes, es werde ihm doch noch gelingen, den Widerſtand der

Uebelwollenden zu beſeitigen, den Beiſtand der Wohlwollenden zu gewinnen, und ſein Volk zu überzeugen, daß alle dieſe Neuerungen, welche es ſo ſehr haßte und ſcheute, nur ſein Wohl und ſeine Größe allein bezweckten.

Da auf einmal ward er aus dieſer Hoffnung aufgeſchreckt durch die furchtbaren Nachrichten, welche aus Ungarn zu ihm herübertönten. Er hatte den ungariſchen Bauer frei gemacht von der Leibeigenſchaft, er hatte ihn erlöſt von der furchtbaren Steuerlaſt, und durch die neue gleichmäßige Steuerregulirung auch dem Adel die Pflicht der Steuerzahlung auferlegt, er hatte die allgemeine Conſcription eingeführt, und jeder Ungar, ohne Anſehen der Perſon und des Standes ſollte kämpfen und dienen unter den Fahnen Oeſterreichs; er hatte angeordnet, daß die Häuſer numerirt und gezählt würden, und endlich hatte er befohlen, daß man auch in Ungarn die deutſche Sprache als die allein gültige erlernen und ſprechen ſollte.

Ein einziger Schrei der Entrüſtung hallte durch alle Schlöſſer der ungariſchen Magnaten. In ihren heiligſten Rechten waren ſie gekränkt und angegriffen; die Conſcription wollte den Sohn des Edelmanns dem Sohn des Bauern gleichſtellen, die Beſteuerung ihres Grundbeſitzes, die Numerirung der Häuſer, um darnach die Steuern normiren zu können, wollte ſie des Vorrechtes berauben, das ihre von allen öſterreichiſchen Kaiſern noch gewährleiſtete Verfaſſung ihnen zuerkannte, des Vorrechts: keine Steuern zu zahlen! Und der Befehl endlich, die deutſche Sprache zu erlernen, ſie anzuwenden bei allen öffentlichen und gerichtlichen Acten, bedrohte ſie mit dem Unglück, ihre Nationalität zu verlieren, und ihr Vaterland, das Königreich Ungarn, zu einer öſterreichiſchen Provinz herabgewürdigt zu ſehen.

Aber nicht blos die Magnaten und Edelleute fühlten ſich bedroht von dieſen kaiſerlichen Verordnungen, ſondern auch das Volk. Es fühlte ſich zum Tode erſchrocken über die anbefohlene Conſcription, und vor den kaiſerlichen Beamten, welche kamen, dieſe Conſcription vorzunehmen, flohen ſie zu Tauſenden, Alt und Jung, Greiſe und Knaben, von paniſchem Schrecken ergriffen in die Gebirge, in deren Höhlen und Schlupfwinkeln und Thäler die kaiſerlichen Beamten ihnen nicht zu folgen vermochten.

Aber Einem von den Ihren gelang es, ſie aus ihren Verſtecken

hervorzurufen; der laute Ruf des Bauern Horja hallte wieder durch alle Bergklüfte und alle Thäler, und dieſer Ruf hieß: Freiheit und Gleichheit. Der Adel, betheuerte Horja, der Adel ſolle aufgehoben werden im ganzen Königreich Ungarn, keine Schlöſſer ſolle es mehr geben, keine Magnaten und Zwingherrn. Der Kaiſer ſelber habe ihm das verſprochen in der Kaiſerburg zu Wien, der Kaiſer habe ihm gelobt mit einem heiligen Eide, er wolle den ungariſchen und ſiebenbürgiſchen Bauer frei machen, er wolle den Adligen ihm gleich ſtellen, und ihm keine Vorrechte mehr geſtatten über den freien Bauer. Und jetzt ſei die Stunde der Erfüllung gekommen, jetzt habe der Kaiſer ſein Wort eingelöſt, und habe den ungariſchen Edelmann dem Bauer gleichgeſtellt durch die Conſcription und die Beſteuerung. Nur gegen die Edelleute, die ſtolzen Magnaten, ſeien die Befehle des Kaiſers gerichtet, nicht gegen das Ungarvolk, von dem Joſeph ſelber zu Horja geſagt, ſie ſeien ſeine liebſten und ſchönſten Kinder, und er wolle, daß ſie Alle frei, glücklich und reich würden. Und dazu habe der Kaiſer alle dieſe Verordnungen ergehen laſſen; aber er könne nicht alles allein thun, er rechne auf die Hülfe ſeiner ungariſchen Bauern; ſie müßten vollenden, was er angefangen, ſie müßten ſelber Hand an's Werk legen, und ſich bethätigen als Männer. Der Kaiſer habe ihnen die Wege gezeigt und geebnet, auf denen ſie wandeln ſollten, der Kaiſer wolle, daß ſie frei würden, frei, reich und glücklich.

Und wenn Horja mit begeiſterter Stimme, mit blitzenden Augen, mit der flammenden urſprünglichen Beredtſamkeit des Naturſohnes ſo ſprach, ſo hörten ihm die ungariſchen und ſiebenbürgiſchen Bauern zu mit ſtaunendem Entzücken, und ſeine Worte dünkten ihnen wie himmliſche Muſik, welche ſie zuweilen in den Träumen einer entzückenden Nacht vernommen, die ſie aber niemals noch mit wachenden Ohren gehört hatten.

Der Bauer ſoll frei ſein, glücklich und reich! Das war das Zauberlied, das überall jetzt erklang durch Hütten und Thäler, das die Ziegenhirten vernahmen auf den höchſten Spitzen des Tatragebirges, und die Bergleute in den unterſten Schachten der Bergwerke, und dieſes Zauberlied wirkte auf ſie Alle, wie das Lied des Arion, ſie konnten nichts anders mehr denken, wollen und hören, als nur dies.

Horja war der Arion, der dem Bauer in Ungarn und Sieben-

bürgen dieſes Zauberlied ſang, und um Horja ſammelten ſich die jauchzenden, begeiſterten Schaaren, welche von allen Seiten herbeiſtrömten, um das zu vollenden, was der Kaiſer angefangen, und ihm zu helfen, ſein Werk zu Stande zu bringen.

Horja ſagte ihnen: der Kaiſer hat geſagt, wir ſollen frei, glücklich und reich werden. Frei und darum glücklich hat uns der Kaiſer gemacht, das Dritte aber ſollen wir uns ſelber ſchaffen. Reich ſollen wir uns machen durch unſere eigene Macht. Unſer Reichthum liegt in den Schlöſſern der Edelleute. Sie müſſen mit uns theilen, der Kaiſer will es ſo. Der Kaiſer iſt ein Feind der ſtolzen Edelleute, aber ein Freund des armen Volks; er will den Edelleuten daher vergelten, was ſie ſeit Jahrhunderten Böſes an uns gethan, er will dem armen Volk vergelten, was es ſeit Jahrhunderten Böſes zu leiden gehabt. Auf den Schlöſſern der Edelleute liegt unſer Reichthum.

Und wenn das arme, ſo lange an Knechtſchaft, Armuth und Elend gewöhnte Volk noch zweifelte und zauderte, ſo zeigte ihnen Horja eine „Gnadenkette" vor, eine ſchwere goldene Kette mit dem Bildniß des Kaiſers, die er von Joſeph ſelber wollte empfangen haben, er ſagte ihnen, der Kaiſer habe ihn zu ſeinem Bevollmächtigten ernannt, und zum Zeichen deß zeigte er ihnen ein mit großen Siegeln verſehenes Pergamentblatt, das mit großen goldenen Buchſtaben beſchrieben war. Das, ſagte er, ſei das Patent, mit welchem Joſeph ihn zum General-Capitain und Bevollmächtigten ernenne, und zum Zeichen deß habe er ihm auch die Gnadenkette geſandt. Es ſtände Alles geſchrieben in dieſer Schrift, ſie möchten alle nur kommen und es ſelber leſen.

Da die armen Bauern nicht zu leſen verſtanden, erbot ſich der Pope Kriſchan, der Freund Horja's, die kaiſerliche Schrift vorzuleſen, und es ergab ſich, daß Horja die Wahrheit geſagt, es ſtand genau Alles ſo auf dem Pergament, wie Horja es ihnen geſagt, der Pope Kriſchan hatte es geleſen, und einen Popen der Lüge zu zeihen, kam keinem von dieſen gläubigen Kindern der Natur in den Sinn.

In Siebenbürgen hatte Horja zuerſt ſein Patent und ſeine Gnadenkette gezeigt, von dort aus ſollte das Werk der Befreiung und der Rache beginnen. Dort ſchaarten ſich zuerſt die Bauern um ihn zu einer kleinen Armee. Aber immer weiter und weiter hallte der Ruf, Hunderte ſtrömten täglich heran zu ſeinen Schaaren; in allen Dörfern

erhoben ſich die Bauern und kündigten ihrem Herrn den Gehorſam auf und eilten Horja entgegen, Horja, dem General-Capitain des Kaiſers, der dem Kaiſer helfen ſollte, ſein Volk glücklich, frei und reich zu machen.

Der Reichthum lag in den Schlöſſern der Edelleute, und ſie hatten nur nöthig, ihn von dort zu holen, und ſie konnten es, denn eine Armee von ſechsunddreißigtauſend Bauern aus Siebenbürgen und Ungarn ſchaarte ſich jetzt um Horja und ſeinen Freund Kriſchan, und das Werk der Freiheit, des Glücks und des Reichthums konnte jetzt begonnen werden.

Und es begann mit allen Greueln und Schreckniſſen des Bürgerkrieges und der Empörung, es begann mit Brandſtiftungen, mit der Verwüſtung der Schlöſſer und Burgen, mit der Ermordung der gefangenen Edelleute und der Vernichtung ihres Hab und Gut.

Die Edelleute der entfernter gelegenen Comitate und Geſpanne, wohin die Empörung noch nicht gedrungen war, ſchaarten ſich zuſammen, bewaffneten ſich und zogen wider die Empörer aus. Es gelang ihnen, einzelne von ihnen gefangen zu nehmen, und dieſe ließen ſie, als freie, unumſchränkte Herren, die nur Gott Rechenſchaft ſchuldig ſind, auf grauſame und martervolle Weiſe hinrichten.

Dieſe Hinrichtungen, ohne Befehl und Billigung des Kaiſers, fachten die Wuth noch höher an und reizten die Empörer zu feſterm Verharren in ihrem Kampf gegen dieſen übermüthigen Adel, der ſich dünkte, als Souverain ſchalten und walten zu können. Jetzt verlangten ſie überall mit ſtürmiſchem Wuthgeheul, der Adel ſollte aufhören zu exiſtiren, die adligen Beſitzungen ſollten unter das Bauernvolk vertheilt werden. Die Edelleute ſollten ihren Adel abſchwören und bis zur Krönung des rechtmäßigen Königs, des Kaiſers Joſeph, der ſich deshalb nur bis jetzt nicht habe in Ungarn krönen laſſen, weil er wolle, daß erſt das ganze Volk frei und gleich, und vom Adel befreit ſei, bis zur Krönung Joſephs ſollten ſie Alle Horja, als dem General-Capitain von Ungarn, gehorſam ſein.

In einer eigenen Schrift ließ Horja dieſe Bedingungen des Friedens auf der Comitatstafel der Edelleute niederlegen, und da ſie dieſelbe keiner Antwort würdigten, begann das Rauben und Sengen, das Plündern und Morden mit erneuerter Wuth.

Aber nur das Eigenthum der Edelleute griffen ſie an, geheiligt war ihnen, was dem Kaiſer gehörte, denn der Kaiſer war ihr geliebter Herr. Aber ihm allein wollten ſie unterthan ſein, er ſollte der einzige Herr und Edelmann bleiben in Ungarn und Siebenbürgen, jeder andere Adel, jedes andere Eigenthum ſollte aufhören.

Der Kaiſer durfte nicht länger ſchweigen zu dieſen Worten und Thaten der Empörer, die ſich verrühmten, in ſeinem Sinn und ſeinem Namen zu handeln; er hatte anfangs gehofft, es mit der Milde verſuchen zu dürfen; er hatte allen Empörern einen General-Pardon zuerkannt, und nur auf das Haupt ihres Anführers Horja einen Preis von dreihundert Ducaten geſetzt.

Aber die armen, bethörten Bauern, welche den Worten geglaubt, die ihnen Horja als die Worte des Kaiſers mitgetheilt, ſie glaubten nicht an den General-Pardon des Kaiſers und hielten ihn nur für eine Liſt, mit welcher ihre Gegner ſie bethören wollten.

Jetzt durfte Joſeph keine Schonung mehr üben, jetzt mußte das kaiſerliche Militair einrücken in die Gegenden, wo der Aufruhr ſeine brennenden Fackeln ſchwang, und mit blutiger Waffe und mit Kanonendonner und Kartätſchengeprаſſel mußte zu Ende geführt werden, was das Wort der Güte und der Gnade nicht vermocht hatte.

Jetzt, in dieſer höchſten Noth, da Horja einſah, daß er nichts mehr zu hoffen habe von der Gnade des Kaiſers, ließ er den mißvergnügten Edelleuten antragen, ſich mit ihm und ſeinen Schaaren wider den Kaiſer zu verbinden. Aber ſie wieſen dieſen Antrag zurück, und halfen nur noch eifriger den Soldaten des Kaiſers in Verfolgung und Aufſuchung der Empörer.

Tauſende von ihnen ergaben ſich und baten um Gnade, die ihnen der Kaiſer gewähren ließ. Tauſende flohen in die Gebirge, und Tauſende und aber Tauſende wurden gefangen. Unter ihnen Horja und der Pope Kriſchan. Beide wurden zum Tode verurtheilt. Da in ſeiner höchſten Noth flehte Horja um die letzte Gnade, nach Wien gebracht zu werden, weil er dem Kaiſer Dinge von der größen Wichtigkeit mitzutheilen habe.

Aber es lag nicht im Intereſſe der Edelleute, daß der Kaiſer dieſe Dinge erfahre. Horja's Bittgeſuch ward „aus wichtigen Gründen" abgeſchlagen.

Vielleicht ahnte der Kaiſer, welcher Art die wichtigen Dinge ſeien, welche Horja ihm mittheilen konnte, vielleicht fürchtete er, dieſe Enthüllungen könnten ihm klar beweiſen, was er ahnte, daß nämlich die Magnaten und Edelleute ſelber den ganzen Aufſtand angeſtiftet, um Joſeph ein ſchreckensvolles Beiſpiel von den Folgen und Conſequenzen ſeiner Verordnungen zu geben.

Horja ward nicht nach Wien gebracht, ſondern er ward auf dem großen Marktplatz zu Carlsburg gerädert, und zweitauſend gefangene Empörer mußten dieſem grauſenvollen Schauſpiel zuſehen.*)

Das war das Ende dieſes fürchterlichen Drama's, bei welchem viertauſend Menſchen ermordet, zweiundſechzig Dörfer und einhundert und zweiunddreißig Edelhöfe verwüſtet worden, und das den armen irregeleiteten Bauern ſtatt der Freiheit, des Reichthums und des Glückes nur den geſteigerten Haß und das bittere Rachegelüſte ihrer mächtigen, durch das Geſetz geſchützten Herren eingetragen hatte.**)

Die Magnaten und Edelleute aber riefen, auf den Trümmern ihrer verwüſteten Schlöſſer, ihrer brennenden Dörfer ſtehend: das iſt Joſephs Werk! Das iſt die blutige Saat, welche der Kaiſer geſäet hat mit ſeinen Reformen und Neuerungen.

V.

Die Rache des Juden.

Der Kaiſer ging in heftigſter Bewegung in ſeinem Arbeits-Cabinet auf und ab. Aller Gewohnheit entgegen hatte er heute den Controlorgang nicht öffnen laſſen und ſeinen Cabinetsräthen und Secretairen befohlen, in der Kanzlei zu bleiben und dort zu arbeiten.

Er wollte allein ſein, er mußte allein ſein, Niemand durfte ſein bleiches, ſchmerzzerriſſenes Angeſicht, ſeine gerötheten Augen ſehen. Denn er hatte geweint, bittere ſchmerzensvolle Thränen geweint.

---

*) Den 3. Januar 1785.

**) Hübner I. S. 273 ff. — Groß-Hoffinger III. S. 135. — Ramshorn Seite 138.

Und einem großen Leid, einer traurigen Enttäuschung waren seine Thränen geflossen.

Günther, der unermüdliche Gefährte seiner Arbeiten, der treueste seiner Cabinetsräthe, der Mann, dem er nächst Lacy und Kaunitz am meisten vertraut, den er nicht als seinen Diener, sondern als seinen Freund gehalten, Günther hatte ihn verrathen, Günther hatte die Geheimnisse des Staats für schnödes Geld verkauft.

Da lagen sie vor ihm die Papiere der geheimen Polizei, welche ihm an jedem Morgen diejenigen Briefe und Berichte zu bringen hatte, die am verflossenen Tage in den Bureaux der Post als verdächtig angehalten und geöffnet wurden.*) Unter diesen Briefen fand sich Einer, welcher klar und unwiderruflich den Verrath und Treubruch Günthers bewies.

Es war ein Brief von dem Baron Eskeles Flies an seinen Handelsfreund in Amsterdam. Eskeles schrieb ihm darin, er habe so eben eine Nachricht erhalten, eine Nachricht, die so wichtiger Art sei, daß er die tausend Dukaten, welche er dafür habe zahlen müssen, nicht bereue. Diese Nachricht sei, daß der Kaiser, der Streitigkeiten mit Holland über die Freiheit der Scheldeschifffahrt überdrüssig, jetzt geneigt sei, Frieden zu machen, und die zehn Millionen Kriegs-Entschädigung, welche Holland zahlen wolle, annehmen werde, dagegen einwillige, daß die Republik nach wie vor das Recht haben sollte, den Theil der Schelde, welcher unter ihrer Hoheit sei, nebst allen Canälen zu schließen, und nur gegen eingezahlten Zoll den fremden Schiffen den Durchgang zu gestatten.**)

---

*) Kaiser Franz und Metternich. Ein nachgelassenenes Fragment. (Von Hormayr.) S. 79.

**) Der Kaiser hatte von der Republik Holland verlangt, daß sie die Schelde allen niederländischen, belgischen und österreichischen Schiffen öffne, und da die Generalstaaten diesem Verlangen nicht willfahren wollten, sondern sich selber zu einem Krieg um ihre durch Verträge geheiligten Rechte bereit erklärten, ließ auch der Kaiser seine in den Niederlanden befindlichen Regimenter marschiren. Den sogenannten heiligen, weil alten Verträgen, setzte er das gute Recht aller Völker auf Freiheit des Handels und der Schifffahrt entgegen, und bestand auf Oeffnung der Schelde, weil deren Sperrung eben die Handelsfreiheit seiner Niederländer beeinträchtige. Indessen diese Forderungen, welche sich nur auf die Wohlfahrt und

Eskeles Flies forderte daher seinen Geschäftsfreund in Amsterdam auf, Alles zu thun, damit diese Zahlungen, welche der Kaiser in vier Raten erheben wolle, durch sein Haus geleistet würden, und erklärte sich gegen angemessene Provision bereit, den Generalstaaten diese zehn Millionen zu leihen und der kaiserlichen Regierung auszuzahlen. Er empfahl seinem Handelsfreund aber das tiefste Stillschweigen über diese Angelegenheit, aus welcher sie Beide allein den möglichsten Vortheil ziehen wollten, und welche bis jetzt noch Niemanden bekannt sei, denn die Erklärung des Kaisers werde erst am folgenden Tage von Wien abgehen und also hätten sie für ihre Geschäfte und für den Verkauf von Papieren einen Vorsprung von vierundzwanzig Stunden.

Das war der Inhalt des Briefes, den der Kaiser mit andern Depeschen und Briefen von der geheimen Polizei erhalten hatte, und dieser Brief verurtheilte Günther, denn Er allein wußte um diese Angelegenheit. Ihm hatte der Kaiser gestern den Auftrag gegeben, das Rescript an die Generalstaaten auszuarbeiten, und es ihm morgen zur Durchsicht und Unterschrift vorzulegen. Mit ihm allein von allen seinen Räthen und Secretairen, mit Ausnahme des Fürsten Kaunitz, hatte der Kaiser gestern seinen gefaßten Entschluß besprochen, diesen Streit mit Holland fallen zu lassen. Des Fürsten Verschwiegenheit war über allen Zweifel erhaben, nur Günther also konnte diese Sache,

---

den Vortheil der Völker, nicht aber auf Verträge und altes Recht stützen konnten, schienen allen Fürsten zu gefährlich, als daß sie sie hätten billigen sollen. Sie erklärten sich alle zum Schutz Hollands bereit, und statt sich mit Joseph gegen die übermüthigen und berechnenden Generalstaaten zu verbinden, und sie zu zwingen, daß sie ein Privilegium abschafften, welches die Freiheit alles Handels und aller Schiffe beeinträchtige, schlossen sie eine Art Bündniß wider ihn, und ermahnten den Kaiser in langen diplomatischen Noten zur Nachgiebigkeit. Der Kaiser, welcher endlich einsehen mußte, daß er in diesem Streit ganz Europa gegen sich haben würde, mußte sich endlich wohl entschließen, nachzugeben, und die Holländer gegen eine Entschädigungssumme für die Kriegskosten im unbestrittenen Besitz ihrer Schelde zu lassen. Der Kaiser forderte Anfangs zwanzig Millionen, erklärte dann mit funfzehn zufrieden sein zu wollen, und nahm darauf zuletzt doch die zehn Millionen, welche die Holländer von Anfang an geboten hatten, weshalb Friedrich der Große sagte: Der Kaiser hat sich mit einem Trinkgeld abfinden lassen.

welche für jetzt noch ein politiſches Geheimniß hatte bleiben ſollen, verrathen haben.

Es war klar und unzweifelhaft, und dennoch wünſchte der Kaiſer zweifeln zu können, denn ſein Herz konnte ſich immer noch nicht entſchließen, Den für ſchuldig zu halten, dem Joſeph ſo lange vertraut, den er ſo lange geliebt hatte. Es war ja doch immer noch möglich, daß irgend ein Zufall gewaltet haben könnte, obwohl Joſeph vergeblich ſann, woher er kommen, wie eine Entſchuldigung, eine Rechtfertigung Günthers möglich ſein könnte. Aber um ihn verdammen und ſtrafen zu müſſen, mußte Joſeph erſt Alles verſucht haben, um Günther zu rechtfertigen und zu entſchuldigen.

Deshalb hatte er ſofort nach dem Baron Eskeles Flies geſandt, und den Banquier aufgefordert, ſogleich zu ihm zu kommen. In der Ungeduld ſeines Herzens hatte es ihm nicht genügt, einen gewöhnlichen Kammerhuſaren abzuſenden, ſondern ein Courier hatte nach dem Hôtel des jüdiſchen Barons eilen müſſen, und damit nichts ihn am ſchnellen Kommen hindern könne, hatte der Kaiſer ſeine eigene Equipage dem Courier nachgeſandt, daß Herr Eskeles Flies in derſelben zum Kaiſer fahre.

Mit hochklopfendem Herzen erwartete der Kaiſer jetzt die Ankunft des Wagens. So oft er in ſeinem raſchen Auf- und Niederwandeln an das Fenſter kam, blieb er ſtehen und lauſchte, und warf dann wieder einen raſchen Blick hinüber nach der Uhr, um ſich zu überzeugen, ob der Banquier bald kommen werde.

Wenn es wahr iſt, murmelte der Kaiſer leiſe vor ſich hin, indem er jetzt wieder vom Fenſter zurücktrat, und ſein heftiges Auf- und Niederwandeln wieder begann, wenn Günther wirklich mich ſo verrathen und hintergehen konnte, dann iſt es vorbei mit meinem Glauben an die Menſchheit, vorbei mit meinem Glauben an Treue, Edelmuth, Wahrheit und Uneigennützigkeit! Ich habe ihn wahrhaft geliebt, ich habe dem Adel geglaubt, der aus ſeinen Zügen ſprach, und der Seele vertraut, die aus ſeinen Augen mir entgegen leuchtete, und dies Alles ſollte jetzt eine Lüge ſein, eine große fürchterliche Lüge, welche nicht bloß den Kaiſer, ſondern auch den Menſchen in mir tödtlich verletzt? Günther, der edle, uneigennützige Günther, den ich für unbeſtechlich hielt, der ſollte jetzt um elenden Geldes willen ſeinen beſchworenen Eid

gebrochen, meine Geheimnisse verrathen haben? Ich kann's nicht glauben, und ich will's nicht glauben! Günther ist unschuldig! Ich will ihn selber fragen, ich will ihm selber die ganze Sache vorlegen, und er soll sich rechtfertigen!

Und von diesem großmüthigen Entschluß fortgerissen, näherte sich der Kaiser schon der Thür, um Günther rufen zu lassen. Aber mitten auf seinem Wege blieb er stehen, und der heitere und freudige Ausdruck, welcher einen Moment sein Antlitz erhellt hatte, verschwand wieder aus demselben.

Nein, sagte der Kaiser düster, nein; ich will ihn nicht rufen, ich muß von anderer Seite meine Ueberzeugung erlangen. Ich habe nur zu oft erfahren, wie sehr die Menschen es verstehen, die Rolle der Unschuld, der Reinheit zu spielen, ich weiß, daß die Menschen alle nur Comödianten sind, welche die Rolle spielen, die ihrem Eigennutz und Vortheil angemessen ist. Ich bin zu oft betrogen worden, als daß — Ah, da kommt der Banquier, unterbrach sich der Kaiser in seinem Selbstgespräch, als jetzt mit donnerndem Geräusch ein Wagen in den inneren Schloßhof fuhr, jetzt wird es sich entscheiden, ob Günther schuldig oder unschuldig ist.

Mit gespannter athemloser Aufmerksamkeit lauschte er nach der Thür hin. Jetzt näherten sich Schritte, der Kammerdiener öffnete die Thür des Cabinets und meldete: Der Baron von Eskeles Flies!

Der Banquier trat ein. Er war alt, sehr alt geworden seit jener Nacht, als Rahel entflohen war; kaum ein Jahr war seitdem vergangen, aber in diesem Jahr hatte das schwarze Haar ihres Vaters sich zu Schnee gebleicht, in diesem Jahr war der starke, lebensmuthige Mann von kaum funfzig Jahren zu einem Greis geworden!

Der Kaiser ging dem Banquier lebhaft entgegen, und reichte ihm seine Hand. Sehen Sie mich an, Eskeles, sagte er in seiner raschen, lebhaften Weise, beugen Sie sich nicht so demuthsvoll nieder, wir haben in dieser Stunde nicht Zeit zu überflüssigen Ceremonieen. Schauen Sie mir fest in's Auge, denn ich wünsche darin zu lesen, ob Sie noch immer der treue, biedere Mann sind, der die Lüge scheut, und die Wahrheit sagt, selbst wenn er fürchten muß, sich oder Andern dadurch zu schaden!

Herr Eskeles Flies richtete sein Haupt empor und sah den Kaiser

mit ernſten, ruhigen Blicken an, und ertrug es, ohne daß eine Wimper zuckte, eine Muskel ſeines Geſichts ſich bewegte, daß der Kaiſer ſeine großen, durchdringenden Augen auf ihn heftete.

Ich ſehe es, Sie werden mir die Wahrheit ſagen, rief der Kaiſer nach einer langen Pauſe.

Der treue und gläubige Jude ſagt immer die Wahrheit, erwiederte Herr Eskeles Flies ernſt, das Geſetz gebietet es ihm!

Joſeph nickte leicht mit dem Kopf und trat zu ſeinem Schreibtiſch, von welchem er einen geöffneten Brief nahm, und ihn dem Banquier darreichte.

Haben Sie das geſchrieben? fragte der Kaiſer.

Herr Eskeles ließ ſeine Blicke langſam über das Papier hingleiten und richtete ſie dann wieder feſt auf den Kaiſer. Ja, ſagte er, ich habe das geſchrieben. Es iſt ein Brief an meinen Handelsfreund in Amſterdam. Ich gab den Brief geſtern auf die Poſt, nach meiner Berechnung mußte derſelbe geſtern Abend noch abgegangen ſein, und ſtatt deſſen finde ich ihn heute noch hier? Das wird meinen Conjuncturen einen empfindlichen Rückſchlag geben!

Er ſagte das mit dem ſtillen ernſten Nachſinnen eines Kaufmanns, der nichts weiter im Auge hat, als ſeine Bücher und Conjuncturen, und gar nicht ahnt, daß es auch noch andere Intereſſen geben könne.

Ja, der Brief iſt noch hier, ſagte Joſeph, die geheime Polizei hat ihn mir ausgeliefert.

Jetzt drückten die Züge des Banquiers ein unverholenes Staunen aus. Ah, ſagte er, leiſe ſein Haupt ſchüttelnd, wir haben alſo wirklich eine geheime Polizei, und was man ſich vom Chiffre-Cabinet und dem Oeffnen der Briefe erzählt, iſt alſo wirklich kein Mährchen?*)

---

*) Das „Chiffre-Cabinet" hatte ſeine Bureaux auf der Käiſerburg in der ſogenannten „Stallburg." Hier wurden von franzöſiſchen und neapolitaniſchen Adepten alle die diplomatiſchen Actenſtücke aufgelöſt, die in Chiffren geſchrieben, an fremde Geſandten gerichtet, und unterwegs von den beſtochenen Courieren an die Mauthhäuschen, die überall an der öſterreichiſchen Grenze auf den Courierſtationen angebracht waren, abgeliefert worden. In den Mauthhäuschen wohnten Beamten des Wiener Chiffre-Cabinets. Sie empfingen von den beſtochenen Courieren die erwarteten Felleiſen mit Depeſchen, fuhren ſogleich mit

Nein, es ist kein Mährchen, sagte der Kaiser, und ich entschuldige mich nicht, daß es so ist. Die Menschheit ist so schlecht und erbärmlich, daß man immer darauf gefaßt sein muß, von ihr betrogen zu werden, wenn man ihr nicht auflauert auf allen ihren Wegen, und all ihr geheimstes Thun und Denken zu erforschen sucht. Es ist traurig und schreckensvoll, daß es so ist, aber so lange die Völker nicht edler, besser sind, können auch die Regierungen nicht edler und besser sein, können sie solcher Hülfsmittel nicht entbehren.

Aber ich habe mich nie eines Vergehens gegen Ew. Majestät schuldig gemacht, sagte Herr Eskeles Flies ruhig. Warum schien denn auch mein Brief verdächtig?

---

ihnen weiter, aber während des Fahrens und auf den kurzen Ruhestationen dechiffrirten und copirten sie die Depeschen. Auf dem Mauthhäuschen bei der letzten Poststation vor Wien ward das Felleisen wieder verschlossen, und dem Courier wieder eingehändigt. Drei Stunden später befand es sich alsdann in den Händen der betreffenden Gesandten, aber zur selben Zeit lasen Joseph und Kaunitz schon die Abschriften dieser Depeschen. — Das Chiffre-Cabinet in Wien war das Central-Bureau dieser „Mauthhäuschen," aber auch der geheimen Polizei und der Post, welche die Briefe an das Chiffre-Cabinet abgab, dessen Beamte sie prüfen, die interessanten copiren, die verdächtigen zurückbehalten mußten. Die Beamten des Chiffre-Cabinets, zu denen auch die vertrauten Cabinets-Secretaire (namentlich Günther) gehörten, waren hoch angesehen, und hoch besoldet, führten aber doch ein trauriges Leben, denn gleich Staatsgefangenen waren sie beobachtet, behütet und beargwöhnt. Sie standen unter schärfster Polizei-Aufsicht; man wußte genau, was sie ausgaben, wer sie besuchte, kannte ihre Neigungen und Vergnügungen, und stattete täglich Rapport über sie ab. Jeden Morgen lag auf dem Frühstückstisch des Kaisers dieser Rapport über die Staatskanzlei und das Chiffre-Cabinet, und auf einen Blick konnte Joseph ersehen, wo jeder der vertrauten Arbeiter Tags und Abends vorher gewesen war. Mit diesem Chiffre-Cabinet stand in genauester Verbindung die geheime Polizei, die auch täglich ihre Rapporte lieferte, und Berichte über Alles, was in Wien geschah, gab, oft aber auch, wenn sie nichts Besonderes wußte, Berichte erfand, und oft von Andern für schweres Geld erkauft, über einzelne Personen lügnerische Thatsachen mittheilte, Intriguen spann, und den Kaiser öfter auf das Bitterste über Thatsachen und Personen täuschte. — Näheres über das Chiffre-Cabinet und die geheime Polizei findet man bei Hormayr: Franz und Metternich. Ein Fragment. S. 75 u. folg.

Der geheimen Polizei erscheint Jeder verdächtig, erwiederte der Kaiser achselzuckend. Zudem hatte ich Befehl gegeben, mir alle nach den Generalstaaten adressirten Briefe vorzulegen. Es war eine Vorsicht, die durch unsere Mißhelligkeiten mit Holland nothwendig geworden. Und Sie sehen aus Ihrem eigenen Brief, daß diese Vorsicht nicht überflüssig war. Es ist ein Staatsgeheimniß, welches Sie da in Ihrem Briefe verrathen haben, mein Herr.

Verrathen? wiederholte der Banquier lebhaft. Man verräth doch nur das, was Einem als todtes Geheimniß, das man in seinem Herzen einscharren soll, anvertraut worden. Ich erhielt aber diese Nachricht als ein lebendiges Geheimniß, das man in das Leben ausschickt, damit es Procente verdient, und ich würde eine halbe Million mindestens verdient haben, wenn Ew. Majestät nicht unglücklicherweise meinen Brief hätten zurückgehalten.

Ich will Sie nicht hindern, Ihre Procente zu verdienen, sagte der Kaiser fast verächtlich. Ihr Brief soll heute abgehen, meine Depeschen haben Zeit bis morgen. Die Krämer-Republik wird es wohl zufrieden sein, wenn sie ihre zehn Millionen noch einen Tag länger in ihrer Tasche behält.

Eskeles Flies verbeugte sich. Ich danke Ew. Majestät für diese gnädige Berücksichtigung meiner Handelsinteressen, sagte er.

Ich will, wie gesagt, Ihre Depesche heute, die meinige erst morgen abgehen lassen, rief der Kaiser, aber dafür müssen Sie mir einen Dienst erweisen.

Ew. Majestät haben nicht nöthig, mir eine halbe Million zuzuweisen, um dafür meine Dienste zu erkaufen, sagte Eskeles Flies mit dem Tone leisen Vorwurfs. Ich hoffe Ew. Majestät allzeit meine Dienstbereitwilligkeit bewiesen zu haben, auch wenn es keine Procente zu verdienen gab.

Und ich habe das allzeit anerkannt, mein Herr Baron Eskeles Flies. Aber heute handelt es sich nicht um materielle Dienstleistungen, sondern um einen geistigen Dienst. Ich bitte Sie, mir frei und unumwunden zu sagen, von wem Sie dieses wichtige Staatsgeheimniß für tausend Ducaten gekauft haben?

Eskeles Flies zuckte zusammen, wie im tiefen Schreck, und warf

einen scheuen, fragenden Blick auf den Kaiser. Steht dergleichen in dem Brief? fragte er.

Der Kaiser reichte ihm das Papier schweigend noch einmal dar. Herr Eskeles überflog es mit raschen, angstvollen Blicken, und indem er dann die Hand sinken ließ, taumelte er, fast wie betäubt, einige Schritte rückwärts.

Es steht da, murmelte er leise vor sich hin. Ich habe es geschrieben.

Und mit einem Ausdruck unendlicher Zerknirschung senkte er sein Haupt auf die Brust.

Der Kaiser hatte seine Augen fest und durchdringend auf ihn gerichtet. Sie sehen, Herr Baron, ich erwarte noch immer Ihre Antwort, sagte er. Wer war es, der Ihnen mein Staatsgeheimniß für tausend Dukaten verrathen hat?

Eskeles Flies richtete sein Haupt empor mit der Miene fester Entschlossenheit. Sire, Niemand hat mir Ihr Geheimniß verrathen. Es ist eine eitle Prahlerei, was da in dem Brief steht, ich habe das nur so geschrieben, um meinem Handelsfreund die Wichtigkeit meiner Nachricht nur noch mehr einzuprägen.

Ausflüchte, Herr Baron, rief der Kaiser unwillig. Wenn Sie es auch nicht geschrieben, wenn Sie Ihrem Handelsfreund die wichtige Nachricht auch ohne diesen Zusatz mitgetheilt hätten, so würde ich Sie doch gerufen, so würde ich Sie doch gefragt haben: wer hat Ihnen mein Staatsgeheimniß verrathen?

Niemand, Sire, erwiederte der Banquier ängstlich, Niemand hat es mir verrathen, ich aber, ich habe es errathen. Ja, so ist es, fuhr er freudiger fort, ich habe es errathen. Alle Welt weiß ja, wie lange Ew. Majestät schon in Unterhandlung stehen mit dem kleinen Krämervolk, mein Handelsfreund in Amsterdam hatte mir schon vor vierzehn Tagen ausführliche Meldung davon gemacht, und da ich, verzeihen mir Ew. Majestät, da ich ein wenig die Geldverhältnisse der kaiserlichen Kassen kenne, so konnte ich berechnen, daß Ew. Majestät nicht länger anstehen würden, das Gebot der Generalstaaten anzunehmen, um ihre Völker vor einem unheilvollen Krieg zu bewahren. Jetzt wissen Ew. Majestät Alles.

Jetzt weiß ich, daß Sie nicht der wahrheitliebende Ehrenmann sind, für welchen ich Sie hielt, sagte der Kaiser strenge. Es ist keine

Logik in Ihrer Lüge, Herr Baron Eskeles Flies. Sie konnten vielleicht errathen und berechnen, für wahrscheinlich halten, daß ich endlich in eine friedliche Ausgleichung mit den Holländern willigen würde, aber Sie konnten nicht errathen, daß ich gerade jetzt, daß ich gestern diesen Entschluß gefaßt, und daß die Depesche heute von mir unterzeichnet werden und abgehen sollte. Sie sehen, Herr Baron, Ihre Lüge war nicht geschickt, und das macht Ihnen Ehre, denn es zeigt, daß Sie nicht viel Uebung darin haben. Ich will aber von Ihnen die Wahrheit wissen, ich verlange als Ihr Kaiser und Ihr Herr von Ihnen als meinem getreuen und gehorsamen Unterthan, daß Sie mir diese Wahrheit nicht länger vorenthalten, denn großes Leid könnte daraus entstehen. Es ist besser, Einen Schuldigen kennen, als zehn Unschuldige in Verdacht haben. Herr Baron, um der zehn Unschuldigen willen, welche mein Verdacht unglücklich machen könnte, nennen Sie mir den Schuldigen, Verdächtigen. Ich frage Sie zum dritten Mal: wer hat Ihnen mein Staatsgeheimniß verrathen?

Oh, Sire, ich habe geschworen, murmelte der Banquier ganz zerknirscht, beim Gott meiner Väter geschworen, ihn nicht zu verrathen.

Ich entbinde Sie Ihres Eides, ich befehle Ihnen zu sprechen!

Nur Gott kann mich eines Eides entbinden, den mein Mund freiwillig gesprochen hat. Ich kann den Namen nie nennen, nie darf er über meine Lippen kommen, aber Ew. Majestät können ihn errathen. Das verbietet mir mein Eid nicht.

Er schwieg einen Moment und blickte gedankenvoll und starr vor sich hin, und als er dann wieder das Haupt erhob und den Kaiser anschauete, waren seine Wangen todesbleich und seine Lippen bebten, indem er mit leiser, unsicherer Stimme sagte: Ew. Majestät wissen, daß ich eine Tochter hatte?

Hatte? fragte der Kaiser. Ich denke, Sie haben sie noch, sie ist Ihnen nicht gestorben?

Sie ist mir gestorben, flüsterte der Banquier so leise, daß der Kaiser ihn kaum verstehen konnte. Sie hat mich verlassen und ist zu einem Manne gegangen, den sie mehr liebte, als ihren Vater.

Sie ist gegangen, weil Sie sie an einen Mann verhandeln und verheirathen wollten, den sie verabscheuete. Ich weiß das, Günther selbst hat es mir gesagt. Es ist so, nicht wahr?

Es iſt ſo, Sire. Ich ahnte nicht, daß mein unglückliches, irregeleitetes Kind ſo weit gehen würde in ſeinem Trotz gegen ſeinen Vater. Hätte ſie mich gebeten, wie es einem Kinde geziemt, ſo würde ich nachgegeben haben, aber ihr Geliebter hatte das Herz meines Kindes von mir abwendig gemacht, und ſo verließ ſie mich, um zu ihm zu gehen, der jetzt Schande und Schmach auf mich häuft, denn meine Tochter Rahel, der Stern meines Lebens, iſt nicht ſein rechtmäßiges Weib, ſondern ſeine Maitreſſe.

Auch wiederum durch Ihre Schuld, Herr Baron. Sie hat Ihnen einen Eid leiſten müſſen, niemals eine Chriſtin zu werden, und die Geſetze unſerer Kirche verbieten die Ehe zwiſchen einem Chriſten und einer Jüdin. Sie ſehen, ich bin gut unterrichtet, Günther hielt es für ſeine Pflicht, mir dies Alles zu ſagen, um dadurch ſein Betragen vor mir zu rechtfertigen.

Er hat Ew. Majeſtät aber nicht die Wahrheit geſagt. Sire, meine Tochter iſt es, welche ſich weigert, Chriſtin zu werden.

Sie iſt alſo eine treue und eifrige Jüdin?

Nein, Sire, ſie weigert ſich, den Tempel der Juden zu beſuchen.

Aber was iſt ſie denn? rief der Kaiſer überraſcht.

Sie iſt eine fanatiſche und eifrige Anhängerin der neuen Lehre, welche nur Gott anerkennt, aber keine Kirche.

Eine Deiſtin?

Ja, Sire, eine Deiſtin, und weil ich ſie zwingen wollte, dieſer Irrlehre zu entſagen, und entweder eine Jüdin zu bleiben oder eine Chriſtin zu werden, deshalb iſt ſie von mir entflohen und zu jenem Mann gegangen, von welchem ſie nicht glauben wollte, daß er ſie nur liebt, weil ſie eines reichen Mannes Kind iſt.

Sie glauben, daß Günther Ihre Tochter nur um Ihres Geldes willen liebt?

Ich weiß es, Sire. Er ſchlug mir ſchriftlich vor, ihm eine Abfindungsſumme von hunderttauſend Gulden zu geben, dann wolle er Rahel entſagen und ſie ſelbſt wieder in mein Haus zurückführen. Hier iſt der Brief, wenn Ew. Majeſtät die Gnade haben wollen, ihn zu leſen.

Der Kaiſer nahm haſtig das Papier, welches der Banquier ihm darreichte, und überflog es mit glühenden Blicken. Es iſt ſeine Hand-

ſchrift, murmelte er leiſe, und es ſteht wirklich ſo geſchrieben, wie Sie es ſagen. Und Sie lehnten dieſen Vorſchlag ab?

Ich lehnte ihn ab, Sire, ich wollte mir meine Tochter nicht kaufen; freiwillig, wie ſie von mir gegangen, ſollte ſie zu mir zurückkehren. — Ich wartete alſo.

Und was geſchah weiter?

Der Banquier ſchwieg einen Moment und athmete hoch auf, dann ſagte er mit leiſer, flüſternder Stimme: Vor einigen Tagen erhielt ich wieder einen Brief von Günther. Er ſchrieb mir, er befinde ſich in drückender Geldverlegenheit, denn Rahel ſei verwöhnt und bedürfe gar Vielerlei, was ſeine Mittel erſchöpft habe. Da ich ſeinen erſten Vorſchlag abgelehnt habe, ſo wolle er mir jetzt einen andern machen. Er könne mir vielleicht in den nächſten Tagen irgend einen Dienſt erzeigen, der mir viel Gewinn tragen könne, ob ich ihm dafür die und die Summe zahlen wolle.

Tauſend Dukaten, nicht wahr?

Ich weiß nicht mehr wie viel. Es ſteht hier in dem Brief verzeichnet, wenn Ew. Majeſtät nachſehen wollen.

Und er reichte dem Kaiſer ein zweites Papier dar.

Es iſt ſo, es iſt ſo, rief Joſeph ſchmerzvoll, nachdem er dies Papier geleſen, er fordert tauſend Dukaten für den Dienſt, den er Ihnen leiſten will.

Eskeles Flies ſteckte die Papiere ruhig wieder in ſeinen Buſen. Ich trage dieſe Briefe immer bei mir, ſagte er, damit ich ſicher bin, ſie nicht zu verlieren. Denn wenn meine Rahel einſt zu mir zurückkehrt, will ich ihr dieſe Dokumente zeigen, damit ſie dadurch völlig geheilt werde von ihrer Liebe.

Und Günther erzeigte Ihnen den angetragenen Dienſt? Und er erhielt von Ihnen die tauſend Dukaten?

Ja, er erhielt die tauſend Dukaten, Sire.

Jetzt alſo werden Sie es nicht mehr leugnen, es war Günther, welcher Ihnen mein Staatsgeheimniß verrieth?

Ew. Majeſtät werden ſich ja entſinnen können, welchen von Ihren Secretairen Sie mit der Ausarbeitung dieſes Reſcripts beauftragt haben.

Der Kaiſer ſeufzte ſchmerzlich. Ich wußte es, murmelte er leiſe, ich wußte es, und dennoch thut es weh, denn ich habe ihn wahrhaft geliebt.

Ich habe meine Tochter Rahel auch geliebt, ſagte Eskeles Flies mit leiſer, zitternder Stimme. Dieſer Menſch hat ſie mir geſtohlen, entehrt und geſchändet, er hat ihr Herz dem Glauben abgewendet und ſie zu einer Deiſtin gemacht.

Sie ſollen Ihre Tochter wieder haben und Günther ſoll geſtraft werden, wie es ſein Verrath und ſein Verbrechen verdient, rief der Kaiſer nach einer langen Pauſe mit zorniger Stimme. Kein Erbarmen, kein Mitleid mehr. Ich bin furchtbar getäuſcht, und ich werde zu ſtrafen wiſſen, wie es meine Pflicht als Kaiſer mir gebietet.

Aber das wird mir mein Kind nicht wiedergeben, ſagte Herr Eskeles Flies traurig, was hilft es mir, daß dieſer treuloſe Menſch geſtraft wird, mag er ungeſtraft bleiben, wenn ich nur meine Rahel wieder habe. Aber ſie wird nicht zu mir kommen, ſie wird um dieſen Mann weinen, wenn er unglücklich iſt, und man hört nicht auf, Diejenigen zu lieben, um welche man weint. Und dann, wenn ſie auch käme, was hülfe es mir! Was habe ich an ihr, keine Jüdin und keine Chriſtin, ein Geſchöpf, das ihres Gottes ſpottet!

Wir wollen ſie zurückführen zu ihrem Gott, rief der Kaiſer. Sie ſoll eine Jüdin oder eine Chriſtin ſein, was ſie will. Aber zu Einem Glauben muß ſie ſich bekennen, wenn ich ſie nicht als eine Deiſtin nach dem Geſetz beſtrafen ſoll.

Das iſt es, rief Eskeles Flies freudig, Ew. Majeſtät haben das Mittel angegeben, das allein noch fruchten kann. Wir müſſen Rahel ſchrecken mit der Strenge des Geſetzes, mit der Schande einer furchtbaren Strafe, und ſie wird in ſich gehen, ſie wird reuevoll und zitternd zu ihrem Vater und zu ihrem Glauben zurückkehren! Sire, ich klage hiermit feierlich vor Ew. Majeſtät meine Tochter des Deismus an. Ich verlange, daß ſie zur Rechenſchaft und zur Strafe gezogen werde!

Zur Strafe! rief der Kaiſer entſetzt. Kennen Sie die Strafe, welche das Geſetz vorſchreibt?

Funfzig Stockſchläge für den, welchen man des Deismus ſchuldig erkennt, ich kenne dieſe Strafe. Aber die Andeutung, die Furcht wird genügen, meine Rahel zu mir und zu ihrem Glauben zurückzuführen.

Ich darf als Chriſt nicht zugeben, daß ſie durch Zwangsmittel zum Judenthum zurückgeführt werde.

So verſuchen es Ew. Majeſtät mit dem Chriſtenthum. Oh, ich

beſchwöre Ew. Majeſtät, wenn ich jemals im Stande geweſen, Ihnen und dem Staat irgend einen Dienſt zu erzeigen, ſo lohnen Sie es mir, indem Sie gnädigſt eingehen auf meinen Plan. Geruhen Sie, meine Anklage gegen die Deiſtin anzunehmen, laſſen Ew. Majeſtät ſie in ihrem Hauſe als Gefangene bewachen, laſſen Sie ſie bedrohen mit der furchtbaren Strafe, aber geben Sie ihr in Gnaden vier Wochen Bedenkzeit, und laſſen Sie in dieſen vier Wochen täglich einen chriſtlichen Prieſter zu ihr gehen, um ſie zu unterrichten in der chriſtlichen Religion. Dann am Ende dieſer vier Wochen wird ſie ſich entſcheiden, ob ſie Chriſtin oder Jüdin ſein will.

Aber bedenken Sie wohl, daß, wenn ſie dies nicht thut, wenn ſie Deiſtin bleiben will, ich ſie alsdann der Strafe nicht mehr entziehen kann. Wenn ich dieſe Sache einmal den Gerichten übergeben habe, muß ich die Gerichte ihren Gang gehen laſſen und kann das Geſetz nicht beugen.

Ich fürchte nichts, Sire, ich klage meine Tochter des Deismus an, und begehre, daß ſie in Unterſuchung genommen werde.

Ich nehme Ihre Anklage an und werde das Nöthige verhängen. Und nun eilen Sie ſich, Herr Baron, Ihren Brief nach Amſterdam zu ſenden. Hier iſt er. Diesmal wird man ihn auf der Poſt nicht mehr zurücklegen, er wird abgehen und einen Tag vor meinen Depeſchen in Amſterdam ſein. Leben Sie wohl, wir müſſen jetzt Beide unſere Pflicht thun, Sie als Kaufmann und ich als Kaiſer und als ſtrenger Richter. Sie werden dabei Procente verdienen, ich werde die letzten Procente meines Glaubens an die Menſchheit verlieren. Aber es muß ſein. Sie werden gerächt werden für allen Kummer, den dieſer ehrvergeſſene Verräther an ſeinem Kaiſer und an ſeiner Liebe zu Rahel Ihnen bereitet hat!

Es liegt mir nicht viel daran, daß dieſer Menſch geſtraft werde, ſagte Herr Eskeles Flies traurig, ich will nur meine Tochter wieder haben, meine reuige Tochter zu ihrem Vater und zu ihrem Glauben zurückkehren ſehen! Nur um das iſt es, daß ich flehe, geben Sie mir meine Tochter wieder, Majeſtät!

Wir wollen verſuchen, was Drohungen und Strenge vermögen. Leben Sie wohl, Herr Baron.

Der Kaiſer reichte dem Banquier ſeine Hand dar, welche dieſer

innig an ſeine Lippen drückte, indem er dann langſam rückwärts gehend ſich der Thür näherte und das Gemach verließ.

Der Kaiſer blickte ihm voll tiefen Mitgefühls nach. Armer Mann, ſagte er leiſe, der Gram hat ihn ſchnell in einen Greis verwandelt. Ja, ja, der Gram beſitzt die Kunſt, den Stunden die Kraft der Jahre zu geben, und Falten auf die Stirn zu legen, welche das Alter noch verſchont hat. Ich bin auch alt, ſteinalt geworden vor der Zeit, und den letzten Hauch der Jugend tödtet dieſer Verräther heut in meinem Herzen, denn ich habe dieſen Verräther geliebt.

Er ließ ſich leiſe in einen Seſſel niedergleiten und verſank tiefer in ſich ſelbſt.

Draußen aber im Vorſaal ſtand der Baron Herr Eskeles Flies, er war allein, Niemand war da, der ihn beobachten konnte, und weil er das wußte, legte er ſich keinen Zwang auf, erlaubte er den wilden und ſtürmiſchen Empfindungen, welche ihn bewegten, in ſeinen Mienen aufzuleuchten. Er ſtand mitten in dem Zimmer, das Antlitz der Thür zugewandt, durch welche er eben gekommen war. Er ſtand da mit drohend erhobener Hand, mit ſtolz emporgerichteter Geſtalt; nicht mehr ein gramgebeugter Greis, ſondern ein triumphirender Mann, mit dem ſtolzen Lachen des Hohns auf ſeinem wilden Angeſicht.

Ich bin gerächt, murmelte er leiſe, mein Werk iſt gelungen, ich bin gerächt. Weichherziger Kaiſer, Du läßt Dein Herz bethören, und in Deinem Kummer ſiehſt Du nicht, daß Du das Werkzeug biſt, mit welchem der Jude Rache nimmt an dem Chriſten, der ihm ſein Glück geſtohlen hat. Geh nur hin, Herr Kaiſer, ſtrafe Deinen getreuen Diener! Je gerechter Du zu ſein glaubſt, deſto grauſamer wirſt Du ſein, und wenn der Günther in ſeinen Schmerzen zum Himmel ſchreit, dann werden meine Schmerzen ausgelöſcht ſein, denn dann werde ich gerächt ſein! Geh nur, geh, heißblütiger Mann, ſtrafe Deinen Freund, ohne ihn zu hören, bilde Dir ein, gerecht zu ſein, indem Du ſchreiendes Unrecht ausübſt. Das iſt ſo die rechte Chriſtenweiſe. Verſchmähen es, allzeit zu berechnen! Verſchmähen es, beim Geld zu berechnen ihren Vortheil, verſchmähen es, zu berechnen die Gerechtigkeit, ob ſie richtig trifft. Folgen ihrem Inſtinct, ihrem Lieben und ihrem Haſſen, ihrem Zorn und ihrer Freude, Kinder des Augenblicks, die nicht die Urſachen berechnen und die Wirkungen. Ich bin ein Jude und habe berechnet.

Habe berechnet meinen Haß und meine Rache, habe berechnet den Ungeſtüm des Kaiſers und ſeine Leichtgläubigkeit. Und es iſt Alles eingetroffen, wie der Jude berechnet hat die Chriſten, und ſie werden thun ſeinen Willen, und werden den Chriſten ſtrafen, weil der Jude es will und es ſo berechnet hat. Oh, Du Gott meiner Väter, laß auch meine letzte Berechnung gelingen, laß dieſe Chriſten mir durch ihrer Prieſter Ungeſtüm mein Kind zurückhetzen von ihren Altären, laß ſie wieder heimkehren zu ihrem Vater, und in dem Tempel des Herrn Zuflucht ſuchen wider die fanatiſche Kirche der Chriſten. Laß —

Eben öffnete ſich die Thür des äußern Vorſaals, und der Kammerhuſar des Kaiſers trat ein. Herr Eskeles Flies nahm wieder ſeine demüthige, gebeugte Haltung an und verließ geſenkten Hauptes den Vorſaal des Kaiſers.

IV.

Das Strafgericht.

Der Kaiſer hatte noch immer, in tiefes Sinnen verloren, in ſeinem Cabinet geſeſſen, kämpfend mit ſeinem eigenen Herzen und ſich zuſammenraffend zu dem, was er thun wollte und thun mußte.

Jetzt auf einmal ſprang er empor, und ſein Antlitz ward wieder ruhig und energiſch. Der Kaiſer hatte ſeinen Entſchluß gefaßt, die Stunde des Handelns war gekommen.

Mit haſtigem Schritt durcheilte er ſein Cabinet und ſtieß die Thür auf, welche in die daneben befindliche „Kanzlei" führte. Dort an der langen grünen, mit Acten und Papieren bedeckten Tafel ſaßen die vier Cabinetsſecretaire des Kaiſers, ſchweigend, nur beſchäftigt mit ihrer Arbeit, und an ihrer Spitze, dicht neben dem für den Kaiſer beſtimmten Fauteuil, ſaß der erſte ſeiner Secretaire, der Cabinetsrath Günther.

Hätte Günther dieſen zugleich ſchmerzvollen und zornigen Blick ſehen können, mit welchem der Kaiſer ihn anſchauete, ſein Herz würde davor erbebt ſein in ahnungsvollem Schrecken. Aber weder Günther noch einer der andern Secretaire ſchaute von ſeiner Arbeit empor beim Eintreten des Kaiſers. Es war Joſephs ſtrenger Befehl ſo; Niemand

sollte durch sein Kommen in der Arbeit sich stören lassen, „denn, hatte Joseph gesagt, in der Kanzlei bin ich nicht der Kaiser, dem Sie die schuldige Reverenz machen müssen, sondern da bin ich, gleich Ihnen, nur ein Arbeiter, der dazu angestellt ist, für Oesterreich und sein Volk zu arbeiten."

Schweigend setzte sich der Kaiser auf seinen Fauteuil nieder, dann richteten sich seine Augen mit einem raschen Blick auf die vier schweigenden, stillen und fleißigen Arbeiter hin.

Es muß sein, sagte er leise zu sich selber, und mit einer hastigen Bewegung nahm er eine Feder und schrieb einige rasche Zeilen auf das vor ihm liegende Blatt. Dann klingelte er und übergab dem eintretenden Kammerhusaren das beschriebene Blatt.

Sogleich auf die Commandantur zu tragen, sagte er, und seine Stimme zitterte ein wenig. Er hörte es selber, und schwieg, nach Athem, nach Kraft und Fassung ringend.

Eine lange Pause trat ein, die Secretaire des Kaisers schrieben eifrig weiter, und nicht ein einziges Mal hatte Günther den Blick von seiner Arbeit erhoben. Sein Antlitz war ruhig, heiter und klar, wie immer.

Günther, befahl der Kaiser jetzt mit rauher, gebieterischer Stimme, nehmen Sie ein neues Papier und schreiben Sie, was ich Ihnen dictiren werde.

Günther antwortete nur mit einem leisen Neigen des Hauptes und legte ein weißes Blatt Papier vor sich hin.

Die andern drei saßen ruhig da und schrieben ungestört weiter. Nur Einer von den Dreien hob einen Moment sein Antlitz empor und warf einen raschen und spähenden Blick hinüber auf den Kaiser; sein Antlitz war bleich, seine Stirn sorgenvoll, und als er dann wiederum das Auge senkte und weiter schrieb, fuhr die Feder kritzelnd über das Papier hin, denn seine Hand zitterte so sehr, daß sie die Feder kaum zu halten vermochte.

Niemand achtete darauf. Günther wartete auf das, was der Kaiser ihm dictiren wollte.

Joseph athmete hoch auf, seine Stirn legte sich in düstere Falten, sein Auge flammte im Zorn. Schreiben Sie, sagte er rauh. „An Se. Eminenz den Cardinal Migazzi. Ich habe in Erfahrung gebracht, und es ist mir angezeigt worden, daß diese widersinnige und verächt-

liche Secte der Deisten sich von Böhmen her immer weiter verbreitet, und auch in unserer Hauptstadt selbst schon Anhänger findet. Es ist mir heute eine desfallsige Anzeige und Anklage zugegangen, ein trostloser Vater ist zu mir gekommen und hat seine ehrvergessene Tochter des Deismus angeklagt, und fordert von mir Bestrafung der Gottesleugnerin. Wohin der Aberwitz dieser Sectirer führt, das zeigt sich an dieser Person, welche Gott, dem Befehl ihres Vaters, der Ehre und Schaam trotzend, das Haus ihres Vaters verlassen hat und mit ihrem ehrlosen Liebhaber zusammenwohnt in wilder, gesetzloser Ehe. Ich will, daß diesem Unfug gesteuert werde, und daß diese Person zum Glauben zurückkehrt, oder vom Gesetz gestraft werde zum warnenden Exempel für andere leichtsinnige Frauenzimmer, die ihre Nachahmerinnen sein möchten. Ich gebe Eurer Eminenz daher auf, zuerst zu versuchen, diese Person durch Lehre und Unterweisung auf den Weg der Tugend und des Glaubens zurückzuführen, und sie der christlichen Kirche zu gewinnen. Ew. Eminenz mögen also täglich durch einen würdigen und beredtsamen Priester sie unterrichten lassen in der Lehre unsers christlichen Bekenntnisses; aber zugleich werde ich anordnen, daß auch ein Judenpriester täglich zu ihr gehe. Denn ich will nicht, daß man sagen könne, wir benutzten die Angst des Gefängnisses, um Proselyten zu machen, und da diese Person, welche von dieser Stunde an in ihrem Hause als Gefangene bewacht wird, ursprünglich eine Jüdin ist, so muß es auch den Priestern Levi gestattet sein, zu ihr zu reden und die tolle Deistin zu heilen von ihrem Aberwitz. Ich gebe den Bemühungen der Priester vier Wochen Frist, wenn sie alsdann diese Seele nicht gerettet, diese Person nicht in die Kirche oder den Tempel zurückgeführt haben, so wird sie gestraft nach der Schwere des Gesetzes, und das Gericht wird ihr die funfzig Stockschläge aufzählen lassen, welche das von mir erlassene Gesetz den Deisten zuerkennt."*)

Der Kaiser hatte langsam, jedes Wort betonend, mit grollendem Accent diesen Brief an den Cardinal dictirt, Günther hatte ihn gelassen, nichts Böses ahnend, geschrieben. Nur Einmal, nur als der Kaiser die angeklagte Person als eine Jüdin bezeichnete, hatte seine Feder gestockt, und eine Wolke war über sein edles ruhiges Angesicht hingeglitten.

*) Groß-Hoffinger III. 116.

Aber dies dauerte nur einen Moment, alsdann hatte Günther ruhig weiter geschrieben.

Sind Sie fertig? fragte der Kaiser jetzt, und er ließ seine Hand, welche sich zur Faust zusammengepreßt hatte, mit Geräusch auf den Tisch niederfallen.

Ich bin fertig, Sire, sagte Günther mit seiner schönen klangvollen Stimme, welche wider Willen das Herz des Kaisers bewegte. Er bebte leise zusammen, und ein langer, trauriger Blick seiner großen Augen ruhte auf Günther.

Beantworten Sie mir eine Frage, sagte der Kaiser rasch. Man hat mir gesagt, Sie hätten in diesen Tagen von dem Baron Eskeles Flies eintausend Dukaten erhalten. Ist das wahr?

Wieder hob sich das Antlitz des einen der drei anderen Secretaire rasch empor, diesmal waren seine Wangen noch bleicher, zitterten seine Hände noch mehr, und ein wahres Entsetzen sprach aus dem hastigen Blick, den er über den Kaiser und Günther hingleiten ließ.

Aber der Kaiser achtete nicht auf ihn, er sah nur Günther, heftete nur auf ihn seine durchbohrenden flammenden Blicke.

Günther begegnete diesen Blicken nur mit dem Ausdruck der Verwunderung und schien in den Mienen des Kaisers die Bedeutung dieser Frage lesen zu wollen.

Haben Sie wirklich von dem Baron Eskeles Flies tausend Dukaten bekommen? fragte er noch hastiger, noch dringender. Antworten Sie. Ist es wahr?

Es ist wahr, Sire, sagte Günther vollkommen ruhig, ich habe gestern von dem Baron Eskeles Flies eintausend Dukaten erhalten, nicht für mich, sondern für eine Dame, deren Namen Ew. Majestät wohl errathen werden. Es war das Erbtheil ihrer Mutter.

Der Kaiser lachte laut auf, aber es war ein so wildes, höhnisches Lachen, daß es das Herz aller seiner Hörer mit Entsetzen erfüllte.

Geben Sie mir das Schreiben an den Cardinal, sagte er rauh, und als Günther es ihm darreichte, las er es hastig und setzte dann seinen Namen darunter. Dann reichte er es einem der andern drei Secretaire hin. Convertiren und adressiren Sie es sogleich, sagte er. Doch halt, Eins habe ich vergessen, wir müssen noch die Adresse dieser

Perſon, welche ſich frecher Weiſe eine Deiſtin nennt, hinzufügen. Dieſe Perſon heißt: Rahel Eskeles Flies!

Ein Schrei des Entſetzens tönte von Günthers Lippen, unwillkürlich ſtreckte er die Hand aus, um das Papier zu ergreifen, dann ließ er ſie, wie gelähmt von Schrecken, wieder ſinken.

Majeſtät, ſagte er mit flehender Stimme, ich bitte um Gnade für Rahel. Man hat Ew. Majeſtät getäuſcht.

Ja, man hat mich getäuſcht, rief der Kaiſer, und der heimliche Schmerz, den er empfand, ſteigerte nur noch ſeinen Zorn, man hat mich furchtbar getäuſcht, aber diejenigen, welche es gewagt haben, ſollen es auch furchtbar jetzt büßen. Stehen Sie auf und treten Sie zurück von dieſem Tiſch, der nicht wieder durch Ihre Berührung entehrt werden ſoll. Sie ſind aus meinem Dienſt, aus dem Dienſt des Staats für immer entlaſſen, als ein ehrloſer, treuloſer und käuflicher Verräther entlaſſen!

Ew. Majeſtät! rief Günther faſt mit drohendem Ton. Sie beſchimpfen mich, ohne mir zu ſagen, weſſen man mich anklagt, ohne mir eine Rechtfertigung zu erlauben! Was iſt es? Welches Verbrechens beſchuldigt man mich, Sire?

Fragen Sie darnach Ihr eigenes Gewiſſen, und es wird Ihnen die Antwort geben! rief Joſeph, auf das Aeußerſte gereizt von Günthers ſtolzem kühnem Weſen.

Nun, wenn Ew. Majeſtät mir es nicht ſagen wollen, rief Günther, ſo verlange ich, daß man mich vor Gericht führe, denn der Richter wird wenigſtens meine Schuld mir ſagen, und meine Vertheidigung anhören müſſen, und das Geſetz wird mich erſt ſtrafen können, wenn es mich ſchuldig gefunden!

Ich bin Ihr einziger Richter, ſagte der Kaiſer mit jener eiſigen Kälte, welche das Uebermaß des Zorns zuweilen hervorruft, ich bin Ihr einziger Richter und das einzige Geſetz, welches über Sie urtheilt. Ich habe Sie ſchuldig befunden und ich verurtheile Sie.

Aber weshalb? wofür? ſchrie Günther. Ew. Majeſtät werden es mir ſagen, wenn Sie nicht wollen, daß ich wahnſinnig werde!

Ich will nichts, als Sie ſtrafen, ſagte der Kaiſer, indem er die Klingel nahm und heftig ſchellte. Sind die Leute da, welche ich herbeſtellt, fragte er den eintretenden Kammerhuſaren.

Zu Befehl, Sire, erwiederte dieſer. Ein Unterofficier von dem dritten kaiſerlichen Regiment und vier Soldaten ſtehen im Vorſaal.

Sie ſollen ſogleich eintreten! befahl der Kaiſer. Der Kammerhuſar öffnete die Thür und der Unterofficier mit den Soldaten ſchritt herein.

Ihr tretet in einer Stunde Euren Marſch nach Ungarn in Eure neue Garniſon an? fragte der Kaiſer.

Ja, Majeſtät, wir ſind reiſefertig, war die Antwort.

Der Kaiſer deutete mit erhobener Hand auf Günther hin, der bleich, ſtarr vor Entſetzen daſtand. Nehmt Den da mit, ſagte er, ich übergebe ihn Euch als Euren Rekruten!

Günther ſtieß einen Schrei des Entſetzens aus und ſtürzte wie zerſchmettert zu des Kaiſers Füßen nieder. Gnade, ächzte er leiſe, Gnade!

Keine Gnade, ſondern Gerechtigkeit für Alle! rief der Kaiſer hart. Er winkte mit der Hand nach den Soldaten hin. Führt ihn fort und bewacht ihn gut, daß er Euch nicht entwiſchen kann, ſagte er. Ich übergebe ihn Dir, Unterofficier, gieb ihm ſeine Montirung und mach' aus dem Rekruten einen Soldaten. Fort!

Günther ſträubte ſich nicht, als die Soldaten zu ihm herantraten und ihn aufhoben; er war betäubt, gelähmt, ohne Bewußtſein und Kraft, er ließ es willenlos geſchehen, daß die Soldaten ihn am Arm ergriffen und ihn fortführten.

Die Thüren ſchloſſen ſich hinter ihm. Der Kaiſer blieb allein mit ſeinen drei Secretairen. Eine bange, fürchterliche Pauſe trat ein, während welcher man draußen den verhallenden Schritt der Soldaten vernahm. Dann ſagte der Kaiſer mit kalter, harter Stimme: Er war ein Verräther, ein Meineidiger, welcher ſeinen Schwur gebrochen und ein Geheimniß des Staats für Geld verrathen und verkauft hat. So wie ihm wird es Jedem ergehen, der ſeinen Eid bricht und zum Verräther wird. Nehmen Sie Alle ſich ein Beiſpiel an dem Schickſal dieſes ehrvergeſſenen, treuloſen Beamten!

Er grüßte die Secretaire mit einer leichten Handbewegung und durchſchritt das Gemach, um in ſein Cabinet zurückzukehren. Hier angelangt, ſchloß er die Thür hinter ſich ab, und da er jetzt allein war, überließ er ſich den ſchmerzvollen, bittern Gefühlen, die ſeine Seele beſtürmten und Thränen in ſeine Augen trieben.

Ich konnte, ich durfte nicht anders handeln, murmelte er leiſe.

Ich mußte, weil ich ihn liebte, auch ihn als gerechter Richter die Schwere des Geſetzes fühlen laſſen. Was würden meine Feinde nicht geſchrieen haben, wenn ich, der den Grafen Podſtadzky und den Obriſt Szekuly nicht begnadigt habe, wenn ich jetzt dieſen Verbrecher begnadigt hätte, weil er meinem Herzen nahe geſtanden, mein vertrauter Diener geweſen und meines Kammerdieners Bruder iſt? Würde man da nicht gehöhnt und geſagt haben, daß die Camarilla jetzt wieder herrſche, wie in früheren Tagen, und daß die Gerechtigkeit nur Diejenigen treffe, welche der Kaiſer nicht liebt? Nein, nein, ich durfte ihn nicht begnadigen. Ihm mußte ſeine Strafe werden. Ach, aber es thut mir weh, ſtrafen zu müſſen, und es wäre ſo viel leichter und bequemer, begnadigen zu dürfen. Aber die Gnade gehört Gott allein. Ich bin dazu da, Gerechtigkeit zu üben ohne Anſehen der Perſon.

Eine Stunde ſpäter marſchirte das dritte Infanterie-Regiment aus Wien ab, um ſich nach Szegedin, ſeiner neuen Garniſon, zu begeben. Einige Wagen folgten dem Regiment, in welchen ſich die Bagage befand, und die kranken und ſchwachen Soldaten, welche man den Strapazen dieſes beſchwerlichen Marſches nicht unterwerfen wollte. Auf dem letzten dieſer Wagen lag ein armer bleicher Menſch, ein junger Recrut, der eben erſt in das Regiment eingetreten war. Seine weitgeöffneten Augen ſtarrten zum Himmel, ſeine Lippen bebten im wilden Fieber, der Athem ging keuchend aus ſeiner Bruſt hervor. Einmal ſchien er aus ſeinen Fieberträumen zu erwachen, denn er richtete ſich empor und fragte leiſe: „Wo bin ich?“ Niemand gab ihm Antwort, aber er gab ſie ſich ſelbſt, und indem er mit einem Ausdruck troſtloſen Schmerzes und tiefer Klage ſeine Augen gen Himmel richtete, flüſterten ſeine Lippen leiſe: Rahel, meine arme Rahel!

Am Abend dieſes Tages verließ der Baron Eskeles Flies zu Fuß und ohne Begleitung ſein Hôtel, und haſtig durch die Straßen dahinſchreitend, trat er in ein Haus ein, in welchem er eine Treppe hinaufſchritt, und dann an der nächſten Klingel heftig ſchellte.

Ein reich gallonirter Livréebedienter öffnete ihm. Iſt der Herr Geheim-Secretair Warkenhold daheim? fragte der Banquier raſch.

Der Diener ſagte, daß er es nicht genau wiſſe, daß er nachſehen wolle; aber Eskeles Flies drängte ihn mit einer ſtolzen Handbewegung zurück und trat in den Corridor.

Ich ſehe es an Ihrem Geſicht, daß Ihr Herr zu Hauſe iſt, ſagte er, Sie haben auch nicht nöthig, mich anzumelden, der reiche Baron Eskeles Flies iſt überall willkommen. Gehen Sie nur voran und zeigen Sie mir den Weg.

Der Diener gehorchte und führte den Baron durch eine Reihe Gemächer, deren glänzende Einrichtung Herr Eskeles mit einem halb ſpöttiſchen, halb verächtlichen Blick betrachtete.

Jetzt gehen Sie nur, ſagte er dann, als ſie jetzt vor einer niederhangenden Portière ſtanden. Da drinnen iſt Ihr Herr, ich werde mich ſelbſt anmelden!

Er ſchlug die Portière zurück und klopfte haſtig an die dahinter befindliche Thür. Auf das laute Herein öffnete er die Thür und trat ein.

Eskeles Flies! rief der Herr, welcher da drüben auf dem Sopha ſaß, und welcher Niemand anders war, als der Geheim-Secretair des Kaiſers, der heute Morgen mit ſo viel Entſetzen dem Strafgericht des Kaiſers beigewohnt hatte. Eskeles Flies! rief er noch einmal, indem er haſtig vom Sopha aufſprang und dem Banquier entgegeneilte.

Ja, der Baron Eskeles Flies! ſagte der Banquier betonend, Sie wiſſen doch, daß mich der Kaiſer zum Baron ernannt hat?

Aber mein Gott, weshalb kommen Sie hierher? fragte der Secretair Warkenhold entſetzt. Wenn Sie Jemand hat eintreten ſehen, bin ich in höchſter Gefahr, daß Alles entdeckt wird.

Niemand hat mich eintreten ſehen, ſagte der Banquier, indem er ſich unaufgefordert mit größter Behaglichkeit in einen Lehnſtuhl ſetzte. Ich bin zu Fuß gekommen und ohne Diener. Uebrigens, mein lieber Herr Warkenhold, wird Niemand dadurch gefährdet, wenn ich ihm die Ehre meines Beſuches erzeige.

Nur in dieſer Stunde, nur heute iſt es für mich gefährlich, ſagte Warkenhold angſtvoll.

Dann hätten Sie mir zuvorkommen, hätten ſich Ihr Geld abholen ſollen, rief Herr Eskeles lachend. Sie waren ja ſo in Noth um Geld, hatten Alles im Spiel verloren, und wagten nicht, es dem Kaiſer und Ihrer Frau zu geſtehen. Ich gab Ihnen Gelegenheit, Geld zu verdienen, und jetzt kommen Sie nicht einmal zu mir, um es abzuholen. Ich aber liebe es nicht, Schulden zu haben, und deshalb bringe ich Ihnen Ihr Geld. Hier iſt es! Eine Anweiſung auf tauſend Dukaten!

Still, um Gotteswillen, nennen Sie die Summe nicht so laut, flüsterte Warkenhold angstvoll. Und was soll ich mit einer Anweisung? Ich wage es nicht, sie einzulösen, denn das könnte mich verrathen, der Kaiser könnte es erfahren, mein Gott, Sie wissen es ja, daß er seine Secretaire Nacht und Tag umgiebt mit Spionen und Aufpassern. Wenn die ihm hinterbringen, daß ich in Ihr Comtoir gegangen bin, daß ich da tausend Dukaten erhoben habe, so wird er mißtrauisch werden, wird nachforschen, wofür ich sie erhalten habe.

Wird aber vergeblich nachforschen, unterbrach ihn der Banquier lachend. Wer sollte es dem Kaiser verrathen, da Niemand es weiß außer uns Beiden. Haben wir das Geschäft nicht ganz allein gemacht? Wer soll's also dem Kaiser verrathen, daß Sie ein so geschickter Künstler sind, der die Handschrift Günthers so genau nachzuahmen versteht, daß der Günther selber hätte schwören müssen, er selbst habe jene beiden Briefe geschrieben. Und wer kann es ihm denn anzeigen, daß Sie ganz zufällig in der Kanzlei waren, als der Kaiser dem Günther jenes Rescript an die Generalstaaten dictirte, und mit ihm die ganze Angelegenheit besprach? Wer hat's denn gesehen, daß die Thür zum Cabinet offen stand, und daß Sie hinter der Thür standen und horchten, und Alles niederschrieben, was der Kaiser sprach, um, aus herzlicher Liebe für mich, mir dies Staatsgeheimniß zu hinterbringen!

Jesus Maria, müssen Sie denn Alles wiederholen, was ich gethan habe? rief der Secretair. Ist's nicht genug, daß mein Gewissen mich plagt und peinigt, Nacht und Tag, daß ich nimmer und nimmer diesen Blick vergessen kann, mit welchem der arme trostlose Günther zusammenbrach? Oh, es war ein Weltgericht, das da über mich hindonnerte, ich glaubte es nicht überleben zu können, ja, ich hoffte fast, ich würde wahnsinnig werden, damit ich kein Bewußtsein mehr hätte für diese Scene des Schreckens.

Es war also recht fürchterlich und grausam? fragte der Banquier mit einem höhnischen Lachen. Donnerte er recht, der gute Kaiser, und zerschmetterten seine Wuthblitze den guten unschuldigen Günther, der den Kelch austrinken mußte, den wir Beide ihm eingeschenkt hatten? Oh, erzählen Sie mir das recht genau, hören Sie, recht genau.

Warkenhold erfüllte seinen Wunsch. Mit beredten Farben, noch in sich selber erschauernd, schilderte er ihm die fürchterliche Scene dieses

Morgens, von dem Moment an, wo der Kaiser eingetreten, wie er dann Günther jenes Reſcript an den Cardinal Migazzi dictirt, und dann, als Günther bei Rahels Namen laut aufgeſchrieen, ihn mit einer ſo tiefbewegten Stimme gefragt habe, ob er von Eskeles Flies tauſend Dukaten erhalten habe.

Und er mußte Ja ſagen, unterbrach der Banquier den Erzähler mit triumphirendem Lachen. Der Günther iſt ein Ritter der Wahrheit, und er mußte alſo Ja ſagen, denn ich hatte es vorher berechnet, daß der Kaiſer ihn ſo fragen würde, und war alſo der Antwort zuvorgekommen, hatte gerade geſtern tauſend Dukaten hingeſchickt, als das Erbtheil ihrer Mutter. Oh, ich bin mit mir zufrieden, ich habe meine Berechnungen gut gemacht. Erzählen Sie weiter, und recht genau, recht umſtändlich.

Warkenhold erzählte weiter; Eskeles hörte ihm mit geſpannter Aufmerkſamkeit, mit freudeſtrahlendem Angeſicht zu, und als Jener ſchwieg, ſagte er lebhaft mit dem Kopfe nickend: Sie ſind ein wahres Genie. Sie wiſſen nicht allein Handſchriften nachzumachen und an den Thüren zu horchen, ſondern Sie verſtehen auch zu erzählen wie Homer. Niemals habe ich mich im Theater ſo gut amüſirt, als jetzt bei Ihrer Erzählung, die Sie vorgetragen haben, wie eine große dramatiſche Scene. Sie ſind wirklich ein ausgezeichneter Menſch, einer der amüſanteſten Chriſten, die ich je kennen gelernt habe, und Ihnen allein verdanke ich, daß Alles mir ſo wohl gelungen iſt! Kein Judas hätte den Verrath pfiffiger anſtellen können, oder vielmehr, Sie ſind noch talentvoller als Judas, denn Sie ſind nicht ein ſolcher Narr, nachher ſich aufzuhängen in weichmüthiger Reuezerknirſchung. Ihr Chriſten verſteht Euch gut auf den Verrath, und wenn Ihr Geld verdient, gilt's Euch ganz gleich, ob der, den Ihr verrathet, auch ein Chriſt iſt, wie Ihr. Wir Juden denken anders. Kein Jude verräth den Juden. Der Judas war auch kein Jude, wir weiſen ihn zurück aus unſerer Gemeinſchaft. Er war ja ein Anhänger und Jünger von Chriſtus, und alſo war er auch ein Chriſt, und hat auch gleich gehandelt wie ein rechter Chriſt; hat ſchlecht berechnet, hat nicht die Wirkung nach der Urſach calculirt, ſondern vor der Wirkung ſeiner Thaten iſt er feige zurückgeſchaudert und hat ſich in den Tod geflüchtet. Sie werden kein ſolcher Narr ſein, und darum ſag' ich eben, daß Sie talentvoller ſind in Ihrem Fach, als es der Judas war. Und als beſondere Anerkennung Ihres großen Talents will ich

noch funfzig Dukaten zulegen zu den tausend, die wir für dies Geschäft bestimmt hatten, als ein kleines Nadelgeld für Ihre Geliebte!

Er zog seine Börse heraus und zählte langsam funfzig Dukaten auf den Tisch hin.

Ich danke Ihnen, murmelte Warkenhold leise. Ich muß das Geld wohl nehmen, denn ich bin in äußerster Verlegenheit. Aber ich gäb' meine rechte Hand darum, wenn ich dieses Verbrechen nicht hätte nöthig gehabt, um mich selber zu erretten!

Die rechte Hand? Wär's nicht an der linken genug, da Sie die rechte Hand doch so nothwendig zum Schreiben gebrauchen? fragte Herr Eskeles Flies lachend. Lassen Sie doch die Redensarten, mein Herr, und drapiren Sie sich nicht vor mir mit der römischen Toga der Redlichkeit und Herzensreinheit. Ich weiß doch, was ich von Ihnen zu halten habe. Unser Geschäft, denke ich, ist jetzt zu Ende. Sie haben keine weitern Forderungen an mich?

Nein, ich habe keine weitern Forderungen.

Gut, sagte Herr Eskeles Flies, indem er aufstand und seinen Hut aufsetzte. Wir haben also nichts mehr mit einander zu schaffen, und da ich Ihnen gestehen muß, daß ich eine Antipathie gegen Verräther habe, und den Schlangen gern aus dem Wege gehe, so möchte ich nicht, daß sich unsere Wege jemals berührten. Ich hatte ein heiliges Werk der Rache zu vollführen, Sie waren dabei nur mein Werkzeug, weiter nichts. Wenn man sein Werk vollendet hat, so ist das Werkzeug nichts nütze und stumpf, und man schmeißt es weg und zerbricht es. So schmeiß ich auch Sie jetzt weit von mir, Sie mein elendes, verächtliches Werkzeug, und verbiete Ihnen, sich jemals finden zu lassen auf meinem Wege, jemals mich zu grüßen, oder die Schwelle meines Hauses zu überschreiten! Hätte einer von uns gethan, was Sie gethan haben, so würden die stolzen Christen geschrieen haben: „Er hat gehandelt wie ein echter Jude." Ich aber sage jetzt von Ihnen auch so: Sie haben gehandelt wie ein echter Christ, ich habe Sie redlich bezahlt, wie es einem ehrlichen Juden geziemt, unser Geschäft ist zu Ende! Wir kennen einander nicht mehr! Adieu!

Und ohne Warkenhold eines Grußes oder eines Blickes zu würdigen, schritt der Banquier an ihm vorüber und verließ das Gemach.

VII.

Die Deputation der Ungarn.

Im großen Audienzsaal der Kaiserburg sollte sich heute etwas Wichtiges begeben. Die ersten und vornehmsten ungarischen Magnaten waren nach Wien gekommen, um von dem Kaiser eine Audienz zu begehren, nicht als Cavaliere, welche dem Fürsten ihre Aufwartung machen wollen, sondern als eine Deputation des Königreichs, welches sich ihrer Lippen bediente, um dem Kaiser seine Noth zu klagen und Abhülfe zu begehren.

Seit einem Jahr schon, seit die neuen Verordnungen und Gesetze erschienen waren, hatten die ungarischen Magnaten sich stolz zurückgezogen und es vermieden, die Burg zu betreten; heute aber, da das Vaterland ihrer begehrte, heute waren sie gekommen in feierlichem Zuge in ihren reichsten Galagewändern, um von dem Kaiser im Namen des Königreichs eine Audienz zu erbitten.

Joseph hatte ihnen dieselbe bereitwillig zugesagt, und die Magnaten erwarteten jetzt im großen Audienzsaal das Kommen des Kaisers.

Mit düstern Mienen, mit gefurchten Stirnen standen sie schweigend in langen Reihen da, die funkelnden Augen mit trotzigem Ausdruck nach der Thür gewandt, durch welche der Kaiser eintreten mußte.

Endlich öffnete sich die Thür, und Joseph trat ein, nicht im Prunk des Kaisers, begleitet von einem glänzenden Gefolge, sondern in einfacher Uniform, ganz allein und ohne alles Ceremoniell. Mit offenem Blick und einem sanften Lächeln grüßte er die Edelleute, die sich tief vor ihm neigten und dann in ernster Haltung mit düstern Blicken erwarteten, daß der Kaiser sie anredete.

Joseph ließ seine Blicke langsam an der langen Reihe der Magnaten heruntergleiten.

Eine stattliche Deputation, welche mir Ungarn da hersendet, sagte er dann mit einem sanften Lächeln. Es kennt, wie es scheint, seine Söhne sehr gut, denn es hat mir da lauter angesehene Namen und Geschlechter gesandt, als wollte es mit Ihnen allen seine große und schöne Geschichte repräsentiren. Da ist zum Beispiel Graf Palfy, der Sohn jenes treuen Grafen Palfy, den die Kaiserin, meine Mutter,

so gern ihren Ritter und auch ihren Vater nannte, da ist der Graf Batthiany, der Sohn meines einstigen Lehrers. Ich freue mich, Sie Alle begrüßen zu können, und hoffe, daß Sie kommen, um als gute und getreue Unterthanen Ihren Kaiser zu begrüßen!

Er sah sie mit einem freundlichen, warmen Blick an, aber dieser Blick begegnete überall nur finstern Mienen und drohenden Stirnen.

Wir sind gekommen als Abgeordnete des Königsreich Ungarn, um Sr. Majestät unsere Beschwerde vorzutragen, sagte nach einer langen Pause der Graf Palfy, indem er aus der Reihe der anderen Herren hervortrat und sich dem Kaiser gegenüberstellte.

Haben Sie den Grafen zu Ihrem Sprecher ernannt? fragte der Kaiser die Edelleute, und als sie mit einem ernsten, einstimmigen Ja antworteten, fuhr er fort: nun, so sprechen Sie! Ich will Ihre Beschwerden anhören und Ihnen Antwort geben.

Wir kommen zu Ew. Majestät, sagte Graf Palfy ernst, um Ew. Majestät daran zu gemahnen, daß Sie uns beim Anfang Ihrer Regierung im November 1780 eine von Ew. Majestät eigenhändig unterschriebene Erklärung haben zugehen lassen, daß Ew. kaiserliche Majestät unsere Rechte und Freiheiten uns heilig und unverletzt erhalten, und uns dieselben auf keine Weise entziehen wollten. Ungeachtet nun die Stände des Reichs sich durch Ihr königliches Wort vollkommen gesichert glaubten, so müssen sie doch mit Betrübniß ersehen, daß seit der Zeit Vieles vorgefallen, was unsern klaren Gesetzen ganz entgegen ist. Wir nähern uns daher Eurer Majestät höchstem Thron, um über die uns bisher zugefügten Kränkungen uns empfindlich zu beklagen, in der Hoffnung, daß Sie unsere gerechten Klagen gegen Ihre geheiligte königliche Würde nicht freventlich finden werden.*)

Und wenn ich sie dennoch freventlich finde? rief der Kaiser lebhaft. Wenn ich, im vollen Gefühl, daß ich für Ungarn, wie für alle Provinzen meines Landes, die väterliche Fürsorge hege, und nur sein Wohl und Bestes will, Euch zurückweise mit Eurem Stolz und Uebermuth?

Wenn Ew. Majestät uns heute zurückweisen, sagte Graf Palfy fest, so werden wir morgen wiederkehren, und übermorgen und alle

*) Die eigenen Worte der Ungarn in der Beschwerdeschrift der ungarischen Stände. Siehe Hübner II. S. 265.

Tage, denn wir haben den ungarischen Ständen geschworen, daß wir unsere Klagen vor Ew. Majestät Ohren bringen wollen, und wir müssen unsern Schwur halten.

Ich indeß kenne Eure Klagen, bevor Ihr sie ausspreche, rief der Kaiser glühend, und damit Ihr seht, daß ich wohlbewandert in Eurer Geschichte und mit Euren Anforderungen bin, will ich selbst Euch sagen, was Ihr wollt, und mich zum Sprecher machen für Eure Klagen! Zuerst wollt Ihr Euch beschweren, daß ich noch immer nicht nach Ungarn gekommen bin zur Krönung und zur Eidesleistung. Ist's nicht so?

Es ist so, Sire, aber dieser Beschwerde wollen wir die Frage hinzufügen, ob es wahr ist, daß Ew. Majestät heimlich, ohne Anfrage bei den Ständen, die ungarische Krone, die Krone des heiligen Stephan, hat aus dem Schloß von Ofen entführen und hierher nach Wien bringen lassen?

Es ist wahr, ich habe es gethan, rief Joseph, ich habe die Krone hierher zu mir bringen lassen, zu mir, dem sie gehört, aber ich werde sie zurückführen lassen nach Ofen, sobald das für sie bestimmte Gebäude vollendet sein wird.

Das ist wider die Gesetze unseres Landes, rief Graf Palfy, wider die ungarische Reichsverfassung! Sagt, Ihr Magnaten, ist es nicht so?

Ja, es ist so! riefen sie Alle; es ist wider die Reichsverfassung!

Ich habe diese Verfassung nicht beschworen, und ich sehe, daß ich Recht daran gethan, sagte der Kaiser ruhig. Es muß erst Vieles noch geändert und gebessert werden in Ungarn, bevor ich kommen werde, Euch als König meinen Eid zu leisten. Ihr wollt nur die Freiheit für Euch, Ihr wollt nicht blos den Bauer, sondern auch Euren König zu Eurem Leibeigenen machen, ein Werkzeug soll er sein in den Händen der Herren Magnaten, ihm wollt Ihr die Hände binden, daß er das Scepter nicht zu führen vermag, damit Ihr ihm helfen, mit ihm und für ihn regieren müßt. Ich aber sage Euch, ich will nicht einer aristokratischen Republik vorangehen als Puppe des Königthums, sondern ich will ein wirklicher König und Herr sein in allen meinen Landen und Provinzen. Ungarn ist kein Land für sich, sondern es ist ein Theil, eine Provinz meines Reiches. Ich werde mich also in Ungarn ebensowenig krönen lassen, wie ich es in Tyrol, in Böhmen, in Galizien, in Belgien oder in der Lombardei gethan. Alle diese einstigen Kronen

ſind untergegangen und verſchmolzen in der Einen Krone des Kaiſers von Oeſterreich, und es iſt daher gut und billig, daß, wenn es Eurem Kaiſer alſo behagt, er die Kronen, welche ihm gehören, aufbewahrt in ſeiner Schatzkammer zu Wien. Da das Gute nur Eins ſein kann, nämlich jenes, ſo die größte Zahl betrifft, und da alle Provinzen der Monarchie nur ein Ganzes ausmachen, ſo müſſen vor allen Dingen Vorurtheile und Eiferſucht, welche bis jetzt zwiſchen den verſchiedenen Nationen und Provinzen meines Reichs geherrſcht haben, zum Schweigen gebracht werden, und die Sonderintereſſen müſſen verſtummen, damit das allgemeine Intereſſe befördert werde.*) Dies iſt, was ich Euch über Eure Krone und die Krönung zu ſagen habe im Allgemeinen, aber im Einzelnen ſage ich Euch noch, daß ich dennoch gewillt bin, dereinſt Eure Bitte zu erfüllen, daß ich mich krönen laſſen will, aber nur erſt dann, wenn alle die Pläne erfüllt ſind, welche ich für Ungarn hege, und wenn ich in Ungarn, wie in allen meinen Landen, nicht ein Scheinfürſt, ſondern ein wirklicher Herrſcher ſein werde. Und nun, Herr Kanzler von Ungarn, Graf Palfy, nun gebe ich Euch das Wort, ſagt mir Eure zweite Beſchwerde, ich will Euch nachher Eure dritte nennen.

Unſere zweite Beſchwerde iſt, daß der ungariſchen Nation zur Schmach, mit Hintenanſetzung der lateiniſchen und der Landesſprache, das Deutſche bei der bürgerlichen Adminiſtration der ungariſchen Sachen eingeführt worden. Dies iſt der uralten Reichsverfaſſung und Obſervanz ſchnurſtracks zuwider, ſchadet dem Gang des Rechts und der guten Ordnung. Wegen Nichtkenntniß der deutſchen Sprache, die doch zur Sache ſelbſt nichts beiträgt, werden hier und dort die rechtſchaffenſten und verſtändigſten Männer von öffentlichen Aemtern ausgeſchloſſen, Andere aber, die mit ihnen gar nicht zu vergleichen ſind, erhalten dieſe Stellen, nur weil ſie Deutſch verſtehen.**)

Hier erwiedere ich Euch nur dies: Die deutſche Sprache iſt Univerſalſprache meines Reichs! Warum ſollte ich die Geſetze und die öffentlichen Geſchäfte in einer einzigen Provinz nach der Nationalſprache derſelben traktiren laſſen? Ich bin Kaiſer des deutſchen Reichs; dem-

*) Des Kaiſers eigene Worte. Siehe Briefe Joſeph II.

**) Die eigenen Worte der ungariſchen Stände. Hübner II. S. 266.

zufolge sind die übrigen Staaten, die ich besitze, Provinzen, die mit dem ganzen Staat in Verbindung Einen Körper bilden, wovon Ich das Haupt bin. Wäre das Königreich Ungarn die wichtigste und erste meiner Besitzungen, so würde ich die Sprache desselben zur Hauptsprache meiner Länder machen, so aber verhält es sich anders, und die Hauptsprache aller meiner Länder ist und soll die deutsche sein.*) — Ihre dritte Beschwerde will ich Ihnen jetzt nennen, es ist die, daß ich Eure Güter habe conscribiren und verzeichnen lassen, und daß ich Euch auferlegt habe, im Widerspruch zu Eurer alten Verfassung, die dem ungarischen Adel Steuerfreiheit zuerkennt, Steuern zu zahlen, so gut wie der Bauer und der Bürger. Ich habe dies mit gutem Bedacht gethan, und ich werde dieses Gesetz der Steuerordnung aufrecht erhalten. Die Vorrechte und Freiheiten einer Adelschaft bestehen in allen Ländern und Republiken der Welt nicht darin, daß sie zu den öffentlichen Lasten nichts beitragen, vielmehr ist ihre Belegung, wie zum Beispiel in England und Holland, stärker als irgendwo, sondern sie bestehen einzig darin, sich selbst die für den Staat und das Allgemeine erforderlichen Lasten aufzuerlegen, und durch ihre Verwilligung mit Erhöhung und Vermehrung der Auflagen vorzugehen. Die Freiheit der Personen ist wohl zu unterscheiden von jener der Besitzungen, in deren Rücksicht die Eigenthümer nicht den Edelmann, sondern blos den Feldbauer, den Hauer oder den Viehmäster, und in Städten blos den Bürger und Consumenten, auf der Straße und Ueberfahrt blos den Reisenden und den Uebersetzer vorstellen; in diesen Fällen allen müssen sie zur Erhaltung der allein das System nutzbar machenden freien Concurrenz, nach der Größe ihrer Besitzungen mit allen andern Bürgern und Einwohnern gleich sein.**) Ein Jeder muß das Seine beitragen zum Wohl des Ganzen, der Edelmann sowohl wie der Bürger, der Bauer wie der Kaiser. Ich kann also dieses Gesetz der neuen Steuerordnung nicht zurücknehmen.

Aber, Sire, rief Graf Palfy, es verträgt sich nicht mit unserer Reichs-Constitution, mit unserer Verfassung!

Hat Ungarn eine Verfassung? rief der Kaiser heftig. Ein tumul-

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe Briefe Joseph II. S. 76.

**) Des Kaisers eigene Worte. Siehe Briefe Joseph II. S. 95.

tuarischer Reichstag, die Exemtion des Adels von allen Geldleistungen, die Leibeigenschaft in ihrer rohesten Gestalt von drei Fünftheilen der Nation, ist das eine Verfassung?

Es ist die Verfassung Ungarns, und Ew. Majestät haben uns die feierliche Versprechung gegeben, uns unsere Rechte und Privilegien zu erhalten, und die ganze Reichs-Constitution unverletzt zu bewahren; aber auch ohne besondere Versicherungen hängt die Verpflichtung der unverletzten Erhaltung der National-Freiheiten mit dem ganzen Successions-Rechte des österreichischen Hauses unzertrennbar und bedingungsweise zusammen.*)

Sie wagen es, mir zu drohen? rief der Kaiser mit zornflammenden Augen.

Nein, Sire, wir wagen es nur, unserm Schmerz Worte zu geben, und wir fühlen uns verpflichtet, einem wahrheitsliebenden Monarchen die Wahrheit rein und lauter zu sagen. Wir haben schon unter Ew. Majestät Vorfahren und Voreltern einiges leiden müssen, was sich mit unserer Constitution und unsern Gesetzen nicht wohl vertrug. Aber unsere Fundamental-Gesetze mindestens waren bis zum Tode Maria Theresia's unangegriffen, denn obwohl Maria Theresia in den letzten Jahren ihrer Regierung den ungarischen Landtag nicht hatte zusammentreten lassen, so hat sie doch sonst stets unsere Privilegien heilig gehalten. Sie hat sich krönen lassen, sie hat den Eid geschworen. Auch Carl der Sechste, auch Joseph der Erste haben das gethan. Es verträgt sich sehr wohl, wie auch die Verfassung anderer Reiche zeigt, — Erbrecht und Nationalfreiheiten.**)

Aber in Ungarn giebt es keine Nationalfreiheiten, sondern nur Edelmannsfreiheiten, keine Nation, sondern nur Herren und Sclaven, und das gerade ist es, was ich ändern und abschaffen will. Ihr sprecht von Freiheiten! Die Freiheit verträgt sich nirgends mit der Sclaverei, und Ihr wollt die Freiheit nur für den Edelmann, die Sclaverei für das Volk!

---

*) Die eigenen Worte der ungarischen Stände in ihrer Beschwerde an den Kaiser. Hübner II. S. 263.

**) Die eigenen Worte der Stände.

Und meinen Ew. Majestät wirklich, daß die allgemeine Freiheit gefördert werde durch die Conscription?

Ah, da kommt der vierte Beschwerdepunkt, rief der Kaiser. Ja, die Conscription, das ist Euch ein Dorn im Auge, denn diese legt auch dem Adel Pflichten auf, und macht den Edelmann zum Bürger und Sohn seines Landes. Sie giebt ihm das Schwert in die Hand, und fordert ihn auf zum Dienst des Vaterlandes, nicht weil er ein Edelmann, sondern weil er ein Mann ist, und weil das Vaterland Rechte auf ihn hat!

Wir haben dem Vaterland niemals unsern Arm und unsere Hülfe versagt, rief Graf Palfy, wir haben es mit unserm Blut und Leben gegen alle unsere Feinde vertheidigt, und Niemand hat es bis hierher wagen dürfen, seine Rechte, seine Freiheiten anzugreifen, denn wir waren da, sie zu vertheidigen. Aber wir haben freiwillig, aus innerstem Drang unsers Herzens, für unser Vaterland gekämpft, nicht gezwungen und auf Commando. Wir, und auch das ganze Volk von Ungarn, glauben nicht an die Glückseligkeit eines conscribirten Volkes. Wir Alle wissen gar wohl, welche Wirkungen die Conscription in den benachbarten schlesischen, böhmischen und mährischen Landen hervorbringt. Unser ganzes Volk fühlt daher mit uns einen Abscheu vor der Conscription. Unser Volk kennt auch die Freiheiten unsers ganzen Reiches, daß Niemand wider seinen Willen zu Kriegsdiensten gezwungen werden kann, und dies ist den Gemüthern so fest eingedrückt, daß nichts es davon abzubringen und zum Gegentheil zu überreden vermag. Wenn Reichsstände und Gutsherren mit ihren Unterthanen auf gleiche Weise conscribirt werden sollen, so würde dieser den Vorrechten unsers Adels angethaene Schimpf jedes adlige und empfindliche Herz mit Recht verwunden. Und wenn wir alle Beweggründe und Folgen der Conscription genau untersuchen und erwägen, so bleibt uns nur die Schlußfolgerung: daß auch wir, die wir in süßester Freiheit geboren wurden, in den traurigsten Zustand der Sclaverei gebracht, und auf dem Fuß der übrigen deutschen Provinzen regiert werden sollen. Aber ehe wir uns diesem unterwerfen, opfern wir lieber in unterthäniger Treue Blut und Leben auf, und wollen lieber in süßer Freiheit sterben, als in verworfener Sclaverei leben!*)

*) Die eigenen Worte der Stände.

Und ich, rief Joseph mit tiefer Zornesröthe auf den Wangen, ich sage Euch Allen, Ihr werdet leben, wie ich, Euer König und Euer Herr, Euch befehle zu leben!

Ein drohendes Gemurmel durchlief die Reihen der Edelleute, mit flammenden Wuthblicken schauten sie hinüber auf den Kaiser, der, Er allein gegen so Viele, dennoch in ungebeugter Herrscherwürde ihnen gegenüber stand.

Ah, rief der Kaiser mit einem verächtlichen Lachen, die Herren dünken sich hier auf dem polnischen Reichstag und vermeinen, das Brummen ihres Veto's genüge, um die Befehle und den Willen ihres Königs zu annulliren! Der König von Polen ist schmachvoll zu Grunde gegangen an diesem Veto seiner murrenden Edelleute. Ich aber will nicht zu Grunde gehen, und deshalb will ich kein Veto hören, und weder Euer Brummen noch auch Euer Beifall wird Einfluß haben auf meinen Willen und auf meine Entschließungen! Mein Wille ist es, Ungarn mächtig, stark und groß zu machen, nicht durch seine Edelleute, sondern durch sein ganzes gemeinsames Volk! Deshalb habe ich das barbarische Feudalsystem abgeschafft, weil es die Aufklärung und die Entwickelung des Landes hemmt. Deshalb habe ich die Reichsstellen und die Statthaltereien in den Mittelpunkt des Landes gelegt, deshalb habe ich eine neue Gerichtsordnung und die Conscription eingeführt, deshalb auch die allgemeine neue Steuerordnung, welche gleich der Conscription den Edelmann dem Bürger und Bauern gleichstellt, und die Vorrechte und Privilegien des Einzelnen zu Gunsten des Ganzen aufhebt, deshalb endlich will ich Ungarn den deutschen Staaten näher bringen, damit es annehme von deutscher Sitte und Cultur, damit es sein Barbarenthum ablege und eintrete in die Reihe der gebildeten Völker. Aber Ihr, Ihr Edelleute, Ihr wollt mich daran hindern! Da giebt es Privilegien, Freiheiten und Nationalverfassung, welche durch das neueingeführte Gute verletzt oder umgestoßen werden. Da zieht Ihr alte Pergamente hervor, auf denen seit dreihundert Jahren geschrieben steht, daß das Königreich Ungarn von seiner Barbarei kein Haarbreit abweichen, daß dieses mächtige und große Volk auf ewige Zeiten aller Verbesserung, alles höhern Wohlstandes unfähig und unzugänglich sein solle. Die Britten würden ihre Charta Magna, wenn sie ihnen auf diese Art geflucht hätte, längst zerrissen und ihre Stücke

in die Themſe geworfen haben. Aber der Ungar ſchützt das Alterthum und die Geſetzmäßigkeit ſeiner Mißbräuche vor und will hinter dieſem Schilde aller Verbeſſerung und aller Cultur Trotz bieten. Ich aber ſage: hinweg mit dieſem verroſteten Schilde mittelalterlichen Barbarenthums! Ein neues Jahrhundert iſt angebrochen, ein neues Licht iſt aufgegangen für Alle, und nicht blos die Privilegirten und adlig Gebornen ſollen es ſehen, ſondern auch die, welche Ihr bisher ausgeſtoßen hattet von aller Glückſeligkeit und aller Menſchenwürde, die Ihr zu Sclaven gemacht hattet, damit Ihr deſto mehr die Herren ſein könntet. Dieſes Licht, das heißt die Cultur, welche die Geiſter erleuchtet und auch den Niedriggeborenen erhebt zur Würde des freien Menſchenthums. Die Cultur will ich dem Ungarvolke bringen, und wenn ſie ſich nicht verträgt mit Euren alten Privilegien, und dem, was Ihr Eure Reichsconſtitution nennt, ſo wird die Cultur dieſe bei Seite ſchieben, und wenn es ſein muß, auch zerreißen, damit ſie ihren freien und ſiegreichen Einzug halten kann in das Land, das bis jetzt nur von Edelleuten und Leibeigenen bewohnt ward, in welchem es aber in der Zukunft ein freies, glückliches und ſeinem König und Herrn gehorſames Volk geben ſoll! Dies iſt meine alleinige und unabänderliche Antwort auf alle Eure Beſchwerden! Kehrt heim, Ihr Magyaren, und bringt ſie den Ständen, Geſpannſchaften und Edelleuten, welche Euch hergeſandt; mein Wille iſt unabänderlich, und alle die neuen Geſetze und Verordnungen, welche ich gegeben, bleiben in voller Gültigkeit, nichts ſoll und darf an ihnen verändert und gedeutelt werden, denn niemals nehme ich zurück und widerrufe, was ich nach reiflicher Ueberlegung und nach beſter Einſicht beſchloſſen und befohlen habe! Ich bin jetzt König in Ungarn, nicht mehr die Magyaren, ich bin es, der die Geſetze giebt, ich bin Eure Reichsconſtitution, und mir ſeid Ihr Gehorſam und Unterwerfung ſchuldig. Kehrt heim und ſagt den Magyaren: Der Kaiſer hat ſeine Geſetze gegeben, daß ſie gehalten werden, an Euch iſt es, ihnen zu gehorchen!

Er wandte ihnen mit einem leichten Kopfneigen den Rücken, und ehe noch die Edelleute Zeit gehabt, ſich von ihrem Erſtaunen und ihrem Zorn zu einer Antwort zu ſammeln, war der Kaiſer ſchon durch die Seitenthür verſchwunden.

Die Magyaren ſchauten einander an mit flammenden Blicken und drohenden Gebärden.

Er widerruft nie! ſagte Graf Palfy nach einer langen Pauſe. Habt Ihr's gehört, Magyaren, der Kaiſer widerruft nie, und wenn unſere Conſtitution ſeinen Neuerungen im Wege ſteht, ſo wird er ſie bei Seite drängen, und wenn es ſein muß, zerreißen. Werden wir das dulden, Magyaren?

Wir werden das nicht dulden! riefen ſie Alle mit begeiſtertem Ton. Wer unſere Conſtitution antaſtet, der greift uns ſelber an, und wer uns angreift, gegen den vertheidigen wir uns, ſo lange noch ein Athemzug in uns iſt!

So ſei es! ſagte Palfy ernſt und feierlich. Der Kaiſer hat uns den Fehdehandſchuh hingeworfen, wir nehmen ihn auf und ſind bereit zum Kampf. Wir werden ja ſehen, wer der Sieger bleibt, er oder wir. Einſt in ihrer höchſten Noth rettete ſich die Königin Maria Thereſia zu uns. Mit ihrem kleinen Sohn Joſeph auf dem Arm trat ſie ein in unſere Reichs-Verſammlung, und bat uns um Hülfe und Beiſtand. Damals riefen die Magyaren in edler Begeiſterung: moriamur pro rege nostro Maria Theresia! — Damals wäre Oeſterreich verloren geweſen ohne Ungarn, heute aber ſoll Ungarn verloren gehen durch Oeſterreich, und heute rufen wir: moriamur pro rege nostro Constitutione!

Moriamur pro rege nostro Constitutione! riefen Alle, glühend vor Begeiſterung, die Rechte zum Himmel emporgehoben.

Und jetzt, Ihr Magyaren, ſagte Graf Palfy, jetzt laßt uns ſtill von hinnen gehen, und den Handſchuh, welchen der Kaiſer uns hingeworfen, unſern Freunden zeigen. Nicht hier, ſondern in Ungarn muß dieſer Kampf ausgefochten werden, in Ungarn wollen wir den Kaiſer erwarten!

VIII.

Die Vergeltung.

In ihrer eigenen Wohnung war Rahel ſeit vier Wochen als Gefangene bewacht worden. Eine Schildwacht hatte vor der Thür des

Hauses gestanden, zwei Gerichtsbeamten hatten sie im Hause selbst bewacht, und die Thüren ihres Zimmers stets verschlossen gehalten. Niemand hatte zu ihr eintreten dürfen, außer dem katholischen Priester und dem jüdischen Lehrer, welche Beide täglich, dem Befehl des Kaisers gemäß, zu ihr gekommen waren, um die Deistin wieder zurückzuführen zur Religion, zur Kirche der Christen oder zum Tempel der Juden.

Niemand außer diesen Beiden hatte seit vier Wochen zu Rahel eintreten dürfen. Aber heute schien dies Gebot aufgehoben zu sein, denn heute war noch anderer Besuch eingelassen worden, zuerst ein Abgeordneter des kaiserlichen Kanzleigerichts, welcher eine lange Unterredung mit Rahel gehabt, und jetzt beim Anbruch der Nacht kam noch ein anderer Besuch in das einsame, verödete Haus, kam der Baron Eskeles Flies.

Die Schildwacht draußen vor der Thür hatte ihn eintreten lassen, und auch die beiden Gerichtsbeamten in Rahels Vorzimmer machten keine Schwierigkeit, als ihnen der Banquier ein Blatt vorzeigte, einen von des Kaisers eigener Hand geschriebenen Passirschein. Sich tief und ehrfurchtsvoll verneigend übergaben sie dem Banquier die Schlüssel zu Rahels Zimmer und fragten nach seinen weiteren Befehlen.

Geht hinaus auf den Flur, sagte Eskeles mit leiser, hastiger Stimme, und dort wartet, bis ich Euch rufe.

Der Kaiser befiehlt uns durch jenes Papier, Ew. Gnaden zu gehorchen, wir folgen also dem Befehl des Kaisers, sagten sie, wir gehen.

Herr Eskeles dankte ihnen mit einem leichten Kopfnicken, und reichte dann Jedem eine Hand dar. Als er sie zurückzog, blitzte etwas wie Gold in den Händen der Gerichtsboten, und mit einem freundlichen Grinsen schlichen sie hinaus.

Nicht sobald hatte sich die Thür hinter ihnen geschlossen, als Eskeles Flies hastig hineilte und vor diese Thür den Riegel vorschob. Dann durchschritt er das Gemach und näherte sich mit dem Schlüssel in der Hand der gegenüberliegenden Thür. Aber wie er jetzt den Schlüssel in das Schloß schob, zitterte seine Hand so heftig, daß ihr die Kraft fehlte, den Schlüssel umzudrehen und ganz überwältigt von seiner inneren Bewegung sank er auf einen Stuhl nieder.

Wie wird sie mich empfangen? murmelte er leise. Wie werde ich ihr in's Auge sehen? Sie sagen, sie ist bleich und unkenntlich ge-

worden, und ihre Augen ſind roth vom vielen Weinen! Oh mein Kind, meine ſchöne Rahel, werde ich Dich anſchauen können ohne Thränen, ohne zu Deinen Füßen niederzuſinken und mich anzuklagen als Deinen Verderber? Aber ſtill, unterbrach er ſich ſelber, wozu jetzt die Klagen? Aller Kummer iſt ja jetzt ausgelöſcht. Ich bin ja hier, um mein Kind wieder heimzuführen in ihr väterlich Haus, um ihr zu vergelten, was ich ihr Böſes gethan. Oh, ſie ſoll wieder glücklich werden, und ich werde wieder mit Stolz und Entzücken auf ſie ſchauen können, wenn ſie da ſteht im Kreiſe ihrer Anbeter, ſtrahlend wie eine Königin, ſchön wie ein Engel. Jede Thräne, die ſie geweint hat, will ich ihr bezahlen mit einem Brillanten, jeden Seufzer will ich vergelten mit einem Goldſtück! Oh, ich heiße nicht umſonſt der reiche Eskeles Flies, ich habe Mittel, um meine Tochter wieder glücklich zu machen! Jetzt zu ihr, zu meiner Rahel!

Er drehte haſtig den Schlüſſel um und öffnete die Thür.

Niemand hieß ihn willkommen, als er eintrat, kein Laut unterbrach die Stille dieſes ſchweigenden, öden Gemachs, das durch die vier Lichter, welche da auf dem Tiſch in der Mitte des Gemachs ſtanden, auf eine feierliche und unheimliche Weiſe erhellt ward.

Solche hohen Wachslichter hatten einſt das ſtille ſchweigende Gemach erhellt, in welchem Rahels Mutter auf der Bahre gelegen.

Daran mußte der reiche Banquier jetzt denken, als er auf dieſe Lichter hinblickte, und das bleiche ſtille Leichenantlitz ſeiner heimgegangenen Gattin fiel ihm ein, als ſein Auge jetzt dieſe bleiche Geſtalt gewahrte, welche da drüben auf dem Sopha ſaß, regungslos wie eine Statue, und in ihrem weißen Gewande mit ihren farbloſen Wangen wirklich anzuſchauen wie ein Marmorbild.

Wie? War das wirklich Rahel? Dieſe Frau mit den vergrämten Zügen, der ſchmerzgebeugten Geſtalt, den glanzloſen Augen, war das ſein ſchönes Kind, ſeine Königin, ſein Engel? Was ſollten die Diamanten auf dieſer gramgefurchten Stirn, was ſollten die Goldſtücke in dieſen blaſſen magern Händen, die ſich matt gerungen in Gebeten der Verzweiflung, und jetzt kraftlos und kalt in Rahels Schooße ruhten.

Ein Schrei des Entſetzens drängte ſich auf ihres Vaters Lippen, als er ſie anſchauete, aber er hielt ihn mit Gewalt zurück und zwang ſich zur Ruhe, zur Gelaſſenheit. Leiſe und langſam durchſchritt er das

Gemach und näherte ſich ſeiner Tochter, die ihn feſt anblickte mit ihren großen verweinten Augen.

Rahel, ſagte er leiſe und flehend, Rahel, kennſt Du mich?

Ich kenne Dich, erwiederte ſie kalt, aber Du, kennſt Du mich?

Ich kenne Dich, und mein Herz ruft Dich zu ſich, mein Kind, meine Rahel, rief ihr Vater mit vor Rührung zitternder Stimme. Oh komm, meine Rahel, komm an das Herz Deines Vaters. Sieh, ich ſtrecke Dir meine Arme entgegen, ich habe Alles vergeben und vergeſſen, ich will nichts mehr als Dich glücklich machen! Oh, mein Kind, komm doch in die Arme Deines Vaters!

Er ſtreckte ihr ſeine beiden Arme entgegen, aber Rahel folgte nicht ſeinem Ruf. Sie war aufgeſtanden, aber ſie blieb bewegungslos ſtehen und ſah ihren Vater mit einem finſtern, faſt drohenden Blick an.

Herr Eskeles Flies ſeufzte tief auf und ließ ſeine Arme ſinken. Eine lange Pauſe trat ein. Dann ſchritt Rahel langſam zu ihrem Vater hin und blickte, ganz nahe ihm gegenüberſtehend, mit durchbohrenden Augen ihn an.

Wo iſt Günther? fragte ſie. Was haſt Du aus ihm gemacht?

Ich? fragte ihr Vater zurück. Der Kaiſer hat ihn geſtraft, hat ihn wegen Verrath und Treubruch ſeiner Aemter entſetzt und ihn unter die Soldaten geſteckt. Er iſt mit dem Regiment nach Ungarn abmarſchirt. Der Kaiſer hat ihn als Verräther erkannt und geſtraft.

Ich kenne dieſes Mährchen, ſagte Rahel mit einem verächtlichen Lächeln. Die Prieſter, die Ihr mir geſandt, haben es mir ja täglich, um mich zu tröſten, wiederholt, daß Günther ein Verräther iſt, und daß der Kaiſer ihn geſtraft hat. Aber ich weiß es beſſer, und Du weißt es auch. Nicht der Kaiſer hat ihn geſtraft, ſondern Du haſt Dich gerächt! Du biſt es, der ihn als Verräther angeklagt hat, Du biſt es, der mit Complotten, mit Intriguen, mit falſchem Zeugniß, mit falſchen Briefen, mit Allem, was die Rache erſinnen, und das Geld bezahlen kann, ihn dem Kaiſer verdächtigt hat! Du allein biſt der Ankläger meines edlen unſchuldigen Günther geweſen!

Wer ſagt das? Wer wagt es, mich anzuklagen? fragte ihr Vater.

Dein Geſicht ſagt es! Deine Augen, die nicht wagen, den meinen zu begegnen, Deine Augen klagen Dich an, ſagte Rahel feierlich. Leugne es, wenn Du kannſt, Vater! Beim Geiſt meiner Mutter, bei dem

Glauben Deiner und meiner Väter fordere ich Dich auf, mir die Wahrheit zu ſagen: Biſt Du es, der ihn angeklagt hat?

Er wagte es nicht, ihren durchbohrenden Blicken zu begegnen, ſondern ſenkte die Augen nieder. Wer ihn angeklagt hat, gilt gleich, ſagte er. Der Kaiſer hat ihn ſchuldig befunden des Verraths, der Kaiſer hat ihn geſtraft.

Der Kaiſer iſt getäuſcht, elendiglich, ſträflich getäuſcht, rief Rahel, oh, der Kaiſer kennt nicht, was Judenbosheit vermag, er weiß nicht, was die Rache des Juden erſinnen kann. Ich aber weiß es. Ich kenne meinen Vater und ich kenne Günther! Ich weiß, daß Du Dich gerächt haſt, und daß Günther unſchuldig iſt.

Wenn Du das ſagſt, klagſt Du den Kaiſer an, der ihn verurtheilt hat.

Wenn ich das ſage, klage ich Dich an, der ihn verleumdet und angeſchuldigt hat.

Wir wollen uns jetzt in dieſer Stunde des Wiederſehens nicht ſtreiten um Worte, ſagte ihr Vater ſanft. Ich bin nicht gekommen, um mit Dir von dieſem Mann zu ſprechen, der wie ein dunkler Schatten durch unſer Beider Leben dahin gegangen iſt, und über Dir geſchwebt hat wie eine ſchwarze Wolke, die mir das Antlitz meines Kindes umdüſtert hat. Der Schatten iſt jetzt auf immer verſchwunden, die Wolke iſt vorübergezogen, und Alles iſt wieder hell und licht um uns, und nichts ſoll mehr zwiſchen uns ſtehen!

Ein Abgrund ſteht zwiſchen uns, und aus dieſem Abgrund erhebt ſich das Grab meines Glückes, und Günther ſtreckt mir aus demſelben ſeine Hand entgegen. Ich kann nicht zu Dir, mein Vater, ich muß bei dieſem Grabe und bei Günther bleiben, und kann niemals darüber hinaus. Ein Schatten, ſagſt Du, war Günthers Liebe zu mir, eine Wolke, die mein Antlitz verdüſterte? Nein, ſage ich Dir, nein! Er war meine Sonne und mein Licht, und alles Unglück der Welt löſcht dieſe Sonne nicht aus. Sie ſtrahlt noch in meinem Herzen, trotz dieſer furchtbaren Wochen, die ich jetzt durchlebt habe. Ich ſage Dir nicht, was ich gelitten habe in dieſen Wochen, nichts von meinem Jammer, meiner Einſamkeit und Verzweiflung, nur das ſage ich Dir, daß ich dennoch nicht bereue, ihn geliebt zu haben, daß er immer noch das

Licht meines Lebens iſt, und daß ich nimmer von ihm laſſen werde, wie Er nimmer von mir!

Er iſt jetzt ein entehrter Menſch, ein gemeiner Soldat! ſagte Esfeles Flies düſter.

Und ich werde morgen auch eine Entehrte ſein! rief ſie faſt triumphirend.

Ihr Vater ſchrak zuſammen. Ueber dem Wiederſehen hatte er alles Andere vergeſſen, ſelbſt die Gefahr, welche Rahel bedrohete.

Rahel, ſagte er leiſe, Rahel, ich komme ja, Dich zu holen, Dich zu erretten vor dem morgenden Tag.

Mich zu holen? wiederholte ſie langſam. Wohin?

Zu mir! In das Haus Deines Vaters, Rahel!

Ich habe keinen Vater, ſagte ſie düſter. Er hat mich verſtoßen, er hat mich aus ſeinem Hauſe verbannt, er hat meinen Geliebten in Schande und Verzweiflung getrieben, er hat mein Glück gemordet. Ich habe keinen Vater mehr, und nie kehre ich heim in das Haus, dem ich entfliehen mußte, weil ich verkauft werden ſollte an einen Mann, den ich verabſcheute. Du haſt meine Seele damals nicht bezwungen, und auch die Prieſter haben ſie jetzt nicht bezwungen! Ich bin frei im Glauben, im Lieben und im Haſſen, und dieſe Freiheit wird mir bleiben und meine Seele aufrecht erhalten, auch wenn ſie morgen meinen Körper ſchmachvoller Strafe dahin geben.

Du wirſt dieſe Strafe nicht erleiden wollen, rief ihr Vater entſetzt. Du wirſt widerrufen, meine Rahel, wirſt nicht mehr ſagen, daß Du keine Religion und kein Glaubensbekenntniß haſt, daß Du nur Gott glaubſt, und keiner Religion angehörſt.

Ich muß ſagen, was wahr iſt, ich gehöre keiner Religion an, die Pforten des Tempels und der Kirche ſind mir geſchloſſen, ich bin keine Jüdin mehr, und ich darf keine Chriſtin werden, denn der Schwur, den ich Dir geleiſtet, hält mich zurück. Aber auch ohne dieſen Schwur würde ich jetzt keine Chriſtin mehr werden; durch Furcht und Drohungen will ich mir keine Religion aufzwingen laſſen. Frei ſoll mein Glaube ſein, frei mein Gebet. Und ich richte mein Gebet an Gott, ich glaube an ihn, ich hoffe auf ihn, und all der Jammer, den ich erduldet, alle dieſe qualvollen Tage und Nächte haben mein Vertrauen und meinen Glauben an meinen Gott nicht irre gemacht und nicht erſchüttert. Was liegt

daran, ob ich nun eine Jüdin, eine Chriſtin oder Deiſtin heiße, ich glaube Gott, ich liebe Gott, ich fürchte Gott, und ich hoffe auf ein ewiges Leben! Oh, wie hoffe ich darauf! Wie ſehnt ſich meine ganze Seele gen Himmel! Und morgen ſchon wird meine Seele ihre Schwingen entfalten, morgen werde ich bei Gott ſein!

Morgen? Du willſt Dich alſo ſelber tödten? ſchrie ihr Vater, bleich vor Entſetzen.

Nein, aber glaubſt Du, daß ich die Schande und Schmach überleben werde, die ſie morgen im Namen der chriſtlichen Kirche über mich verhängen wollen? Oh, mein Körper iſt todesmatt, und in allen dieſen ſchlafloſen Nächten, dieſen troſtloſen Tagen habe ich gefühlt, wie der Todtenwurm in meinen Gliedern gearbeitet und gehämmert hat, daß ſie immer matter und hinfälliger wurden, immer weniger die Kraft haben, meine Seele noch länger zu feſſeln. Bei dem erſten Schlag, mit dem ſie morgen meinen Körper treffen, wird meine Seele frei werden und mein Körper ſterben.

Rahel, rief ihr Vater verzweiflungsvoll, Du wirſt nicht ſo grauſam ſein, dieſe furchtbare Entſcheidung abzuwarten. Du wirſt das Wort ſprechen, das Dich frei macht, Du wirſt heimkehren in die Kirche Deiner Väter, Du wirſt in dieſen Wochen erkannt haben, daß Du keine Chriſtin werden möchteſt. Sieh, wie heimtückiſch und ſcheinheilig dieſe Religion der Chriſten iſt. Sie nennen ſie die Religion der Liebe, aber ſie iſt die Religion des Haſſes, des Stolzes und der Grauſamkeit. Im Uebermuth ihres Selbſtgefühls verachten ſie alle diejenigen, welche nicht glauben, was ſie glauben, nennen ſie Alles eine Irrlehre, welches nicht lehrt, was ſie gelernt wiſſen wollen, und indem ſie mit ihren ſüßlächelnden Lippen das Gebet der Liebe plärren, verfolgen ſie mit höhniſcher Grauſamkeit alle diejenigen, welche ihnen widerſtreben, und ſtrafen den Unglauben als ein Verbrechen. Nennen ſie nicht Dich, meine unſchuldige, edle Rahel, eine Verbrecherin, blos weil Du nicht eintreten willſt in ihre Kirche, blos weil Du ehrlich genug biſt, zu ſagen: ich glaube nicht an Euren Chriſtus und an Eure Kirche, aber ich glaube an Gott! Wollen ſie Dich nicht martern mit ſchimpflicher Strafe, daß Du nur Gott glaubſt, nicht die Kirche? Sieh, das iſt ihre geprieſene chriſtliche Liebe, das iſt ihre Duldſamkeit und ihr Erbarmen. Nein, ich weiß, meine Rahel will ſich nicht bekennen zu einer Religion, die

mit entehrenden Schlägen diejenigen ſtraft, welche vor ihr zurückweichen. Sprich es alſo aus, mein Kind, daß Du eine Jüdin biſt und bleibſt, und Alles iſt wieder gut.

Ich kann nicht heimkehren zu dem Gott der Juden, rief Rahel feierlich, es iſt ein Gott der Rache und des Zorns, und mein Gott iſt ein Gott der Liebe und des Erbarmens; er will ſich ja meiner erbarmen, und mich zu ſich rufen, morgen ſchon! Ich muß meinen Gott bekennen und für ihn leiden.

Nun wohl, ſagte ihr Vater nach einer langen Pauſe, ſo habe denn Deinen Willen! Du willſt keine Jüdin mehr ſein, und der Schwur bindet Deine Lippen, daß Du keine Chriſtin werden kannſt. — Ich nehme dieſen Schwur zurück, ich entbinde Dich von der Erfüllung Deines Eides! Gehe hin und werde eine Chriſtin! Oh, Rahel, mein Kind, dies iſt der größte Beweis meiner Liebe, den ich Dir geben kann. Um Dich zu retten, erlöſe ich Dich von Deinem Schwur. Gehe hin und werde eine Chriſtin!

Nein, ſagte ſie kopfſchüttelnd, ich kann keine Chriſtin mehr werden, darin haſt Du Recht, es iſt ihnen durch ihre Härte und Grauſamkeit gelungen, mich dem Chriſtenthum abwendig zu machen. Die Chriſten tragen die Liebe auf den Lippen und den Haß im Herzen, ich will nicht zu denen gehören, welche meinen Geliebten unſchuldig geſtraft haben.

Oh, das ſind die Worte einer Jüdin, daran erkenne ich meine Tochter, rief Eskeles Flies, ſtrahlend vor Freude. Wie kannſt Du ſagen, Rahel, daß Du keine Jüdin biſt, da doch Dein Denken und Empfinden, Dein Stolz und Dein Haß jüdiſch iſt? Du biſt mein Kind, biſt die Tochter Deines Volkes! Bleibe bei uns, meine geliebte Rahel, laß uns treu zuſammenhalten, wie wir es gethan ſeit uralten Zeiten her. Sieh, der Herr hat uns gezeichnet, und wir ſind ſein Volk geblieben, obwohl wir verſtreut worden durch die ganze Welt. Ueberall, in allen Ländern und bei allen Völkern, erkennt man an ſeinem Antlitz ſchon den Juden, und kein Chriſtentaufwaſſer verlöſcht von unſerm Antlitz dieſes heilige Erkennungszeichen, welches Gott in unſer Antlitz gezeichnet. Daran ſiehſt Du, daß das Judenthum mächtiger iſt, als das Chriſtenthum, denn es läßt ſich nicht hinwegwiſchen, und klagt zu jeder Stunde diejenigen als Apoſtaten an, welche ſich Chriſten nennen und doch zu unſerm Volk gehören. Gott hat uns

damit wollen ein Zeichen geben, daß wir treu bleiben sollen ihm und seiner Lehre, und nie uns vermengen sollen mit denen, welche nicht zu uns gehören, und uns schon äußerlich kenntlich gemacht sind durch ihr Gesicht als unsere Feinde. Erkenne also das Judenthum an, das Gott auf Deine Stirn geschrieben hat, meine Tochter. Komm, gieb mir Deine Hand, sage, daß Du wieder zu uns gehören willst, und wenn sie morgen kommen, die christlichen Richter, wenn sie Dich abholen wollen, um Deine edle, schöne Gestalt zu zerschlagen, wenn die Priester ihrer Kirche kommen, um Dich mit Drohungen und Bittworten zu bekehren, dann schreie ihnen entgegen: „ich bin eine Jüdin und will eine Jüdin bleiben!" Und dann wirst Du frei, dann wirst Du wieder die Tochter des reichen Juden sein, und alle Welt wird sich vor Dir beugen, und alle die vornehmen Cavaliere werden wieder werben um Dich, und werden Dich preisen um Deiner Schönheit willen! Oh, Rahel, es kann ja Alles wieder gut und glücklich werden! Komm nur, komm!

Nein, es kann niemals wieder gut werden, sagte Rahel kalt, denn Günther ist nicht bei mir, und ohne ihn giebt es für mich kein Glück. Auch kann ich niemals Dir meine Hand geben und bei Dir bleiben, niemals beten mit Dir in Einem Tempel und zu Einem Gott! Denn Du bist der Ankläger meines Geliebten, und sein Unglück ist das Werk Deiner Rache! Aber ich will Dich jetzt strafen für das, was Du an Günther gethan! Ich bleibe! Ich will die Strafe, die entehrende Strafe leiden, und wenn mein Blut in Strömen über meinen Rücken hinfließt, und wenn mein wahnsinniger Schmerzensschrei die Luft durchhallt, und wenn da auf dem Marktplatz inmitten des gaffenden Volkes ein entehrtes, zerschlagenes Weib am Boden liegt, dann werde ich gerächt sein, denn dann wird der Stolz des reichen Juden gebeugt werden und alle Welt wird mit Fingern auf ihn zeigen, und Jedermann wird scheu zurückweichen vor diesem Mann, dessen einziges Kind entehrende Strafe hat erleiden müssen.

Sie hatte sich stolz und hoch aufgerichtet, während sie so sprach, eine fieberhafte Gluth brannte jetzt auf ihren vorher so bleichen Wangen und ihre Augen leuchteten im Feuer der Begeisterung oder der Krankheit.

Ah, ich sehe wohl, Du hassest mich, sagte ihr Vater traurig, aber ich kann dennoch nicht von Dir weichen, ich muß Dich retten wider Deinen Willen. Rahel, Du mußt und Du sollst mit mir gehen. Sieh,

Alles ist bereit zu Deiner Flucht, und der Kaiser selbst will, daß Du fliehst, der Kaiser selbst schaudert zurück vor diesem Strafgericht und will Dich ihm entziehen. Mit Seiner Bewilligung bin ich hier, Er ist es, der mir erlaubt hat, wenn Du nicht widerrufen und zu keiner Religion Dich bekennen willst, mit Dir zu entfliehen, Er selber hat mir Pässe gegeben nach Paris. Dorthin will ich Dich führen, dort wollen wir ein neues Leben beginnen!

Ah, rief sie höhnisch, und die dunklen Rosen des Fiebers leuchteten höher empor auf ihren Wangen, ah, der Kaiser will, daß ich entfliehe, damit die Schmach und Grausamkeit dieses Gesetzes, welches Deisten mit Stockschlägen zur Kirche zurücktreiben will, nicht auf ihn zurückfallen möge. Er hat das Gesetz gegeben, Er muß jetzt auch die Consequenzen tragen. Oh, wird es nicht herrlich sein, wird die Welt sich nicht freuen, zu sehen, wie dieser menschenfreundliche, humane Kaiser, welcher sich verrühmt, die Aufklärung, die Toleranz und Menschenfreundlichkeit zu bringen, auch unduldsam, tyrannisch und grausam ist, wie sie Alle? Ich hasse diesen Kaiser, welcher meinen edlen, unschuldigen Günther in's Verderben gejagt hat, ich will ihn daher nicht erretten von der Schmach, daß er ein Weib hat peitschen lassen, weil sie bekennt, daß sie Gott liebt und fürchtet, aber nicht an eine Kirche glaubt, sondern nur an Gott.*) Nein, ich fliehe nicht, ich bleibe, der Kaiser soll mich strafen lassen, wie er Günther gestraft hat, er soll mich entehren, wie er ihn entehrt hat. Beide sind wir unschuldig, und unsere Leiden und unsere Thränen werden zum Himmel emporschreien um Rache! Und unsere Qual wird —

Sie stockte und lehnte sich schwankend an einen Sessel. Ist das schon der Tod? murmelte sie leise. Kommt er schon, mich —

---

*) Das Glaubensbekenntniß der Deisten war sehr einfach. Es heißt: „Wir glauben an Einen Gott, welcher die Welt regiert, das Böse straft und das Gute belohnt. Wir halten Jesus Christus für den erhabensten und edelsten aller Menschen, aber nicht für einen Gott.“ — Die Strafe, welche Kaiser Joseph für diejenigen, welche sich zum Deismus bekennen, zum Gesetz erhoben, lautete auf fünfzig Stockschläge. Aber eben so viel Schläge wurden demjenigen zuerkannt, der einen Andern verleumderischer Weise einen Deisten genannt. Ebenso sollte, „wer Jemand einen Naturalisten nannte, mit zehn Stockschlägen gestraft werden.“ Siehe: Groß-Hoffinger, Th. II. und III. und Friedels Briefe, Th. I.

Das Wort verhauchte auf ihren Lippen, sie hatte jetzt keine Kraft mehr, die Arme ihres Vaters zurückzuweisen, sie duldete es, daß er sie emporhob an seine Brust, daß er sie durch das Zimmer nach dem Divan trug. Ihr Haupt lag schwer auf seiner Schulter. Ihr Athem stockte in ihrer Brust.

Sie ist ohnmächtig, flüsterte Eskeles Flies, indem er sich über sie neigte und in trostloser Angst in ihr Antlitz schaute. Mein Gott, es ist die höchste Zeit zur Flucht. Rahel, Rahel, erwache! Richte Dich auf, mein Kind, und folge mir. Die Stunde ist abgelaufen, welche der Kaiser mir bestimmt, wir müssen fort, Rahel, damit die Schande Dich nicht ereilt!

Sie athmete hoch auf und öffnete die Augen und blickte ihren Vater mit starren, fieberisch glühenden Augen an. Komm, meine Tochter, komm, sagte er dringend.

Sie regte sich nicht und antwortete auch nicht, sie blickte starr in das Weite und ein Lächeln umspielte ihre Lippen. Ihr Vater faßte entsetzt ihre Hand, sie wehrte es ihm nicht, ihre Hand brannte wie eine glühende Kohle in der seinen, der Athem, welcher vorher gestockt, kam jetzt keuchend und fieberisch heiß aus ihrer Brust hervor.

Sie ist krank! Sie wird sterben! schrie ihr Vater mit einem herzzerreißenden Wehelaut, und wie zerschmettert sank er neben ihr nieder. Aber dann sprang er wieder empor, dann stürzte er hinaus und rief die Gefangenwärter, und bot ihnen Geld, viel Geld, wenn sie schnell einen Arzt herbeischafften.

Und sie stürzten von dannen, und er eilte wieder zu seiner Tochter hin. Sie lag noch immer mit weitgeöffneten Augen unbeweglich da, ihr Athem keuchte und wimmerte aus ihrer hochfliegenden Brust hervor, ihre trocknen, glühenden Lippen murmelten leise, zitternde Worte, die unheimlich und tonlos, wie Geistergeflüster, die Stille durchbebten.

Endlich kam der Arzt; er neigte sich schweigend über die Kranke, er horchte auf ihren Athem, prüfte ihren Puls und legte seine Hand auf ihre Stirn und ihre Brust. Dann zuckte er leise die Achsel und wandte seine Blicke auf den Banquier hin, der mit hochklopfendem Herzen in athemloser Angst jede seiner Mienen belauscht hatte.

Sind Sie verwandt mit der Kranken? fragte er.

Ja, ich bin ihr Vater, sagte der Banquier, und selbst in diesem

ſchreckensvollen Augenblick that es ihm wohl, dies Wort ſprechen zu können, welches ſo lange nicht über ſeine Lippen gekommen.

Dann bedauere ich, Ihnen wenig Hoffnung geben zu können, ſagte der Arzt. Es iſt der Typhus in ſeiner heftigſten Geſtalt. Ich fürchte, die Kranke hat nur noch wenige Tage zu leben; das Fieber muß lange ſchon heimlich in ihrem Körper umhergeſchlichen ſein, und ſie hat es verborgen, bis es ſie jetzt gewaltſam niedergeworfen hat. Hat die Kranke vielleicht irgend einen Kummer, ein großes Herzeleid gehabt?

Ja, ich glaube, ſie hat Kummer und Herzeleid gehabt, murmelte Eskeles Flies mit von Thränen halb erſtickter Stimme. Sie wird ſterben, ſagen Sie?

Ich fürchte, daß die Kranke nicht zu retten iſt!

Doctor, rief der Banquier, aus ſeinem dumpfen Schmerz ſich aufrichtend, Doctor, Sie müſſen ſie retten, Sie ſollen ſie retten. Fordern Sie, was Sie wollen, ich bin ja reich, ich will Ihnen geben, was Sie haben wollen, ich will Ihnen eine Million geben, nur retten Sie mir mein Kind!

Das Leben läßt ſich nicht mit Millionen erkaufen, ſagte der Arzt achſelzuckend, und am Krankenbett iſt auch der reiche Mann arm und hülflos. Nur Gott kann retten und helfen, ich habe keine Mittel, um dieſe Krankheit zu lindern. Hätte ich ſie, würde es Ihrer Millionen nicht bedürfen, um mich zur Hülfe aufzurufen. Wir können nur verſuchen, zu lindern und der Natur zu Hülfe zu kommen, helfen aber kann nur die Natur und Gott allein!

Was können wir thun zu ihrer Linderung? fragte Eskeles Flies ganz demüthig und zerbrochen.

Kühlende Getränke, kühlende Arzeneien, kalte Umſchläge um den Kopf, das iſt Alles! Haben Sie keine weibliche Bedienung hier?

Nein, meine Tochter iſt allein, ſie iſt eine Gefangene. Es iſt ja Rahel Eskeles Flies!

Ach, die Deiſtin, welche morgen geſtraft werden ſollte. Armes Kind, ſie wird nicht nöthig haben, irgend eine Kirche zu wählen, Gott, den ſie bekannt hat, Gott wird ſie zu ſich nehmen.

Aber es iſt doch noch möglich, daß ſie gerettet wird, Doctor, rief der Banquier flehend. Wir müſſen alle Mittel verſuchen, es muß ja Hülfe geben!

Es muß ja Hülfe geben, wiederholte der Arzt mit leisem Hohn, ja, es muß, denn Sie sind ja der reiche Baron Eskeles Flies, Sie können die Hülfe ja bezahlen! Sehen Sie, wie ohnmächtig Sie sind, all Ihr Geld und Ihre Schätze haben doch diese arme schöne Frau nicht glücklich machen können, und sie wird sterben vor Gram und Kummer trotz ihres Vaters Millionen.

Eben schrie Rahel laut auf und faßte mit beiden Händen nach ihrem Kopf und klagte, daß da in ihrem Hirn ein Feuerbrand sei, der sie verbrenne.

Kalte Umschläge, rasch kalte Umschläge! rief der Arzt mit gebieterischer Stimme, und Herr Eskeles Flies stürzte in das Nebengemach, und holte von dem Toilettentisch seiner Tochter das Lavoir und die Kanne mit Wasser und Tüchern herbei und legte selber mit zitternden Händen die Umschläge um ihre glühende Stirn, und empfand ein seliges Entzücken, als sie aufhörte zu wimmern und wieder still zurücksank.

Wir bedürfen hier der weiblichen Hände und Pflege, sagte der Arzt. Die Kranke muß in's Bett gebracht werden, muß die sorgsamste Pflege haben. Eilen Sie, Herr Baron, holen Sie aus Ihrem Hôtel Dienerinnen und Wärterinnen. Ich nehme Alles auf mich, ich werde selber morgen früh in den Controlorgang gehen, um dem Kaiser Bericht abzustatten. Einer solchen Krankheit gegenüber hört alle Gefangenschaft auf. Eilen Sie nach Hause, und senden Sie weibliche Hülfe.

Nein, ich bleibe, sagte der Banquier entschieden. Sie hat nur noch wenige Tage zu leben, sagen Sie, ich kann also keine Minute missen, die ich bei ihr sein könnte. Ich beschwöre Sie, eilen Sie in mein Hôtel, holen Sie einige von meinen Leuten, die Dienerinnen meiner Tochter, welche immer da waren und sie erwarteten. Oh, aus Barmherzigkeit, eilen Sie hin. Mein Wagen steht an der nächsten Straßenecke, fahren Sie mit ihm hin und bringen Sie die Dienerinnen. Oh, hören Sie nur, sie schreit schon wieder auf, ihr Kopf brennt schon wieder. Neue Umschläge, schnell, schnell!

Und mit angstvoller Hast bereitete er neue Umschläge und legte sie mit der Sorgsamkeit einer Mutter um ihre Stirn. Aber ach, es war kein Wasser mehr in der Flasche, nirgends ein Tropfen mehr, und doch bedurfte er es zu neuen Umschlägen für seine Tochter. Ohne zu zaudern, ohne sich nur zu bedenken, nahm Eskeles die Kanne und stürzte

fort, die Treppe hinunter, hinaus auf den Hof und zum Brunnen hin. Mit geſchäftiger Eile ſteckte er die Kanne unter den Brunnen und begann den Brunnenſtiel hin und her zu bewegen.

Die erſten Strahlen der Morgenſonne begannen eben emporzuleuchten, und einer dieſer Strahlen beleuchtete mit hellem Schein das todesbleiche, gramerfüllte Angeſicht des Millionnairs, der da am Brunnen ſtand und Knechtesdienſt verrichtete für ſeine Tochter, die er einſt verſtoßen hatte!

Jetzt war die Kanne gefüllt, jetzt konnte der Banquier wieder mit ihr hinaufeilen zu der Kranken. Schon auf der Treppe hörte er ihr lautes Schreien und Klagen, ihren wilden Schmerzensſchrei. Er beflügelte ſeine Schritte, er fühlte gar nicht, daß er eine Laſt trug, ſeine Füße berührten kaum den Boden. Er war wieder jung und ſtark geworden in der Sorge um ſein Kind.

Der Arzt hatte nur ſein Kommen abgewartet, um, wie er gebeten worden, fortzueilen, und die Dienerinnen für Rahel aus dem Hôtel ihres Vaters herbeizuholen.

Er blieb bei ihr, ganz-allein, und das that ihm wohl, denn er durfte jetzt weinen, und ihre Hände küſſen, die ſie ihm willenlos überließ, er durfte auch niederknieen und beten, beten heiß und inbrünſtig für das Leben Rahels, ſeiner Tochter, die er ſo grenzenlos wieder liebte.

Die Zeit verging, und der Arzt brachte die Dienerinnen und aus der Apotheke zugleich kühlende Arzneien mit, und machte mit halblauter Stimme ſeine weitern Verordnungen, und verſprach, in einigen Stunden ſchon wieder zu kommen, um zu ſehen, ob er noch Weiteres thun könne.

Als er ging, war es Herrn Eskeles Flies, als ob eine Centnerlaſt ſich auf ſeine Bruſt wälze, als ſei ſeine Tochter jetzt ganz verloren und aufgegeben.

Er half Rahel in ihr Bett tragen und ſetzte ſich vor ihrem Lager nieder, er ſaß da Stunde um Stunde, immer bereit, ihr hülfreich zu ſein, auf jeden ihrer Seufzer, jede ihrer Klagen achtend, und immer bemüht, ihr Linderung zu ſchaffen.

Und ſo ſaß er da den kommenden Tag und die kommende Nacht, keine Nahrung kam über ſeine Lippen, kein Schlaf kam in ſeine Augen. Aber Thränen, ach, welche ſchmerzvolle, bittere Thränen! Und wie es

ihm das Herz zerriß, wenn ſie klagte und jammerte, welche Verzweiflung ſeine Seele erfüllte, wenn er ihren Phantaſieen lauſchte.

In dieſen Phantaſieen war ſie auch glücklich, ſie ſcherzte und lachte, während der Tod ſchon ſeinen Finger auf ihre gramdurchfurchten Züge gelegt hatte.

Oh, wie furchtbar dieſes Lachen war, wie grauenvoll, heitere Scherzworte von dieſen heißen, fieberzuckenden Lippen flüſtern zu hören! Und wie glühend dann wieder dieſe Sprache der Liebe, mit welchem Entzücken ſie zu ihm ſprach, zu ihrem Geliebten, den ſie immer vor ſich ſah, von dem ſich ihre Gedanken nicht einen Moment abwandten.

Nicht einen Moment gedachte ſie ihres Vaters, nicht einmal in ihren Fieberphantaſieen nannte ſie ſeinen Namen! Er ſchien ausgelöſcht in ihrem Gedächtniß und in ihrem Herzen. Sie hatte immer noch ihren Geliebten, aber ſie hatte keinen Vater mehr.

Oft lag er vor ihr auf ſeinen Knieen und rief ſie an mit verzweiflungsvollem Schmerz, und flehte zu ihr nur um ein Wort, einen Blick, ein Wort der Vergebung.

Aber Rahel ſchwärmte und lächelte, und ſang und ſcherzte weiter und achtete nicht auf den verzweifelnden ſchmerzzuckenden Mann, der da bleich und zerſchmettert vor ihrem Lager kniete, und den ihre leuchtenden Augen nicht ſahen, weil ſie immerfort nur ihn ſahen, nur ihren Geliebten, ihren Freund.

Aber auf einmal wurden die lächelnden Phantaſieen von einem wilden Schmerzensſchrei ihrer zuckenden Lippen unterbrochen. Auf einmal fuhr ſie empor in wilder Raſerei und ſuchte ſich nun mit wilden Zuckungen den Armen ihrer Wärterinnen zu entwinden, und ſchrie und jammerte über ihr grauſames Schickſal und über diejenigen, welche ſie ſo unglücklich gemacht, und rief den Zorn und die Rache des Himmels hernieder auf ihre und auf Günthers Mörder.

Und jetzt in ihrer Raſerei hatte ſie den Namen ihres Vaters genannt, aber indem ſie ihn nannte, hatte ſie ihn verwünſcht.

Wie er das hörte, ſank er mit lautem Jammergeſchrei vor ihrem Lager nieder, barg ſein Antlitz in ſeinen Händen und ächzte laut.

Rahel aber ward allgemach ſtiller und ſanfter, ſie fiel zurück auf ihr Lager, ſo matt, ſo zerbrochen, wie eine welke Blume. Jetzt ſchien ſie zurückzukehren zu ihren glücklichen Phantaſieen, denn ein ſeliges

Lächeln umſpielte ihre Lippen. Aber ſie ſprach nicht, ſie ſeufzte auch nicht, ſie war lautlos und ſtumm. Nur einmal flüſterte ſie leiſe, ganz leiſe: Günther! dann ward ſie wieder ſtumm.

Ganz ſtumm. Ihr Vater, erſchreckt von der tiefen Stille, richtete ſich von ſeinen Knieen empor, er ſah die Dienerinnen weinend an der andern Seite des Lagers ſtehen, er blickte Rahel an.

Wie ſchön ſie ausſah, ſo ſtill, ſo ſanft, ſo lächelnd und verklärt. So ſtill. Kein Schrei mehr tönte von ihren Lippen, kein Seufzer hob ihre Bruſt. Aber das Lächeln blieb, blieb unverändert, als die ſtarren, weit geöffneten Augen ſchon glanzlos wurden und trübe.

Rahel war todt!

Zwei Tage ſpäter bewegte ſich ein langer dunkler Trauerzug von dem Hôtel des reichen Barons Eskeles Flies dahin durch die Straßen.

Es war der Leichenzug ſeines einzigen Kindes. Rahel war heimgekehrt in das Haus ihres Vaters, aber nur als Leiche, Rahel bekannte ſich wieder zum Judenthum, aber nur als Leiche.

Dieſe Leiche ward hinausgefahren auf den Begräbnißplatz der Juden, nach jüdiſchem Ritus ward ſie eingeſegnet.

Die todte Rahel war keine Deiſtin mehr, ſondern eine Jüdin. Sie war heimgekehrt zu dem Gott, welcher nicht blos der Gott ihrer Väter, ſondern der Gott aller Erdenkinder iſt.

Viel Leidtragende waren ihrer Leiche gefolgt, nicht blos Männer ihres Volkes, ſondern auch viele von den vornehmen Cavalieren, die einſt der ſchönen Rahel, der Tochter des Banquiers und Millionnairs, gehuldigt hatten, der Kaiſer ſelbſt hatte ſeine Equipage geſandt, um ein öffentliches Zeugniß ſeiner Theilnahme zu geben.*)

Als das Begräbniß zu Ende war, fuhren die Kutſchen wieder von dannen, hierhin und dorthin, um die Leidtragenden wieder zu den Freuden und Genüſſen des Lebens hinzuführen.

Nur den Einen, der da in ſeiner Kutſche durch die Straßen rollt, den führt ſie nicht mehr zu Freuden und Genüſſen, niemals mehr.

---

*) Ueber das traurige Schickſal Günthers und ſeiner „ſchönen und geiſtvollen Geliebten Rahel Eskeles Flies" berichtet Hormayr in ſeiner Schrift: Kaiſer Franz und Metternich. Ein Fragment. S. 78.

Und doch ist er ein Millionnair und ein vornehmer Mann, und vor ihm beugen sich die stolzen Christen, obwohl er ein Jude ist.

Vor dem stolzen Hôtel des Barons Eskeles Flies hält die Kutsche an, und die Lakaien stürzten herbei, um ihm beim Aussteigen zu helfen.

Langsam, schwerfällig steigt er aus, der funfzigjährige Greis mit dem weißen Haar, der gramgebeugten Gestalt. Langsam tritt er ein in sein stolzes, glänzendes Hôtel, schreitet er die breite Marmortreppe empor, allein, schweigend und einsam. Niemand heißt ihn willkommen, Niemand ruft ihm einen Gruß der Liebe entgegen. Oede und leer sind die reichen Säle.

Er ist ein sehr armer, unglücklicher Mann, der reiche Baron Eskeles Flies.

Siebentes Buch.

Des Kaiſers Ende.

I.

Aufruhr in den Niederlanden.

Kaiſer Joſeph war wieder heimgekehrt von ſeiner Reiſe in die Krim. Er hatte dort einem neuen Triumph der Kaiſerin Katharina von Rußland und des Fürſten Potemkin beigewohnt. Er war Zeuge geweſen, wie Katharina in der von ihr angelegten Feſtung Sebaſtopol die erſten Grüße ihrer einſtigen Kriegsflotte des ſchwarzen Meeres erhielt.

Potemkin hatte ihr dieſen neuen Triumph bereitet. Er lud ſeine Kaiſerin und den Kaiſer Joſeph zu einem Diner ein, das in einem eigens dazu errichteten Pavillon eingenommen ward. Plötzlich aber ward das Mahl durch laute Muſik und Kanonendonner unterbrochen, und als die ruſſiſche Kaiſerin an der Hand des deutſchen Kaiſers aus dem Pavillon hervortrat, ſah ſie da zu ihren Füßen im Golf des ſchwarzen Meeres ihre neue Kriegsflotte in Schlachtordnung aufgereiht, und alle dieſe Schiffe grüßten die Herrin durch die donnernde Jubelſtimme ihrer Kanonen. Dann aber, als dieſe ſchwiegen, rief Potemkin mit begeiſterter Gluth ſeiner Herrin zu: Dieſe Donnerſtimmen rufen es aus, daß das ſchwarze Meer jetzt ſeine Herrin gefunden hat, und daß der ruſſiſche Pavillon nur noch des Augenblicks harrt, um die Waffen und Fahnen Rußlands zu den Mauern Conſtantinopels hinüberzutragen.*)

An einem andern Tage hatte Joſeph in einer Barke mit der Kaiſerin, Potemkin und dem franzöſiſchen Geſandten eine Spazierfahrt in dem Hafen von Sebaſtopol gemacht, um dort die neue ruſſiſche Kriegsflotte näher zu beſichtigen. Als ſie durch die Reihe der fünfund-

*) Siehe: Der Kampf um das ſchwarze Meer. Von Theodor Mundt. Seite 253.

zwanzig wohlausgerüsteten Kriegsschiffe dahin fuhren, welche in stolzem und schönem Kranz die Rhede besetzt hielten, rief Potemkin der Kaiserin zu: „Diese Schiffe harren nur Deines Winkes, um ihre Segel zu entfalten und zum Zuge nach Constantinopel in das schwarze Meer zu stechen!“ *)

Und wie Potemkin so sprach, schaute Katharina mit stolz gehobenem Haupt und leuchtenden Augen hinüber nach jener Seite, wo das stolze Byzanz lag, das noch immer sich ihr nicht gebeugt, und glühende Siegesträume waren in ihrer Brust. Kaiser Joseph aber blickte ernst und stumm hinunter in die schäumenden Wogen des Meers, und Niemand sah das leise, spöttische Lächeln, das einen Moment seine feinen Lippen umspielte, als er Katharina und Potemkin dann wieder von der Wiederherstellung der griechischen Republiken und des alten Hellas sprechen hörte.

Er selbst glaubte nicht mehr an diese großen und sternfunkelnden Phantasieen der großen Kaiserin, die Begeisterung, mit welcher er selber einst die Pläne der Kaiserin aufgenommen und zu den seinen gemacht, war erloschen, er war wieder aus diesen berauschenden Zukunftsträumen erwacht, und die Wirklichkeit und die Gegenwart hatte seine Begeisterung längst gekühlt und sie entnüchtert mit dem Zweifel.

All dieser Glanz und diese Pracht, welche Potemkin aus dem Schutt und der Asche eines eroberten Landes hervorzauberte, um seine Kaiserin zu ergötzen, blendete nicht des Kaisers Augen. Hinter den schnell aufgerichteten Palästen sah er die Trümmer der verwüsteten Städte, hinter den jauchzenden Menschenmassen, welche Katharina begrüßten und die Potemkin von fern her hatte zusammentreiben lassen, sah Joseph die bleichen Schattengestalten der Tartaren, die mit finstern Blicken und mit heimlichen Verwünschungen auf den Lippen diese Frau anschaueten, die sich jetzt ihre Herrin nannte, und die es erst geworden, nachdem sie die Städte in Asche gelegt, das Land verwüstet und mehr als fünftausend Tartaren entweder in den Tod oder in die Fremde getrieben.

Kaiser Joseph ließ sich von all dieser Herrlichkeit der russischen Kaiserin nicht blenden, und wenn Katharina mit schwärmerischem Ent-

*) Theodor Mundt: Kampf um das schwarze Meer. S. 255.

zücken sich diesen stolzen Triumphen hingab, welche Potemkin ihr in ihrer neuen Provinz bereitete, so bewahrte Joseph immer sein stilles, skeptisches Lächeln, mit welchem er in unerschütterlicher Gelassenheit alle diese schönen Dinge sich betrachtete!

Aber doch wieder ging er mit liebenswürdiger Gefälligkeit auf all die ehrgeizigen Träume der Kaiserin ein, und war ihr gern behülflich, sich in allem Glanz ihrer neuen Herrscherwürde zu zeigen, und der neuen Herrscherin der Krim, welche die Städte der alten Khane zerstört hatte, jetzt zu helfen, sich neue Städte zu erbauen. Unfern von Sebastopol wollte Katharina den ersten Stein legen zu einer neuen Stadt, und sie bat Joseph, sie zu begleiten und Theil zu nehmen an der feierlichen Handlung. Der Kaiser war gern bereit dazu und begab sich mit der Kaiserin und ihrem glänzenden Gefolge hinaus auf die wüste Ebene, in welcher die neue Stadt erbaut werden sollte.

Unter dem Donner der Kanonen, unter dem Jubel der Musik und dem Zujauchzen ihrer Cavaliere legte Katharina den Grundstein zu der Stadt Ekaterinoslaw, und nach ihr nahm der Kaiser die Mauerkelle und den Mörtel und fügte den zweiten Stein dem ersten hinzu. — Er that das mit dem, diesem feierlichen Moment angemessenen Ernst, aber als er eine Stunde später mit dem französischen Gesandten, Herrn von Ségur, wie er es täglich pflegte, seinen Abendspaziergang machte, sagte er lächelnd zu ihm: Wir haben heute ein wahres Zauberwerk zu Stande gebracht, die Kaiserin und ich, denn wir haben in einer Minute den Bau einer ganzen Stadt vollendet. Die Kaiserin hat den ersten Stein gelegt und ich den letzten!*)

Aber mitten in diesen Festlichkeiten und Triumphen ward Joseph aufgeschreckt durch seltsame und unerhörte Nachrichten, welche ein Courier ihm von Wien von dem Fürsten Kaunitz brachte. Der Fürst beschwor ihn, heimzukehren in sein Land, welches seines Kaisers bedürfe, denn die Flammen, welche so lange schon unter der Asche sich entzündet, waren jetzt hell emporgeschlagen, das grollende Gewitter, das sich langsam in diesen sieben Jahren der Regierung Josephs zusammengezogen, es begann jetzt sich zu entladen; in den österreichischen Niederlanden zuckten die ersten Blitze des Aufruhrs empor, sie zündeten in allen

*) Masson: Mémoires secrets sur la Russie. Vol. I.

Gemüthern, die Donner der Empörung rollten durch ganz Belgien dahin, und jetzt war dies ganze Land nur noch Ein großes Gewitter, das den Kaiser bedrohte, und seine Macht und seinen Scepter zu Boden schleudern wollte.

Das waren die Nachrichten, welche Fürst Kaunitz dem Kaiser sandte, und die ihn heimriefen nach Wien. In Kisikermann, auf der Rückreise aus der Krim, nahm er Abschied von Katharinen, aber indem er es that, erneuerte er ihr sein Versprechen, wenn die Zeit gekommen, ihr beizustehen gegen die Türken, und ihre Pläne fördern zu helfen mit aller seiner Macht.

Neue Couriere waren eben aus den Niederlanden in Wien angelangt, als der Kaiser, von seiner Reise heimkehrend, dort eintraf. Ganz Belgien stand in hellen Flammen, und an der Spitze der Aufrührer standen die Priester und Bischöfe; sie waren es, welche das Volk aufreizten zur Wuth, indem sie auf die aufgehobenen Klöster, die eingezogenen Kirchen deuteten, und dem Volk sagten, der Kaiser sei ein Ungläubiger und Ketzer, welcher die katholische Kirche zertrümmern und in Asche legen, welcher seinen Unterthanen ihren Glauben und ihre Religion nehmen, und sich selber an die Stelle des Papstes setzen wolle. Die Priester waren es, welche die Studenten in Löwen aufstachelten, indem sie ihnen sagten, daß des Kaisers neue Verordnungen und Gesetze die Belgier ihrer Vorrechte und Freiheiten berauben, und ihnen die Joyeuse entrée*) nehmen wollten.

Und alles dieses, all dieser Aufruhr, dies Schreien und Wehegeheul, rief Joseph, als ihm Kaunitz diese Nachrichten mittheilte, alles dieses,

---

*) Die Joyeuse entrée war die alte verbriefte Verfassung, welche einst Philipp der Gute bei seinem Einzug in Brüssel den Belgiern gegeben. Dieser Verfassung zufolge sollte Belgien nie mit Soldaten beschwert, die Beamten nur aus geborenen Brabantern gewählt und nichts geändert werden an den alten Gerichts- und Jagd-Privilegien. Der große Rath von Brabant sollte immer aus fünf Brabantern bestehen, und aus nur zwei fürstlichen Beamten, die indessen des flamländischen Idioms vollkommen mächtig sein sollten. Außerdem sollten der Joyeuse entrée zufolge die Brabanter nur nach ihren Landesgesetzen und von den einheimischen Behörden gerichtet werden, nie außerhalb Landes geführt, nie von fremden Richtern abgeurtheilt werden.

weil ich einen Seifensieder, den reichen Franz Hondt, nach Wien habe abführen lassen, um ihn zur Verantwortung zu ziehen.

Aber die Joyeuse entrée verordnet, daß jeder Brabanter nur in seinem Lande und von Brabantern gerichtet werde, sagte der Fürst achselzuckend. Die Brabanter kennen jeden Paragraphen ihrer Verfassung sehr wohl!

Aber sie sollen auch mich kennen lernen, rief Joseph heftig. Ich werde nicht zurückweichen. Brabant ist mein, wie alle andern Provinzen meines Landes, die Brabanter sind meine Unterthanen so gut wie die Oesterreicher, die Lombarden, die Ungarn und die Böhmen. Sie sollen sich daher gleich allen Andern den Gesetzen meines Landes unterwerfen. Nicht die fanatischen Priester, nicht der Bischof von Frankenberg soll länger Herr sein in Brabant und Brüssel, ich will es sein, und auch in dieses von Priesterfanatismus und Mönchslehre verdüsterte Land will ich die Aufklärung bringen, will die Gemüther befreien von den Banden religiöser Knechtschaft, will statt eines frömmelnden, müßig betenden Volks, ein glückliches, freies, arbeitsames Volk haben.

Aber die Priester sind leider in Belgien und Brabant mächtiger als Ew. Majestät, sagte Kaunitz gelassen. Der Bischof von Frankenberg ist da der eigentliche Kaiser, denn er beherrscht die Gemüther, während Ew. Majestät nur gezwungenen Gehorsam finden. Der Bischof von Frankenberg ist es, welcher zuerst geschrieen hat gegen die von Ew. Majestät in Belgien errichteten Generalseminarien.

Ich glaube es wohl, daß der bigotte Bischof diese Seminarien haßt, rief Joseph, denn in ihnen will ich dem Volk neue Priester erziehen, damit die Kinder Levi nicht mehr mit dem Menschenverstand ein Monopol treiben können.*) Aber er soll erkennen lernen, der stolze Bischof von Frankenberg, daß ich auch der Kaiser bin über ihn, und daß die Hand des Papstes nicht hinüberreicht nach Brüssel, um den aufrührerischen Bischof zu beschützen vor meinem Arm, wenn der den Ungehorsamen zerschmettern will!

Aber wenn Ew. Majestät so handeln würden, sagte Kaunitz, bedächtig sein Haupt wiegend, so möchte gar leicht der Arm Eurer Majestät,

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe: Briefe Joseph II.

welcher den Biſchof von Frankenberg zerſchmettern will, dabei zugleich Ihre eigene Herrſchaft in Belgien zerſchmettern. Belgien iſt ein ſchlimmes und gefährliches Land. Die Allmacht von tauſend kleinen localen Autoritäten iſt da auf den Baum der Volksfreiheit gepfropft, in Folge deſſen ſind unzählige Mißbräuche in die Verwaltung eingedrungen; es ſind da ſo viele Berechtigte, welche ein Stück Privilegium auszubeuten haben, und Jeder betrachtet den Mißbrauch, von dem er Genuß und Vortheil zieht, als ſein Eigenthum und ſein Recht.

Und weil ich dieſe Mißbräuche abſchaffen will, ſchreien ſie, daß ich ſie bedrohe an ihrem Eigenthum, rief Joſeph ſchmerzlich, und weil ich ihnen neue Geſetze geben möchte, welche ſie glücklich und frei machen ſollen, ſchreien ſie, daß ich ihre alten Privilegien zerſtöre, und klagen mich an als einen Neuerer, der ihr Glück zerſtören will. Oh, mein Freund, ich fühle zuweilen, wie mein Muth ermattet in dieſem fortgeſetzten Kampf mit der Dummheit, dem Eigennutz und dem Hochmuth der Menſchen; es giebt Stunden, in denen ich mir ſchon ſage, daß es ſich eigentlich gar nicht der Mühe verlohnt, den Völkern die Freiheit, die Aufklärung und die Cultur zu bringen, und daß es für die Völker beſſer iſt, wenn man ſie ruhig in der Knechtſchaft des Geiſtes, die ſie nicht mehr empfinden, und in der Erniedrigung, die ihnen eine liebe Gewohnheit geworden, dahin ſchleichen läßt, um nichts bekümmert, als um ihr leiblich Wohl, gleich dem Thier nur dem elenden Leibesbedürfniß nachgebend, und nichts begehrend und wünſchend, als ihres Leibes Nahrung!

Die Völker an ſich ſind auch nichts Beſſeres werth, ſagte Kaunitz mit ſeiner eiſernen Ruhe. Es ſind gedankenloſe, egoiſtiſche Kinder, die Jeder fangen und gewinnen kann, wenn er ihnen ein Stück Zucker darreicht. Ew. Majeſtät haben das vielleicht zu ſehr verſäumt, Ew. Majeſtät haben nicht bedacht, daß es ſehr ſchwer hält, den Kindern, wenn ſie krank ſind, die nützliche Arzenei einzuflößen, und daß man ſie nur dazu vermag, wenn man ihnen zugleich ein Stückchen Kuchen oder ein Spielzeug giebt. Die Belgier ſind auch ſolche kranke Kinder. Die Joyeuse entrée hat ſie krank gemacht, und Ew. Majeſtät wollen ſie nur heilen mit bittern Arzeneien, und mit Pillen, die nicht einmal verſilbert ſind! Das geht nicht, Sire, ſelbſt der geſchickteſte Arzt muß etwas Hocuspocus treiben, und dem Bitterwaſſer einigen Zuckerſtoff

beimischen, damit es trinkbar wird. Ew. Majestät sind zu ehrlich verfahren, zu offen gewesen in Ihren Angriffen gegen das, was die Belgier ihre verbrieften Freiheiten, wir aber verrottete und schändliche Privilegien nennen. Vieles läßt sich thun, wenn man es nur zu verhüllen weiß, und wenn man langsam vorwärts schreitet. Ew. Majestät hätten langsam, Tag um Tag, das alte Gebäude der Joyeuse entrée unterminiren müssen, bis es endlich von selbst zusammengefallen wäre, ganz ohne Geräusch und Aufsehen. Aber statt dessen wollten Sie es an Einem Tage durch eine Pulvermine in die Luft sprengen, und nun schreien diese großen Kinder, es brenne in dem Tempel ihrer Freiheiten, und Ew. Majestät sei es, welcher das Feuer angelegt. Hätten Ew. Majestät den betrügerischen Seifensieder nicht nach Wien abgeführt, sondern ihn richten lassen nach den Gesetzen seines Landes, so würden die guten Brabanter ihn als Verbrecher gestraft haben, während er ihnen jetzt als ein Märtyrer ihrer Freiheit erscheint, und sie um ihn weinen und jammern, als um ein Kleinod, das man ihnen entführt hat!

Ich kann nicht Winkelzüge machen, kann nicht heucheln und schmeicheln, rief der Kaiser. Grade aus ist mein Weg, mit raschem Schritt muß ich ihn vormärts schreiten, und die Wahrheit ist das Banner, das ich in Händen halte!

Aber auf diesem Wege und mit diesem Banner in der Hand werden Ew. Majestät zuletzt vor einem Abgrund anlangen, den Ihre im Hinterhalt lauernden Feinde Ihnen gegraben, und den sie so sorgsam verdeckt haben, daß Ew. Majestät ihn nicht eher bemerken können, als bis Sie in ihm versinken! Die Politik kann nicht grade aus gehen, sie muß immer Seitenwege neben der graden Straße anlegen, sie muß sich auch immer einige Schlupfwinkel offen halten, in denen sie sich bergen kann, wenn es stürmt und ungewittert, und wenn auch die Wahrheit immer ihre Standarte ist, so thut sie doch gut, einen Schleier darüber zu breiten, daß man sie nur halb unkenntlich hinter demselben hindurch glitzern sieht.

Sie mögen Recht haben, seufzte der Kaiser, aber es ist traurig, daß es so ist. Ich hatte es so gut und ehrlich im Sinn! Ich wollte meinen Völkern das Glück bringen und die Freiheit, und sie verkennen meine Absicht und beschuldigen mich der Tyrannei. Ich habe ihnen ein Herz voll Liebe entgegen getragen, und sie schreien wider mich, als sei

ich ihr Feind, der ſie haßt und ſie in's Verderben ſtürzen will. Aber gleich viel! Der Undank der Menſchen ſoll mich nicht irre machen in dem, was ich als recht und groß und gut erkannt habe! Und das Geſchrei der Belgier ſoll mich nicht beſtimmen, meinen Willen zu ändern, der nur das Beſte meines Volkes beabſichtigt. Mit gebundenen Händen kann Niemand arbeiten, mit geknebeltem Munde kann Niemand Urtheil ſprechen und Recht. Die Joyeuse entrée bindet meine Hände und knebelt meinen Mund, ſie iſt der gordiſche Knoten, den ich auflöſen oder zerhauen muß, um Belgien mein zu nennen; das Auflöſen würde zu lange dauern, alſo zerhaue ich ihn!

Eben öffnete ſich die Thür der Kanzlei, einer der Cabinets-Secretaire trat ein, und ſchritt haſtig zu dem Fürſten hin.

Soeben, ſagte er, iſt ein Courier aus Brüſſel angelangt und bringt Depeſchen vom Grafen Belgiojoſo an Ew. Durchlaucht. Da der Courier Ew. Durchlaucht nicht zu Hauſe traf, iſt er hierher gekommen.

Ich hatte befohlen, wenn Couriere anlangten, ſie herzuſenden, damit ich Ew. Majeſtät ſofort Bericht abſtatten könnte, bemerkte Kaunitz, indem er die Papiere nahm und den Secretair mit einem ſtummen Wink bedeutete, hinauszugehen. Erlauben Ew. Majeſtät, daß ich die Depeſchen leſe?

Ich bitte Sie darum, ſagte der Kaiſer haſtig. Hoffentlich bringen ſie uns gute Nachrichten! Ich habe Belgiojoſo ſtrenge Verhaltungsbefehle gegeben, er ſoll meinen Willen durchführen, er ſoll den Belgiern beweiſen, daß ihr Kaiſer ſich nicht einſchüchtern läßt. Er ſoll ihnen ſagen, daß ich, unbekümmert um ihre alten, verrotteten Privilegien, ihnen ihren koſtbaren Seifenſieder nicht wieder ſchicken werde. Er hat mich, ſeinen Landesherrn, betrogen, und es iſt mein gutes Recht, den Betrüger richten zu laſſen nach meinen Geſetzen. Er ſoll ihnen ferner ſagen, daß ſie gleich allen andern Provinzen meines Reichs auch außerordentliche Abgaben entrichten müſſen, ohne daß ich erſt den Brabanter großen Rath um Erlaubniß gefragt habe.

Belgiojoſo hat den Belgiern das Alles geſagt, und ſie nach dem Willen Ew. Majeſtät beſchieden, ſagte Kaunitz, der eben mit dem Leſen der erſten Depeſche zu Ende war. Er hat ihnen geſagt, daß der Seifenſieder Hondt in Wien bleiben und nach den dortigen Geſetzen gerichtet

werden würde, obwohl er ein Brabanter sei. Dafür hat das gute Volk von Brüssel dem Grafen Belgiojoso die Fenster eingeworfen.

Oh, sie sollen mir diese Fenster wohl bezahlen, rief der Kaiser zornig.

Und ferner, fuhr Kaunitz ruhig fort, ferner hat er den Ständen der sieben Provinzen gesagt, daß sie außerordentliche Abgaben auf Befehl Ew. Majestät zahlen müßten, wenn auch der achte Artikel ihrer Joyeuse entrée besagt, daß der Fürst dem belgischen Volk keine Abgaben auferlegen könnte ohne Bewilligung der Stände. Darauf haben sie ihm geantwortet mit dem neunundfunfzigsten Artikel ihrer Joyeuse entrée.

Und wie lautet dieser neunundfunfzigste Artikel ihrer Verfassung?

Er lautet: „Wenn der Fürst sich in irgend einer Weise gegen die eingegangenen Verbindlichkeiten vergeht, wenn er die Vorrechte und Privilegien der Stände mißachtet und etwas anordnet und befiehlt, was den Artikeln der Joyeuse entrée zuwider ist, so sollen ihm die Stände und das Volk keinen Gehorsam mehr schuldig und nicht mehr verpflichtet sein, seinen Bedürfnissen zu genügen."

Das ist die Sprache des Aufruhrs und der Empörung! rief der Kaiser.

Es ist auch abermals zu Aufruhr und Empörung gekommen, sagte Kaunitz, der die zweite Depesche entfaltet und gelesen hatte. Das Volk hat sich in Mecheln und in Brüssel auf den Straßen zusammengerottet, die Bürger haben sich zu Tausenden bewaffnet und sind mit drohendem Geschrei und unter Absingung aufrührerischer Lieder nach dem Palast des kaiserlichen General-Gouverneurs gezogen. Sie haben den Palast umzingelt, und während das andere Volk zu ganzen Schaaren sich auf dem Platz und in den angrenzenden Straßen drängte, haben die bewaffneten Bürger verlangt, daß man ihnen die Thore des Schlosses öffne und sie zu dem General-Gouverneur führe, dem sie die Wünsche des belgischen Volkes vorzutragen hätten.

Und hat mein Schwager, der Herzog von Sachsen-Teschen, sie angenommen? fragte der Kaiser hastig.

Ja, Sire, er hat sie angenommen, sagte Kaunitz, mit einem düstern Blick auf die Depeschen.

Und was hat er den Aufrührern auf ihre unverschämten Forderungen erwiedert? Sie schweigen, Kaunitz? Ah, ich lese in Ihren

Blicken, daß es nichts Gutes ist! Ich kenne ja meinen Schwager Albrecht, oder vielmehr, ich kenne meine Schwester Christine, denn sie spricht immer aus ihrem schwachen Mann, sie ist ihres Mannes Mann! Und Christine ist immer meine Feindin gewesen, von frühester Jugend an ist sie mir stets feindlich gewesen, hat immer zwischen mir und meiner Mutter gestanden, hat alle meine Pläne gekreuzt und verdächtigt, alle meine Schritte zu hemmen gesucht. Oh, Christine wird ihren schwachen Gemahl auch in Brüssel haben eine Antwort sagen lassen, von der sie weiß, daß sie meinen Wünschen entgegen ist!

Es scheint, daß Ew. Majestät Recht haben, sagte Kaunitz mit seiner eisernen Ruhe. Die Bürger haben von dem General-Gouverneur, Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen, die ausdrückliche Erklärung verlangt, daß er die Joyeuse entrée in allen ihren Artikeln anerkennen und sofort wieder herstellen solle, und daß Alles und Jedes, was derselben zuwider sei, sofort abgeschafft werden solle.

Nun, sagte Joseph aufathmend, diese Forderungen sind wenigstens so unverschämt, daß selbst meine Schwester Christine, wie sehr sie auch heimlich meine Feindin sein mag, sie doch nicht bewilligen konnte, um ihrer Würde nichts zu vergeben! Ich bin begierig zu erfahren, wie also mein Herr Schwager sich da herausgewunden und mit was für süßen Schmeichelworten er die Leute abgewiesen hat! Sagen Sie also, Kaunitz, wie war es? Was hat er gesagt?

Er hat sich Bedenkzeit ausgebeten, Sire, zwölf Stunden Bedenkzeit. Die Bürger kamen um eilf Uhr Vormittags, um eilf Uhr Nachts wollte er ihnen Antwort geben auf ihre Forderungen.

Und die Leute kehrten ruhig heim?

Nein, Sire, sie lagerten sich um den Palast, und immer neue bewaffnete Schaaren kamen hinzu, und in einigen Stunden glich der ganze große Schloßraum nur einem ungeheuren Waffenplatz, und hinter den Bewaffneten stand das Volk zu Tausenden, es füllte die benachbarten Straßen, es kletterte auf die Bäume und auf die Dächer, und Alles schrie und heulte, und donnerte und brüllte: Gebt uns die Joyeuse entrée wieder! Die Joyeuse entrée wollen wir haben!

Kaunitz, Sie würden die Wuth des Volkes weniger lebendig ausmalen, wenn die Antwort des Herzogs nicht eine feige und erbärmliche

geweſen wäre! rief Joſeph heftig. Was hat er dem aufrühreriſchen Volk nach abgelaufener Friſt geantwortet? Sagen Sie raſch!

Sire, als die zwölf Stunden verfloſſen waren, als es eilf Uhr ſchlug, warteten die Bürger nicht, daß ihnen die Schloßthore geöffnet würden, ſondern ſie ſchlugen ſie ſelber ein, zweihundert bewaffnete Bürger ſtürzten in's Schloß, und traten unangemeldet zu dem Herzog ein, um ſich ſeine Antwort abzufordern.

Nun, Kaunitz, und ſeine Antwort?

Der General-Gouverneur hat ihnen bewilligt, was ſie forderten, er hat die Joyeuse entrée wieder in allen ihren Punkten hergeſtellt!

Der Kaiſer ſtieß einen Schrei des Zorns aus, und eine tiefe Bläſſe überzog plötzlich ſeine Wangen. Er hat die Joyeuse entrée wieder hergeſtellt, rief er. Oh, ſagte ich es Ihnen nicht zuvor, Chriſtine iſt meine erbitterte Feindin? ſie iſt es, die mir dieſe neue Schmach zugefügt hat! Widerrufen! Sie haben widerrufen, was ich befohlen habe! Das Geheul des wüthenden Pöbels hat genügt, um meine Autorität umzuſtoßen, meinen Willen zu brechen! Oh, was werden ſie gelacht haben, dieſe elenden Empörer, als ſie blos mit dem verpeſteten Athem ihres Mundes meine Befehle wie Kartenhäuſer umſtoßen konnten, wie elend mußte ihnen dieſer Kaiſer dünken, der das Gute ſelbſt nur ſo lange will, als es nicht angefeindet wird, der dem Schlechten den Sieg läßt, ſobald es ſich zum Kampf gegen das Gute erhebt.

Nein, Sire, dieſe Leute haben weder gelacht noch gehöhnt, ſagte Kaunitz ruhig, ſie ſind blos ſelig geweſen, ſie ſind die ganze Nacht hindurch jauchzend und lobſingend durch die Straßen gezogen, ſie haben am andern Tage ganz Brüſſel illuminirt, und ſechshundert junge Leute haben ſich vor den Wagen des Herzogs und ſeiner Gemahlin geſpannt, und haben ſie in's Schauſpielhaus gezogen unter dem lauten Jubelrufen: Vive l'Empereur! Vive la Joyeuse entrée!*)

Vive l'Empereur! rief der Kaiſer höhniſch lächelnd. Sie wollen es mit mir machen, wie die Wilden mit ihrem hölzernen Götzen. Wenn er ihnen nicht den Willen thut, ſo prügeln ſie ihn, und nachher, wenn der Zufall thut, was ſie wünſchten, ſo heben ſie den geprügelten Götzen wieder auf den Altar und beten ihn an. Ich will ihnen aber beweiſen,

*) Groß-Hoffinger III. 201 und Hübner II. S. 447.

daß ich kein hölzerner Götze bin, ſondern ein Mann und ein Fürſt, welcher das Schwert zu führen und den ihm angethanen Schimpf zu rächen weiß. Nur in Blut kann das Feuer des Aufruhrs gelöſcht werden, und alſo will ich es löſchen mit dem Blute der Empörer!*)

Aber es iſt auch ſchon manche Krone untergegangen in den Wogen vergoſſenen Menſchenblutes, ſagte Kaunitz bedächtig, und mancher edle Fürſt iſt in der Geſchichte als Tyrann gebrandmarkt worden, blos weil er das Gute mit Gewalt durchſetzen wollte, und weil er die Böſen, die ihm widerſtrebten, züchtigte. Die aufrühreriſchen Stände haben einen Schein von Recht für ſich, und dieſer Schein wird ſich als Märtyrerglorie um ihre Stirn legen, wenn Ew. Majeſtät mit Härte und Strenge gegen ſie verfahren!

Und doch bin ich, ich allein der Märtyrer! rief Joſeph ſchmerzlich, der Märtyrer der Freiheit und der Aufklärung! Oh, Kaunitz, wie das wehe thut, ſich mit ſeinen beſten Abſichten, ſeinem reinſten Willen verkannt zu ſehen, es dulden zu müſſen, daß die, welche man liebt, irre geleitet werden von der Bosheit, der Heuchelei und dem Uebelwollen unſerer Feinde! Ich muß das Volk ſtrafen, und doch ſind es die Mönche und Prieſter allein, welche Alles verſchuldet haben. Sie haben mir dieſen Aufruhr angeſtiftet, ſie ſtehen hinter den Couliſſen und laſſen die Stände und die Bürger wie Marionetten agiren, ſie halten ſie an ihren Drähten und ſetzen ſie in Bewegung ungeſehen und wohl geborgen.

Und weil es ſo iſt, Sire, und weil das Volk nicht der eigentliche Aufrührer iſt, ſondern die Prieſterſchaft, ſo geben Sie dem Volk und den Ständen noch eine Friſt, verſuchen Sie es noch einmal mit väterlicher Milde und Geduld. Vielleicht, daß es damit gelingt, den Aufruhr zu ſtillen.

Aufruhr? fragte der Kaiſer befremdet. Der Aufruhr iſt ja beſeitigt. Der General-Gouverneur hat ihnen ja die Joyeuse entrée wiedergegeben, er hat den Ständen ja den Willen gethan!

Und doch ſind neue Tumulte ſchon am folgenden Tage entſtanden, Sire. Man hat den Verſprechungen des General-Gouverneurs, wie

---

*) Des Kaiſers eigene Worte. Siehe: Coxe history of the house of Austria. Vol. IV. p. 478.

es ſcheint, gemißtraut; in Brüſſel, in Mecheln, überall haben ſich die Bürger bewaffnet und durchziehen in Patrouillen die Stadt, die Prieſter rufen mit fanatiſchem Geſchrei das Volk zum Kampf auf für die Kirche und den Glauben, aufrühreriſche Schriften, Brandbriefe und Pasquille ſcheinen vom Himmel niederzuregnen, denn ſie liegen an jedem Morgen neu auf den Straßen, ganz Belgien ſteht da wie Ein Mann, und wartet auf die Entſcheidung Ew. Majeſtät. Sie müſſen jetzt das ganze Volk niederſchmettern, wenn Sie Ihren Willen mit Gewalt durchſetzen wollen! Man muß aber niemals zu ſolchen äußerſten Mitteln ſchreiten, ſo lange man noch nicht alle andern Mittel erſchöpft hat.

Und welches andere Mittel rathen Sie mir an? rief der Kaiſer heftig. Soll ich unterhandeln mit dem Pöbel?

Nein, Sire, aber unterhandeln mit dem Volk! Wenn das ganze Volk vereinigt daſteht, iſt es ſeinem Fürſten ebenbürtig, und er erniedrigt ſich nicht, wenn er ihm milde und wohlmeinend begegnet. Noch haben Ew. Majeſtät in dieſen Streitigkeiten nicht perſönlich zu Ihrem Volk geſprochen, verſuchen Sie es damit. Berufen Sie Abgeordnete aller Provinzen und der drei Stände hierher nach Wien, um mit ihnen zu unterhandeln. Damit werden Sie Zeit gewinnen, die erſte Hitze der Aufrührer wird ſich abkühlen, ſie werden wieder nüchtern und beſonnen werden, und warten auf das Ende der Unterhandlungen hier in Wien. Wenn man es aber mit einem aufrühreriſchen Volk erſt bis zum Waffenſtillſtand der Unterhandlungen gebracht hat, ſo iſt das Volk auch ſchon ſo gut wie beſiegt, denn in ſeiner kindlichen Argloſigkeit verſteht es ſich ſehr ſchlecht auf Diplomatenkünſte. Unterhandeln Ew. Majeſtät alſo! Laſſen Sie Deputirte herſenden! Rufen Sie mit väterlichem und gütigem Wort dieſe Deputirten hierher!

Nun wohl, es ſei, ſagte der Kaiſer nach langem Beſinnen. Ich will Ihnen nachgeben, will meinen Stolz bezwingen zum Wohl dieſes armen, von fanatiſchen Prieſtern irre geleiteten Volks. Ich will Deputirte aller Provinzen und der drei Stände und außerdem den General-Gouverneur mit ſeiner Gemahlin und meinen Militair-Bevollmächtigten herbeirufen. Sie Alle ſollen mir Rechenſchaft geben und mir ihre Klagen und Wünſche vortragen. Ich will ſie noch einmal als Vater und Freund anhören, ehe ich ſie als Richter verdamme. Wenn aber auch dieſer letzte Schritt meiner Güte nicht fruchtet, wenn die

Belgier fortfahren in ihren Ausſchweifungen und Empörungen, dann werden ſie auch die Folgen zu tragen haben, und nicht auf mich, ſondern auf ſie allein komme dann die Schuld des vergoſſenen Blutes!*)

II.

Der kaiſerliche Brautwerber.

Ein halbes Jahr war ſeitdem vergangen. Die Deputirten der Niederlande waren nach Wien gekommen, und der Kaiſer hatte mit ihnen unterhandelt, ſeine Güte und Sanftmuth, ſeine Herablaſſung und Freundlichkeit hatte auf ſie Alle einen tiefen Eindruck gemacht, und ſie kehrten heim, um dem belgiſchen Volk die Verſicherung des Kaiſers zu bringen, daß er niemals die Abſicht gehegt, die Freiheiten und Privilegien der Niederländer anzugreifen, vielmehr auch jetzt noch gewillt ſei, dieſelben aufrecht zu erhalten, nur müßten ſie „von einigen ſchädlichen Mißbräuchen, die ſich im Laufe der Zeiten ihnen angehängt, befreit werden.“ Zu dieſem Zweck verſprach der Kaiſer Bevollmächtigte nach Brüſſel zu ſenden, um in ſeinem Namen mit den Ständen zu unterhandeln.

Der Graf von Trautmannsdorf und der General d'Alton waren dieſe Bevollmächtigten, welche der Kaiſer öffentlich nach Brüſſel ſandte, aber als geheimen Bevollmächtigten wollte er ihnen jetzt noch einen dritten treuen Diener und Freund nachſenden, auf deſſen Treue er zählen durfte, wie ſchon Maria Thereſia auf dieſelbe hatte zählen dürfen.

Dieſer geheime dritte Bevollmächtigte, das war der Graf Dietrichſtein, der einſtige Hofmarſchall der Kaiſerin.

Sie ſollen den beiden Andern mit Ihrem feinen Kopf und Ihrem zartfühlenden Herzen zur Seite ſtehen, ſagte Joſeph zu dem Grafen Dietrichſtein, als dieſer kam, von ihm Abſchied zu nehmen. Ich weiß, daß ich meinen beiden Bevollmächtigten in Ihnen einen weiſen Mentor gebe, und ich danke Ihnen, daß Sie mir das Opfer gebracht haben, ſich Ihrer ſüßen Behaglichkeit, Ihrer Ruhe und Ihrer Familie zu ent-

---

*) Des Kaiſers eigene Worte. Siehe: Hübner II. S. 454.

reißen, um mir auf's Neue Ihre Dienſte zu weihen. Aber ich nehme dies Opfer von Ihnen an, denn Sie werden dort in den Niederlanden nicht blos mir, ſondern noch mehr dem armen, mißleiteten Volk von Nutzen ſein. Sie ſind mein Deputirter an die Geſellſchaft, an die öffentliche Meinung. Klären Sie dieſelbe über mich auf, ſagen Sie ihr, daß ich nicht der Tyrann bin, als welchen die Prieſter mich ausſchreien, weil ich einige unnütze Klöſter aufgehoben, und weil ich auch von der Geiſtlichkeit, wie von allen meinen Unterthanen, Gehorſam fordere. Sagen Sie den Belgiern, nicht officiell, ſondern mit der Ihnen eigenen feinen Zutraulichkeit, daß ich wirklich nicht ein ſo ſchlechter Chriſt bin, als die Prieſter es ſagen, wenn ich auch nicht will, daß der Papſt in meinen Landen über mir ſteht und Befehle ertheilen kann, die den meinen zuwider laufen. Kurz, ich wiederhole es noch einmal, klären Sie die öffentliche Meinung über mich auf!

Dies iſt ein ſehr leichter Auftrag, ſagte Graf Dietrichſtein lächelnd, Ew. Majeſtät haben mir da ſchon ſo ſehr vorgearbeitet durch die Aufnahme, welche die belgiſchen Abgeordneten hier gefunden. Es wird nicht nöthig ſein, Sire, die öffentliche Meinung *für* Ew. Majeſtät, ſondern nur, ſie *gegen* die Geiſtlichkeit anzurufen, gegen dieſe aufrühreriſchen Prieſter, welche ſich ſchützen mit dem heiligen Symbol der Kirche, und, ſtatt das Volk zu beſchwichtigen, es aufwiegeln.

Ah, ich ſehe, daß Sie mich verſtanden haben, mein alter treuer Freund, rief der Kaiſer freudig, indem er dem Grafen ſeine Hand darreichte. Nun ſehe ich Sie mit Freuden ſcheiden, denn ich weiß, daß Sie dort Gutes und Heilſames wirken werden!

Ew. Majeſtät wiſſen, daß ich ſtets bereit bin, für meinen Kaiſer mein Leben einzuſetzen, ſagte der Graf ernſt. Es iſt dies aber kein Verdienſt von mir, ſondern eine alte von meinen Ahnen ererbte Gewohnheit meiner Familie. Die Dietrichſtein haben immer treu und feſt in guten und ſchlimmen Zeiten zu dem Kaiſerhauſe geſtanden, und haben ihm gedient in unerſchütterlicher Treue und Ergebenheit.

Ich wünſchte, es gäbe ein Mittel, Ihnen und Ihrer Familie dieſe hundertjährige Treue und Anhänglichkeit zu lohnen, und Ihnen zu beweiſen, daß die Habsburger dankbar ſind, rief der Kaiſer.

Sire, es giebt ein ſolches Mittel, ſagte der Graf nach einer Pauſe mit ernſter Stimme. Wenn Ew. Majeſtät wirklich vermeinen, daß

mein Haus und meine Familie einer Anerkennung von Ew. Majestät werth sind, so weiß ich eine Gnade, um deren Bewilligung ich Eure Majestät anflehen möchte.

Sprechen Sie, Graf, rief der Kaiser hastig. Sprechen Sie, sagen Sie mir Ihre Bitte, ich bewillige sie Ihnen schon, bevor ich sie kenne, denn ich weiß, daß der Graf Dietrichstein niemals etwas Unbilliges und Unmögliches von mir fordern wird.

Ich nehme diese Bewilligung meiner Bitte schon im Voraus von Ew. Majestät an, sagte der Graf mit demselben feierlichen Ernst, wie zuvor. Meine Bitte ist indeß für Ew. Majestät leicht zu erfüllen, sie wird meinem angebeteten Kaiser keine Mühe und Schwierigkeiten machen. Ich wollte Ew. Majestät um eine Gnade bitten in Bezug auf meine Tochter Therese, die ich hier in Wien zurücklasse.

Wie? Sie lassen Therese hier? fragte der Kaiser erstaunt.

Ja, Sire, die Comtesse Therese bleibt hier in meinem Hôtel unter der Obhut ihrer Tante.

Ach, Therese bleibt hier! rief der Kaiser, und es blitzte wie ein Strahl der Freude über sein Antlitz hin.

Graf Dietrichstein sah es, und über *sein* Antlitz hin legte sich ein düsterer Schatten. Ich lasse meine Tochter hier, sagte er, weil die Sendung, welche Ew. Majestät mir aufgetragen, vielleicht nicht ohne Gefahr ist, denn wenn es zu ernsten Conflicten in Belgien kommt, so sind die treuen Diener Ew. Majestät von der Wuth des Volks bedroht. Ich opfere freudig *mein* Leben dem Dienst Ew. Majestät, aber ich habe nicht das Recht, das Leben meiner Tochter zu gefährden. Deshalb bleibt sie hier. Aber freilich, Gefahren giebt es überall, besonders für ein junges schönes Mädchen. Deshalb ist es mir auch nicht genügend, daß Therese hier unter dem Schutze ihrer Tante zurückbleibt, sondern ich möchte ihrer Jugend, ihrer Ehre und Unerfahrenheit noch einen andern kräftigeren Schutz an die Seite stellen.

Der Kaiser hatte, während Graf Dietrichstein so sprach, sich langsam abgewendet und war hastig und unruhig einige Male auf und ab gegangen, dann trat er an's Fenster, und dem Grafen den Rücken zuwendend, schien er aufmerksam hinunter zu schauen auf den Platz.

Graf Dietrichstein blickte mit düsterm Gesicht zu ihm hinüber und ging dann langsam durch das Zimmer nach dem Kaiser hin.

Sire, sagte er laut, ich wünschte meine Tochter Thereſe jetzt zu vermählen!

Mit wem? fragte der Kaiſer, ohne indeſſen ſich umzuwenden.

Mit dem Grafen Philipp von Kinsky, dem Kammerherrn Eurer Majeſtät. Der Graf liebt ſie zärtlich und wirbt ſchon ſeit lange um Thereſens Hand.

Und Ihre Tochter? fragte der Kaiſer, immer noch dem Grafen den Rücken zukehrend und aus dem Fenſter ſchauend. Hat die Comteſſe ſeine Bewerbungen nicht angenommen?

Nein, Sire, ſie hat ſie bis jetzt immer zurückgewieſen. Sie behauptet, einen unüberwindlichen Abſcheu gegen die Ehe zu haben, und verlangt durchaus meine Einwilligung, um in das Kloſter der Eliſabethinerinnen eintreten zu dürfen. Ich aber will ihr meine Einwilligung nicht geben, ich will nicht, daß mein einziges Kind, um einer ſchwärmeriſchen Mädchenlaune willen, ihre Jugend in einem Kloſter vergrabe, ſie gehört der Welt an und ſoll in dieſer Welt eine Rolle ſpielen, wie ſie der Tochter meines Hauſes gebührt. Der Graf Kinsky iſt ein Ehrenmann, er liebt meine Tochter und wird ſie glücklich machen. Ich wünſche deshalb dieſe Verbindung, und es betrübt mich, daß meine Tochter mir ihre Zuſtimmung verſagt. Deshalb alſo will ich das Aeußerſte thun, um meinen Wunſch erfüllt zu ſehen. Meine Tochter iſt auch darin die echte Tochter ihres Hauſes und ihres Vaters, daß ſie eine unbegrenzte Hochachtung und Verehrung für Ew. Majeſtät hegt, und daß jeder Wunſch Ew. Majeſtät für ſie ein Befehl iſt, den ſie ſich beeilen wird, zu erfüllen. Deshalb alſo, und weil ich weiß, daß es zum Beſten meines einzigen Kindes iſt, deshalb wage ich es, Ew. Majeſtät an die Worte zu erinnern, welche Sie vorher geſprochen, und Sie um die Gnade zu bitten, daß Ew. Majeſtät ein mächtiges Wort ſprechen, daß Sie meiner Tochter ſagen, es ſei auch Ew. Majeſtät Wunſch, daß die Comteſſe Dietrichſtein ſich mit dem Grafen Philipp von Kinsky vermähle, und Ew. Majeſtät zweifeln gewiß nicht, daß meine Tochter ſich beeilen würde, Ihren Wunſch zu erfüllen.

Der Kaiſer wandte ſich haſtig um und ſchaute den Grafen mit glühendem Antlitz an. Wie? fragte er mit leiſer, zitternder Stimme. Sie fordern von mir, daß ich den Brautwerber bei Ihrer Tochter machen ſolle?

Sire, es ist die Bitte, welche ich an Ew. Majestät richten wollte, und welche Ew. Majestät bereits die Gnade gehabt, mir im Voraus zu bewilligen, sagte der Graf ernst und fest.

Der Kaiser antwortete nicht sogleich. Er schaute den Grafen mit finstern, durchbohrenden Blicken an, aber der Graf schlug vor ihnen die Augen nicht nieder, sondern er begegnete ihnen mit festem, ruhigem Anschauen.

Eine lange Pause trat ein. Allmälig ward der Blick des Kaisers milder, allmälig schwand die Röthe von seinen Wangen und machte einer tiefen Bläße Platz. Er athmete hoch auf und zuckte zusammen, als erwache er aus tiefem Nachsinnen.

Graf Dietrichstein, sagte er endlich und seine Stimme zitterte, als er sprach, Graf Dietrichstein, ich habe Ihnen gesagt, daß ich mir ein Mittel wünschte, um Ihnen beweisen zu können, daß ich Ihnen dankbar bin für langjährige treue Dienste. Sie haben mir dieses Mittel genannt, und ich nehme es an! Ich werde bei der Comtesse Therese der Brautwerber sein für den Grafen Kinsky!

Ach, daran erkenne ich meinen großmüthigen, edlen Kaiser! rief der Graf in freudiger Rührung, indem er die Hand, welche der Kaiser ihm darreichte, zärtlich an seine Lippen drückte. Oh, Sire, ich danke Ihnen nicht blos in meinem Namen, sondern im Namen aller meiner Ahnen, denn Therese ist die letzte Tochter unsers Hauses, und sie soll unsern Namen rein und schön hinüber tragen in das edle Haus der Grafen Kinsky. Ew. Majestät wollen das vermitteln, und darum danke ich Ihnen in meinem und meiner Ahnen Namen.

Danken Sie mir nicht, mein Freund, sagte der Kaiser trübe. Ich habe Sie verstanden, und Sie haben mich verstanden, das ist Alles! Wann soll ich meine Brautwerberschaft antreten?

Sire, ich soll nach den Befehlen Ew. Majestät heute Abend schon abreisen, und ich möchte meine Tochter gern als Braut des Grafen zurücklassen! Wenn ich wieder heimkehre, soll dann sofort die Vermählung sein!

Gut denn, sagte der Kaiser mit einem mühsam unterdrückten Seufzer, so werde ich noch heute Ihren Wunsch erfüllen und bei Ihrer Tochter den Brautwerber für Kinsky machen. Ist die Comtesse zu Hause in Ihrem Hôtel?

Nein, Sire, sie ist heute Morgen hinausgefahren auf unsere Villa in Schönbrunn. Aber ich werde sogleich meine Equipage hinaussenden, die Comtesse abzuholen, und sobald sie hier ist, werde ich die Ehre haben, es Ew. Majestät zu melden.

Nicht doch, lassen Sie die Comtesse immerhin in der Villa, sagte der Kaiser rasch, gönnen Sie es ihr, noch einen Tag in stiller Zurückgezogenheit ihren jungen Mädchenträumen nachzuhängen, ehe sie als Braut des Grafen Kinsky eintritt in die große Welt. Ich werde meine Spazierfahrt nach Ihrer Villa richten und dort meine Werbung anbringen. Und damit die Sache bald entschieden sei, werde ich sogleich fahren. Freilich werde ich dann wohl auf Ihre Begleitung verzichten müssen, denn ich weiß, daß Sie sogleich zum Fürsten Kaunitz wollen, der Sie schon erwartet, um Ihnen weitere Instructionen zu geben.

Ein düsterer, mißtrauischer Blick des Grafen Dietrichstein traf das Antlitz des Kaisers; er begegnete diesem Blick und fuhr hastiger fort: aber wenn Sie mich auch nicht begleiten können, so werden Sie mir doch nachfolgen. Ich erwarte Sie in Ihrer Villa, und bringen Sie nur gleich den Grafen Kinsky mit, damit wir ihm seine Braut entgegenführen können, wenn Sie wirklich meinen, daß meine Fürbitte bei der Comtesse von Einfluß sein wird!

Ich bin davon überzeugt, Sire. Meine Tochter Therese wird den Wünschen Ew. Majestät ebenso gehorsam sein als ich. Und so wie ich jetzt getreu den Befehlen Ew. Majestät zum Fürsten Kaunitz gehe und auf das Glück verzichte, Ew. Majestät nach meiner Villa begleiten zu können, so wird auch Therese den Befehlen Ew. Majestät gehorchen, und den Gemahl annehmen, den Ew. Majestät ihr vorschlagen.

Wir wollen es versuchen, sagte der Kaiser düster. Eilen Sie, Herr Graf, sich beim Fürsten Kaunitz zu beurlauben. Ich fahre sogleich nach Ihrer Villa, und Sie — beeilen Sie sich, mir dahin mit Ihrem Schwiegersohne nachzukommen!

Er reichte dem Grafen seine Hand dar und entließ ihn mit einem freundlichen Lächeln. Aber sobald der Graf das Zimmer verlassen hatte, schwand dieses Lächeln von dem Antlitz des Kaisers, und es nahm den Ausdruck tiefer Trauer an. Mit einem schweren Seufzer auf einen Sessel niedergleitend, schlug er beide Hände vor sein Angesicht.

So saß er lange da, unbeweglich, nur zuweilen aufächzend wie

in tiefer Pein. Tiefe Stille herrſchte um ihn her; aber plötzlich ward ſie unterbrochen durch den hellen Klang der Kaminuhr, welche die elfte Stunde anſchlug.

Der Kaiſer ſchrak zuſammen und ließ die Hände von ſeinem Antlitz gleiten, welches jetzt farblos war und tief bewegt. Elf Uhr! flüſterte er mit zitternden Lippen. Die Zeit verfliegt und ich muß eilen, denn ich habe mein Wort gegeben, und es ziemt mir, es zu halten! Ein Kaiſer hat nicht Zeit, ſeinem Schmerz nachzuhängen, er darf nicht menſchlich leiden, und nicht Schonung haben für ſich ſelber! Ach, es iſt zuweilen ſehr ſchwer, ſeiner Pflicht zu genügen! Aber ich will es! Die Deviſe meines Wappens muß ich treulich erfüllen! Virtute et exemplo! Fort zu ihr!

Eine Viertelſtunde ſpäter fuhr der Kaiſer hinaus nach der Villa des Grafen Dietrichſtein, die unfern von dem Luſtſchloß Schönbrunn inmitten eines Parks belegen war. Der Kaiſer fuhr dahin, ganz allein in ſeinem Cabriolet, nur begleitet von ſeinem Jockey, der hinter ihm auf dem leichten Wagen ſaß. Die Leute auf den Straßen Wiens blieben ſtehen, um den Kaiſer vorüberfahren zu ſehen und ihn zu begrüßen; Joſeph nickte freundlich nach allen Seiten hin, und Niemand ſah es, wie bleich ſeine Wangen, und wie traurig ſeine Augen waren, denn der Kaiſer liebte es, wie ſeine Mutter, raſch zu fahren, und er flog in ſeinem Cabriolet, das er ſelber leitete, flüchtig wie ein Blitz vorüber.

III.

Der letzte Liebestraum.

Thereſe von Dietrichſtein war allein in dem kleinen Pavillon am Ende des Parks. Dieſer Pavillon gehörte ihr allein; für ſie hatte ihr Vater ihn erbauen laſſen ganz nach den Wünſchen und dem Begehr ſeiner Tochter. Der Pavillon beſtand aus einem kleinen Salon und einem Cabinet. In dem Salon empfing Thereſe ihre Gäſte, ihren Vater, ihre Tante, oder die nächſten Freunde ihres Hauſes, er war mit der äußerſten Eleganz und doch ohne allen Prunk eingerichtet, und man konnte darin füglich die vornehmſten, wie die beſcheidenſten Gäſte auf-

nehmen. Das Cabinet aber durfte Niemand ohne Thereſens beſondere Einwilligung betreten, es war ihr Sanctuarium, ihre Zelle, ihr Atelier. Dort feierte das junge Mädchen ihre ſtillen heiligen Andachtsſtunden, dort hing ſie in ungeſtörter Stille ihren jungen Mädchenträumen nach, dort verwandelte ſich die Gräfin in eine Künſtlerin, welche mit tiefem Ernſt die Künſte, welche ſie liebte, und denen ſie ſich hingegeben, übte und ſtudirte. Thereſe war eine Virtuoſin auf dem Clavier und der Harfe, und eine ausgezeichnete Malerin. Ihr Vater und ihre nächſten und vertrauteſten Freunde wußten das; Niemand ſonſt hatte Proben davon, denn Thereſe war ſcheu wie eine Gazelle, ſie verbarg mit erröthender Schüchternheit ihre Talente vor jedem fremden Blick und Ohr.

In der glänzenden Villa und in dem Hôtel ihres Vaters war ſie die vornehme Dame, die ſtolze Grafentochter, welche es ſehr wohl verſtand, zu repräſentiren, welche in dem Salon ihres Vaters ſtatt ihrer Mutter die Dame des Hauſes machte, und alle Welt entzückte durch ihre Anmuth, ihre Schönheit und ihren Geiſt. In ihrem Pavillon aber war Thereſe nur die Künſtlerin oder das träumeriſche junge Mädchen. In ihrem Cabinet ſtand ihre Harfe, ihr Clavier, und nahe an dem großen Fenſter die Staffelei, an welcher ſie malte, daneben der runde Tiſch, auf welchem ihr Zeichenbrett, bunte Farben und Stifte lagen.

Wenn ſie in dem Cabinet war und malte oder muſicirte, mußte ihre Kammerfrau draußen vor dem Pavillon Wache halten, um, ſobald irgend ein Beſuch durch die Allee, den einzigen Weg, der zu dem Pavillon führte, ſich nahete, ſofort zu ihrer Herrin zu eilen und ihr Nachricht davon zu geben. Dann erhob ſich Thereſe von ihrer Harfe oder von ihrer Staffelei, und trat aus dem Cabinet, deſſen einzige Thür ſie ſorgfältig hinter ſich verſchloß, in den Salon, um dort ihre Gäſte zu empfangen.

Heute war Thereſe in ihrem Cabinet, und da ſie keinen Beſuch zu fürchten hatte, denn ihr Vater war mit ihrer Tante nach Wien gefahren und wollte erſt am Nachmittag zurückkehren; da ſie alſo bis dahin ſicher war, ganz allein zu ſein, hatte ſie die Portière, welche in den Salon, und die Thür, welche von da in den Garten führte, nicht geſchloſſen. Die ſchöne friſche Sommerluft ſollte durch Thür und Fenſter zu ihr eindringen, der Garten ſollte ihr ſeine Düfte und das ſanfte Bäumerauſchen herein ſenden. Sie war ja ganz ſicher, nicht

gestört und überrascht zu werden, denn draußen im Garten unfern von dem Pavillon saß ja ihre treue Kammerfrau und hielt Wache, daß kein Unbefugter sich nahen durfte.

Thereſe war also ganz unbesorgt. Sie durfte sich zwanglos ihren Phantasieen und Träumen hingeben, durfte thun und treiben, was ihr beliebte. Sie hatte eben musicirt, zu ihrer Harfe hatte sie sich ein Lied gesungen, das sie selber gedichtet und componirt. Die letzten Töne dieses Liedes waren eben verhallt; Thereſe ließ ihre weißen durchsichtigen Hände von den Saiten niedergleiten und lehnte ihre Stirn an die goldene Säule ihrer Harfe. Der goldene Adler, der sich auf der Spitze der Säule befand, schwebte mit seinen weit ausgebreiteten Schwingen über dem Haupt Thereſens, als wolle er sie beschützen mit seinen Fittigen und die Pfeile des Unglücks von ihr abwenden.

Das junge Mädchen überließ sich ihren Träumen; die Worte des traurigen Liedes, das sie eben gesungen, schienen noch in ihr nachzuklingen, denn sie seufzte tief auf, und zwei Thränen glitten langsam über ihre Wangen nieder. Wer sie so gesehen hätte in ihrer schwermuthsvollen Haltung, in diesem leichten luftigen weißen Negligé, das lose und malerisch ihre edle stolze Gestalt umhüllte und in langen wallenden Falten bis auf die Füße herunterfiel, wer sie so gesehen, das schöne Haupt geneigt an die Harfe, die schönen, nur halb von den weiten weißen Aermeln verhüllten Arme nachlässig im Schooße ruhend, die bleichen und durchsichtigen Wangen von Thränen bethaut, der hätte die zarte, edle und schöne Erscheinung wohl für den Genius der Musik halten mögen, der, an die Harfe gelehnt, an dem Grabe irgend eines großen Künstlers trauere.

Aber Thereſe war nur mit ihrem eigenen Leid beschäftigt, sie trauerte nur um sich selber, und die Thränen, die über ihre Wangen niederglitten, galten dem Kummer, der tief in ihrer Seele schlummerte, und den sie niemals zu Worten aufwachsen ließ, den sie sich selber kaum zu gestehen wagte.

Als daher die Thränen jetzt von ihren Wangen auf ihre Hände niederfielen, schrak sie zusammen, als habe eine brennende Kohle sie berührt, und hob hastig ihr Haupt empor. Ein ängstlicher Blick ihrer großen dunkelblauen Augen irrte in dem Gemach umher, ein leises

Roth flog über ihre Wangen hin, als erröthe sie über diese Thränen, welche ihr Herz verrathen.

Ich will nicht weinen, sagte sie leise. Niemand darf ahnen, daß mein Herz trauert, ich selber kaum! Nein, ich will nicht weinen! Ich will mein Geschick annehmen und es schweigend tragen! Schweigend und muthig! Für mich giebt es auf Erden kein Glück, aber das Unglück will ich mir fern halten und mich nicht einschmieden lassen in seine Fesseln. Frei will ich sein und bleiben, und keine Drohungen und keine Bitten sollen mich vermögen, meine traurige Freiheit aufzugeben. Ich will wenigstens das Recht haben, weinen zu dürfen, ohne daß meine Thränen mich anklagen, träumen zu dürfen, ohne daß meine Träume ein Verbrechen sind! Ich nehme mein Schicksal an, aber nur von meinem eigenen Herzen; ich will meinen einsamen stillen Weg durch das Leben dahin gehen, und wenn sie mich mit Gewalt davon forttreiben wollen, so flüchte ich mich in ein Kloster! Ja, rief sie ganz laut und begeistert, ja, dann flüchte ich in ein Kloster!

Und warum in ein Kloster? fragte eine sanfte Stimme hinter ihr.

Therese stieß einen Schrei aus und sprang so rasch empor, daß die Harfe mit einem schrillenden Klang zurückfiel an die nahe Wand.

Therese kannte diese sanfte Stimme gar wohl, sie war die Musik ihrer Träume, das heimliche Entzücken ihres Herzens, und wie sie jetzt so unvorbereitet, so unerwartet an ihr Ohr schlug, hatte das junge Mädchen ein Gefühl, als ob ein Blitz ihr Herz treffe, als ob sie sterben müßte, sie wußte selber nicht, ob vor Entsetzen oder vor Glückseligkeit.

Joseph! rief sie laut; sich selber unbewußt, und ganz ermattet, ganz überwältigt sank sie wieder nieder auf den Sessel. Ihre Arme fielen kraftlos nieder, ihr Haupt neigte sich auf ihre Brust, ein Zittern durchflog ihre ganze Gestalt.

Sofort war der Kaiser an ihrer Seite. Mit dem Ausdruck tiefen Erschreckens neigte er sich zu ihr nieder und faßte ihre Hände.

Verzeihung, Comtesse, sagte er leise, ich habe Sie erschreckt. Es war unrecht von mir, daß ich es wagte, unangemeldet bei Ihnen einzutreten und die Kammerfrau fortzuschicken, die mich annonciren wollte. Oh mein Gott, in meinem Egoismus dachte ich nur an mich, nur daran, daß ich nicht eine Minute länger warten wollte, Sie zu sehen, und daß das Annonciren das verzögern würde. Oh, sagen Sie mir, daß Sie

mir verzeihen, Comteſſe, ſchauen Sie mich an und laſſen Sie mich in Ihrem Antlitz leſen, daß Sie mir vergeben haben!

Sie hob langſam ihr Haupt empor und ſchaute ihn an. Sie wollte ſagen, daß ſie ihm nicht zürne, aber das Wort verſtummte auf ihren Lippen; der Kaiſer bannte es mit ſeinen großen blauen Augen, die mit einem Ausdruck unausſprechlicher Zärtlichkeit auf ihr ruhten. Sie hatte nicht die Kraft, dieſen Augen auszuweichen, dieſe tiefen zärtlichen Augen bannten ſie wie ein Zauberkreis und ſchienen mit magiſcher Kraft die geheimſten Gedanken ihres Herzens hervorzulocken und ſie aus ihren Blicken ſprechen zu laſſen.

Verſtand der Kaiſer, was dieſe Blicke zu ihm ſagten?

Er ſchaute ſie noch immer an, ſo tiefernſt, ſo zärtlich und durchdringend. Sie verſuchte, ſich dieſem Zauber zu entwinden, ſie wollte die Augen niederſchlagen, das erhobene Haupt ſenken, und aufſtehen. Er drückte ſie ſanft wieder in ihren Seſſel nieder und bat leiſe: bleiben Sie! Und als ſie ihr Haupt ſenkte, legte er mit einem unausſprechlichen Ausdruck ſeine beiden Hände an ihre Wangen, und hob ihr Haupt empor und ſchaute ſie an.

Oh, entziehe mir nicht Dein Antlitz, Thereſe, flüſterte er leiſe. Ich habe es ſo lange nicht geſehen, ſo ewig lange nicht! Laß mich Abſchied nehmen von dieſem letzten ſchönen Traum meines Lebens, Abſchied von Deinem Engelsangeſicht.

Sie zuckte ſchmerzlich zuſammen und fragte leiſe: Abſchied?

Ja, ſo iſt es! ſagte Joſeph. Abſchied! heißt das Wort, welches mich hergeführt. Sie haben mein Herz errathen, die klugen Menſchen, ſie haben das Geheimniß ausgeſpürt, von dem ich glaubte, daß nur ich und Gott es kenne. Und doch habe ich Dir niemals geſagt, wie unausſprechlich ich Dich liebe! Aber meine Augen haben es doch verrathen, und ſeit jenem Abend, wo ich in Schönbrunn die Roſe aufnahm und ſie küßte, die Dir vom Buſen gefallen, ſeit jenem Abend habe ich Dich nicht wieder geſehen. Ich hätte es Dir nie geſagt, daß ich Dich liebe, aber der Schmerz und die Ueberraſchung dieſer Stunde entlockt mir dieſes Wort. Es wird vor Deinen Ohren verklingen, wie eine fremde Melodie, die Du einſt von einem armen vorüberziehenden Wanderer vernommen, und Du wirſt ſie vergeſſen unter den Jubelklängen Deines ſchönen glücklichen Lebens!

Er ließ ſeine Hände langſam von ihrem Antlitz niedergleiten und wandte ſich ab, um die Thränen nicht ſehen zu laſſen, die ſeine Augen verdüſterten.

Thereſe ſtand auf, ſie wollte fliehen, und vermochte es doch nicht, ein ſüßer Schauer durchrieſelte ihre ganze Geſtalt und machte das Blut in ihren Adern ſtocken, und ihr Herz ſtill ſtehen, und dann wieder ſo heftig und ſtürmiſch ſchlagen.

Der Kaiſer wandte ſich wieder zu ihr hin, und ſein Antlitz war jetzt ernſt und gefaßt. Er hatte ſich überwältigen laſſen von dem erſten Moment des Wiederſehens, das fühlte er mit Beſchämung, und er wollte jetzt wieder gut machen.

Schweigend nahm er die Hand Thereſens und führte ſie zu dem Divan hin, in welchen er ſie mit ſanfter Gewalt niederdrückte. Sie ließ es geſchehen, ſie hatte keinen eigenen Willen mehr, ſie war ſich keines andern Gedankens bewußt, als daß Er da war, Er, deſſen Name in ihrem Herzen brannte, und den ihre Lippen kaum zu nennen wagten. Ihre ganze Seele lag in dem Blick, mit welchem ſie zu ihm aufſchaute, zu ihm, der mit verſchränkten Armen vor ihr ſtand und ſie betrachtete, wie man ein ideales Kunſtwerk, ein angebetetes Heiligenbild betrachtet.

Thereſe, ſagte Joſeph nach einer langen Pauſe, warum ſagten Sie vorher, daß Sie in ein Kloſter flüchten wollten?

Thereſe ſchrak zuſammen, und das Lächeln erblaßte auf ihrem Antlitz, denn ſeine Stimme kam ihr jetzt ſo kalt und hart vor. Joſeph verſtand ihren Blick und neigte ſich nieder zu ihr, und wiederholte mit leiſer, weicher Stimme ſeine Frage.

Wenn mein Vater mich zwingen will zu einer verhaßten Vermählung, dann flüchte ich mich in ein Kloſter, ſagte Thereſe, die unter dem Zauber ſeiner Blicke die Wahrheit aus ihrem Herzen auf ihre Lippen hervorſtrömen fühlte, wie der Duft aus dem Kelche der Roſe ſteigt.

Aber Sie werden ihm doch folgen und nachgeben müſſen, Thereſe, ſagte er traurig, eingedenk des Verſprechens, das er dem Grafen gegeben. Sie werden ſich vermählen müſſen.

Ich werde es niemals thun, rief ſie heftig, ich werde mich niemals vermählen.

Es iſt indeſſen die Beſtimmung des Weibes, ſagte Joſeph, das Weib ſoll dem Gatten folgen.

Wenn sie ihn liebt, unterbrach sie ihn rasch. Oh, es muß süß und köstlich sein, mit dem Geliebten in die Welt hinauszugehen, mit ihm Leid und Freude zu theilen, ihm sich hinzugeben mit allen Gedanken, allen Wünschen, aller Begeisterung der Seele, aller Gluth des Herzens, für ihn zu leben in Liebe, für ihn, wenn Gott diese Gnade gewährt, zu sterben in Liebe.

Therese! rief Joseph mit leidenschaftlicher Innigkeit, über dem Anschauen ihres strahlenden, begeisterten Angesichts all seiner Vorsätze, seiner Versprechungen vergessend.

Sie schrak zusammen bei ihrem Namen und schien wie aus einer Verzückung zu erwachen. Tief erröthend senkte sie ihre Blicke nieder. Ich werde ein solches Glück nie kennen lernen, sagte sie, ich werde mich nie vermählen!

Nie?

Nein, nie!

Und warum nicht? fragte er heftig. Warum wollen Sie, so jung, so schön, so begeistert und glühend, warum wollen Sie schon jetzt, am Eingang in das Leben, verzichten auf das Glück desselben? Warum wollen Sie sich nie vermählen?

Therese antwortete ihm nicht. Sie saß da mit niedergeschlagenen Augen, beschämt, verwirrt, und in dieser Verwirrung überaus reizend anzuschauen.

Sagen Sie es mir, Therese, bat er dringender, vertrauen Sie es mir, mir, dem Ihr Wohl und Ihr Glück theurer ist, als sein eigenes Leben, sagen Sie es mir, warum wollen Sie sich nicht vermählen?

Therese antwortete noch immer nicht.

Joseph neigte sich zu ihr nieder und faßte ihre Hände, die in ihrem Schooß ruhten, und diese Berührung schien sie Beide zu durchglühen, wie ein elektrischer Funke, denn Beide schraken sie zusammen, Beide erröthete sie.

Oh, schau mich an, Therese, flüsterte er leise, hebe Dein Antlitz zu mir empor und laß mich in Deinen Augen die Antwort lesen, die mir Deine Lippen versagen. Schau mich an, Therese, denn Dein Antlitz ist mein Himmel und mein Licht, und wenn ich es nicht sehe, ist es trübe um mich und kalt.

Thereſe hatte nicht die Kraft, ihm zu gehorchen, ſie neigte ihr Haupt tiefer, und bange Seufzer hoben ihre Bruſt.

Joſeph, kaum wiſſend, was er that, kniete vor ihr nieder, um ihr in's Antlitz zu ſehen, um in ihren Mienen zu leſen, um ihre Augen zu ſchauen. Vor ihr auf den Knieen liegend, ihre Hände in den ſeinen, ſein Antlitz nahe dem ihren, ſah er ſie an mit ſeinen flammenden Blicken und flüſterte: warum willſt Du Dich nicht vermählen?

Der Zauber ſeiner Augen wirkte wieder auf ſie; wider Willen hob ſie ihre Blicke empor und begegnete den ſeinen, wider Willen, betäubt, ſelig, befangen von ſeiner Nähe, ſeinem Anſchauen, ſeinen Worten, wider Willen flüſterte ſie: Weil ich Dich liebe!

Hatte ſie das wirklich geſprochen? War ſie wirklich von ihren Lippen gehaucht, dieſe ſüße, heilige Muſik? Waren es nicht die Bäume geweſen, die ſie gerauſcht? Hatten ſie nicht die Vögel geſungen, die vorüberflatterten an den Fenſtern? Hatte ſie nicht der Himmel geflüſtert, der ſo rein und blau zu ihnen hernieder ſchauete?

Hatte Thereſe wirklich dieſe ſüße, heilige Muſik von ihren Lippen tönen laſſen, dieſe Muſik, welche Joſephs Herz mit ſüßen Schauern erfüllte und ſein Antlitz ſtrahlen machte wie im Sonnenglanz?

Er kniete noch immer vor ihr und hielt ihre zuckenden Hände in den ſeinen und ſchaute ſie an mit einem ſtolzen, ſeligen Lächeln.

Und ſo habe ich Dich endlich gefunden, Du letzter Stern meines düſtern, einſamen Lebens, ſagte er nach einer langen Pauſe, ſo biſt Du endlich mein geworden, Du ſchüchterne Gazelle, die ſcheu vor mir her floh, immer höher, höher hinauf den ſteilen Pfad, höher hinauf in Schnee und Eis? Endlich, hoch oben in den Schneeregionen des Lebens, da hat ſie ſich mir ergeben, meine ſüße Gazelle. Oh, Thereſe, warum erſt in den Schneeregionen, warum habe ich Dich nicht gefunden am Anfang meiner Laufbahn, warum erſt jetzt, da ich ein Mann bin, ein alternder, von Sorgen gebeugter Mann? Und dennoch danke ich Dir, daß ich Dich jetzt finde, denn Du giebſt mir meine Jugend wieder, meine Illuſionen und Jünglingsträume. Wenn ich Dich anſchaue, bin ich wieder jung und das Leben lacht mir wieder entgegen, und alle Schmerzen ſind vernarbt in meinem Herzen, und alle Erfahrungen ſind ausgelöſcht. Ich fühlte und wußte das, als ich Dich zum erſten Mal ſah, Thereſe, als Du an der Hand Deines Vaters mir entgegentrateſt,

so stolz wie eine Königin, so demüthig wie eine Priesterin, so schön wie eine Venus. Ich stand Dir stumm und staunend gegenüber und fand kein Wort, Dich zu begrüßen, aber mein Herz grüßte Dich mit seinen lauten Schlägen und hieß Dich willkommen als seine Herrin! Und so bin ich Dein Sclave geworden, ohne daß ich es selber wußte, so bin ich Dir gefolgt und habe Dir gehuldigt, ohne zu wissen, was ich that. Nur neulich, als ich jene Rose nahm und sie küßte, und dann Deinen Vater sah, der mich mit düstern Blicken anschaute, da ward ich zuerst mit mir selber klar, da wußte ich, daß ich Dich liebe, daß ich Dich ewig lieben werde. Ja, Thereſe, Du bist meine letzte Liebe, der letzte Liebestraum eines armen, mattgehetzten Menschen, den sie da draußen einen Kaiser nennen, der aber vor Dir kniet, wie ein armer, kranker Bettler vor dem Madonnenbild, und Dich anfleht um ein wenig Trost und Erquickung, um eine milde Gabe Deiner Liebe! Neige Dich zu mir, Madonna, Einmal nur laß mich tief in Deinen Augen lesen, Einmal nur laß mich ihn noch träumen, den letzten Liebestraum! Oh, sie werden schon kommen, mich zu wecken, mich aufzuschreien mit der Mahnung, daß ich ein armer Kaiser bin, der nicht werben darf um den reichen Schatz Deiner Liebe, daß Du eine reiche, stolze Gräfin bist, die alles Glück und alle Pracht des Lebens verschenken soll an einen andern Mann, nicht an mich, oh, nicht an den armen Kaiser! Neige Dich zu mir, Thereſe, nur Einmal, Einmal berühre meine Lippen mit einem Kuß, weihe meine Lippen für den Schmerz und die Entsagung!

Und Thereſe, ganz überwältigt von seinen Worten, seinen Blicken, Thereſe, gleich ihm befangen in dem begeisternden Traum ihrer Liebe, neigte sich zu ihm nieder, ihre Augen leuchtend in Thränen, ihr Mund umflattert von einem seligen Lächeln.

Ihre Lippen brannten auf einander, innig und fest, ihre Arme legten sich wie von selbst um seinen Nacken, seine Arme schlangen sich fest um ihre schlanke Gestalt. Eine unaussprechliche Wonne durchglühte sie Beide in diesem ersten Kuß ihrer Liebe.

Tiefe Stille herrschte um sie her. Auf einmal ward diese Stille unterbrochen von einem doppelten Schrei, und in der offenen Portière des Salons stand Thereſens Vater mit dem Grafen Kinsky, die entsetzten bleichen Gesichter hingewandt auf das Liebespaar.

Der Kaiser sprang empor, flammend vor Scham, vor Zorn und

Schreck. Thereſe ſchauerte in ſich zuſammen und ſchlug ihre beiden Hände vor ihr bleiches Angeſicht, und ſaß da, tief gebeugt, zitternd wie eine Angeklagte, die ihr Urtheil erwartet.

Eine lange Pauſe trat ein, Niemand wagte es, das erſte Wort zu ſprechen, den Gefühlen Ausdruck zu geben, die mit wildem Ungeſtüm in ihrem Innern tobten.

Mit finſtern, drohenden Blicken ſchauten die beiden Grafen hinüber zu dem Kaiſer, der, an der Fenſterniſche lehnend, die großen Augen mit einem unausſprechlichen Ausdruck von Schmerz und Klage zum Himmel emporgerichtet hatte.

Endlich wandten ſich dieſe Blicke niederwärts, und richteten ſich hinüber nach den beiden Männern, die noch immer unbeweglich, finſter und ſchweigend auf der Schwelle ſtanden.

Die ſchmerzliche Spannung verſchwand aus des Kaiſers Zügen, die jetzt einen milden, ſchwermuthsvollen Ausdruck annahmen. Er hatte ſeinen Schmerz niedergekämpft, er hatte ſein Herz bezwungen!

Mit ſtolz gehobenem Haupt, mit ruhiger, ernſter Haltung trat er wieder zu Thereſen hin, die noch immer mit verhülltem Antlitz da ſaß.

Stehen Sie auf, Thereſe, und geben Sie mir Ihre Hand, ſagte er faſt gebieteriſch.

Sie gehorchte ihm ohne Widerſtreben und reichte ihm aufſtehend ihre Hand. Der Kaiſer nahm ſie und drückte ſie feſt in der ſeinen, als wollte er ihr damit Muth einflößen, den Muth der Entſagung.

Sie an der Hand führend, durchſchritt Joſeph mit ihr das Gemach und ging zu den beiden Grafen hin, die ihnen entgegen ſchauten wie zwei Richter dem Angeklagten.

Herr Graf Dietrichſtein, ſagte der Kaiſer ernſt und feſt, Sie mahnten mich heute an die hundertjährigen Dienſte, welche Ihre Familie dem Kaiſerhauſe geleiſtet, und ich verſprach Ihnen zu vergelten, wenn es in meiner Macht ſtände. In dieſer Stunde iſt es in meine Macht gegeben. Herr Graf Dietrichſtein, ich führe Ihnen Ihre Tochter zu, ſie iſt bereit, freudig und gehorſam Ihren Willen zu thun, und den Gemahl anzunehmen, den Ihre väterliche Liebe ihr ausgewählt. Sie giebt Ihnen und mir, und auch Ihnen, Herr Graf Kinsky, ihr Wort, daß ſie nicht in ein Kloſter gehen, und auch nicht unvermählt bleiben, ſondern daß ſie ihr Geſchick ertragen und ihren Beruf erfüllen

will, wie wir Alle es müssen. Nicht wahr, Thereſe, es iſt ſo, wie ich in Ihrem Namen Ihrem Vater verſpreche?

Ja, es iſt ſo, ſagte ſie leiſe.

Und jetzt, Herr Graf Dietrichſtein, fuhr der Kaiſer fort, jetzt muß ich Sie bitten, Ihre Reiſe noch auf einige Tage zu verſchieben. Ich gebe Ihnen noch acht Tage Urlaub, damit Sie alle Anordnungen treffen, die zur Vermählung Ihrer Tochter nothwendig ſind, denn es iſt beſſer, daß Sie ſie als vermählte Frau denn als Braut zurücklaſſen. In acht Tagen, wünſche ich, ſoll die Vermählung ſtattfinden in der Kapelle der Kaiſerburg. Ich ſelbſt will Zeuge ſein bei der Trauung. Herr Graf von Kinsky, ſehen Sie da Ihre Braut, in acht Tagen ſchon Ihre Gemahlin! Leben Sie wohl! In der Schloßkapelle ſehen wir uns wieder!

Er grüßte die Herren mit einem flüchtigen Neigen des Kopfes, und ging an ihnen vorüber und durchſchritt raſchen Fußes den Salon. Er hörte wohl den durchdringenden Schmerzensſchrei, der von Thereſens Lippen tönte, aber er wandte ſich nicht um, auch dann nicht, als Graf Dietrichſtein mit lauter, ängſtlicher Stimme nach Hülfe, nach Thereſens Kammerfrau rief. Aber als der Kaiſer dieſe Frau, welche den Ruf nicht gehört, weiter hinauf in der Allee bemerkte, ging er zu ihr hin und ſagte flüchtig: die Comteſſe iſt ohnmächtig geworden, eilen Sie zu ihr.

Dann ging er weiter die Allee hinauf, zwiſchen den Blüthenbäumen und duftenden Sträuchern dahin, und er gedachte daran, wie Adam aus dem Paradieſe getrieben worden durch die drohende Stimme Gottes und ſeiner eigenen Schuld, und er fühlte, daß dieſe Austreibung aus dem Paradieſe an jedem Menſchen ſich erneuere, auch an ihm, dem ſchwerbeladenen, traurigen Menſchenſohn, der eben noch geträumt den ſeligen Traum des Paradieſes, und jetzt aus der Pforte deſſelben hinausſchritt in das rauhe, kalte, ſtürmende Leben.

Vor der Pforte des Parks ſtand ſein Cabriolet mit dem harrenden Jokey daneben. Der Kaiſer ſchwang ſich hinein und ergriff die Zügel und kehrte in raſendem Galopp heim nach Wien.

Und wieder blieben die Leute auf der Straße ſtehen, um ihn zu grüßen, und wieder neigte ſich der Kaiſer freundlich dankend nach allen Seiten hin, und Jeder war entzückt von ſeiner Leutſeligkeit, und Nie-

mand sah, daß der Kaiser jetzt bei seiner Rückkehr von der Spazierfahrt noch bleicher war, als beim Anfang derselben. Niemand sah das, denn der Kaiser liebte es, rasch zu fahren, und er flog in seinem Cabriolet, das er selber leitete, wie ein Blitz an ihnen vorüber.

IV.

Der Türkenkrieg.

Der lange erwartete Schlag war endlich gefallen; der Krieg Rußlands mit der Pforte war ausgebrochen. Als der Kaiser heimkehrte von seiner traurigen Fahrt nach der Villa des Grafen Dietrichstein, waren soeben Couriere angekommen aus Petersburg, Constantinopel und Berlin. Der Courier aus Petersburg brachte ihm, nebst vielen Depeschen seines Gesandten, des Grafen Cobenzl, ein eigenhändiges Schreiben der Kaiserin. Katharina mahnte ihn in demselben an sein ihr in Petersburg gegebenes, in Cherson erneuertes Gelübde: wenn es wieder zum Krieg Rußlands mit der Türkei komme, dann treu zu ihr zu stehen, und mit ihr seine Armee in den Kampf ziehen zu lassen wider die Türkei.

Und jetzt war die Stunde gekommen, in welcher der Kaiser sein Gelübde erfüllen mußte, denn der Krieg Rußlands mit der Türkei, dieser Krieg, welcher so lange unter der Asche des Scheinfriedens geschlummert hatte, er war jetzt wieder in vollen Flammen emporgeschlagen.

Diesmal indessen war es die Türkei gewesen, welche die Flammen angeblasen. Schon im Sommer des vorigen Jahres hatte die Pforte den Frieden gebrochen, indem sie den russischen Gesandten wegen willkürlich herbeigeführter Streitigkeiten gewaltsam gefangen nehmen und in die Siebenthürme festsetzen ließ. Rußland hatte schon damals der Türkei den Krieg erklärt, wenn sie nicht sofort ihren Gesandten frei lasse und volle Genugthuung gebe. Die Pforte dagegen hatte an Rußland die Bedingung gestellt, es solle ihr die Krim wiedergeben und seine Flotte wieder aus dem schwarzen Meer entfernen.

Den beiden feindlichen, streitenden Mächten hatte sich damals der österreichische Internuntius zum Vermittler angeboten, und da er von

beiden Mächten angenommen worden, hatten seitdem fortwährende Versuche zur Versöhnung und Verständigung stattgefunden.

Aber weder Rußland, noch auch die Pforte, noch auch Oesterreich hatten an das abermalige Zustandekommen des Friedens geglaubt, und ganz offen hatten alle drei Mächte ihre Rüstungen begonnen, alle Drei nur bemüht, Zeit zu gewinnen, um diese Rüstungen zu Ende führen und dann eine imponirende Streitmacht entwickeln zu können.

Und jetzt, im Frühling des Jahres 1788, war die Zeit dieses Hinhaltens und Wartens vorbei, jetzt hatte der österreichische Internuntius die Friedens-Verhandlungen für abgebrochen erklärt, und der Kampf zwischen der Türkei und Rußland war nun mit erneuerter Wuth schon wieder begonnen.

Das war es, was die Couriere aus Petersburg und Constantinopel dem heimkehrenden Kaiser meldeten. — Joseph nahm die Nachrichten mit freudigem Muth auf. Er athmete hoch auf, denn es schien ihm, als nähmen diese Briefe eine Last von seiner Brust, die Last des Kummers und des Grams.

Jetzt werde ich genesen von diesen Schmerzen, sagte er, indem er mit raschen Schritten, die Depeschen in der Hand, in seinem Cabinet auf und nieder ging. Gott ist sehr gnädig gegen mich, denn er zeigt mir das Mittel, um Trost und Beruhigung zu finden, er zeigt mir den Weg, den ich wandeln muß, um wieder zu fühlen als Kaiser und als Mann! Oh, mir wird wohl werden, wenn die Kugeln mich umsausen, wenn die Schlacht mich umtobt. Für mich giebt es keine Myrthen, aber vielleicht Lorbeern. Das hat das Schicksal mir sagen, daran hat es mich mahnen wollen. Sei mir also willkommen, Krieg, vielleicht bringst Du mir Lorbeern, vielleicht auch den Tod! Ich fühle meine alte Kraft wieder in mir erwachen, ich fühle, daß ich noch immer ein Mann bin, der noch den Muth besitzt, dem Kummer zu trotzen und dem Unglück die Stirn zu bieten! Auf zum Kampf gegen die Türken!

Er klingelte hastig und befahl dem eintretenden Kammerhusaren sogleich nach dem Feldmarschall Lacy zu senden und ihn zu bitten, sich unverzüglich zum Kaiser zu verfügen.

Dann las er wieder in den Depeschen, von Zeit zu Zeit ungeduldige Blicke hinüberwerfend nach der Thür, durch welche Lacy ein-

treten mußte. Endlich öffnete ſich die Thür, und der Kammerhuſar meldete den Feldmarſchall Grafen Lacy.

Der Kaiſer ging ſeinem langjährigen, vielbewährten Freund mit einem ſtrahlenden Lächeln entgegen.

Lacy, ſagte er, von heute an ſollen Sie wieder mit mir zufrieden ſein. Sie haben mich in letzter Zeit oft mit unwilligen und mißvergnügten Blicken angeſehen, — oh, verſuchen Sie nicht zu ſtreiten, ich habe es wohl bemerkt, und wenn ich nichts ſagte, war es vielleicht, weil ich mich ſchuldig fühlte, — Sie haben oft über meine Schwermuth und Verzagtheit geſeufzt. Von heute an ſollen Sie wieder mit mir zufrieden ſein, von heute an bin ich wieder bereit, dem Schickſal zu trotzen und mit dem Unglück zu kämpfen.

Oh, wie freue ich mich, Ew. Majeſtät ſo zu ſehen, rief Lacy, des Kaiſers dargereichte Hand zärtlich in der ſeinen drückend. Jetzt ſind Sie wieder mein Held, mein Kaiſer, und der Siegesmuth leuchtet von Ihrer Stirn. Oh, mit dieſen flammenden Augen, dieſem ſtolzen, ſiegreichen Blick gleichen Ew. Majeſtät dem Schlachtengott ſelber, und wenn Ihr Heer Sie ſo ſieht, wird es mit begeiſtertem Jubelruf Ihnen folgen, wohin Sie es auch führen wollen.

Ah, rief Joſeph mit einem heitern Lachen, Sie haben es alſo ſchon errathen, Sie wiſſen es ſchon, daß es zur Schlacht geht! Ja, ich weiß es wohl, der Krieg wird Ihnen und Tauſenden in meinem Heer willkommen ſein! Ich weiß auch, daß das, was ich Ihnen jetzt ſagen will, Sie erfreuen wird. Lacy, ich lade Sie ein, mir in der bevorſtehenden Campagne wider die Türken Geſellſchaft zu leiſten, ich übertrage Ihnen ſogleich die Oberaufſicht über meine Heere, über alles das, was zum Feldzug gehört, nachdem wir mit den Ruſſen ausgezogen ſind, die Osmanen zu beſiegen. Sie haben ſich durch Ihren Patriotismus immer rühmlich ausgezeichnet, Sie ſind ein General, deſſen Dienſte ich ſo annehmen muß, als wenn Sie ſie mir freiwillig leiſteten, denn Jahre, Ruhm und vollkommen erfüllte Pflichten würden mir alle rechtlichen Anſprüche auf die Fortſetzung derſelben rauben.*)

Aber Ew. Majeſtät wiſſen, daß es mein größter Stolz, meine größte Freude iſt, Ihnen meine Dienſte zu weihen, ſo lange ich lebe,

*) Des Kaiſers eigene Worte. Siehe: Hübner II. S. 466.

rief Lacy glühend, daß ich glücklich sein werde, an Ihrer Seite zu fechten, und Zeuge zu sein, wie sich mein Kaiser seine Lorbeeren verdient?

Und nicht wahr, fragte der Kaiser, Sie sind es auch noch ganz besonders zufrieden, daß wir ausziehen gegen dieses übermüthige Türkenvolk?

Lacy schwieg einen Augenblick. Ich würde ganz glücklich sein, sagte er dann zögernd, wenn Oesterreich freiwillig und selbstständig in den Krieg zöge wider die Türken.

Oh, unsere Bundesgenossen, die Russen, geniren Sie? fragte der Kaiser lächelnd. Sie lieben also die Russen noch immer nicht?

Sire, ich erlaube mir kein Urtheil über Diejenigen, welche es Ew. Majestät seit einiger Zeit beliebt, Ihre Bundesgenossen zu nennen!

Ehrlich, Lacy, keine Winkelzüge! Sie haben mir ja Ihr Wort gegeben, mir immer die Wahrheit zu sagen. Ehrlich also, es ist Ihnen zuwider, daß wir in diesem Krieg mit den Türken die Bundesgenossen Rußlands sind?

Nun denn, Sire, wenn ich die Wahrheit sagen soll, ja! Ich würde mich noch mehr freuen, wenn Ew. Majestät als selbstständiger Kriegsherr gegen die Pforte aufgetreten wären. Rußland denkt immer nur an sich, hat immer nur Vergrößerungspläne für sich im Auge, und wird Ew. Majestät Hülfe nur benutzen wollen, um sich selber neue Eroberungen zu sichern.

Aber ich werde solche Eroberungen nicht dulden, rief Joseph heftig. Katharina mag ihren Kampf gegen die Türkei auskämpfen, es ist als ihr Bundesgenosse und als Mann von Wort meine Pflicht, ihr beizustehen, wie ich es versprochen habe. Aber zu neuen Eroberungen werde ich nicht meine Hand bieten. Ich habe es geduldet, daß die Pforte Tauris an Katharina abtrat, denn dies brachte mir nicht allein keinen Nachtheil, sondern den unberechnenbaren Vortheil, daß meine Staaten dadurch vor jedem Angriff der Türken geschützt sind, weil diese die Truppen und Schiffe der Krim fürchten, und dann entzweite sich bei dieser Gelegenheit der Petersburger Hof mit dem Berliner, wodurch dem Letztern ein mächtiger Alliirter geraubt ward.*) Dies bestimmte mich, Rußland im Besitz der Krim nicht zu hindern; aber jetzt hat

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe Groß-Hoffinger III. S. 428.

Alles eine andere Gestalt; ich werde nicht dulden, daß sich die Russen in Konstantinopel niederlassen! Die Nachbarschaft der Turbane wird für Wien immer noch weniger gefährlich sein, als die der Hüte.*) Aber Rußland bietet mir eine Gelegenheit, auch meinerseits die Scharte auszuwetzen, welche die Türken in das Schwert der Habsburger geschlagen. Wir müssen Belgrad wieder haben, ich muß die Niederlage rächen, welche mein Vater vor Belgrad von den Türken erfahren. Der Sohn muß wieder erobern, was man seinem Vater genommen, Belgrad muß wieder zu Oesterreich gehören, die Türken müssen es mir wiedergeben. Oh, diese Barbaren des Orients haben seit mehr denn zweihundert Jahren alle möglichen Treulosigkeiten gegen meine Vorfahren begangen, Tractate verletzt, so oft es ihrer Raubbegierde gefiel, Verheerungen anzustellen, und alle Aufrührer unterstützt, die sich dem rechtmäßigen König entgegenstellten. Meineidiger Weise verletzten sie alle Friedensbündnisse, und als sie in den Ungaraufständen Tökely und Ragotzy gegen meinen Ahn Kaiser Leopold unterstützten, mißhandelten sie die Einwohner von Ungarn auf die grausamste Art. Die Zeit ist gekommen, wo ich als Rächer der Menschheit auftrete, wo ich es über mich nehme, Europa für die Drangsale zu entschädigen, die es ehemals von den Türken erdulden mußte, und wo ich es hoffe dahin zu bringen, daß ich die Welt von einem Geschlecht Barbaren reinige, die ihr so lange zur Geißel geworden.**)

Und mir wollen Ew. Majestät die stolze Freude gönnen, rief Lacy, daß ich in diesem großen Kampf der Cultur und des Christenthums gegen den Moslem und das Barbarenthum Ew. Majestät zur Seite stehen, mit Ihnen fechten, mit Ihnen siegen darf? Dies ist eine Gnade, die ich Ew. Majestät lohnen will mit dem letzten Tropfen meines Blutes, wenn das Schicksal mir vergönnen will, es für Sie auf dem Schlachtfelde zu vergießen!

Der Kaiser reichte ihm seine Hand dar und nickte ihm freundlich zu. Ich wußte, daß Sie das freuen würde, Lacy, und daß Sie gern mit mir hinausziehen in's Feld. Diesmal wird's kein Zwetschkenrummel

---

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe Groß-Hoffinger III. S. 429.

**) Des Kaisers eigene Worte. Siehe: Briefe Josephs II. S. 135.

werden, ſondern ein ernſter, wirklicher Krieg. Wir ſind gerüſtet und alſo mag der Kampf beginnen! Jetzt zu den Vorbereitungen! In einer Stunde muß der Courier abgehen, welcher mein Kriegsmanifeſt an die Pforte bringt. Nein, Lacy, fuhr der Kaiſer fort, als Lacy Miene machte, ſich zurückzuziehen, als mein erſter commandirender General müſſen Sie den Stand der Angelegenheiten genau kennen, und ich bitte Sie daher, hier zu bleiben und den beiden Manifeſten zuzuhören, die ich jetzt meinem Secretair dictiren will. Das erſte iſt an die Pforte gerichtet, und bringt ihr meine Kriegserklärung. Das zweite iſt eigentlich kein Manifeſt, ſondern ein Brief, und zwar an den König Friedrich Wilhelm den Zweiten, den Nachfolger des großen Friedrich. Se. preußiſche Majeſtät, in geiſtvoller Vorausahnung, daß ich jetzt nicht länger zögern würde, auch meinerſeits der Pforte den Krieg zu erklären, hat geruht, ſich freundſchaftlichſt an mich zu wenden und mir ſeine Vermittelungen zwiſchen mir und der Pforte anzubieten! Ich habe ſeinen Vemittelungsbrief ſoeben durch einen expreſſen Courier erhalten und will ihn ſogleich beantworten! Haben Sie die Güte, mir zuzuhören und dann mir zu ſagen, ob Sie mit meiner Antwort einverſtanden ſind!

Lacy verneigte ſich, und Joſeph öffnete die Thür des Cabinets, um einen ſeiner Geheim-Secretaire in ſein Cabinet zu rufen.

Setzen Sie ſich und ſchreiben Sie, was ich Ihnen dictiren werde, ſagte der Kaiſer, als der Secretair eintrat.

Dieſer nahm vor dem großen, mit Papieren beladenen Schreibtiſch des Kaiſers Platz und harrte mit der Feder in der Hand des kaiſerlichen Wortes. Lacy durchſchritt leiſe auf den Zehen das Gemach und zog ſich in die Fenſterniſche zurück, um dort, die Arme über der Bruſt zuſammengeſchlagen, das edle, ernſte Antlitz beſchattet von den dunkelrothen Fenſtervorhängen, zuzuhören.

Joſeph aber ging unruhig und mit haſtigen Schritten auf und ab, und dictirte mit raſcher, zürnender Stimme das Manifeſt an die Pforte, in welchem er, hinweiſend auf die Verträge mit Rußland und auf das Scheitern ſeiner Vermittlungsverſuche, der Pforte anzeigte, „daß er nunmehr ſich veranlaßt und genöthigt ſehe, die ihm ſelber als getreuem Freunde und Alliirten der Kaiſerin von Rußland obliegenden Pflichten

in die vollständigste Erfüllung zu bringen und an dem Kriege unverzüglichen, wirklichen Antheil zu nehmen."*)

Jetzt, sagte Joseph zu seinem Secretair, als das Manifest beendigt war, jetzt nehmen Sie ein anderes Blatt und schreiben Sie: An Se. Majestät den König von Preußen. — Er ging eine Zeit lang, die Hände auf dem Rücken gefaltet, sinnend und tief ernst auf und ab. Dann begann er mit lauter Stimme, und so rasch und heftig, daß der Secretair kaum mit den flüchtigen Zügen und Zeichen seinen Worten zu folgen vermochte.

„Mein Herr Bruder! In der That, es ist die unangenehmste Aeußerung, die ich zu machen genöthigt bin, daß ich Ew. Majestät die angebotene Vermittelung in Ansehung der mit der Pforte entstandenen Irrungen auf das Freundschaftlichste verbitten muß. Ich muß den Degen ziehen, und er wird nicht wieder in die Scheide kommen, bis ich Genugthuung, bis ich wieder habe, was man meinem Hause entzogen hat. Ew. Majestät sind Monarch, und als Solchem sind Ihnen die Rechte der Könige nicht unbekannt. Und ist die Unternehmung gegen die Ottomanen etwas Anderes, als ein wiedergesuchtes Recht auf einige meinem Hause entrissene Provinzen, deren Besitz Zeit, Schicksal und Verhängniß meiner Krone geraubt hat?"

„Die Türken (und vielleicht nicht sie allein) haben es zur Maxime, das, was sie in widrigen Zeiten verloren, bei der ersten für sie günstigen Gelegenheit wieder zu suchen, — das heißt, man läßt dem Schicksal seinen Lauf und unterwirft sich den Fügungen der Vorsehung."

„Das Haus Hohenzollern ist auf eben die Art zum Gipfel seiner Größe gelangt. — Albrecht von Brandenburg entriß seinem Orden das Herzogthum Preußen, und seine Nachfolger behaupteten sogar in dem Frieden zu Oliva die Souverainetät über dieses Land."

„Eurer Majestät verstorbener Oncle entzog meiner Mutter Schlesien zu einer Zeit, da sie, von Feinden umringt, keinen andern Schutz als die Größe ihrer Seele und die Treue ihres Volkes hatte."

„Was haben die Höfe, die dermalen von dem Gleichgewicht in Europa so viel Posaunens machen, was haben diese dem Hause Oester-

---

*) Hübner II. S. 468.

reich zum Aequivalent seiner nur in diesem Jahrhundert verlornen Besitzungen gethan?"

„Meine Vorfahren mußten im Utrechter Frieden Spanien — in dem zu Wien die Königreiche Neapel und Sicilien — etliche Jahre darauf Belgrad und die Fürstenthümer in Schlesien, in dem zu Aachen Parma, Piacenza, Guastalla, und vorher noch Tortona und einen Theil der österreichischen Lombardei an ihre Nachbarn überlassen. Hat Oesterreich dafür eine andere Acquisition von Wichtigkeit binnen diesem Jahrhundert des Verlustes gemacht?"

„Einen Theil vom Königreich Polen! Und hiervon hat Preußen einen bessern Antheil als ich." —

„Ich hoffe, daß Ew. Majestät die Ursachen meines Entschlusses, die Pforte zu bekriegen, sehr einleuchtend finden, daß Sie die Gerechtigkeit meiner Ansprüche nicht verkennen werden, und daß Sie nicht minder mein Freund sein werden, wenn ich auch die Orientalen etwas travestire. Ew. Majestät können sich von mir versichert halten, daß ich bei ähnlichen Gelegenheiten die nämlichen Grundsätze in Ansehung der Erwerbungswege seiner verlornen Besitzungen von Ihnen auch gegen mich anwenden lasse, und daß jetzt alle Vermittelungsgeschäfte einige Jahre Ruhe haben."

„Ich empfehle mich der Fortdauer Ihrer Freundschaft und bin mit vieler Hochachtung Ew. Majestät Freund und guter Bruder

Joseph." *)

Nachdem der Kaiser diesen Brief zu Ende dictirt, winkte er dem Secretair, hinaus zu gehen, und ließ sich erschöpft und hoch aufathmend in einen Lehnstuhl niedergleiten.

Nun, Lacy, sagte er nach einer Pause, sind Sie zufrieden mit meinem Brief? Hat derselbe, wie ich es wünschte, auch Sie überzeugt, daß ich eine Art von Pflicht, jedenfalls aber das Recht habe, mein Schwert zu ziehen und es gegen die Moslems zu richten?

Sire, sagte der Feldmarschall, sich dem Kaiser nähernd, ich danke Ew. Majestät von ganzer Seele, daß Sie mir gestatteten, diesem Brief an den König von Preußen zuzuhören, und ich weiß nicht, was ich, während Ew. Majestät dictirten, mehr bewundert habe, Ihre allzeit

*) Siehe Briefe Kaiser Josephs II. S. 121 folg.

präſente Kenntniß der Geſchichte Ihres Hauſes, oder die ruhige Schärfe Ihrer Darſtellung. Das aber weiß ich, daß, wenn Ew. Majeſtät mich auch nicht aufgefordert hätten, Sie zu begleiten, ja, wenn Sie es mir ſelbſt verbieten wollten, an dieſem Feldzug Theil zu nehmen, ich jetzt zum erſten Mal in meinem Leben Ew. Majeſtät ungehorſam ſein würde, und als gemeiner Soldat verkleidet dieſen Krieg mitmachen würde, wenn Ew. Majeſtät mir unterſagten, es auf andere Weiſe zu thun.

Das iſt mein Lacy, mein tapferer Freund, rief der Kaiſer, dem Grafen ſeine beiden Hände darreichend. Auf denn, an's Werk! Ertheilen Sie heute noch Ihre Ordres, ſetzen Sie die Regimenter in Bewegung. In zwei Tagen müſſen zweimalhunderttauſend Mann marſchiren, und ſich in ſechs Heeres-Colonnen den Grenzen nähern. Vom Dnieſter bis zum adriatiſchen Meer müſſen wir einen Rieſencordon ziehen, um unſere Grenzen gegen die türkiſchen Räuberhorden zu ſichern. Die Hauptarmee aber rückt vorwärts auf Semlin und Futak zu. Wir Beide führen die Hauptarmee, und ſchon in drei Tagen müſſen wir aufbrechen und — nein, unterbrach ſich der Kaiſer, und der Glanz ſeiner Augen erloſch plötzlich, nein, in drei Tagen kann ich noch nicht fort. Ich muß erſt alle meine Anordnungen treffen, muß erſt abſchließen mit allen Beziehungen des Lebens, muß reiſefertig ſein, um, wenn es ſein muß, die große Reiſe in das Jenſeits antreten zu können, muß mich erſt losreißen von Allem, was mir theuer iſt, und dem letzten Traum meines Lebens entſagen! In acht Tagen, Lacy, gehen wir zur Armee ab, die uns immerhin langſam vorangehen mag! Oh, und wenn wir erſt im Feldlager ſind, dann werden wir nicht Zeit haben, unſerer Träume und unſerer Schmerzen zu gedenken, und das iſt am Ende auch ein Glück!

VI.

Die Trauung und Trennung.

Die acht Tage waren verfloſſen, alle Geſchäfte waren beendet, die Regimenter waren ausgerückt und auch der Kaiſer war jetzt reiſefertig. Er hatte in dieſen acht Tagen raſtlos gearbeitet, hatte ſich Tag und

Nacht keine Ruhe gegönnt, und wenn ſeine Freunde ihn beſchworen, ſich zu ſchonen, wenn ſein Leibarzt es wagte, ihn zu ermahnen, mehr Sorgfalt auf ſeine Geſundheit zu verwenden, und von unregelmäßigem Puls und von Fieberröthe auf den Wangen ſprach, ſo wies Joſeph alle dieſe Mahnungen kopfſchüttelnd und mit einem ſanften Lächeln zurück.

Der Staat hat mich nicht zum Kaiſer gemacht, ſagte er, damit ich meines Leibes pflege und an mein Wohlergehen denke, ſondern damit ich für ihn arbeite, und ſeinem Wohlergehen jede Stunde meines Lebens weihe. Ich bin nur der erſte Beamte meines Staates und wenn ich nicht mehr die Kraft habe, meine Schuldigkeit zu thun, ſo muß ich mich penſioniren laſſen und in ein Kloſter gehen, wie Carl der Fünfte.*) Dazu aber habe ich noch gar keine Luſt, ſondern ich möchte gern noch ein wenig als Kaiſer leben, und dann zuletzt auch als Kaiſer ſterben! Laſſen Sie mich alſo immerhin meine Pflicht thun.

Aber, Sire, ſagte der Leibarzt, Herr von Quarin, Sie haben vor allen Dingen auch die Pflicht, ſich Ihrem Volk zu erhalten. Und Sie werden krank werden, wenn das ſo fortgeht. Ew. Majeſtät haben heute heftiges Fieber, die Wangen ſind eingefallen, die Lippen brennen, und die Augen glühen fieberhaft.

Geben Sie mir kühlende Tränke, Doctor, vielleicht kühlt das mein brennendes Herz, rief der Kaiſer mit einer ſchmerzlichen Ironie.

Kühlende Tränke ſind nicht genügend, Sire, ſagte Herr von Quarin. Der Schlaf iſt die Hauptarzenei, welche Ew. Majeſtät bedürfen, denn Ew. Majeſtät ſchlafen zu wenig.

Ich mag nicht ſchlafen, ſagte der Kaiſer düſter vor ſich hin. Der Schlaf bringt mir Träume, die ich fürchte, weil ſie ſchön ſind. Und ich mag nicht von einem Glücke träumen, das ich im Wachen nicht beſitzen kann!

Der Kammerdiener hat mir geſagt, daß Ew. Majeſtät die vorige Nacht gar nicht geſchlafen haben!

Der Kammerdiener iſt ein Schwätzer, der nichts davon weiß, rief Joſeph haſtig.

Er weiß indeſſen, daß Ew. Majeſtät gar nicht Ihr Bett berührten!

Nun, ſo habe ich im Lehnſtuhl geſchlafen! — Nein, fuhr der

*) Des Kaiſers eigene Worte. Siehe Hübner I. S. 184.

Kaiſer nach einer kleineren Pauſe mit weicherem Tone fort, nein, ich will Ihnen die Wahrheit ſagen, Quarin, ich habe wirklich dieſe Nacht nicht geſchlafen. Ich hatte eine ſchwere Arbeit zu vollenden, und ich durfte Wien nicht verlaſſen, bevor ich damit fertig war. Ich habe mein Teſtament gemacht!

Ihr Teſtament? fragte Herr von Quarin entſetzt. Ew. Majeſtät fürchten doch nicht —

Ich fürchte gar nichts, unterbrach ihn der Kaiſer, ſelbſt nicht den Tod. Oh, es muß ſchön ſein, todt zu ſein, denn dann iſt es vorbei mit allem Fieber und mit allen Träumen, und man ſchläft entweder den ewigen Schlaf, oder man iſt ſelig im ewigen Leben und Wachen! Nein, ich fürchte den Tod nicht, aber ich mußte mein Haus ordnen, und mich auf ihn vorbereiten. Die Kugeln haben gar keinen Reſpect, und wiſſen nichts von dem Ceremoniell, daß man einem Kaiſer nicht unangemeldet nahen darf. Und ich denke, es ſollen in nächſter Zeit ſehr viel Kugeln fliegen, und ich werd' ihnen nicht ausweichen. So könnte es alſo ſein, daß eine von ihnen mein Haupt zur ewigen Ruhe legte. Machen Sie nicht ein ſo jammervolles Geſicht, Doctor. L'empereur est mort! Vive l'empereur! Und Sie werden einen lieben jungen Kaiſer haben nach mir, und eine ſchöne, liebreizende Kaiſerin, iſt das nicht beſſer, als einen mürriſchen alten Junggeſellen, wie ich es bin? Der Franz iſt jetzt mein Stolz und meine Freude, und ſeine Gemahlin Eliſabeth liebe ich wie mein eigen Kind. Ich mußte alſo wohl mein Teſtament machen und für meine Kinder ſorgen. Doctor, ſind Sie nun zufrieden, und verzeihen Sie es mir jetzt, daß ich die Nacht nicht geſchlafen habe?

Ich habe nichts zu verzeihen, Sire, ich habe nur zu bitten. Und um eine Gnade möchte ich Ew. Majeſtät jetzt in dieſer Stunde bitten.

Sie wollen mir Arzeneien und Latwerge mitgeben, nicht wahr? fragte der Kaiſer lachend. Oh, ich ſeh's an Ihrem Geſicht, daß Sie das wollen, eine ganze Apotheke liegt in Ihren Mienen!

Nein, Sire, ich möchte Ew. Majeſtät mich ſelber mitgeben, ich möchte Sie beſchwören, mir zu erlauben, daß ich Ew. Majeſtät begleite, damit ich zur Hand bin, wenn irgend etwas geſchieht!

Nein, Quarin, ich kann Ihnen dies nicht gewähren, ſagte der Kaiſer ernſt. Es wäre zu viel Egoismus von mir, denn Tauſende von

Menſchen würden Sie hier entbehren, und ich — würde doch keinen Vortheil von Ihnen haben, denn mein Unwohlſein dürfte ich doch nicht beachten. Sie wiſſen ja, ein Soldat im Felde läßt ſich nicht krank melden, damit man ihn nicht der Feigheit beſchuldige! Und wenn eine Kugel mich niederwirft, ſo ſind ja die Chirurgen da, welche mich ſo gut verbinden werden, wie meine Soldaten. Bleiben Sie alſo hier, Quarin, und gedenken Sie meiner, indem Sie recht viele Kranke geſund machen. Und jetzt leben Sie wohl, Quarin! In zwei Stunden reiſe ich ab. Vorher aber habe ich noch zwei wichtige Geſchäfte; zuerſt muß ich zum Fürſten Kaunitz und ihm mein Teſtament bringen.

Ew. Majeſtät wiſſen doch, daß der Fürſt neulich die Gräfin Clary faſt geſchlagen, und ſie acht Tage von ſeinem Angeſicht verbannt hat, weil ſie das Wort „Teſtament" in ſeiner Gegenwart ausgeſprochen hat?

Ich weiß es, und werde mich wohl hüten, mich in eine ähnliche Gefahr zu bringen, rief der Kaiſer lächelnd. Ich werde nicht von meinem Teſtamente ſprechen, ſondern ich werde ſagen, ich bringe Ihnen hier meinen Friedenstractat mit dem Leben! Seltſames Leben, fuhr der Kaiſer ſinnend fort, ſo bunt und wechſelnd wie ein Kaleidoſcop! Zuerſt beſorge ich jetzt mein Teſtament und übergebe die Regierung an Kaunitz, dann wohne ich einer Trauung bei, und dann — dann geht's in den Kampf mit den Türken! Leben Sie wohl, Quarin, auf Wiederſehen hier unten oder dort oben!

Eine Stunde ſpäter begab ſich der Kaiſer, vom Fürſten Kaunitz heimkehrend in die Kapelle der Burg. Er hatte ſeine Staatsuniform angelegt, und war geſchmückt mit allen ſeinen Orden. Nur bei außerordentlich feſtlichen Gelegenheiten pflegte der Kaiſer ſich ſo zu ſchmücken, und ſeit der Vermählung ſeines Neffen Franz mit der Prinzeſſin Eliſabeth von Würtemberg hatte man ihn nicht in ſo glänzender Toilette geſehen.

Aber heute war ſein Antlitz nicht ſo heiter und freudig ſtrahlend, wie es an jenem Tage geweſen, heute war ſein Blick ernſt und finſter und als er in die Kapelle eintrat, und da drüben vor dem Altar die Braut gewahrte, welche in ihren weißen Gewändern, umwallt von dem weißen Spitzenſchleier, der von ihrem Haupt niederfiel, vor dem Altar ſtand, da überdeckte eine tödtliche Bläſſe das Antlitz des Kaiſers, und

er mußte ſich an eine der Säulen lehnen, um nicht umzuſinken. Aber dies dauerte nur einen Moment, dann ſchritt der Kaiſer vorwärts zu dem Brautpaar hin, das da, umgeben von den nächſten Verwandten und Freunden, vor dem Altar ſtand, und nur des Kaiſers geharrt hatte, um die Ceremonie beginnen zu laſſen.

Der Kaiſer näherte ſich dem Grafen Dietrichſtein, und begrüßte ihn freundlich, dann wandte er ſich zu dem Grafen Kinsky und reichte ihm ſeine Hand dar. Aber der Graf ſchien dies nicht zu ſehen, er verneigte ſich ſteif und ceremoniell vor dem Kaiſer, der mit einem ſchmerzlichen Lächeln ſeine Hand zurückzog.

Noch nicht einen Blick hatte er auf Thereſe geworfen, auf die bleiche, zitternde Braut, die eben ſich auf einen der Seſſel hatte niederſetzen müſſen, und um welche die Damen mit Flacons und Eſſenzen beſchäftigt waren, denn Thereſe hatte ſoeben einen Anfall von Ohnmacht gehabt, und es ſchien, als würde ſich derſelbe erneuern. Die Comteſſe Dietrichſtein, die Tante Thereſens, gab indeſſen den Anweſenden eine genügende Erklärung dieſer Ohnmacht. Thereſe hatte von Kindheit an eine unüberwindliche Scheu vor Gewittern und jeder zuckende Blitz hatte auch ihren zarten Körper zucken gemacht.

Und es ſtand ein Gewitter am Himmel, eins jener ſeltenen Frühlingsgewitter, die mit ſo donnerndem Jauchzen daherrollen, als wolle der Frühlingsgott der ganzen Menſchheit verkünden, daß der Winter wieder verſchwunden, und er unter Fanfaren und Wetterleuchten wieder einziehe in ſeine Welt. Der ganze Himmel war bedeckt mit ſchwarzen Wolken, die nächtige Schatten in die düſtere Kapelle hineinwarfen; durch die hohen gemalten Fenſter zuckte Blitz auf Blitz, und der rollende Donner ſchien die Erde erbeben zu machen.

Aber man hatte nicht Zeit, das Ende des Gewitters abzuwarten, denn die Reiſewagen ſtanden bereit, ſowohl für den Kaiſer als auch für den Grafen Dietrichſtein und für das junge Paar, das gleich nach der Trauung nach ſeinen Gütern in Tyrol abreiſen wollte. Auch ſtand Thereſens Oheim, der Fürſtbiſchof von Paſſau, Graf Leopold von Thun, der auf ausdrücklichen Wunſch der Braut die Trauung verrichten ſollte, ſchon umgeben von Prälaten und Kaplanen, vor dem Altar und harrte des Brautpaars.

Graf Dietrichſtein näherte ſich alſo ſeiner Tochter und flüſterte ihr

einige Worte in's Ohr. Sie nickte leise mit dem Haupt und erhob sich rasch von ihrem Sessel, aber ihre Gestalt schwankte hin und her, und ihr Antlitz war bleich, wie das einer Todten.

Thereſe konnte ja das Rollen des Donners nicht ertragen, und eben erſchütterte ein majeſtätiſcher Donner die Mauern und machte die Fenſter klirren, und eben zuckte ein ſo gewaltiger Blitz daher, daß der Kaiſer, der ſich eben der Braut näherte, wie in einem Flammenmeer daſtand. Aber ihn hinderte dieſes Toſen der Elemente nicht, er ſchritt vorwärts mit erhobenem Haupt und ſtolzer Haltung, grade zu Thereſen hin. Ohne ein Wort, einen Blick verneigte er ſich vor ihr und reichte ihr dann ſeine Hand dar.

Thereſe legte langſam und todesmatt die ihre hinein, und zuckte zuſammen vor der Fiebergluth, die aus des Kaiſers Hand in ihre eiskalten, erſtarrten Finger ſich übertrug. Der Kaiſer führte ſie zum Altar, hinter ihnen ging Graf Dietrichſtein mit ſeiner Schweſter, in ihrer Beider Mitte Graf Kinsky, deſſen düſtere Blicke mit einem finſtern, zornigen Ausdruck bald auf den Kaiſer, bald auf ſeine Braut ſich richteten, und jede ihrer Bewegungen, jeden ihrer Schritte zu überwachen ſchienen.

Aber ſie ſahen ſich gar nicht an, nicht ein einziges Mal wandte der Kaiſer ſein Haupt ſeitwärts und blickte auf ſie hin, nicht ein einziges Mal richtete Thereſe ihr geſenktes Haupt empor. Nur der Druck ſeiner Hand, nur das Beben der ihren mochte ihnen Beiden verrathen, was ſie Beide empfanden.

Jetzt ſtanden ſie vor dem Altar, jetzt nahm der Kaiſer Thereſens Hand und winkte den Grafen Philipp von Kinsky näher herzu und legte die kalte, willenloſe Hand der Braut in die ſeine — dann trat er zur Seite.

Der Fürſtbiſchof begann ſeine Rede, und der Himmel ſchien der bleichen, ſchwankenden Braut mit ſeinem rollenden Donner die Gegenwart Gottes verkünden zu wollen, und ihr ſeine zuckenden Blitze als Hochzeitsfackeln zu ſenden.

Die Trauung war zu Ende, der Biſchof ſprach den Segen, und alle Anweſenden ſanken auf ihre Kniee nieder. Neben der Braut kniete der Kaiſer. Gemeinſam ſtiegen ihre Gebete zum Himmel empor, in Einem Seufzer, in Einem Gedanken ſchwangen ſie ſich aufwärts. Sie

beteten für einander, das fühlten und wußten sie Beide, und darum strahlte Thereſens Antlitz jetzt in ſchwärmeriſcher Begeiſterung, und darum waren die Augen des Kaiſers feucht von Thränen.

Aber er drückte sie ſchnell in ſeine Augen zurück und erhob ſich von ſeinen Knieen, wie es die Andern thaten, und näherte ſich der Braut, um ihr ſeinen Glückwunſch darzubringen.

Der Donner rollte eben ſo mächtig, daß Niemand die Worte verſtand, welche der Kaiſer zu ihr ſagte. Sie allein verſtand, ſie allein hörte, wie er leiſe ſagte: „Lebewohl, Thereſe! Dort oben biſt Du mein!"

Ja, dort oben! flüſterte ſie leiſe, und mit einem Ausdruck unausſprechlicher Sehnſucht richteten ſich ihre Blicke zum Himmel empor.

Der Kaiſer ließ ihre Hand fahren, und wandte ſich an den Grafen Kinsky. Herr Graf, auf ein Wort! ſagte er gebieteriſch, und er trat einige Schritte zurück aus dem Kreis der Herren und Damen. Graf Kinsky folgte zögernd und mit finſtern Blicken dem Kaiſer, der noch einige Schritte weiter ging bis zu dem Seitenſchiff hin, wo ſie allein waren und Niemand ſie hören konnte.

Hier blieb der Kaiſer ſtehen und wandte ſich um nach dem Grafen, der ſchweigend und finſter ihn anſchaute.

Herr Graf Kinsky, ſagte der Kaiſer ernſt und feierlich, Sie lieben die Gräfin Thereſe?

Der Graf ſchwieg einen Moment, und ſein Antlitz ward noch düſterer, und ein trauriges Lächeln zuckte um ſeine blaſſen Lippen. Ich habe ſie geliebt, ſagte er dumpf.

Sie haben ſie geliebt, wiederholte der Kaiſer. Sie lieben ſie nicht mehr?

Nein, ich liebe ſie nicht mehr!

Wann iſt Ihre Liebe erloſchen, Graf?

Heute vor acht Tagen, Ew. Majeſtät!

Er ſah dem Kaiſer mit einem drohenden Zornesblick feſt in's Antlitz, aber Joſeph ſchien das nicht zu bemerken. Seine Augen behielten ihren milden, ſanften Ausdruck.

Graf, ſagte er nach einer kleinen Pauſe, nicht wahr, obwohl Sie mir grollen, halten Sie mich doch für einen Ehrenmann und ſind überzeugt, daß ich niemals einen Meineid ſchwören würde? Sagen Sie, ſind Sie deſſen überzeugt?

Ja, Sire, vollkommen überzeugt!

Nun wohl, fuhr der Kaiser haſtig fort, ich ſchwöre Ihnen bei Gott und bei Allem, was mir heilig iſt, ich ſchwöre Ihnen bei meiner Ehre als Kaiſer und als Mann, Sie dürfen die Gräfin auch jetzt noch ſo lieben, wie Sie es vor acht Tagen gethan, Sie dürfen ſie ehren und lieben und hochhalten als Ihre Gemahlin und als die einſtige Mutter Ihrer Kinder, denn Thereſe iſt rein, wie die Engel im Himmel, und ſie darf ohne Vorwurf und ohne Scham zu Gott aufblicken, ſie hat weder vor ihrem Vater, noch vor ihrem Gemahl, noch dereinſt vor ihren Kindern zu erröthen!

Ew. Majeſtät müſſen ſehr genau und vertraut auf dem Grunde ihres Herzens geleſen haben, um gut ſagen zu können für die Gräfin, ſagte der Graf mit einem höhniſchen Lächeln.

Der Kaiſer ſah ihn betroffen an. Ah, ſagte er ſchmerzlich, Sie ſind alſo unverſöhnlich. Aber nicht wahr, Sie glauben meinem Ehrenwort?

Der Graf verneigte ſich. Ich werde niemals wagen, an dem Ehrenwort meines Kaiſers zu zweifeln.

Und Sie werden Ihre Gemahlin, deren Ehre rein iſt wie ein Spiegel, der nie von einem Hauch getrübt worden, Sie werden Thereſe wieder lieben, wie Sie ſie geliebt haben?

Die Liebe läßt ſich nicht befehlen, Sire, ich kann mein Lieben und Haſſen nicht wie ein Paar Handſchuhe aus- und anziehen!

Haſſen! rief der Kaiſer entſetzt. Mein Gott, es iſt doch unmöglich, daß Sie die Frau haſſen, welcher Sie eben vor dem Alter Ihre Treue und Liebe gelobt? Weshalb haben Sie denn der Gräfin ſich vermählt, wenn Sie ſie jetzt, heute haſſen?

Sire, heute vor acht Tagen befahlen mir Ew. Majeſtät, die Comteſſe Thereſe von Dietrichſtein an dieſem Tage zu heirathen. Ich habe mich als gehorſamer Unterthan, als dienſtbereiter Edelmann und Cavalier dieſem Befehle nicht entziehen wollen! Ich habe der Comteſſe Thereſe meine Hand gereicht.

Und Sie werden glücklich durch ſie werden, Graf, ſagte der Kaiſer trübe. Ihre Liebe wird verzeihen, und Ihre Gemahlin wird Ihren beleidigten Stolz zu heilen wiſſen. Sein Sie milde und ſanft mit ihr, Graf, denn ihr Herz, glaube ich, iſt krank und bedarf einiger Schonung.

Der Graf verneigte sich schweigend. Wollen mir Ew. Majestät erlauben, eine Bitte an Sie zu richten? fragte er dann.

Es wird mich freuen, Ihnen irgend einen Wunsch gewähren zu können, rief der Kaiser lebhaft, bitten Sie also!

Ich bitte Ew. Majestät um die Gnade, mir Ihr Ehrenwort zu geben, daß Sie auf eine Frage, die ich mir erlauben will, an Sie zu richten, mir mit der vollen unverkürzten Wahrheit antworten wollen.

Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, sagte der Kaiser ganz ruhig. Fragen Sie!

Was sagten Ew. Majestät vorher zu der Gräfin, als das Ceremoniell beendet war, und was antwortete sie Ew. Majestät?

Der Kaiser sah den Grafen betroffen und verwirrt an, und antwortete nicht.

Ew. Majestät hatten die Gnade, mir Ihr Ehrenwort zu geben, daß Sie meine Frage mit der vollen Wahrheit beantworten wollten.

Ja, Herr Graf, ich gab Ihnen mein Ehrenwort, und ich werde es halten. Ich sagte: Lebe wohl, Therese! Dort oben bist Du mein!

Ew. Majestät hatten die Gnade, meine Gemahlin zu duzen! Und sie erwiederte?

Sie erwiederte: Ja, dort oben!

Ich danke Ew. Majestät, sagte der Graf, sich tief verneigend.

Der Kaiser nickte leicht mit dem Kopf, und dem Grafen den Rücken zuwendend, kehrte er zu der Gesellschaft zurück. Einen einzigen raschen Blick warf er auf Therese hin, die im Kreise der Damen stand, bleich und matt, mit einem schmerzvollen Lächeln um die zitternden Lippen, dann wandte er sich an den Grafen Dietrichstein.

Jetzt, Herr Graf, sagte er, wird es wohl für uns Beide an der Zeit sein, abzureisen, denn unser Beider Urlaub ist abgelaufen, und wir müssen, als treue Beamte des Staats, unsern Dienst antreten. Leben Sie wohl, Graf, und möchten wir Beide siegreich heimkehren! Addio!

Er drückte dem Grafen die Hand und schritt rasch dahin durch die Kapelle, nach der Thür zu, welche in die innern Gemächer der Burg führte.

Eine Viertelstunde später rollte ein einfacher Kaleschwagen aus dem großen innern Hof der Burg. Darin saß der Kaiser, nur begleitet von seinem General-Adjutanten und einem Kammerdiener.

Er begab ſich zur Armee, zu der ſchon einige Tage zuvor der General-Feldmarſchall Lacy abgereiſt war.

Um dieſelbe Zeit ſtand auch der Reiſewagen bereit, in welchem der Graf von Kinsky mit ſeiner jungen Gemahlin abzureiſen gedachte.

Graf Dietrichſtein hatte ſeine Tochter und ſeinen jetzigen Schwiegerſohn in das Hôtel des Grafen von Kinsky begleitet, dort hatte er Abſchied von ihnen genommen, und dann ſofort ſeine Reiſe nach den Niederlanden angetreten. Thereſe war alſo jetzt allein, ganz dem Willen und der Gewalt ihres Gemahls dahingegeben! Wie ſie das dachte, durchrieſelte ein Schauder ihre ganze Geſtalt, und mit einem angſtvollen Blick ſchaute ſie umher in dem großen düſtern Zimmer, in welchem ſie ſich befand, und das in ſeiner weiten Ausdehnung nur ſpärlich von den zwölf Wachskerzen erleuchtet ward, die auf den beiden ſilbernen Armleuchtern da auf dem Tiſch brannten. Dieſes düſtere Zimmer ſollte ihr künftiges Wohnzimmer ſein; ſie war eben, nachdem ſie ihre Reiſetoilette beendet, in daſſelbe eingetreten, und erwartete jetzt den Grafen.

Sie erwartete ihn mit hochklopfendem Herzen, mit athemloſer Bruſt, es ſchien ihr, als leuchteten aus jedem dunklen Winkel dieſes großen Gemachs ihr ſeine zornigen Augen entgegen, als tauchte überall aus der Dunkelheit ſein bleiches, drohendes Antlitz hervor. Sie fürchtete ſich, und wußte ſelbſt nicht weshalb, ſie wußte nur, daß der einzige Freund, den ſie erſehnte, den ſie freudig willkommen heißen möchte, der Tod war.

Eben öffnete ſich die Seitenthür, und eine dunkle, ganz in einen ſchwarzen Mantel eingehüllte Geſtalt trat ein. Thereſe ſtieß einen Schrei aus und ſank auf einen Seſſel nieder.

Graf Kinsky beantwortete dieſen Schrei mit einem kurzen höhniſchen Lachen. Fürchten Sie ſich, Madame? fragte er, immer näher zu ihr heranſchreitend, und dann mit übereinander geſchlagenen Armen vor ihr ſtehen bleibend, ſeine düſterflammenden Blicke mit zornigem Ausdruck auf ſie gerichtet.

Thereſe hob langſam ihre Augen zu ihm empor und ſah ihn ſtolz und ruhig an. Ich fürchte mich nicht, ſagte ſie, auch dann nicht, wenn Sie gekommen ſind, mich zu tödten.

Der Graf lachte laut auf. Ach, Madame, rief er rauh, Sie denken, ich werde es machen, wie der Fürſt Bragation oder der Herzog

von Orleans, die Beide ihre ſchönen jungen Frauen erwürgten, weil ſie von ihnen ihre Ehre verletzt glaubten? Beruhigen Sie ſich, Madame, ſolche romantiſche Schreckensgeſchichten gehören dem vorigen Jahrhundert an, in unſerer proſaiſchen und nüchternen Zeit ſucht man ſeine Ehre auf weniger gewaltſame Weiſe rein zu waſchen, und wenn man ſich rächt, ſo geſchieht das nicht durch corſiſches Blutvergießen, ſondern durch Verachtung. Ich bin nur gekommen, um die gnädige Gräfin zu fragen, ob Sie bereit ſind, abzureiſen?

Ich bin bereit, ſagte Thereſe, ſich langſam erhebend.

Und ich darf die Ehre haben, Sie zu Ihrem Wagen zu geleiten? Sie wollen mir das erlauben?

Mein Vater hat Sie zu meinem Gemahl ernannt, Herr Graf, und alſo habe ich kein Recht, Ihnen dieſe Erlaubniß zu verweigern.

Vorher aber bitte ich die Frau Gräfin, gnädigſt beſtimmen zu wollen, welches meiner Güter die Frau Gräfin Kinsky zu ihrer vorläufigen Reſidenz erwählen will?

Sie haben auch darüber zu beſtimmen, Herr Graf, ich kenne Ihre Güter nicht.

So wähle ich für Sie dasjenige meiner Güter in Ungarn, welches am nächſten an der Grenze nach der Türkei liegt, denn dort werden Madame am raſcheſten und leichteſten Nachrichten von der Armee und den Heerführern derſelben haben können.

Thereſe antwortete auf dieſe beißende Anſpielung des Grafen nur mit einem ruhigen, kalten Blick. Da ich meinem angetrauten Gemahl gehorchen muß, ſagte ſie, ſo werde ich Ihnen das Recht nicht ſtreitig machen dürfen, für mich den Aufenthaltsort auszuwählen, und muß mich fügen.

Ich hoffe, daß die Frau Gräfin nicht lange dem Zwang unterworfen ſein wird, ſich meinem Willen zu fügen, ſagte er finſter, und daß die Reiſe, welche ich ſoeben antreten will, zu einem günſtigen Reſultat für uns Beide führen wird. Ich komme nicht blos, um Sie zu Ihrem Wagen zu führen, ſondern auch, um mich von der Frau Gräfin zu beurlauben, denn ich bin im Begriff, eine Reiſe nach Rom anzutreten. Ich will mich dem heiligen Vater zu Füßen werfen und ihn um die Gnade anflehen, die Frau Gräfin zu erlöſen von den Feſſeln, die Sie an mich binden

Sie wollen den Papſt um Scheidung anflehen? fragte Thereſe ruhig. Vielleicht können Sie ſich dieſe Mühe erſparen, Herr Graf. Ich bin Ihnen zuvorgekommen. Ich habe ſchon vor meiner Trauung ein ſchriftliches Geſuch um unſere Scheidung an den heiligen Vater gerichtet, und —

Se. Majeſtät hat die Gnade gehabt, Ihr Schreiben durch einen eigenen Courier nach Rom zu befördern, nicht wahr, das wollten Sie ſagen?

Thereſe fuhr ruhig, als habe ſie die Unterbrechung gar nicht gehört, fort: und ich habe dieſes Schreiben ſelbſt an den päpſtlichen Nuntius Monſignore Garampi gegeben. Er hat mir verſprochen, es ſogleich zu befördern und bei dem heiligen Vater mein dringendes Flehen um Scheidung zu befürworten.

Welch ein ſeltenes und muſterhaftes Ehepaar wir ſind! rief der Graf mit einem rauhen Lachen. Wir hegen ſchon jetzt dieſelben Gedanken, dieſelben Wünſche, und ſehnen uns nach demſelben Ziel! Ich nehme jetzt Abſchied von Ihnen, Madame, und ich werde nicht eher die Ehre haben, Sie wiederzuſehen, als bis ich Ihnen das Decret überreichen kann, durch welches der Papſt unſere Scheidung bewilligt.

Sie werden mir alsdann ſehr willkommen ſein, ſagte Thereſe ruhig. Wollen Sie jetzt die Güte haben, mich zum Wagen zu geleiten?

Ich bitte die Frau Gräfin, mir ihren Arm reichen zu wollen. Nur eins habe ich noch zu bemerken! Ich hoffe, daß Madame dem Kaiſer beweiſen kann, daß er nicht durchaus nöthig hatte, zu dieſer Phraſe: „Dort oben biſt Du mein!“ ſeine Zuflucht zu nehmen. Aber ich bitte, daß Sie ihm dies hier unten doch nicht eher beweiſen, als bis ich die Ehre gehabt, mich Ihnen nach meiner Rückkehr von Rom mit meinen Depeſchen zu präſentiren.

Thereſe hatte nicht die Kraft zu einer Erwiederung. Sie neigte leiſe ihr Haupt, und zwei Thränen glitten langſam über ihre bleichen Wangen nieder, mit einer ſtummen Verneigung nahm ſie den Arm des Grafen und ließ ſich von ihm zu dem Wagen führen, auf welchem ſchon die Kammerfrauen und Bedienten ihre Plätze eingenommen.

Der Graf hob Thereſe in den Wagen und machte ſelbſt den Schlag zu. Dann ging er ruhigen Schrittes zu dem Kaleſchwagen,

der hinter der großen hochbeladenen Reise-Equipage stand, und schwang sich rasch hinein.

Zu gleicher Zeit donnerten die beiden Wagen von dem Schloßhof, nur daß sie nicht dieselbe Straße einschlugen, nur daß das junge Ehepaar, welches soeben vor Gottes Altar geschworen, den Weg durch das Leben gemeinsam zu machen, ihre Ehe damit begann, daß ihre Wege sich trennten, um sich nie wieder zu begegnen. Die Gräfin begab sich auf eins der ungarischen Güter ihres Gemahls, der Graf fuhr nach Rom, den Papst um seine Scheidung anzuflehen.*)

VI.

Die Nacht bei Lugos.

Das Schicksal schien es einmal darauf abgesehen zu haben, den Muth und die Ausdauer des Kaisers prüfen zu wollen, und ihn seine

*) Der ganze Hergang dieser Scene ist historisch. Die „himmlische Therese", wie Hormayr sie nennt, ward wirklich so vermählt, und so von ihrem jungen Gemahl verlassen, „denn," so sagen die Geschichtsbücher, „er glaubte sich verletzt, glaubte an ein mehr als platonisches Verhältniß zwischen ihr und dem Kaiser, schied gleich nach der Trauung von ihr, und eilte nach Rom." — Indessen erfolgte die Scheidung nicht so leicht und schnell, als Beide gehofft hatten. Der Papst weigerte sich, die Scheidung auszusprechen, vielleicht weil er glaubte, daß er gerade den Oesterreichern, deren Kaiser ihm und der Kirche so oft feindlich und hemmend entgegengetreten, die Unbeugsamkeit und Macht der katholischen Kirche beweisen müsse. Jahre vergingen unter nutzlosen Bemühungen, endlich gab der päpstliche Nuntius Severoli den Rath, Therese möge constatiren, die Trauung sei unter den heftigsten, von Therese überhaupt ungeheuer gefürchteten Gewitterschlägen geschehen, und sie sei während dessen stets halb ohnmächtig und fast ganz bewußtlos gewesen. — Außerdem gab der Fürstbischof Leopold von Thun das Attest: „er habe gar nicht gehört, daß die Ohnmächtige das Ja ausgesprochen habe." Diese Erklärungen führten endlich zu dem gewünschten Ziel. Die Ehe des Grafen Kinsky ward als wesentlich defect, ja null erklärt, und Beide wurden von den Fesseln derselben befreit. Nach dem Tode des Kaisers vermählte sich Therese an den Grafen Max Meerveldt, denselben, der 1797 mit Napoleon den Frieden von Campo Formio schloß. Siehe Hormayr: Kaiser Franz und Metternich. Ein Fragment. S. 180.

unangreifbare Macht fühlen zu lassen. Es widerstrebte allen seinen Wünschen, es zermürbelte alle seine Kraft, es legte ihm die grausamste Enttäuschung von allen seinen Hoffnungen und Wünschen auf. Mit dem stolzen Gleichmuth der unnahbaren und unangreifbaren Gottheit schien es prüfen zu wollen, wie viel die Kraft eines Sterblichen ertragen, wie viel ein menschlich Herz zu dulden vermöge.

Aufruhr und Empörung bedrohte den Kaiser in allen seinen Provinzen, in den Niederlanden und in Ungarn hatte sich schon die Empörung organisirt und bedrohte den Kaiser mit offenem Abfall, wenn er die alten Privilegien nicht herstellen, die alten Verfassungen, die er umgestürzt zum Wohle seines Volkes, nicht wieder aufrichten wolle zum Wohl des stolzen Adels und der herrschsüchtigen Geistlichkeit. In Tyrol begann das Volk auch schon zu murren, und schaarte sich mit drohendem Geschrei hinter seinen Priestern, um diese, wenn es sein müsse, zu vertheidigen gegen den Kaiser selbst. Auch in Rom hatte man noch nicht Frieden gemacht mit dem Kaiser, und mit geharnischtem Widerstand hatte sich der ganze katholische Clerus dem Kaiser gegenüber gestellt.

Und zu diesem Allen kam jetzt noch dieser türkische Krieg, der dem Kaiser und seinem Heer wenige vereinzelte Lorberrn, aber desto mehr Schmerzen und Krankheiten brachte.

Das Schicksal schien es darauf abgesehen zu haben, den Muth und die Ausdauer des Kaisers zu prüfen. Es bedrohte ihn nicht allein mit Aufruhr und Empörung, mit der Vernichtung aller seiner Pläne, es sandte seinem Heer, das in den feuchten Sümpfen zwischen der Donau und Save lagerte, in den Sommermonaten eine glühende Hitze, und in Folge derselben verheerende Krankheiten, die in den Reihen der Regimenter furchtbarer wütheten, als es eine ganze feindliche Armee in offener Feldschlacht vermocht hätte.

Die Spitäler waren überfüllt, traurig und mißmuthig schlichen die Soldaten im Lager umher, und endlich begannen auch sie zu murren, endlich begann auch in der Armee ein finsterer Geist der Unzufriedenheit und der Insubordination sich zu regen, und die Soldaten, besiegt von dem unsichtbaren Schlachtenführer Tod, der unaufhaltsam in ihren Reihen wüthete, muthlos gemacht durch Krankheiten und Entbehrungen aller Art, die Soldaten verloren die Freudigkeit und das Vertrauen zu ihren Heerführern, und murrten laut über diesen lässigen und unthätigen

Krieg, und nannten den Kaiser und Lacy die Urheber desselben. Dieses unthätige Lagerleben empörte sie und machte sie unwirsch und träge, sie wollten entweder zurück in die Heimath oder vorwärts dem Feinde entgegen ziehen.

Vorwärts dem Feinde entgegen! Das war auch die Sehnsucht des Kaisers. Und dennoch konnte er ihr nicht genügen, dennoch mußte er auch jetzt wieder, wie im baierischen Krieg, unthätig dem Feinde gegenüber lagern mit seiner Armee, denn er wartete noch immer vergeblich auf das Anrücken der Russen, die, dem gemeinsamen und verabredeten Plan gemäß, sich mit den Oesterreichern vereinigen sollten, um den Grenz-Cordon unüberwindlich zu machen und gemeinsam vorzurücken in die türkischen Länder.

Aber die Russen zögerten noch immer, denn unerwartete Mißhelligkeiten, die mit den Schweden ausgebrochen waren, nöthigten die Kaiserin, auch ein Armeecorps an den nördlichen Grenzen aufzustellen, und hinderten sie, mit gehöriger Kraft in der Moldau und in Bessarabien aufzutreten.

Wieder also war der Kaiser verurtheilt, zu zaudern und zu warten, wieder durfte er es nicht wagen, vorwärts zu gehen. Denn seine Armee war allein nicht stark genug, um der ganzen vereinten türkischen Macht zu trotzen. Er mußte warten auf Rußland, und Rußland kam noch immer nicht, und die Hitze, die Krankheiten dauerten fort.

Joseph mußte sich dem Schicksal, das wieder ein neues Opfer der Entsagung von ihm forderte, unterwerfen. Seine Truppen mußten sich von allen Seiten aus dem türkischen Gebiet zurückziehen, die Geschütze mußten nach Peterwardein zurückgeführt werden, denn die Belagerung von Belgrad, welche des Kaisers glühender Wunsch gewesen, mußte jetzt vorläufig ganz und gar aufgegeben werden.

Und wieder lagerte sich die Armee in unthätiger Ruhe hin, und die Hitze und die Krankheiten folgten ihnen auch zu ihren neuen Lagerstätten. Immer lauter murrten die Soldaten, immer vernehmlicher klagten sie den Kaiser an für alle Leiden, die sie erduldeten. Sie beachteten es nicht, daß er mit ihnen litt, daß er mehr litt als sie, denn *sie* hatten nur die physischen Leiden, er hatte aber außerdem noch die moralischen.

Er theilte mit seiner Armee jede Gefahr und jede Beschwerde, jede

Entbehrung und jede Noth, er ſorgte für ſie mit unabläſſiger Liebe und Treue. Er legte für ſie Lagerſpitäler an, ließ täglich Wein unter die Mannſchaften vertheilen, ließ Brunnen graben, und mit ungeheuren Koſten von fernher kräftige Nahrungsmittel kommen. Vor Sonnenaufgang mußte exercirt und manoeuvrirt werden, damit die Hitze des Tages die Mannſchaften nicht erſchöpfe. Alles Lagerceremoniell ward aufgehoben, und ſelbſt die Annäherung des Kaiſers durfte die Soldaten nicht unterbrechen in ihren Beſchäftigungen und in ihrer Ruhe. „Wer liegt, bleibe liegen, wer ſitzt, bleibe ſitzen," war der ausdrückliche Befehl des Kaiſers, und Niemand durfte auf ihn ſehen, wenn er durch das Lager ſchritt, mit ſorgſamen, liebevollen Augen hin- und herſpähend, jeden Kranken mit mitleidigen Blicken betrachtend, überall aufmerkend, wo es der Hülfe, der Verbeſſerung bedurfte.

Und Niemand ſah auf ihn. Niemand ſah, daß auch auf ihn die tödtliche Luft der Sümpfe, die glühende Hitze, die Entbehrungen und Strapazen ihre Wirkung ausübten, Niemand wußte, daß das Fieber auch in ſeinem Körper raſ'te, daß es ſeine Kräfte ausdörrte und ſein Blut in Feuerſtrömen durch ſeine Adern jagte.

Niemand ſah es, und der Kaiſer klagte zu Niemand. Wenn ſeine Armee ſchlief, arbeitete er. Auch im Feldlager war er immer noch der thätige Regent, welcher nicht blos für die Armee zu ſorgen und an den Krieg zu denken hatte, ſondern der für alle ſeine Länder und Provinzen der denkende Kopf, die handelnde Hand ſein mußte.

Im Lagerzelt arbeitete er daher wie in ſeinem Cabinet der Burg zu Wien. Alle wichtigen Regierungs-Depeſchen mußten ihm von Wien aus geſandt werden, alle Chefs der Hofſtellen mußten ihm ihre Acten ſenden, und von Bergen derſelben umgeben, ſaß er oft inmitten der Nacht vor ſeinem kleinen Arbeitstiſch, umſchwärmt von den Schnaken, der fürchterlichen Plage dieſer Gegenden, die kalte ſumpfige Nachtluft einathmend, mit brennenden, dürſtenden Lippen, und arbeitete mit ruhiger Gelaſſenheit und ohne Klage an ſeinen Acten und Depeſchen.*)

---

*) Im Wiener Archiv wird eine Depeſche aufbewahrt, welche der Kaiſer in der Nacht vor der Einnahme von Sabacz mitten im Walde unter freiem Himmel ausgefertigt hat. Siehe: Groß-Hoffinger III. S. 464.

Das Schickſal hatte es darauf abgeſehen, den Muth und die Ausdauer des Kaiſers zu prüfen.

Einen Lichtblick indeſſen gab es in dieſen trüben und unheilsvollen Tagen. Das war die Einnahme der Feſtung Sabacz; Joſeph ſelber leitete die Belagerung; drei Kanoniere wurden an ſeiner Seite erſchoſſen, die von den Kugeln aufgewirbelte Erde beſpritzte des Kaiſers Antlitz und ſeine Gewänder,*) aber inmitten des Kugelregens blieb er heiter und ruhig, und ſeit langer Zeit hatte man ſein Antlitz nicht ſo freudig ſtrahlen ſehen, als an dieſem Tage.

Aber dies, wie geſagt, war doch nur ein Lichtblick in der Reihe der trüben und düſtern Tage, die ihm folgten, und welche die Armee zur Unthätigkeit, zum Ausharren in dieſen ungeſunden, ſumpfigen Gegenden Siebenbürgens nöthigten. Plötzlich indeſſen ward dieſe verzweiflungsvolle Ruhe durch den Schreckensruf unterbrochen: „die Türken ſind über die Donau gegangen und wollen in das Banat einfallen!“

Nun auf einmal ward Alles lebendig in dem ſiechen, todesmatten Heer. Wie von einer ſchwer drückenden Laſt befreit, athmete Joſeph auf, der Moment der That war endlich doch gekommen, der Kampf ſollte beginnen.

Die Kriegstrompete ſchmetterte durch das Lager und rief die Grenadiere und den größten Theil der Infanterie- und Cavallerie-Regimenter zum Marſch auf, und mit ihnen zogen der Kaiſer und Lacy aus, den Türken entgegen. Aber bald kamen ihnen von allen Seiten fliehende Regimenter entgegen. Mit angſtbleichen Geſichtern verkündeten ſie, der Großvezier habe mit ſeinem Heer an zwei Stellen den Grenz-Cordon der Oeſterreicher durchbrochen, der General Papilla habe ſich ſchon vor ihnen mit ſeinen Truppen und Kanonen zurückgezogen, dadurch ſei eine Lücke im Cordon entſtanden, und durch dieſe wälzten ſich jetzt die raubſüchtigen und wüthenden Schaaren der Türken unter Anführung des Großveziers in das Banat herein.

Und wie ein Lauffeuer verbreitete ſich die Kunde von Poſten zu Poſten, von Lager zu Lager, und von paniſchem Schrecken getrieben wich das Heer zurück, immer weiter zurück, denn immer ſahen ſie vor ſich die glühenden Feuerſäulen der Städte und Dörfer, welche den

*) Hübner II. S. 472.

nahenden Schritt der Moslems verkündeten; immer hörten ſie die Luft erzittern von dem Wehegeſchrei der geängſteten Flüchtlinge, welche mit zerfetzten Gewändern, mit blutenden Wunden, mit zerſchlagenen Gliedern in ganzen Haufen daher geraſ't kamen, um bei der Armee des Kaiſers Schutz zu ſuchen gegen dieſe türkiſchen Horden, die wie ein beflügeltes Furienheer das Land überſtrömten, überall hin Tod und Verderben brachten und die Arrièregarde in ganzen Haufen niederſäbelten.

Immer weiter zurück wich das kaiſerliche Heer, denn es hatte nicht die Kraft, nicht die moraliſche und phyſiſche Kraft, dieſen ungeheuren Türkenhorden, die wie toſende und heulende Sturmeswellen jetzt daher brauſeten, zu trotzen, es mußte ſich zurückziehen vor dieſer heranſchwellenden Fluth.

Immer weiter, weiter zurück wich das kaiſerliche Heer. Jetzt ſtand es bei Lugos, hier ſollte es raſten, denn jetzt glaubte man ſich weit genug von den Türken entfernt, um nach ſo langem qualvollen und angeſtrengten Marſch einige Stunden der Ruhe und der Erholung genießen zu können. Mit einem Gefühl unausſprechlichen Behagens lagerten ſich die Soldaten, bewaffnet und gerüſtet zum Weitermarſch, aber voll Sehnſucht nach einigen Stunden Schlafs. Neben den Kanonen legten ſich die Kanoniere, neben ihren geſattelten Pferden die Cavalleriſten nieder, in langen Reihen ſank die Infanterie auf die Erde hin, unbekümmert um ihre Feuchtigkeit und Kühle, nur ſelig, endlich die Glieder ſtrecken, endlich ſchlafen zu können.

Und der Schlaf kam, die müden Augen der Krieger zu erquicken, und über das ſtille, ſchweigende Lager ſchien der Mond mit ruhiger, ſtiller Klarheit dahin.

Der Kaiſer machte noch einen letzten Gang durch das Lager, er ſah, daß überall Friede und Ruhe herrſchte, er prüfte mit ſpähendem Auge nach allen Seiten hin, nirgends ließ ſich eine Rauchſäule, eine Flamme gewahren, nirgends auch vernahm man irgend ein Geräuſch. Die Türken waren fern, die Oeſterreicher konnten alſo ſchlafen.

Tiefe Ruhe herrſchte in der ganzen Natur, tiefe Ruhe auch in dem improviſirten Lager der Armee des Kaiſers, der Kaiſer kehrte in ſeine Lagerſtätte, das heißt, in ſeine Kaleſche zurück. Dort wollte er jetzt einige Stunden ruhen. Die Kälte der Nacht fächelte ſo angenehm

ſeine fieberglühenden Wangen, in der ſternenklaren, mondhellen Nacht ließ es ſich ſo köſtlich träumen.

Der Kaiſer ſchlief nicht, er träumte mit offenen Augen, er ſah, wie allmälig Wolken heranzogen und die Sterne verdüſterten, und den Mond wie mit einem ſchwarzen Trauerſchleier überdeckten, und mit einem trüben Lächeln ſagte er zu ſich ſelber, daß dies ein treues Bild ſei ſeines eigenen Lebens, und daß auch für ihn alle Sterne erloſchen und jeder Lichtſtrahl von ſchwarzen Trauerſchleiern verdüſtert ſei.

Immer ſchwerer und ſchwerer zogen die Wolken herauf und deckten jetzt eine tiefe Nacht über die Erde und über das ſchlafende Heer. Der Kaiſer lag hingeſtreckt in ſeinem Wagen und ſchaute zum Himmel empor und verſank tiefer in ſeine Träume.

Aber nicht Alle ſchliefen im Lager. Drüben am linken Flügel deſſelben, da ging es lebendig her, da hatten ſich um einen Wagen mit Branntwein Huſaren gelagert und tranken in langen Zügen, mehr Stärkung erhoffend von dem berauſchenden Getränk, als von dem Schlaf. Und auch einige Soldaten des Freicorps, das in ihrer Nähe lagerte, waren ihrer Meinung. Auch ſie wollten lieber mit Branntwein ſich erquicken, als mit Schlaf, und ſie ſtürmten heran zu den Huſaren und forderten mit Ungeſtüm, daß dieſe mit ihnen den Branntwein theilen ſollten. Dieſe weigerten ſich, und zwiſchen den Huſaren und den Soldaten des Freicorps kam es zu wüthenden Händeln. Aber die Huſaren blieben Sieger bei denſelben. Sie jagten die Soldaten in die Flucht und lagerten ſich wieder triumphirend um die gewonnenen Fäſſer, und ſchlürften in langen Zügen von dem berauſchenden Getränk, und ſanken dann betäubt, überwältigt vom Schlaf und der Trunkenheit zur Erde nieder.

Eine Zeit lang herrſchte jetzt tiefe Stille auch auf dieſem Flügel der Armee. Der Himmel war jetzt ganz dunkel und umwölkt und Alles ſchlief im Lager.

Und hätten Einige auch gewacht, ſie würden doch kaum die Soldaten des Freicorps bemerkt haben, welche die Huſaren vorher in die Flucht geſchlagen, und die jetzt mit Wuth und Rachegedanken im Herzen leiſe herankrochen, wie Schlangen auf der Erde weiter rutſchten, bis ſie ganz nahe waren bei der Lagerſtätte der Huſaren.

Nun auf einmal ſprangen ſie empor, nun feuerten ſie mit ſchmet-

terndem Knall ihre Gewehre ab und ſchrieen und brüllten mit wildem Geſchrei: Türki! Türki!

Die Huſaren, betäubt noch vom Branntwein, ſprangen auf, hier und dort richteten ſich andere Schläfer empor, das Wort Türki hatte ſie Alle lebendig gemacht.

Die Türken ſind da! ſchrie Alles wild durcheinander. Die Türken ſind da, laßt uns fliehen!

Und die Schlaftrunkenen erhoben ſich taumelnd vom Boden und ſchrieen mit lallender Zunge: die Türken ſind da! und ſtürzten rathlos, beſinnungslos vorwärts, gleichviel wohin, nur fort von hier, wo die Türken ſind, wo ſie eben mit lautem Gewehrknall die ruhigen Schläfer geweckt. Mitten hinein in die Reihen der Schläfer ſtürzten die entſetzten, ſchlaftrunkenen Soldaten vorwärts mit der furchtbaren Klage: die Türken, die Türken ſind da!

Halt! Halt! ſchrieen den entſetzten Schaaren die Beſonnenen entgegen. Halt! Halt!

Den geängſteten Ohren klingt das wie Allah, Allah! wie das gefürchtete, oft vernommene Kriegsgeſchrei der Türken.

Die Türken alſo auch hier! Die Türken haben die ganze Armee umringt. Man muß ſich ſeines Lebens wehren, man muß ſich hindurch ſchlagen durch die wüthenden Schaaren.

Die Säbel heraus, die Gewehre geladen, die Türken ſind da mit ihrem Allahgeſchrei. Der Kampf beginnt, in's Blaue hinein feuern Dieſe, in's Blaue hinein ſchwingen Jene ihre Schwerter. Wuthgeheul, Jammergeſchrei, Aechzen und Klagen, das Todesgeröchel der Sterbenden, das Winſeln der Verwundeten erfüllte die Luft. Immer allgemeiner, immer ungeheurer ward die Verwirrung. In blinder Wuth, in bleichem Entſetzen feuerten und kämpften die Schaaren, der Freund gegen den Freund, der Bruder gegen den Bruder, immer noch überzeugt, daß er die Türken vor ſich habe, daß es nur Türken ſeien, vor denen er floh.

Bald war die Verwirrung, das Entſetzen allgemein. Die fliehenden Schaaren wälzten ſich rückwärts in das Lager, der Jammerſchrei: die Türken, die Türken kommen! fauſte vor ihnen her, und in der Dunkelheit und in der Verwirrung des erſten Schreckens hielt man die Fliehen-

den für die anstürmenden Türken, und empfing sie mit Kartätschenschüssen, und schwang gegen sie die Schwerter.

Vergeblich, daß die Officiere und Generäle Ruhe und Halt geboten, ein panischer Schrecken hatte sich jetzt durch das ganze Heer verbreitet. Alles floh durch einander, Alles kämpfte gegen einander. Die ganze Armee glich jetzt nur noch einem einzigen wild bewegten Meer, das in brausenden Wellen auf und nieder rauschte.

Der Kaiser war von dem wilden Lärm aus seinen Träumen geweckt, in seiner offenen Kalesche war er, begleitet von einigen Generälen und Adjutanten zu Pferde, vorwärts geeilt, gerade hinein in das wilde Getümmel. Aber die wüthenden Schaaren achteten nicht mehr auf den Kaiser, nicht auf sein Commandowort. Die Kugeln pfiffen um die Ohren des Kaisers, die Kugeln seiner eigenen Soldaten, die in wildem Kreuzfeuer von hüben und drüben die Luft durchsauseten.

Und die Nacht war so dunkel, der Mond ganz von Wolken umhüllt, keine Sterne am Himmel, als fürchteten sie herniederzuschauen auf dieses furchtbare Gemetzel, auf diese Bruderschlacht.

In immer wilderen Wogen brausten die Flüchtenden durcheinander. Nach der kleinen Brücke, die dort drüben über das Flüßchen führt, drängten die angstbleichen Schaaren. Aber gerade vor dieser Brücke hatte der Kaiser seinen Wagen auffahren lassen. Hier wollte er die Fliehenden aufhalten, wollte ihnen sagen, daß Alles nur ein falscher Lärm, daß gar kein Feind da sei.

Aber die Fliehenden achteten nicht auf seine Worte, nicht auf seinen Commandoruf. Sie drängten vorwärts, sie schoben in ihrer wilden Angst den Wagen des Kaisers vorwärts, gerade hin an das steile Ufer des Flusses. Er neigte sich, die fliehenden Schaaren stießen in dem Wahnsinn ihres Entsetzens gegen ihn mit den Kolben ihrer Gewehre, sie wußten nur, daß dieser Wagen ein Hinderniß sei, das sie aufhielt, nichts weiter.

Der Wagen stürzte nieder von dem Ufer, gerade hinein in das Wasser, das zischend emporschlug. Niemand achtete darauf. Jeder dachte nur an sich, nur an seine Flucht. Niemand achtete auf den Wagen, der im Wasser versank, auf den Kaiser, der besonnen und kühn in dem Moment, wo der Wagen sich neigte, aus demselben heraussprang.

Jetzt stand er auf seinen Füßen, jetzt fühlte er wieder Boden unter

ſich; aber er war allein, Niemand von ſeiner Suite war mehr bei ihm. Sie Alle hatte der wilde Strom der Flucht, das wahnſinnige Drängen und Schieben von ihm getrennt.

Der Kaiſer war allein, denn der Strom der Flüchtenden hatte jetzt eine andere Richtung genommen, die kleine Brücke war zuſammengebrochen, und mit wüſtem Geſchrei lief jetzt Alles an dem Ufer entlang, nach einem anderen Uebergang ſpähend. Weit ab wälzte ſich die Flucht.

Der Kaiſer ſtand allein und verlaſſen inmitten der grauſen Nacht auf ödem Feld.

Mit troſtloſem Schmerz blickte er empor zum Himmel und ſeine Lippen flüſterten leiſe: jetzt könnt' ich ſterben! In dieſer Nacht des Schreckens könnte mein Leben ausglühen wie ein Licht, das man in's Waſſer wirft, und das ziſchend erliſcht! Oh, meine Seele iſt wund und todesmatt, alle meine Hoffnungen ſind zerſchmettert. Könnt' ich jetzt nicht ſterben? Liegt nicht mein Wagen da unten im Waſſer? Wer will's wiſſen, wer den Kaiſer da mit ſeinem Wagen hinabgeſtürzt? — Er ſchwieg und ſchaute ſinnend und ſchwermuthsvoll aufwärts. Nein, nein, rief er dann laut und mit mächtiger Stimme, nein, es iſt noch nicht Zeit zum Sterben! Ich will, ich kann, ich darf noch nicht ſterben. Ich will nicht dahin gehen, verkannt und geſchmäht von meinem Volk! Ich muß noch leben, um mein Volk überzeugen zu können, daß nur die feſte Begründung ſeines Glückes das einzige Ziel aller meiner Arbeiten und Mühen iſt!*)

Eben trat der Mond hinter zerriſſenen Wolken hervor und beleuchtete mit hellem Schein das Antlitz Joſephs, dies traurige, bleiche, ſchmerzzuckende Antlitz.**)

Der Kaiſer! rief eine laute Stimme unfern von ihm. Der Kaiſer! rief ſie noch einmal, und ein Reiter ſprengte heran, er hielt gerade vor dem Kaiſer an und ſchwang ſich haſtig vom Pferd.

Hier, Majeſtät, mein Pferd! Beſteigen Sie es! Es iſt ein ſicheres Thier!

Du kennſt mich? fragte der Kaiſer.

---

*) Des Kaiſers eigene Worte. Siehe: Hübner II. S. 488.

**) Hübner II. S. 475.

Ja, Majeſtät, ich bin ja ein Reitknecht von der Suite Ew. Majeſtät. Wollen Sie die Gnade haben, mein Pferd zu beſteigen?

Aber Du? fragte der Kaiſer, indem er ſich in den Sattel ſchwang. Was wird aus Dir werden?

Ich werde Ew. Majeſtät begleiten, ſagte der Jockey frohen Muths. Die Pferde laufen heute Nacht wie toll herum, wir werden ſchon einem Thier begegnen, und ich werd's mir einfangen, und wenn's dann Ew. Majeſtät gefällig iſt, reiten wir nach Karanſebes. Der Mond ſcheint ja jetzt wieder hell, und ich glaube, ich werde den Weg ſchon finden!

Ich habe meinen Weg ſchon gefunden, flüſterte der Kaiſer leiſe vor ſich hin, als er langſam dahinritt durch die ſchweigende Nacht. Gott hat mir meinen Weg gezeigt, als er mir Hülfe ſandte in dieſer einſamen, dunklen Stunde. Das Leben hat mich wieder zu ſich gerufen, und ich will es muthig und geduldig tragen, ſo lange es Gott gefällt!

Eben ſprengte in wildem Lauf ein herrenloſes Pferd daher; der Jockey faßte es mit kräftiger Hand und brachte es zum Stehen, und ſchwang ſich mit lautem Jauchzen in den Sattel.

Jetzt, Herr Kaiſer, jetzt wollen wir fröhlich davon jagen, rief er jubelnd. Da ſind wir auf dem rechten Weg, und in einer Stunde werden wir in Karanſebes ſein.

In Karanſebes, ſagte der Kaiſer gedankenvoll vor ſich hin. Cara mihi sedes! ſo hat Ovid geſungen, und aus der Ode iſt eine Stadt geworden*) — ein Denkmal ſeines Ruhmes und der Stadt, der ſeine Ode den Namen gegeben, das iſt das Grab Ovid's. In Karanſebes iſt er geſtorben, und jetzt kommt ein verirrter, einſamer Kaiſer zu dem Grabe des Dichters, um bei ihm ein wenig Troſt und Schutz zu ſuchen, und auszuruhen auf ſeiner dornenvollen Pilgerfahrt in dem Schatten ſeines Dichtergrabes. Ovid, gönne mir eine Zuflucht in Deiner Stadt! Oh Cara mihi sedes! wo biſt Du?

Schweigend und in ſich gekehrt ritt er weiter, der Jockey ſprengte vor ihm her; gedankenvoll folgte ihm der Kaiſer.

Der Morgen dämmerte herauf, da ritten ſie in Karanſebes ein. Und jetzt war die Gefahr vorüber, denn hier hatten einige der Regimenter ſich geſammelt, hier fand der Kaiſer ſeine Generäle, ſeine Suite

*) Groß-Hoffinger. III. S. 471.

und auch seinen geliebten Neffen, den Erzherzog Franz, wieder, der, gleich ihm, von dem Gedränge mit fortgerissen, aber von seinen Getreuen gerettet worden. Mit ihren eigenen Leibern hatten sie den Erzherzog geschützt, und ein Quarré um ihn bildend, hatten sie ihn sicher aus dem Getümmel entführt und nach Karansebes gebracht.*)

Die Gefahr war beendet, aber diese Schreckensnacht von Lugos hatte des Kaisers letzte Kräfte aufgezehrt. Das Fieber durchraste von nun an so heftig seinen Körper, daß er nicht mehr sein Pferd besteigen, nicht mehr arbeiten konnte.

Und zu dem physischen Leiden kam noch das moralische. Die Armee hatte kein Vertrauen mehr zu ihm, sie glaubte nicht an ihn. Sie rief mit lautem Ungestüm nach Loudon, sie beschwor den Kaiser, Loudon zum Heere zu rufen, denn Er allein sei im Stande, die Truppen zu siegreichen Schlachten zu führen.

Der Kaiser, in tiefster Seele verwundet von diesem Mißtrauen seiner Soldaten, schmerzvoll resignirend auch auf die letzte Hoffnung, sich selber im Felde Ruhm und Lorbeern zu verdienen, der Kaiser gab dem Flehen seiner Armee nach und berief Loudon zur Armee und an die Spitze seines Heeres.

Und Loudon, getreu dem kaiserlichen Ruf, nicht achtend seines Alters und seiner Hinfälligkeit, Loudon kam.

Mit lautem Jubel empfing ihn das Heer. Dieser Jubel hallte hinein in das ärmliche, kleine Zimmer, in welchem der Kaiser fiebernd auf seinem Lager lag. Er vernahm ihn mit einem traurigen Lächeln, und sagte nur leise vor sich hin: Loudon ist da! Jetzt kann der Kaiser gehen! Niemand bedarf seiner mehr! Ich will heimkehren nach Wien, heimkehren und beten, daß Gott Loudon und meinem Heere den Sieg verleihe, den ich ihm nicht habe geben können.

Das Schicksal hatte nicht den Muth des Kaisers gebrochen, aber wohl sein Herz.

---

*) Hübner II. S. 477.

VII.

Die Drohungen der Ungarn.

Ja, das Schickſal hatte des Kaiſers Herz gebrochen. Krank war er zu Ende des Jahres 1788 aus dem Türkenkrieg heimgekommen, und obwohl er nach einigen Monaten anſcheinend genas, war doch der Todeswurm in ſeinem Herzen zurückgeblieben, und er fühlte ihn hämmern und bohren, raſtlos, unermüdlich, Tag und Nacht.

Selbſt die freudigen Siegesnachrichten, die von der Armee herübertönten, machten dieſen Todeswurm im Herzen des Kaiſers nicht verſtummen. Loudon gewann Schlachten, Loudon hatte Belgrad den Türken abgewonnen, er hatte vollführt, was des Kaiſers glühender Wunſch geweſen. Er hatte die Fahnen Oeſterreichs auf den Thürmen Belgrads aufgepflanzt.*) Wien empfing dieſe Botſchaft mit lautem Freudejauchzen, es illuminirte die Stadt drei Tage lang, und auch der Kaiſer nahm Theil an dem Entzücken ſeines Volkes. Er löſte von ſeinem eigenen Gallakleid den brillantenen Ordensſtern des Maria-Thereſia-Ordens; dieſen Stern, den nur der Kaiſer als der Großmeiſter des Ordens allein tragen durfte, und der vierundzwanzigtauſend Dukaten an Werth hatte,**) ſandte er an Loudon, indem er ihm zugleich das Patent als Generaliſſimus verlieh. Er wohnte dem Tedeum in der Hofkirche bei, und zeigte Allen ein freudeſtrahlendes Angeſicht.

---

*) Folgende merkwürdige Zuſammenſtellung brachten damals die Zeitungen Wiens über die Eroberung von Belgrad: Kaiſer Franz, damals Herzog von Lothringen, Maria Thereſia's Gemahl, war 1739 bei der kaiſerlichen Armee, als Belgrad an die Türken überging. Sein Enkel, Erzherzog Franz, war 1789 bei der öſterreichiſchen Armee, als Belgrad den Türken wieder abgenommen ward, und feuerte mit eigener Hand die erſte Kanone gegen Belgrad ab! General Wallis kommandirte im Jahre 1739 die Armee bei Belgrad, und übergab die Feſtung an die Türken. Sein Sohn, der nachherige Feldmarſchall Wallis, ward 1789 der erſte Commandant von Belgrad. Der türkiſche Commandant Osman Paſcha, welcher jetzt 1789 die Feſtung an die Oeſterreicher übergab, war der Sohn Osman Paſcha's, dem ſie die Kaiſerlichen 1739 übergeben hatten. S. Hübner II. 492.

**) Groß-Hoffinger II. S. 492.

Nur als er sich allein befand mit Lacy, nur da ließ er einen Moment die Maske von seinem Antlitz gleiten, und das Lächeln verschwand von seinen zitternden Lippen.

Lacy, sagte er traurig, ich beneide Loudon nicht, aber ich hätte gern diesen letzten seiner Lorbeerkränze mit meinem Leben bezahlt. Aber für mich giebt es keine Lorbeern, nur Cypressen, für mich giebt es keine Triumphe, nur Niederlagen!

Ja, er hatte wohl Recht, so zu sprechen. Für ihn gab es keine Triumphe, sondern nur Niederlagen. Alles, was er gehofft und erstrebt, sollte er in Trümmer zerfallen sehen, die langen, schmerzvollen Jahre seiner Alleinherrschaft sollten umsonst gewesen sein.

Aufruhr tobte in Ungarn und in den Niederlanden, Aufruhr drohte in Tyrol. Wohin er sein Auge wandte, überall begegnete er unzufriedenen Gesichtern, hörte er lautes Murren und wüstes Geschrei seines Volkes, das gegen ihn sich erhob, gegen den Kaiser, der es so grenzenlos geliebt, daß er ihm jeden Gedanken, jede Stunde seines Lebens gewidmet hatte, gegen den Kaiser, dessen ganzes Bestreben es gewesen, seinem Volk die Aufklärung, die Cultur, die Geistesfreiheit zu bringen!

Aber sein Volk wollte nicht frei sein, es liebte seine Geistesfesseln, und seine Priester hatten es glauben gemacht, was der Kaiser ihnen darbiete als Aufklärung, das sei der Unglaube, der Abfall von der Kirche, der Treubruch an den Priestern!

Und das Volk glaubte seinen Priestern mehr als seinem Kaiser, es war bereit, für seine Priester den Kaiser aufzugeben.

Ganz Belgien stand jetzt in hellen Flammen des Aufruhrs, die Bürger hatten sich bewaffnet und bildeten eine Volksarmee, und an ihre Spitze stellte sich der Adel und die Geistlichkeit. Die kaiserlichen Truppen hatten nicht mehr die Macht, diese fanatisirten Schaaren zu besiegen, aber sie hatten auch nicht mehr den Willen. Haufenweise gingen die Soldaten zu dem Volk über, und diese vereinte Macht stellte sich jetzt drohend dem Kaiser gegenüber. Van der Noot, der Anführer und das Haupt des Aufstandes, erließ jetzt ein feierliches Manifest, in welchem er Brabant für unabhängig, den Kaiser seiner Herrschaft in den Niederlanden für verlustig erklärte, und sich selbst „den Bevollmächtigten des Brabanter Volkes" nannte. Das Volk hatte jetzt schon eine Armee von zehntausend Mann, und neben den Adligen waren die

Prieſter die Führer dieſer Armee. In Waffen trat der Mönch an die Spitze der Volkstruppen, aus den Kloſterkaſſen wurden dieſe Truppen beſoldet, in den Kloſterhöfen und Gärten ſo gut wie auf den öffentlichen Plätzen wurden ſie einexercirt. In allen belgiſchen Städten wurden Meſſen zur Beglückung des bewaffneten Volks geleſen, und Todtenämter gehalten für die gefallenen Patrioten.*)

Ein allgemeiner Fanatismus bemächtigte ſich der Gemüther, und jauchzend öffneten die Städte Brüſſel, Antwerpen, Löwen, Mecheln und Namur dem Patriotenheer die Thore.

Der öſterreichiſche General d'Alton entfloh mit ſeinen Truppen nach Luxemburg, und ſeine Kriegskaſſe mit drei Millionen Gulden blieb in den Händen der Inſurgenten.**)

Das waren die unglückſeligen Nachrichten, welche der kranke Kaiſer zu Ende des Jahres 1789 aus den Niederlanden erhielt. Joſeph wollte indeß noch einen letzten Verſuch machen, die Belgier zu ſich zurückzurufen. Er ſandte den Grafen Cobenzl mit Friedensaufträgen nach Brüſſel, und bat den Fürſten Ligne, ihm dahin nachzureiſen.

Der Fürſt war bereit dazu, und kam, ſich von dem Kaiſer zu beurlauben.

Ich ſende Sie als Vermittler zu Ihren Landsleuten, ſagte Joſeph mit einem ſchwachen Lächeln. Beweiſen Sie dort den ſogenannten Patrioten, daß Sie ein wahrer Patriot ſind, indem Sie das belgiſche Volk mit ſeinem Fürſten verſöhnen wollen.

Sire, ich werde gehen, ſagte der Fürſt, ich werde meinen armen, irregeleiteten Landsleuten ſagen, daß ich Ew. Majeſtät habe über ihre Treuloſigkeit weinen ſehen, daß Sie ihnen nicht zürnten, aber um ſie trauerten.

Ich, ich trauere um ſie, ſagte Joſeph tiefbewegt. Ihr Land iſt es, das mich umbringt, mein Freund. Gents Einnahme iſt mein Todeskampf. Das verlaſſene Brüſſel iſt mein Tod. Oh, fuhr er heftiger und mit einem Ausdruck unendlichen Schmerzes fort, oh, welche Schmach

---

*) Groß-Hoffinger III. S. 289.

**) Der Kaiſer ließ d'Alton zur Verantwortung nach Wien berufen; derſelbe reiſte von Luxemburg ab, ging bis Trier, dort aber tödtete er ſich, indem er Gift nahm, an dem er vier Tage vor dem Tode des Kaiſers ſtarb.

iſt dies für mich! Welche Schmach! Ich ſterbe daran! Ich müßte ja von Holz ſein, wenn nicht! Gehen Sie nach den Niederlanden, bewirken Sie, daß ſie zu ihrem Herrſcher zurückkehren. Können Sie das aber nicht, mein Freund, ſo bleiben Sie dort. Opfern Sie mir Ihr Glück nicht, Sie haben Kinder. *)

Ich habe Kinder, aber ich habe auch meinen Kaiſer, rief der Fürſt tiefbewegt. Ihn ſehe ich leiden, und ſehe auch mein Volk leiden in ſeinem Unverſtand und ſeiner Verirrung. Was ich vermag, werde ich thun, um es auf den rechten Weg und zu ſeinem Kaiſer zurückzuführen! Ich reiſe in dieſer Stunde noch ab, wenn Ew. Majeſtät die Gnade haben wollen, mich zu beurlauben.

Reiſen Sie, mein Freund, meine beſten Wünſche begleiten Sie, aber ich geſtehe Ihnen, ich habe keine Hoffnung mehr!

Ich gebe die Hoffnung noch nicht auf, Sire! Und indem ich jetzt ſcheide, ſage ich: auf Wiederſehen, Sire!

Auf Wiederſehen dort oben! flüſterte der Kaiſer leiſe, als der Fürſt ihn verlaſſen hatte. Ja, ich fühl's, auf Wiederſehen dort oben! Der Tod ſteht ſchon hinter mir und — und ich habe noch ſehr viel zu thun und zu arbeiten, unterbrach ſich der Kaiſer ſelbſt, und ich habe keine Zeit, müßigen Träumereien nachzuhängen.

Er erhob ſich haſtig von ſeinem Lehnſtuhl und durcheilte das Cabinet, um ſeine drei Secretaire aus der Kanzlei herbeizurufen.

Wir wollen arbeiten, ſagte er den Eintretenden.

Sire, ſagte einer von ihnen mit ſchüchterner Stimme, Herr von Quarin hat uns beſchworen, wenn Ew. Majeſtät arbeiten wollen, Sie in ſeinem Namen anzuflehen, ſich doch nur einige Tage noch Ruhe zu gönnen.

Ich kann nicht, rief der Kaiſer ungeduldig, die Staatsgeſchäfte ſtehen nicht ſtill, weil meine Kräfte nicht vorwärts wollen, und wenn ich das Arbeiten noch länger aufſchiebe, ſo wird bald nicht mehr durchzukommen ſein. Statten Sie mir Bericht ab. Was für Depeſchen ſind aus Ungarn eingelaufen?

Traurige, Sire. Die ungariſchen Grundherren verweigern ihren Beitrag zu der ausgeſchriebenen Kriegsſteuer, ſie jagen die Steuer-

*) Des Kaiſers eigene Worte. Siehe Oeuvres du Prince de Ligne.

beamten, welche kommen, sie einzuziehen, mit Hohn und Spott von ihren Gütern fort, und das Volk weigert sich ebenso, der Conscription zu gehorchen, es folgt nicht mehr dem Ruf der kaiserlichen Beamten, es schaart sich zusammen in Haufen, die mit wildem Geschrei überall die Polizeibeamten und die Soldaten, welche die Militairpflichtigen auszuheben kommen, mit dem Tode bedrohen, wenn sie nicht schleunigst entfliehen.

Aufruhr, Aufruhr überall, flüsterte der Kaiser entsetzt. Man soll ihnen nicht nachgeben, sie sollen gehorchen!

Eben öffnete sich leise die Thür des Cabinets, und der Hofmarschall trat ein.

Sire, sagte er, soeben ist eine Deputation der Magyaren in's Schloß gekommen, und fleht dringend um eine Audienz bei Ew. Majestät.

Eine Deputation, von wem? fragte der Kaiser hastig.

Ich weiß es nicht, Sire. Der Graf von Palfy steht an ihrer Spitze.

Ah, Palfy wieder einmal, rief Joseph mit einem höhnischen Lachen. Wenn die Ungarn mir eine Unglücksbotschaft zu senden haben, schicken sie sie durch Palfy! Ich will die Herren empfangen, Herr Graf! Führen Sie sie in das kleine Empfangszimmer neben meinem Cabinet hier. Sagen Sie ihnen, daß ich sogleich bei ihnen sein werde.

Er entließ die Secretaire mit einem raschen Wink seiner Hand, und klingelte nach seinem Kammerdiener, um sein weites, bequemes Gewand mit der Uniform zu vertauschen. Aber während des Anziehens schwankte seine Gestalt hin und her, und als er einige Schritte vorwärts machen wollte, mußte er sich auf den Arm des Kammerdieners lehnen, um nicht umzusinken.

Oh, rief der Kaiser zornig, wie sie hohnlachen werden, wenn sie mich so schwach und hinfällig sehen, wie triumphirend sie heimkehren werden, um es den Ungarn zu sagen, daß ich nichts mehr bin als ein kranker, todesmatter Greis! Aber sie sollen das nicht sehen, ich will ihnen zeigen, daß ich noch immer der Kaiser bin, und daß das Leben und die Kraft noch nicht in mir erloschen ist! Führe mich dorthin, Günther, dort an den Pfosten der Thür. An ihn will ich mich lehnen, und da will ich stehen bleiben, während ich die Herren aus Ungarn empfange.

Er ließ sich zu der Thür hingleiten, und lehnte sich an die breite

Mauerbrüſtung derſelben, dann befahl er Günther, die beiden Thürflügel, welche nach außen hin nach dem Empfangszimmer aufgingen, zu öffnen.

Als dies geſchehen, ſah man da in dem Zimmer die zwölf Magyaren in ihren reichen geſtickten ungariſchen Coſtümen, mit denen ſie ſich diesmal ſtatt der Uniformen und der Hofkleider geſchmückt hatten. Es waren dieſelben Männer, welche ſchon vor Jahren bei dem Kaiſer als Deputation der Ungarn erſchienen waren, und wieder wie damals, ſtand der Graf Palfy, der jetzige Kanzler von Ungarn, an ihrer Spitze.

Der Kaiſer begrüßte ſie mit einem leichten Neigen des Kopfes, die Herren verbeugten ſich mit düſteren Geſichtern.

Wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt, ſagte der Kaiſer raſch, ſind das alle dieſelben Herren, welche ich ſchon vor Jahren einmal bei mir geſehen?

Es iſt ſo, Sire, erwiderte Graf Palfy ernſt.

Und warum kommen Sie wieder?

Um derſelben Urſache willen, Sire, um welche wir im Jahre 1783 hier waren, um der bedroheten Freiheiten und Rechte unſeres Vaterlandes willen, und darum ſendet das Königreich Ungarn Eurer Majeſtät dieſelben Männer, damit Sie ſehen und erkennen mögen, daß die Jahre unſere Geſinnungen und unſere Herzen nicht ändern, daß die Männer, welche vor ſechs Jahren Eurer Majeſtät die Klagen und Beſchwerden Ungarns vorgetragen, noch dieſelben Worte, dieſelben Gedanken, dieſelben Wünſche haben, daß wir noch immer entſchloſſen ſind, unſere Freiheiten und Rechte mit unſerm Blut und Leben zu vertheidigen! Ungarn hat ſich nicht geändert und wird ſich niemals ändern, Sire, es fordert heute, was es vor ſechs Jahren gefordert hat!

Und der Kaiſer hat ſich auch nicht geändert, rief Joſeph glühend, er befiehlt heute, was er vor ſechs Jahren befohlen hat, er kann heute ſo wenig wie damals ſeinen Willen ändern.

Dann, Sire, wird das ganze Königreich ſich erheben, ſagte Graf Palfy mit feierlicher Stimme, dann wird das ganze Ungarnvolk ſich waffnen zu dem heiligen Kampfe für ſeine Freiheiten, ſeine Verfaſſung und ſeine Rechte. Sire, noch einmal, aber zum letzten Male nahen wir uns flehend dem Throne Eurer Majeſtät, noch einmal bitten wir: geben Sie uns unſere Rechte wieder!

Und was nennt Ihr Eure Rechte? fragte der Kaiser, höhnisch lächelnd.

Das, was uns seit Jahrhunderten auf den Pergamenten unserer Verfassung gesichert worden, was unsere Könige uns feierlich, jeder bei seinem Regierungsantritt, gelobt und geschworen, uns zu erhalten: unsere Nationalität, unsere Sprache, unsere Abgabenfreiheit, unsere Krone, unseren Landtag! Sire, wir wollen keine deutsche Provinz werden, denn wir sind Ungarn und wollen Ungarn bleiben, wir wollen keine Steuern zahlen, wir wollen keine Conscription haben, denn unsere Verfassung sagt, daß wir Steuerfreiheit haben und nicht gezwungen werden sollen zum Kriegsdienst. Sire, Ungarn steht am Rande eines Abgrundes; wenn Ew. Majestät es nicht von demselben zurückziehen wollen, wird Ungarn selber sich retten müssen. Nicht blos unsere Freiheiten sind bedroht, sondern auch unsere materiellen Interessen sind gefährdet. Durch das Losschlagen der Krongüter, durch den Verkauf der eingezogenen Kirchengüter ist der Werth des Grundbesitzes auf das Erheblichste gefallen; die Steuerregelung hat durch die Verminderung des Grundwerthes die Einkünfte aller ständischen Gutsbesitzer um neun Millionen, und das Stammkapital um mehr als zweihundert Millionen verringert. Sire, Ungarn geht, wenn Ew. Majestät diese unserm Lande, unsern Freiheiten, unserer Ehre schädlichen Gesetze nicht aufheben, seinem Ruin entgegen, oder —

Oder? fragte der Kaiser hastig, als Palfy zögernd schwieg.

Oder der Revolution! sagte der Graf mit feierlicher Stimme.

Ah, Sie wagen es, mir zu drohen? rief der Kaiser mit mächtiger Stimme.

Ich wage es, zu sagen, was mir mein Land zu sagen geboten hat, was diese Männer, die mich begleiten im Namen unseres Volks, Eurer Majestät sagen würden, wenn meine Lippen zu feig wären, es auszusprechen. Ist es nicht so, meine Freunde?

Ja, es ist so! riefen sie Alle wie aus einem Munde.

Sire, ich wiederhole es, wenn Ew. Majestät nicht jetzt unsere drohende, mahnende Stimme hören, geht Ungarn, welches nicht zu Grunde gehen will, einer Revolution entgegen. Gleich den Belgiern werden wir unsere Freiheiten zu schützen wissen, gleich ihnen werden wir unsere Verfassung mit unserm Leben vertheidigen. Sire, noch kann

Alles gut werden. Geben Sie uns unsere Constitution wieder, rufen Sie die Stände zu einem Landtag zusammen, lassen Sie unsere Krone wieder nach Ungarn zurückführen, und kommen Ew. Majestät selber dahin, um sich krönen zu lassen und unserer Verfassung den Eid der Treue zu schwören, dann werden auch wir Ew. Majestät den Eid der Treue schwören, dann werden wir treu und fest zu unserm König halten, und bereit sein, ihn mit unserm Blut und Gut zu vertheidigen.

Geben Sie uns unsere Krone und unsere Verfassung wieder, riefen die Magyaren mit glühender Begeisterung, und wir sind bereit, Ew. Majestät zu vertheidigen mit unserm Gut und Blut!

Das heißt, rief der Kaiser mit flammenden Zornesblicken, das heißt, ich soll mich erniedrigen, soll Euren Trotz zu Recht anerkennen, soll nicht das Gesetz respectiren, sondern Euren Willen, soll die Ehre Eures Fürsten Eurem Belieben unterordnen, und meinen Willen von Eurem Veto abhängig machen.

Nein, Sire, rief Graf Palfy glühend, das heißt, Ew. Majestät sollen das letzte Mittel ergreifen, das noch im Stande ist, Ew. Majestät Ungarn zu erhalten. Denn wenn Ew. Majestät nicht unsere billigen und gerechten Forderungen erhören wollen, so steht Ungarn auf wie Ein Mann, und verweigert Dem Gehorsam, der es knechten will. Das schwören wir im Namen unserer Nation!

Das schwören wir im Namen unserer Nation! riefen die Magyaren.

Und ich schwöre im Namen meiner Ehre und meiner Würde, rief der Kaiser, bebend vor Aufregung, mit Zornesgluth auf den Wangen, ich schwöre, daß ich niemals Denen nachgeben werde, welche drohen, niemals Denen verzeihen werde, welche mit verbrecherischen Mitteln von mir ertrotzen wollen, was ich nicht geben kann, ohne mich zu demüthigen.

Sire, es ist keine Demüthigung, einzugestehen, daß man geirrt hat, und begeisterter noch werden Ihre Ungarn Sie lieben, wenn sie sehen, daß Ihr König sie so sehr liebt, daß er sogar um ihretwillen seinen Fürstenstolz beugt und sagt: ich war ein Mensch, ich habe mich geirrt als Mensch, und ich will wieder gut machen als Fürst, welcher sein Volk liebt. Sire, wir warten mit Todesangst auf diese Antwort, wir warten auf dieselbe bis morgen um diese Stunde.

Ah, Sie sind also großmüthig genug, mir eine letzte Gnadenfrist zu setzen, rief der Kaiser außer sich, Sie —

Plötzlich verstummte der Kaiser und sein Antlitz bedeckte eine tödtliche Blässe. Er hatte ein Gefühl, als ob da innen in seiner Brust eine Ader zersprengt war, als ob ein Feuerstrom von seinem Herzen in seine Brust und zu seinen Lippen emporstieg. Mit einer hastigen Bewegung drückte er sein Taschentuch an seine Lippen, und ebenso hastig zog er es dann wieder zurück und barg es in seinem Busen. Der Angstschweiß stand in dicken Tropfen auf seiner Stirn, es dunkelte vor seinen Augen.

Aber diese übermüthigen Magyaren sollten nicht die Freude haben, ihn zusammensinken zu sehen, seine Feinde sollten nicht den Triumph haben seine Leiden zu gewahren!

Mit einer letzten ungeheuren Kraftanstrengung raffte er sich empor, und seine Blicke leuchteten wieder auf in stolzer Energie. Geht, sagte er laut und stolz, ich habe Eure Forderungen vernommen, ich werde Euch meine Antwort zukommen lassen!

Wir erwarten sie bis morgen Mittag, erwiederte Graf Palfy feierlich, alsdann reisen wir ab, um nimmer wieder zu kommen.

Geht, rief der Kaiser heftig, und die Magyaren hielten diesen krampfhaften Schrei seiner Leiden für einen Ausruf seines Zornes. Mit düstern Gesichtern verneigten sie sich und verließen das Gemach.

Der Kaiser kehrte langsam und todesmatt in sein Cabinet zurück. Mit einem tiefen Seufzer sank er in einen Lehnstuhl nieder, und hatte kaum noch so viel Kraft, die Handklingel zu nehmen und zu schellen.

Günther, sagte er zu dem eintretenden Kammerdiener mit leiser, tonloser Stimme, sende einen Wagen zu meinem Leibarzt Quarin, er soll sogleich hierher kommen.

VIII.

Der Widerruf.

Als Herr von Quarin eine Viertelstunde später in das Cabinet eintrat, saß der Kaiser ruhig vor seinem Schreibtisch, der mit Stößen

von Acten beladen war, und arbeitete. Quarin blieb ehrfurchtsvoll an der Thür stehen und wartete, bis der Kaiser ihn bemerken wolle.

Plötzlich unterbrach ein heftiger Hustenanfall den Kaiser in seinen Arbeiten. Er ließ die Feder sinken und lehnte sich erschöpft in den Fauteuil zurück. Ew. Majestät dürfen nicht arbeiten, sagte Herr von Quarin ernst, Sie müssen Sich mehr schonen, Sie müssen einige Zeit lang alle Arbeiten aussetzen.

Ich glaube, ich werde sie bald für immer aussetzen, sagte der Kaiser matt. Ich habe Sie rufen lassen! Ich habe einen schlimmen Prozeß mit meiner Brust und möchte gerne wissen, wer ihn gewinnen wird.*) Sie sollen mir das sagen, Quarin!

Was soll ich Ew. Majestät sagen? fragte der Arzt zögernd.

Der Kaiser sah ihm mit seinen großen, fieberglühenden Augen fest in's Antlitz. Quarin, Sie wollen mir ausweichen, Sie haben mich aber ganz gut verstanden. Sie sollen mir sagen, wer in dem Prozeß, den ich mit meiner Brust habe, gewinnen wird, der Tod oder ich? Und damit Sie dazu alle nöthigen Beweisstücke haben, nehmen Sie das!

Er zog sein Taschentuch, das er vorher so hastig in seinen Busen gesteckt, hervor und legte es auf den Tisch. Dieses Tuch war dunkelroth gefärbt.

Blut! rief der Arzt erbebend. Ew. Majestät haben sich verwundet?

Ja, innerlich, tief im Herzen, sagte Joseph. Die Ungarn haben mir vorher den Todesstoß gegeben. Das Blut, das von meinen Lippen gequollen ist, zeugt davon! Sehen Sie mich nicht so traurig an, Doctor, lassen Sie uns wie Männer, die den Tod nicht fürchten, zu einander sprechen. Sehen Sie mir fest in's Auge, und dann sagen Sie mir, Doctor, glauben Sie, daß ich genesen kann?

Warum sollten Ew. Majestät nicht genesen können? fragte der Arzt langsam. Sie sind ja noch so jung, Sire, haben eine so gesunde Natur!

Keine Gemeinplätze, Quarin, keine Umschweife, rief der Kaiser ungeduldig. Ich will die Wahrheit, hören Sie, die Wahrheit. Ich

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe: Charakterzüge Josephs II. S. 14.

darf mich von dem Tod nicht überraſchen laſſen, denn ich habe für ein ganzes Volk zu ſorgen, ich muß mein Haus beſtellen, muß alle meine Verhältniſſe ordnen! Und ich ſage Ihnen, ich fürchte den Tod nicht, er erſcheint mir nach einem qualvollen Leben als ein rechter Tröſter und Freund. Deshalb, Quarin, zögern Sie nicht, ſagen Sie es frei heraus, ich fordere Sie dazu auf als Ihr Kaiſer und Herr: iſt meine Krankheit gefährlich?

Er ſah den Arzt mit großen durchdringenden Augen an; dieſer erbleichte, es arbeitete und zuckte in ſeinem Angeſicht, und Ströme von Thränen entſtürzten plötzlich ſeinen Augen.

Ja, Sire, ſagte er leiſe, ſie iſt gefährlich.

Joſephs Angeſicht blieb vollkommen ruhig und klar. Können Sie mir mit Beſtimmtheit ſagen, wie lange ich noch zu leben habe? fragte er.

Nein, Sire. Es kann noch einige Wochen dauern, es kann ſchnell zu Ende gehen. Dieſe Krankheit iſt eine von denen, wo die Patienten jeden Augenblick ihrem Tod entgegen ſehen müſſen.

Unheilvolle Bruſtkrankheit, nicht wahr? fragte der Kaiſer ruhig.

Ja, Sire, flüſterte Quarin unter Thränen, unheilbar.

Der Kaiſer ſchwieg einen Moment und blickte ernſt und ſinnend vor ſich hin. Dann reichte er mit einem ſanften Lächeln dem Arzt ſeine Hand dar. Ich danke Ihnen, mein Freund, ſagte er, danke Ihnen aus tiefſter Seele, daß Sie mir die Wahrheit geſagt haben. Ich werde Ihnen beweiſen, daß ich dankbar bin, und Ihre Treue und Wahrheitsliebe gern belohnen möchte.*) Sie haben Familie, nicht wahr?

Ja, Sire, zwei Töchter!

Und Sie ſind nicht reich?

Sire, das Gehalt, welches mir Ew. Majeſtät gnädigſt geben, und meine Praxis ernähren uns reichlich.

Der Kaiſer nickte leicht mit dem Kopf. Ich bitte Sie, eine kleine Beſtellung von mir zu übernehmen, ſagte er, und indem er ſich dem Schreibtiſch zuwandte, nahm er die Feder und ſchrieb auf ein Blatt Papier haſtig einige Zeilen.

Nehmen Sie, Doctor, ſagte er dann, dem Arzt das Papier darreichend, haben Sie die Güte, dies Blatt in meiner Hofkanzlei bei dem

*) Dieſe Scene iſt hiſtoriſch genau, wie auch des Kaiſers Worte. Hübner II. 496.

Finanzbüreau abzugeben. Man wird Ihnen zehntauſend Gulden dafür zahlen. Das iſt die Ausſteuer Ihrer Töchter.

Oh, Sire, rief der Arzt tief bewegt und mit zitternder Stimme, ich danke Ihnen, danke Ihnen im Namen meiner Töchter und mit der ganzen Kraft meines Vaterherzens.

Nein, ſagte der Kaiſer ſanft, danken Sie mir nicht, es iſt meine Pflicht, Verdienſte zu belohnen.*) Damit Sie aber auch perſönlich ein kleines Erinnerungszeichen an mich haben, das Sie immer mit ſich herumtragen müſſen, ernenne ich Sie zum Freiherrn, und werde dafür ſorgen, daß Ihnen das Patent gleich ausgefertigt werde. Still, Freund, kein Wort mehr! Laſſen Sie mich jetzt allein. Ich muß arbeiten, denn, Sie wiſſen es am beſten, meine Zeit iſt kurz und meine Stunden ſind gezählt! Gehen Sie! Wer weiß, wie bald ich Sie wieder werde rufen müſſen!

Herr von Quarin küßte ſchweigend die dargereichte Hand, und ging dann raſch, um ſeine Thränen nicht ſehen zu laſſen, hinaus.

Der Kaiſer ſank tief aufſeufzend in ſeinen Lehnſtuhl zurück. Seine großen Augen richteten ſich mit einem unausſprechlichen Ausdruck gen Himmel, ſein bleiches, abgezehrtes Geſicht hatte einen wunderbaren Glanz, es leuchtete wie in einem Strahl der Verklärung.

Da öffnete ſich haſtig die Thür der Kanzlei, ſein erſter Cabinetsrath trat ein und ſchritt, mit Papieren in der Hand, raſch zu dem Kaiſer hin.

Was giebt's? fragte der Kaiſer, leicht zuſammenſchreckend.

Sire, zwei Couriere ſind ſoeben eingetroffen. Der Eine kommt vom Grafen Cobenzl. Er hat ihn in Luxemburg abgefertigt, und meldet, daß ſich ganz Belgien, mit Ausnahme Luxemburgs, in den Händen der Patrioten befinde, daß eine General-Verſammlung der unirten belgiſchen Provinzen von van der Noot zuſammenberufen ſei, in welcher der Cardinal Frankenberg als Präſident fungirt. Man hat feierlich Belgien zu einer Republik erklärt, und England, Preußen und Holland ſollen als Garanten derſelben auftreten. Graf Cobenzl bittet Ew. Majeſtät um Verhaltungsbefehle, was nun zu thun ſei?

Der Kaiſer hatte der traurigen Botſchaft mit vollkommen ruhigen Mienen zugehört. Und der zweite Courier? fragte er nach einer kurzen Pauſe.

---

*) Des Kaiſers eigene Worte.

Sire, sagte der Cabinetsrath zögernd, der zweite Courier kommt von dem kaiserlichen Statthalter in Tyrol.

Was meldet er?

Schlimme Botschaft, Sire. Das Volk empört sich, es schreit laut gegen die Conscription und gegen die kirchlichen Reformen. Es droht mit Abfall und Empörung, wenn die neuen Gesetze nicht wieder abgeschafft werden.

Der Kaiser stieß einen lauten Schmerzensschrei aus, und drückte seine beiden Hände auf seine Brust. Es ist nichts, sagte er dann nach einer Pause, als er den angstvollen, fragenden Blicken des Cabinetsraths begegnete, ein zufälliger, vorübergehender Brustschmerz, weiter nichts! Fahren Sie fort in Ihrem Bericht!

Sire, ich bin zu Ende. Dies ist die ganze Meldung des kaiserlichen Statthalters. Er beschwört Ew. Majestät, den Aufruhr im Keim zu ersticken, und —

Und meine Gesetze und Erlasse zurückzunehmen, nicht wahr? unterbrach ihn der Kaiser ruhig. Oh, ich kenne das, es ist das alte Unkenlied, das ich jetzt von allen Seiten vernehme! Nun, ich will mir's überlegen, und werde Sie nachher rufen, um Ihnen meinen Entschluß mitzutheilen!

Aufruhr in Tyrol, Aufruhr in Ungarn und in den Niederlanden, sagte der Kaiser leise vor sich hin, als er wieder allein war. Sie läuten von allen Seiten meine Todtenglocken! Sie wollen mich begraben, noch ehe ich todt bin! Kaiser Karl der Fünfte, mein großer Ahn, schaute auch seinem Begräbniß zu, aber er that's freiwillig, mich wollen sie dazu zwingen durch Aufruhr und Rebellion. Ich soll Alles begraben, was ich gewollt, gewirkt und erstrebt habe, ich soll sterben mit dem Bewußtsein, umsonst gelebt zu haben! Oh, mein Gott, welche Qualen sind dies, und wodurch habe ich denn solche Demüthigung verdient? Was habe ich denn verschuldet, daß ich so furchtbar büßen muß? Und muß ich denn, giebt es kein Rettungsmittel für mich? Muß ich, oh, mein Gott, muß ich widerrufen?

Er schwieg, und versank tiefer in sich selbst, und überdachte angstvoll und schmerzensreich seine Lage. Und immer bleicher ward sein Angesicht, immer düsterer sein Blick, immer schwerere Seufzer hoben seine beklemmte Brust.

Ja, murmelte er nach einer langen Pause leise vor sich hin, ich

habe kein anderes Mittel mehr, ich kann mein Werk nicht vollenden, es bricht über mir zusammen! Ungeheure Schwierigkeiten thürmen sich gegen dasselbe auf, und ich habe kein Leben mehr vor mir, keinen Raum für meine erlöschende Kraft. Drei meiner Länder in Aufruhr, und nur die äußerste Gewalt wäre im Stande, ihn zu dämpfen. Oh, mein Gott, warum muß ich gerade jetzt sterben, warum darf ich nicht noch einige Monate leben, nur so lange, bis ich meinem Reich wieder Ruhe gegeben! Denn so kann ich es, so darf ich es meinem Nachfolger nicht hinterlassen, kann ihm diese Erbschaft der Revolution nicht auferlegen. Ich muß es verhüten, daß mein Staat zusammenbricht. Ich muß es verhüten, denn ich habe es verschuldet. Oh, und es giebt dazu nur Ein Mittel, ein furchtbares, martervolles Mittel, aber ich muß es ergreifen, ich muß widerrufen!

Er schauderte in sich zusammen und legte seine beiden Hände über sein schmerzzuckendes Angesicht. Lange saß er so da, tief gebeugt, leise stöhnend und wimmernd, ringend mit seiner Qual. Große Thränen rannen zwischen seinen Fingern hervor, seine ganze Gestalt erbebte im Kampf des Schmerzes. Einmal schrie er laut auf vor ungeheurer Seelenpein, und hob sein zitterndes Antlitz jammernd zum Himmel empor, dann senkte er es wieder nieder in seine Hände, und kroch schmerzvoll in sich selbst zusammen.

Dann, nach einer langen, langen Stunde der Qual, ließ er langsam seine Hände von seinem Gesicht gleiten, das jetzt farblos und bleich war, wie das eines Todten.

Jetzt ist's vorüber, sagte er mit zitternden Lippen, der Kampf ist ausgekämpft, das Opfer ist gebracht. Alle meine Werke, meine Gesetze und Einrichtungen sollen mit mir niedersteigen in mein Grab, und wenn sie es über mir schließen, wird keine Spur von mir zurückbleiben. Ich will meinem Vaterland und meinem Nachfolger dies letzte Opfer darbringen, ich will widerrufen!

Er griff nach der Klingel und schellte heftig, und befahl dem eintretenden Kammerdiener, den Kabinetsrath aus der Kanzlei herbeizurufen, denn seine Stimme hatte nicht mehr die Kraft, zu rufen.

Jetzt, sagte er, als der Kanzleirath eintrat, jetzt wollen wir arbeiten! Meine Hand ist leider zu schwach, die Feder zu führen, Sie werden Alles für mich ausarbeiten müssen. Zuerst die Antwort für die

Ungarn. Ein Manifeſt ſetzen Sie auf, in dem ich alle die Neuerungen, alle die Geſetze, welche gegen die alte ungariſche Reichs-Conſtitution ſind, — widerrufe!

Er ſchwieg einen Augenblick, und trocknete ſich den Schweiß ab, der in großen Tropfen auf ſeiner Stirn ſtand. Hören Sie, fuhr er dann fort, ich widerrufe in dieſem Manifeſt alle meine Geſetze, mit Ausnahme des Toleranz-Ediktes. Ich verſpreche den Ungarn, im kommenden Jahr den Reichstag auszuſchreiben, und die Verwaltung und die Rechtspflege des Königreichs wieder auf den alten Fuß, wie es vor 1780 war, herzuſtellen. Ich hebe die Conſcription feierlich und förmlich auf und nehme das Steuergeſetz zurück. Alles ſoll wieder ſo werden, wie es zu Maria Thereſia's Zeiten geweſen. Ich verſpreche, die Grundgeſetze des Landes und die geheiligten Rechte der Stände zu ehren und nie zu verletzen. Ich verordne, daß die ungariſche Krone ſofort wieder von Wien nach Ofen gebracht werde, und bin bereit, ſobald ich mich von meiner Krankheit erholt habe, nach Ungarn zu kommen, und mich krönen zu laſſen.*) — Fertigen Sie dies Decret ſogleich aus, und bringen Sie es mir zur Unterſchrift. Alsdann wird es dem Kanzler Grafen von Palfy übergeben, er wird es nach Ungarn bringen. —

Das war, was wir für Ungarn zu thun hatten! — Unſere zweite Sorge gilt Tyrol. Fertigen Sie in meinem Namen auch ein Decret für Tyrol aus. Ich bin bereit, dem Willen des Volkes Genüge zu thun, ich hebe die Conſcription auch für Tyrol auf, und nehme die eingeführten Neuerungen in Kirchenſachen zurück. Fertigen Sie dies Decret auch ſogleich aus, geben Sie es mir zur Unterſchrift und ſenden Sie es alsdann ſofort durch einen Courier an den kaiſerlichen Statthalter in Tyrol. — Dann haben wir alſo Ungarn und Tyrol Ruhe und Zufriedenheit gegeben, und es bleibt nur noch übrig, die Niederlande zu beruhigen. Aber ich fürchte, dort wird Niemand meine Stimme mehr hören wollen. Ich werde alſo mein Herz überwinden und meinen Stolz beugen. Ich werde an den Papſt ſchreiben, ſeine Vermittelung anflehen und ihn bitten, daß er die Biſchöfe und die Geiſtlichkeit ermahne, Frie-

*) Dies iſt der Inhalt der Widerrufungs-Verordnung, die Joſeph einige Wochen vor ſeinem Tode erließ, und die damals in der ganzen Welt das ungeheuerſte Erſtaunen und Aufſehen erregte. Siehe Groß-Hoffinger III. S. 290. Hübner II. S. 279.

den mit mir zu machen.*) Was ſehen Sie mich ſo erſtaunt und traurig an? Ich mache meinen Frieden mit der Welt, mein Freund, ich ſtreiche mein Leben mit einigen Federzügen aus und gieße das Dintenfaß über meine Geſetze! Eilen Sie, die Decrete auszufertigen. Beſorgen Sie auch einen Courier, der nach Rom abgeht. Ich will ſogleich das Schreiben an den Papſt aufſetzen, denn, wenn man als Bittſteller kommt, muß man ſchon eigenhändig ſchreiben. In einer Stunde kommen Sie hier herein, das Schreiben abzuholen, und jetzt eilen Sie ſich.

Nach einer Stunde trat der Cabinetsrath, dem kaiſerlichen Befehl gemäß, wieder in das Cabinet.

Auf dem Schreibtiſch lag der ſchon beendete Brief des Kaiſers an den Papſt. — Aber dieſe letzte furchtbare Demüthigung hatte die letzte Kraft des Kaiſers gebrochen.

Er lag ohnmächtig in ſeinem Fauteuil und ſeine Lippen waren von dem Blut geröthet, das aus ſeiner Bruſt hervorſtrömte.

IX.

Der Tod des Märtyrers.

Es war Alles vollbracht. Er hatte Abſchied genommen von ſeiner Familie, ſeinen Freunden, ſeinen Dienern, er hatte gebeichtet, und öffentlich, im Beiſein ſeiner Familie und ſeiner Freunde, das heilige Abendmahl empfangen.

Der Kampf mit dem Leben war ausgekämpft, alle Schmerzen waren überwunden. Mit heiter ſtrahlendem Angeſicht lag Joſeph auf ſeinem Lager; kein Wort des Unmuthes oder der Klage kam über ſeine Lippen. Er tröſtete die Weinenden, und hatte für jeden ein Wort der Beruhigung und der Liebe. Er ſchrieb noch in den letzten Tagen mit eigener zitternder Hand Abſchiedsbriefe an ſeine Schweſtern, an den Fürſten Kaunitz, und an einige Damen ſeines nähern Umganges, Briefe voll rührender Innigkeit und Zartheit, und unterzeichnete noch am ſiebenzehnten Februar achtzig Mal ſeinen Namen.

Aber jetzt fühlte er, daß ſeine Kräfte zu Ende, und als am Abend

*) Groß-Hoffinger III. S. 279.

dieses Tages seine Freunde Lacy und Rosenberg zu ihm kamen, um die Nacht bei ihm zu wachen, winkte er sie mit der Hand dicht zu sich heran an sein Lager.

Es geht zu Ende, meine Freunde, sagte er leise, die Lampe hat kein Oel mehr, sie wird bald erlöschen! Still! Weint nicht, sagt mir heiter das letzte Lebewohl!

Heiter? fragte Lacy traurig, heiter, wenn wir Sie niemals wieder sehen sollen?

Der Kaiser blickte sinnend zur Decke empor. Wir werden uns wieder sehen, sagte er nach einer langen Pause. Nicht hier auf Erden, aber im Jenseits. Oh, ich glaube an ein Jenseits, ich hoffe auf ein Jenseits! Muß es denn nicht ein Dasein geben, wo ich einigen Ersatz finde für Alles, was ich hier auf Erden gelitten?

Und eine Strafe für Diejenigen, welche Ew. Majestät leiden gemacht? fragte Graf Rosenberg düster.

Ich habe Allen verziehen, sagte der Kaiser lächelnd. Kein Groll und kein Uebermuth ist mehr in meinem Herzen, ich bin ganz resignirt! Ich hatte die gute Absicht und den redlichen Willen, mein Volk glücklich zu machen, ich zürne ihm nicht, daß es nicht annehmen wollte, was ich ihm geboten habe. Ich wünschte, man schriebe auf mein Grab: „Hier ruht ein Fürst, dessen Absichten rein waren, der aber das Unglück hatte, alle seine Entwürfe scheitern zu sehen.“ — Ach, meine Freunde, der Dichter hatte nicht Recht, wenn er sagt: „Et du trône au cercueil le passage est terrible.“ Ich vermisse den Thron nicht, und fühle mich ganz ruhig, nur ein wenig gekränkt durch so viele Lebensplage, so wenig Glückliche und so viel Undankbare gemacht zu haben. Allein das ist das gewöhnliche Schicksal der Männer auf dem Thron!*)

Das Schicksal der großen Männer, die ihrer Zeit vorangehen, sagte Lacy, das Schicksal Aller, die Großes wollen, Großes erstreben, und den Völkern neue Ideen des Glücks, der Aufklärung und der Geistesfreiheit bringen. Sie müssen Alle sterben als Märtyrer der Dummheit, des Uebelwollens und der Kleinlichkeit.

Ja, ein Märtyrer bin ich, sagte Joseph mit einem sanften Lächeln, aber sie werden aus meinen Gebeinen keine Reliquien machen.

---

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe: Characterzüge ꝛc. II. S. 23.

Aber die Liebe zu Eurer Majeſtät werden wir als heilige Reliquie in unſerm Herzen tragen, rief Graf Roſenberg weinend.

Sie ſollen nicht weinen, ſagte Joſeph. Haben wir nicht ſchöne Tage der Treue und Freundſchaft mit einander durchlebt, wollen Sie mir nicht auch jetzt noch Ihre Freundſchaft beweiſen, indem Sie mir ein heiteres Angeſicht zeigen? Sie vor allen Dingen, Roſenberg, Sie, welcher mir heute die letzte Freudenbotſchaft gebracht, das letzte Freudenlächeln auf meinem Antlitz geſehen haben, als Sie mir meldeten, daß meine geliebte Nichte Eliſabeth meinem Franz eine Tochter geſchenkt hat. Oh, es iſt ſchön, eine Freude mit ſich in ſein Grab zu nehmen, und ſterbend eine neue Hoffnung aufblühen zu ſehen! Eliſabeth wird dereinſt Eure Kaiſerin ſein, liebt ſie, Ihr, meine alten Getreuen, liebt ſie um meinetwillen, denn ich habe ſie geliebt, wie mein eigenes Kind! Man hat mir ſeit einigen Stunden ſchon keine Nachricht von ihr gebracht. Es geht ihr gut, nicht wahr?

Die beiden Freunde antworteten nicht und ſenkten die Augen nieder.

Lacy, rief der Kaiſer, und jetzt fuhr wieder ein Ausdruck menſchlichen Leidens durch die vorher ſo verklärten Züge, Lacy, warum weinen Sie? Sie ſchweigen, oh mein Gott, Sie ſchweigen? Roſenberg, ich beſchwöre Sie bei unſerer Freundſchaft, bei Allem, was Ihnen heilig und theuer iſt, ſagen Sie mir die Wahrheit: wie ſteht es mit der Erzherzogin Eliſabeth, mit meiner Tochter?

Er richtete ſich halb empor und ſchaute in athemloſer Angſt auf den Grafen hin. Dieſer wagte es nicht, den Blicken des Kaiſers zu begegnen.

Die Erzherzogin Eliſabeth iſt ſehr krank, ſagte er leiſe. Die Entbindung hat ſie ſehr angegriffen.

Ah, ſie iſt todt, rief der Kaiſer, nicht wahr, ſie iſt todt?

Niemand antwortete, nur die Thränen, welche in Lacy's und Roſenberg's Augen ſtanden, gaben die Antwort.

Joſeph ſtieß einen lauten Schmerzensſchrei aus, und ſeine Arme zum Himmel emporſtreckend, rief er: Oh Gott, Dein Wille geſchehe! Aber was ich leide, iſt unbeſchreiblich! Ich meinte, ich wäre bereit, alle Todespein zu ertragen, die es Gott gefallen möchte, mir zu ſenden: aber dieſes fürchterliche Unglück überſteigt Alles, was ich jemals gelitten hatte!*)

*) Des Kaiſers eigene Worte.

Er sank zurück auf sein Lager und lag still und starr da eine lange, lange Zeit. Dann auf einmal richtete er sich wieder empor, und seine Stimme war wieder kräftig und voll, und sein Auge hatte wieder Feuer und Glanz, und sein ganzes Wesen zeigte wieder den Kaiser und den Herrscher, der vor allen Dingen sich selbst beherrscht.

Man soll die Erzherzogin mit allen Ehren, wie sie diese edle und erhabene Fürstin verdient, bestatten, sagte er. Ihnen übertrage ich die Sorge, Rosenberg, daß das Leichenbegängniß mit allem Pomp geschehe. Morgen soll die Leiche in der Hofkapelle ausgestellt werden, aber dann soll man sich beeilen, sie zur ewigen Ruhe in die Kaisergruft hinabzusenken, damit in der Hofkapelle Platz werde für meine eigene Leiche!*)

Das war der letzte Befehl, den der Kaiser ertheilte; von nun an war er nur noch ein armer, sterbender Mensch, und nur Gott und seinem Volk galten seine letzten Gedanken.

Er ließ seinen Beichtvater an sein Lager rufen, und bat, ihm etwas aus dem Gesangbuch vorzulesen, ein Sterbegebet.

Mit gefaltenen Händen hörte er zu, die großen Augen gen Himmel gewandt, aber plötzlich schien es, als wenn eine freudige Begeisterung über ihn komme, und er begann laut die Worte des Gebetes mitzusprechen.

So bleiben nun Glaube, Hoffnung und Liebe! betete der Geistliche.

Der Kaiser wiederholte die drei letzten Worte. Er sprach das Wort Glaube mit tiefer Zuversicht, das Wort Hoffnung leise und schüchtern, das Wort Liebe aber rief er mit einer wahren, freudigen Inbrunst.**)

Dann wieder ward er ganz still. Die Gebete verstummten. Der Kaiser lag mit gefalteten Händen bleich und unbeweglich da.

Einmal hörte man ihn leise sagen: Herr, der Du mein Herz kennst, Dich rufe ich zum Zeugen an, daß ich Alles, was ich unternahm und befahl, aus keinen andern Absichten als zum Wohl und zum Besten meiner Unterthanen meinte. Dein Wille geschehe!***)

Dann wieder ward er still, ganz still. — Weinend, mit gefalteten Händen stand der Erzherzog Franz, Lacy und Rosenberg an seinem

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe: Hübner II. S. 491.

**) Ramshorn, S. 449.

***) Hübner II. S. 502.

Lager. Der Kaiſer ſah ſie mit ſeinen großen, gebrochenen Augen an, aber er kannte ſie nicht mehr.

Aber dann wieder blitzte der Geiſt mit einem letzten Scheidegruß in ſeinen Augen auf und mit feſter Stimme ſagte er: Ich glaube meine Pflicht als Menſch und als Regent erfüllt zu haben!

Dann wandte er ſein Antlitz zur Seite.

Wieder herrſchte eine tiefe Stille. Auf einmal ward dieſe Stille unterbrochen von einem langen, ſchweren Seufzer.

Es war der Todesſeufzer Kaiſer Joſeph des Zweiten! — —

Am 20. Februar 1790 ſtarb Kaiſer Joſeph. Aber ſein Geiſt ſtarb nicht mit ihm, er lebte und wirkte fort bis auf die heutigen Tage! Auch ſein Volk, welches ihn oft mißkannt, fühlte nach ſeinem Tode erſt, was es an ſeinem Kaiſer verloren, und wie ſehr er es geliebt hatte. Jetzt, da er todt war, da ſie ihm das Herz gebrochen, jetzt liebten ſie ihn und weinten um ihn. Die Dichter ſangen ihm ihre Klagelieder nach und mühten ſich ab, geiſtreiche Grabſchriften für den großen Märtyrer der Aufklärung zu machen. Die beſte und geiſtvollſte dieſer Grabſchriften iſt vom Fürſten von Ligne und lautet alſo:

Ce prince malheureux, dans ses vastes projets,
Pour fixer leur bonheur, déplut à ses sujets.
Esclave d'un devoir, que vit mal son génie
A créer, reformer, il consuma sa vie:
Sourd aux cris de son coeur, qu'égarait son esprit
Risquant plus d'une fois de perdre tout crédit,
Allarmant ses états, et l'Europe et l'Asie,
Blamé par des ingrats que suscitait l'envie,
Il entreprit beaucoup, et commençant toujours
Ne put rien achever, exceptés ses beaux jours.

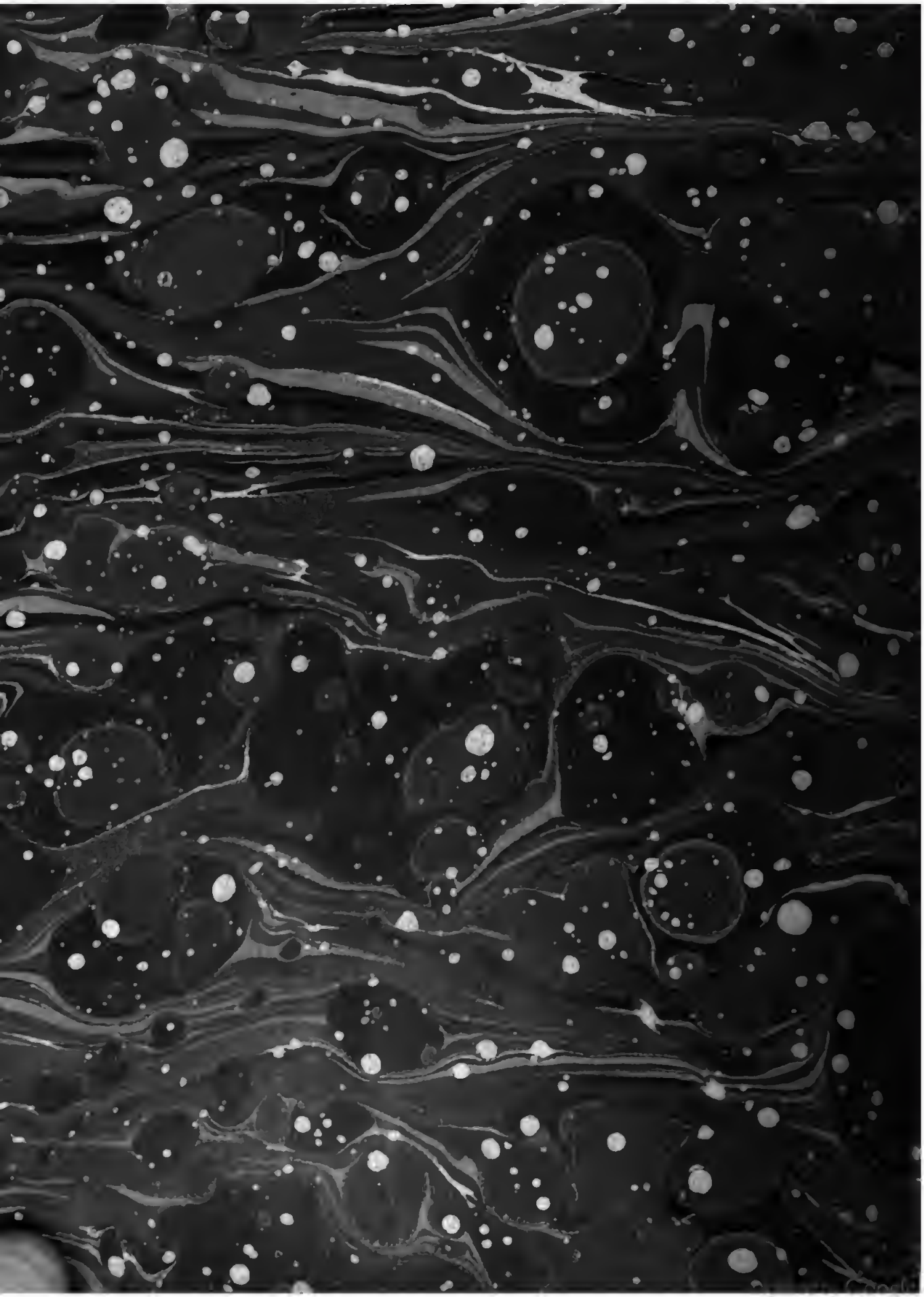
Das Volk aber ſang:

Ich denk' ſo manchmal hin und her,
's kommt doch kein Kaiſer Joſeph mehr!
Wenn Einem der in's Auge ſah,
Das war mein' Seel' ein Gloria!

Ende.

Quellen-Nachweis.

1. Lebensgeſchichte Joſeph des Zweiten, Kaiſers der Deutſchen, oder Roſen auf deſſen Grab. Geſammelt von L. Hübner. Salzburg.
2. Friedrich von Raumer. Europa vom Ende des ſiebenjährigen bis zum Ende des amerikaniſchen Krieges (1763 bis 1783). Nach den Quellen im britiſchen und franzöſiſchen Reichsarchiv. Leipzig 1839.
3. Carl Ramshorn. Kaiſer Joſeph II. und ſeine Zeit. Leipzig 1845.
4. A. J. Groß-Hoffinger. Lebens- und Regierungsgeſchichte Joſeph des Zweiten und Gemälde ſeiner Zeit. 4 Bände. Stuttgart 1842.
5. Johann Pezzl. Characteriſtik Joſeph II. Eine hiſtoriſch-biographiſche Skizze. Wien 1790.
6. J. D. E. Preuß. Friedrich der Große. Eine Lebensgeſchichte. 5 Bände. Berlin 1833.
7. Caroline Pichler. Denkwürdigkeiten aus meinem Leben. 4 Bände. Wien 1844.
8. Joſeph Freiherr von Hormayr. Oeſterreichiſcher Plutarch oder Leben und Bildniſſe aller Regenten und der berühmteſten Staatsmänner, Gelehrten und Künſtler des Kaiſerſtaats. 20 Bändchen. Wien 1807.
9. J. G. Siegmeier. Ueber den Ritter Gluck und ſeine Werke. Berlin 1837.
10. Anton Schmid. Chriſtoph Wilibald, Ritter von Gluck. Deſſen Leben und tonkünſtleriſches Wirken. Leipzig 1854.
11. Johann Friedel. Briefe aus Wien an einen Freund in Berlin. 2 Thle. Leipzig und Berlin 1783 und 1785.
12. Briefe aus Berlin über verſchiedene Paradoxe dieſes Zeitalters. An den Verfaſſer der Briefe aus Wien an einen Freund in Berlin. 2 Thle. Berlin und Wien 1784.
13. Zehn Briefe aus Oeſterreich an den Verfaſſer der Briefe aus Berlin. Gedruckt an der ſchleſiſchen Grenze 1784.
14. Kaiſer Franz und Metternich. Ein nachgelaſſenes Fragment. (Von Joſeph Freiherr von Hormayr.) Leipzig 1848.

15. v. Dohm. Denkwürdigkeiten meiner Zeit oder Beiträge zur Geſchichte von 1778 bis 1806. Fünf Bände. Lemgo und Hannover 1814.
16. Carl Riesbeck. Briefe eines reiſenden Franzoſen über Deutſchland. An ſeinen Bruder in Paris. 2 Bände. 1783.
17. Johann Bernouilli's Sammlung kurzer Reiſebeſchreibungen. Bd. 16 u. 17. Berlin 1785.
18. Characterzüge, Memorabilien und hiſtoriſche Anekdoten von Kaiſer Joſeph II. Herausgegeben von keinem Reichsbiographen. 2 Bände. Leipzig und Meißen 1847.
19. Joſeph Freiherr von Hormayr. Wien, ſeine Geſchicke und ſeine Denkwürdigkeiten. Band V. Wien 1823.
20. F. C. Schloſſer. Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts ꝛc. Bd. III. und IV. Heidelberg 1844.
21. Briefe von Joſeph dem Zweiten als characteriſtiſche Beiträge zur Lebens- und Staatsgeſchichte dieſes unvergeßlichen Herrſchers. Leipzig 1821.
22. Theodor Mundt. Der Kampf um das ſchwarze Meer. Hiſtoriſche Darſtellungen aus der Geſchichte Rußlands. Braunſchweig 1855.
23. Adam Wolf. Oeſterreich unter Maria Thereſia. Wien 1854.
24. v. Hormayr. Taſchenbuch für vaterländiſche Geſchichte.
25. Peter Philipp Wolf. Allgemeine Geſchichte der Jeſuiten.
26. Juſtinus Körner. Franz Anton Mesmer aus Schwaben.
27. Caraccioli. La vie de Joseph II. Amsterdam 1790.
28. Henry Swinburne. The Courts of Europe at the Close of the last Century. 2 Bände. London 1841.
29. Rulhière. Histoire de l'anarchie de Pologne. 4 Bände.
30. Masson. Mémoires secrèts sur la Russie.
31. Madame de Campan. Mémoires. 4 Bände.
32. Soulavie. Mémoires historiques et politiques du Règne de Louis XVI. 8 Bände.
33. Georgel. Mémoires. 6 Bände.
34. Mémoires sur la vie privée de Marie Antoinette. 2 Bände.
35. Coxe. History of Austria. 5 Bände. London.
36. Wraxal. Memoirs of the Courts of Berlin, Vienna etc. London 1800.
37. Fréderic II. Oeuvres complètes.
38. Prince de Ligne. Conversations avec Frédéric le Grand.
39. Ferrand. Histoire des trois démembremens de la Pologne. 4 Bände.
40. Marquise de Créqui. Mémoires. 7 Bände.
41. Dutens. Mémoires d'un voyageur qui se repose. 4 Bände.
42. Mémoires secrèts sur Louis XIV. 6 Bände.

521958